Bor. 211 g - 2

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<366263172400013

Bayer. Staatsbibliothek

Die Vorzeit

der Länder

Cleve-Mark, Jülich-Berg

und

Westphalen,

von

Montanus.

„Lieblich sind Sagen vergangener Zeit.
„Sie gleichen dem heimlichen Schauer des Frühlings,
„Wenn in's Gefilde lugt die Sonne
„Und leichtes Gewölk' über Hügel dahinfliegt."

Ossian.

Zweiter Band.

Solingen,
Verlag von Friedrich Amberger.

1839.

Bor. 211g-2

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhaltsverzeichniß

des zweiten Bandes.

Die Geschichte von Altenberg.

Seite

I. Werth und Lage der Abtei Altenberg 1

II. Aeußere Geschichte des Klosters.

1) Stiftung der Abtei auf dem Stammschlosse der Grafen von Berg 6

2) Die Reihenfolge der Aebte und der infulirten Prälaten von Altenberg, nebst den merkwürdigsten Nachrichten aus der Klosterchronik 9

3) Die Aufhebung der Abtei und ihre späteren Schicksale 35

III. Innere Geschichte des Klosters Altenberg.

1) Das Mönchthum und der Cisterzorden 47

2) Das Klosterleben in seiner Blüthe 56

3) Innerer Zustand der Abtei seit der Reformation . 95

IV. Historische Denkmale.

1) Die Klosterkirche 104

2) Die in der Altenberger Kirche befindlichen Fürstengräber und die merkwürdigsten dortigen Inschriften 115

3) Die Abteigebäude 154

V. Das Dhünthal und die näheren Umgebungen der Abtei 158

VI. Die an Altenberg haftenden Legenden und Sagen.

1) Der Alte-Berg 174

2) Die heilige Eselei 181

Seite
3) Die eilftausend Jungfrauen zu Altenberg 183
4) Der blühende Hirtenstab 186
5) Der Waldbruder 187
6) Woldus 188
7) Die Bienenkapelle 191
8) Der Wasserteufel 192
9) Die verrätherischen Schuhe 194
10) Der Teufel im Glas 195
11) Die wunderthätige Einfalt 196
12) Der Exprior 198

Geschichten, Sagen und Romanzen u. s. w.

Der Templer zu Burg, 1309 203
Die Schlacht bei Woringen am 5. Juni 1288 208
Die beiden Cisterzer, eine Begebenheit aus den Kreuzzügen, 1191 230
Der verwünschte Hase zu Windeck. Eine Volkssage aus dem 15. Jahrhunderte 233
Die unglücksame Probe. Eine bergische Volkssage . 237
Das letzte bergische Ritteraufgebot. Eine wahrhafte Begebenheit 243
Ritter Werner von Homburg 246
Die acht Junker von Nesselrath 250
Die Belagerung von Ottenstein am 24. Juli 1408, ein Seitenstück zu Bürgers „Weiber von Weinsberg.“ Zur märkischen Geschichte 253
Der Zweifler. Eine Klosterlegende vom Jahre 1367 . 257
Leben und Wirken des Fürstlich Neuwiedischen Kirchenrathes Wilhelm Aschenberg aus Remscheid, 1771 bis 1820 260
Die bergische Rose. Geschichte und Sage aus dem 11. Jahrhundert , ... 270
Bruno von Flittert, der Schenke von Berg. Eine Erzählung vom Jahre 1228 290
Das Kloster des heiligen Hubert. Eine märkische Legende aus dem 15. Jahrhunderte 293
Der Teufel und die Frösche. Bergische Volkssage aus dem vorletzten Jahrhunderte 306

Seite

Ritter Curt von Arlof, der bergische Gideon. Eine Begebenheit vom Jahre 1199 311
Die beiden Mendikanten. Eine bergische Klosterlegende aus dem vorigen Jahrhundert 315
Die Abenteuer Adolph's I., Herzogs von Jülich und Berg, Grafen zu Ravensberg, 1400 — 1437 . . . 321
Die Müllerstochter. Aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts 347
Das Gottesurtheil. Geschichte und Sage aus dem 13. Jahrhunderte 351
Der seltsame Schildknappe. Eine Geschichte aus dem 12. Jahrhundert 356
Die Churfürstinn Anna auf der Jagd. Eine Begebenheit aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts . 364
Der wilde Herm mit dem Stummel und der gute Vater Heribert. Geschichte und Sage aus der Mitte des 11. Jahrhunderts 367
Die hölzerne Säge. Eine Begebenheit aus dem 14. Jahrhundert 382
Die Hexenfahrt. Bergisches Volksmährchen aus dem 15. Jahrhundert 385
Die Ritter zu Stammheim. Eine Begebenheit aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts 391
Der Heiligenborn und die Heiligthümer zu Gräfrath. Klostergeschichte und Sage 395
Der Hopsa. Eine Räubergeschichte aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts 404
Das Johannisopfer. Eine Begebenheit aus der Mitte des 14. Jahrhunderts 419
Adolph von Wiehl, der wackere Ritter und gottselige Klosterbruder. Eine Legende aus den Jahren 1230 bis 1280 425
Der spukende Eber. Ein bergisches Volksmährchen aus dem vorletzten Jahrhunderte 431
Alt-Bernsau an der Agger. Eine Volkssage aus dem 12. Jahrhundert 435
Der Jagdstreit zu Diependahl. Eine charakteristische Scene aus dem freiadeligen Junkerleben zu Anfang des 18. Jahrhunderts 438

Seite

Der Pfarrer Johann von Leunenschloß zu Solingen. Ein Beitrag zur bergischen Reformationsgeschichte . 464
Der Wärewolf. Eine Sage aus dem 12. Jahrhundert 473
Die Schlangenhecke und der Compthur von Droste. Eine Begebenheit aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts, nach der Tradition aufgeschrieben . 174
Der Heiligen-Lästerer. Eine Legende vom Jahr 1082 481
Das Fräulein von Rosenau. Eine Volkssage aus der Zeit der Kreuzzüge 484
Der Jäger mit der langen Nase. Begebenheit aus dem Schlusse des 17. Jahrhunderts 495
Die Franziskaner-Rente. Eine Begebenheit aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts 499
Peter Hahn, der biedere Schmied zu Solingen. Ein Beispiel von Heldenmuth und Unterthanentreue aus der Zeit des siebenjährigen Krieges 503
Des Amtmanns Spuk auf der Wahner Haide. Bergische Volkssage aus dem vorletzten Jahrhundert . 512

I.

Werth und Lage der Abtei Altenberg.

Altenberg, die ehemalige reiche Cisterzienser-Abtei war Jahrhunderte hindurch das Ziel vieler frommer Pilger-Fahrten und zu Zeiten ein Asyl laut'rer Frömmigkeit. Weit umher in den Landen war es gerühmt und gepriesen wegen seiner Heiligthümer, wegen des wirksamen Gebetes seiner Bewohner und der Wunder, die sich dort begeben. — Die Zeiten haben sich gewaltig umgestaltet: die Klöster sind gefallen, die frommen Mönche sind ausgezogen, verschollen sind die Wunder, oft nur ein Ziel des leichtfertigen Spottes und unbeachtet liegen die einst so hochgeschätzten oft theuer erworbenen Reliquien; allein Altenberg ist noch jetzt ein Ort der Verehrung. Von nah und fern ziehen noch immer die Pilger heran, ihm ihre Huldigung darzubringen, es ist noch immer heilig geblieben dem Volke. Doch ist es nicht der Ruf der Betglocke, nicht der lautschallende Chor der frommen Mönchsgenossenschaft, der uns Pilger jetzo zu den ehrwürdigen Hallen ziehet: es ist eine Art von heiliger Neugierde, dort anzustaunen, was der fromme Sinn unserer Vorfahren Wunderbares geschaffen. Mit Schauern der

Ehrfurcht, in welcher sich die ferne Zeit vergegenwärtigt, betreten wir die Hallen des hohen Gottesbaues und begreifen in seiner Größe das tiefe Gemüth des Mittelalters, das dies Wunder einer Zeit des kleinlichen Eigennutzes entgegenstellt. Der Künstler wie der Geschichtsfreund finden in dem herrlichen Denkmale der Religiösität unserer Vorfahren, in dem Schmucke und in den Geschichtstafeln der Kirche eine reiche Vergeltung für die Mühe der Wanderschaft und dem Freunde von Naturschönheiten breitet sich hier zwischen rauher Bergeinöde ein anmuthiges romantisches Thal aus, dessen Reize durch die dort überraschenden Bauwerke und Ruinen der Vorzeit erhöhet werden.

Für die Heimath aber hat Altenberg, und nicht blos als die Zierde derselben, unendlich höheren Werth. In den dortigen Fürstengräbern ruhen die frühesten Landesregenten, die das Kloster gestiftet und gehoben, die es zur würdigsten Begräbnißstätte erlesen haben. Die Grafen und spätere Herzoge von Berg, Ahnen unseres jetzt regierenden Königshauses und Sibilla von Brandenburg, die Tochter des Churfürsten Albrecht Achilles, eine Sprosse unserer erhabenen Königsfamilie, haben dort ihre Grabmale; mehrere Erzbischöfe von Cöln und andere hohe geistliche Herren ruhen den Helden und edlen Frauen zur Seite. Jede dortige Grabschrift ist bemerkenswerth für die Geschichte des Landes, und erinnern wir uns, daß es die Mönche von Altenberg waren, welche uns das Meiste, was wir von der Geschichte unserer Heimath wissen, aufgezeichnet und erhalten haben, so erhebt unsere Dankbarkeit den Werth des jetzt so vielbesuchten und weitberühmten Klosters nur noch mehr. Selbst die unwürdigen Schicksale, die das Kloster trafen, Brandunglück, Verheerung und Vandalismus, haben die Theilnahme dafür gesteigert und nach vielen Mißhandlungen wird dem heiligen Stifte eine reiche Entschädigung durch die Aufmerksamkeit und wiederholte Besuche von hohen und höchsten Personen, deren Anhänglichkeit sich schon in den thätigsten Verwendungen aussprach, durch welche jetzo die herrliche Klosterkirche wieder emporsteigt aus dem Greuel der Verwüstung. —

Ein Gegenstand so vielseitiger Aufmerksamkeit und im Anblicke so zahlreicher Bewunderer mag die Abtei den Fall ihrer ehemaligen Genossenschaft nicht beklagen, die leider in den nächsten Jahrhunderten die Kunstwerke, die ihre früheren Vorfahren geschaffen, wie an vielen Verkleckſungen sichtbar, nicht einmal zu würdigen wußte. Und mögen jetzt auch ganze Schaaren aus bloßer Neugierde, oder blos um sagen zu können, daß auch sie in Altenberg gewesen seien (was fast Mode ist), die Pilgerschaft dorthin antreten, so ist doch im Allgemeinen die Anerkennung des Herrlichen, was aus ferner Zeit auf uns kam, eine erfreuliche Erscheinung, die hoffentlich nicht die Abendröthe des edelsten Kunstsinnes sein wird. —

Altenberg liegt ungefähr in der Mitte des ehemaligen Herzogthums Berg zwischen hohen und steilen Waldbergen in tiefem Thale an einem fischreichen Waldbache, der Dhün, welcher dort mehrere von den Bergen herabrieselnde Quellen, die das Thal beleben und erfrischen, aufnimmt. Die Berliner Heerstraße, die von Cöln über Lennep führt, zieht auf der Höhe vorbei in Entfernung von einer Viertelstunde, wo die Poststation Straßerhof der nächste Ort. Von dort hinunter bis Cöln und hinauf bis Lennep wird die Entfernung ungefähr vier Stunden betragen auf sehr gut gelegter bequemer Heerstraße, wo außer der Schnellpost häufige Fahrgelegenheit. Von dem ungefähr sieben Stunden entlegenen Düsseldorf führt die Poststraße bis Opladen und von dort auf fahrbarem Polizeiwege nach Schlebusch eine Stunde unterhalb Straßerhof auf die Berliner Heerstraße. — Von dem in gerader Richtung für Fußgänger kaum vier Stunden entlegenen Solingen führt ein Fahrweg über Burg zu Wermelskirchen und ein anderer über Opladen zu Schlebusch auf die mehrerwähnte Poststraße.

Von Straßerhof bis Altenberg war bisher keine bequeme Fahrstraße, doch ist man eben jetzt damit beschäftigt und wird dieser neugelegte Weg auch für Wagen in Kurzem bequem zu befahren sein. Die Entfernung ist eine Viertelstunde. Der Fußpfad sowie auch der Fahrweg führt über den Weiler Blecher, letzterer in vier-

facher Schlangenwindung den steilen waldbewachsenen Ehrberg herab, wo sich von jähem Abhange plötzlich das tiefe Altenberger Thal, wie mit einem Zauberschlage hervorgerufen, dem überraschten Blicke zeigt. Hoch strebt dort die herrliche Klosterkirche über die vom Brande verschonten Abteigebäude, über Ruinen derselben und spätere Wohnungen empor, als wolle sie sich messen mit den steilen Waldbergen. Es däucht uns in ihrem Anblicke, wir sähen in dem romantischen Thale eine Wohnung der alten Fabelriesen, um welche sich die Zwerge jetziger Zeit angesiedelt. Erinnern wir uns aber, daß diese Riesenmassen zu Gottes Ehren emporgethürmt wurden, so umwehet uns eine heilige Vorzeit. Des überraschenden plötzlichen Hervortauchens der Abtei halber ist der Besuch derselben vom Straßerhofe aus besonders interessant, und vorzüglich ist darum der am Abhange des Berges sehr schroffe und steile Fußweg zu empfehlen, dessen Beschwerlichkeiten die schönste Vogelperspective auf das Thal und die Abtei reich vergütiget.

Ein näherer, für Wagen in schlimmer Witterung etwas beschwerlicher, für Fußgänger aber immer bequemer und recht anmuthiger Weg führt von Cöln über Dünnwald und Odenthal beständig auf der Ebene bis nach Altenberg. Zwischen Mülheim und Dünnwald biegt dieser Weg von der Heerstraße rechts nach dem ehemaligen Rittersitze Haan ab, führt dort abwechselnd durch Wald und Feld an der Walkmühle und Schildchen vorbei nach dem Hoferhofe, von wo der Weg den Dhünbach begleitet und im Anblicke der manchfaltigsten Hügelformen durch freundliche Wiesen, wohlgebaute Felder und dichte Waldungen nach dem schöngelegenen Dorfe Odenthal führt. Ueberall wechseln die anmuthigsten Naturscenen, aus jeder Waldeslichtung sieht man liebliche Landschaften mit Weilern und Baumhöfen. In den Wäldern ist dort die Wohnung unzähliger Nachtigallen, die mit den Amseln und kleineren Singvögeln den ganzen Lenz entlang nie ermüden in ihren Wettgesängen. Der wasserreiche klare Dhünbach und unzählige Waldquellen machen das Odenthal besonders frisch und lebhaft. Auch oberhalb des Dorfes Odenthal ist der

Weg nicht minder interessant. Die alte Burg Strauweiler erinnert dort an eine ferne Vorzeit; frische Waldungen wechseln mit angebauten Feldern, und die rasche Dhün, der muntere Reisegenosse rauschet fröhlich über Kies und Felsgerülle bald auf der rechten, bald auf der linken Seite. Gleich oberhalb dem Mainrather Hofe führt ein Fußpfad über einen dort errichteten Holzsteg von dem bequemen Fahrwege ab, das linke Ufer der Dhün entlang. Während jener neuangelegte Fuhrweg zwischen Wald und Feld im Anblicke schöngeformter Waldhügel in der Thalfläche nach Altenberg führt, steigt man auf diesem Fußpfade über die Ruinen des alten Schlosses Berg in den Klosterhof hinab. Der Pfad führt dem Dhünufer entlang, anfangs durch Thalgehölz, dann steigt er allmählig über einen langen Hügelgrat, bis ungefähr eine Viertelstunde von Odenthal auf einem schroffen Felsenvorsprunge sich die gewaltigen mit Hainbuchen und Gestrüppe überwachsenen Ruinen des ältesten Stammschlosses der Grafen von Berg zeigen. Von dort genießt man auf die Klostergebäude einer eben so schönen Aussicht, die eben so überraschend hervortritt als jene von der Höhe von Blecher herab. Schon allein dieser Aussicht wegen wird der Fußreisende diesen Weg einschlagen. —

Jeder Art Erfrischungen und Nachtlager, sowie Obdach für Roß und Wagen finden die über Odenthal nach Altenberg Wandernden bei Gastwirth Hölzer an der Dhünbrücke in Odenthal; an der Heerstraße zu Straßerhof aber bei Posthalter Becker und bei dem Gastwirthe Schmitz zu Engelrath, dessen Wohnung dicht an der Straße, die nach Altenberg hinabführt; in Altenberg selber bei dem Privatförster und Gastwirthe Flormann, der in der ehemaligen Kellnerei des Klosters wohnt.

II.

Aeußere Geschichte des Klosters.

1) Stiftung der Abtei auf dem Stammschlosse der Grafen von Berg.

Um mit obigem zugleich dem geneigten Leser die Schreibart der alten Klosterschriften vorzuführen, mag eine getreue Uebersetzung einer in Altenberg aufbewahrten lateinischen Urkunde aus dem zwölften Jahrhunderte, die in vielen Abschriften verbreitet und auch in Jongelin's angeführtem Werke über den Cisterzorden abgedruckt ist, gegenwärtigen Abschnitt füllen. Sie lautet:

„Als die Brüder Adolph und Eberhard, Grafen von Berg, auch wegen des Schlosses dieses Namens von Altena zubenannt, sich in dem Heerzuge des Herzogs von Limburg gegen den Herzog von Brabant befanden, geschah es, daß in dieser Fehde der beiden Herzoge von beiden Seiten Viele getödtet wurden, *) worauf Eberhard, der erwähnte Graf, als er mit seinen Reisigen auf das Schloß Altena heimgekehrt war, obschon er mit eigener Hand Niemanden gefällt hatte, über die Sünde des angerichteten Blutbades dergestalt von Schmerz und Reue ergriffen wurde, daß er, um vor Gott dem Herrn Vergebung hierfür zu erhalten, sein Gewand tauschend und all das Seine verlassend beim Schweigen der Mitternacht heimlich, in unscheinlichen Anzug vermummt, davon schlich und mit innerster Herzensreue zu den Gräbern der heiligen Apostel Peter und Paul und darauf zu St. Jacobs von Compostella Gnadenorte wallfahrtete. **) Dorther zu dem Grabe des heiligen

---

*) Ueber 900 Mannen nämlich.

**) Daß Eberhard im obigen Treffen mit eigener Hand Niemanden getödtet habe, ist wohl eine mönchische Schmeichelei. Statt der Flucht aus dem Schloß Alzena, sagen glaubwürdigere Nachrichten, daß der Graf gleich vom Schlachtfelde, wo er verwundet worden, davon geschlichen sei.

Aegidius zurückkehrend, gelangte er zu einem Weiler mit Namen Thaldorf, der zum Kloster Morimund gehörig drei Stadien (ungefähr 400 Schritte) von demselben entfernt liegt. Dort diente er lange Zeit hindurch als Schweinhüter um Knechtslohn, seiner hohen Abkunft gänzlich vergessend, auf daß er seine Seele ganz dem Herrn weihe.

Inzwischen aber trug es sich zu, daß zwei gräfliche Dienstmannen nach St. Aegidien wallfahrteten und an dem Bauerhofe, wo Eberhard die Schweine hütete, vorbei kamen. Diese hatten einen Schildknappen *) bei sich und befahlen demselben, um den Weg zu fragen, und weil derselbe in der Nähe Niemanden gewahrte als den Schweinhüter, so eilte er auf denselben zu, um sich, dem Befehle seiner Herren gemäß, nach dem Wege zu erkundigen. Als aber der Knappe den Hirten genauer betrachtete, so fiel ihm die Narbe in dessen Angesicht auf, wodurch er in ihm Eberharden, den Grafen vrn Berg, erkannte, weil der Graf in der vorerwähnten Fehde gerade ein solches Wundenmal davon getragen hatte. Schnell kehrte der Schildknapp zu den Rittern zurück und erzälte in Hast, was er gesehen. „Mein Herr, der Graf Eberhard (rief er) hütet die Schweine auf diesem Meierhofe!“ Sie aber, denen solches unglaublich vorkam, gaben dem Diener darob einen derben Verweis. Doch naheten sie dem Hirten und fragten ihn, ob er ihr Gebieter sei, wie sie von dem Knappen vernommen hatten. Allein der Hirt stellte sich, als ob er sie nicht kenne, und antwortete, um sich nicht zu verrathen in französischer Sprache — und fast mit demselben Ausgange, wie Joseph in Aegypten sich seinen Brüdern offenbarte, gab er sich ihnen zu erkennen. Als dies geschah, schwangen sich die Ritter von ihren Rossen, stürzten an die Brust ihres Herrn, umarmten, kos'ten und küßten ihn unter Freudethränen und begleiteten ihn zu dem Meierhofe, wo er als Schweinhirt in Dienst war. Dort erzählten sie dem Meier den ganzen Hergang der Sache, und dieser, als er solche ihm unglaubliche Mähr vernommen, lief noch bei Nacht in das benachbarte Kloster und trug dem

---

*) Nach Andern einen Hofnarren, Possenreißer.

Abte den ganzen Zusammenhang dessen, was er gehört hatte, vor. Der Abt war nicht wenig darüber erstaunt; er kam sobald es tagte mit dem Prior und Kellner herzu und vernahm von dem Grafen selbst und von dessen Rittern, die Gottes Fügung herbeigesandt hatte, die ganze Wahrheit alles dessen, was ihm der Meier erzählt. Da gewahrte der Abt, daß Eberhard von Gottes Geiste hergeführet sei und rieth ihm, zur Tilgung seiner Sünden zu Morimund in den Orden zu treten.

Weil Eberhard als der Schrift kundig um so leichter in diesen Vorschlag einwilligte, ging er mit dem Abte in's Kloster und wurde dort ein sehr eifriger Mönch. Bald darauf fügte es die Eingebung göttlicher Gnade, um zum Lob und zur Ehre des Namen Gottes und der Muttergottes Maria den Cisterzorden weiter zu verbreiten, daß Eberhard mit nachgesuchter Erlaubniß des Abtes, seinen Bruder Adolph und andere Blutsverwandte besuchte. Graf Adolph aber übergab dem innig geliebten Bruder auf dessen Gesuch, dem er unter andern mit vielen Lobeserhebungen begegnete, das Schloß Altenberg nebst vielen Besitzungen, dort ein Cisterzkloster zu errichten. — Darauf kam Eberhard höchlich erfreut und voll Dank gegen Gott, der seine Wünsche erhört, gen Thüringen, dort den Grafen Sieghard (Zizzo) von Kefernberg und dessen Gemahlin Gisela, seine Blutsverwandten zu besuchen, und als er denselben viele heilsame Ermahnungen wegen des ewigen Seelenheiles ertheilt hatte, schloß er mit dem Rathe, ein Cisterzkloster aus ihren Mitteln zu errichten.

Graf Sieghard aber wurde dem Willen Gottes gemäß durch die Bitten seiner Gemahlin Gisela zur Zustimmung bewogen und gab das Thal der St. Georgsburg mit sämmtlichen zugehörenden Gründen und Gerechtsamen hin. Da pries Eberhard, als er dies vernahm, den Herrn in Allem, unter Dankgebeten kehrte er voll Freude nach Morimund zurück und berichtete dem Abte und der Genossenschaft Alles, was er ausgerichtet hatte, worüber Abt und Genossen ihm reichliches Lob spendeten.

Als darauf der Abt nach gepflogener Berathung des Convents eine hinreichende Anzahl von Mönchen und Conversen, die Alle eines strengen Wandels, zur neuen

Klosterstiftung ausgesendet hatte, wählten diese den oft erwähnten Eberhard, den Schwestersohn des Grafen Sieghard in Betrachtung seiner so überaus großen Frömmigkeit, einstimmig zum geistlichen Vater, und der ehemalige Graf von Berg und Altena wurde durch den ehrwürdigen Erzbischof Heinrich von Mainz zum ersten Abte des Klosters Georgsberg feierlich eingeweiht. Darauf schenkte der mehrerwähnte Graf von Kefernberg mit seiner Gemahlin Gisela dem Herrn, von welchem alle Güter ausgehen, ihren Dank darzubringen, unter Zustimmung ihrer rechtmäßigen Erben, der Söhne Heinrich und Günther den obengenannten Ort dem allmächtigen Jesus Christus und dessen allerheiligsten Mutter Maria, sowie dem heiligen Märtyr Georg und dem Seligen Benedict (im Jahre 1141).

Im Jahre 1133 der Menschwerdung des Herrn, am 23. August, auf des Märtyrs Genesius Tag aber bezog der aus Morimont gesandte Convent unter dem Abte Berno das Kloster Altenberg, an welchem Tage eine so totale Sonnenfinsterniß eintrat, daß bei hohem Tage die Sterne am Himmel sichtbar wurden." —

---

2) Die Reihenfolge der Aebte und der infulirten Prälaten von Altenberg nebst den merkwürdigsten Nachrichten aus der Klosterchronik.

1) Berno (1133 bis 1151) der Sprosse eines berühmten französischen Adelgeschlechtes, nach Einigen ein naher Anverwandter des heil. Bernhard, früher Subprior des Klosters Morimont, wurde der erste Abt des Altenberger Convents. Er war nicht allein ein sehr frommer Mann, sondern auch in geistlichen und weltlichen Dingen erfahren, ein überaus tüchtiger Redner. Der heil. Bernhard schätzte ihn hoch und berief ihn zum Gehülfen bei seinen Kreuzpredigten, wo er mit vielem Beifall gehört wurde. Auch auf dem General-Capitel in Cisterz hielt Berno in der Versammlung aller Aebte des Ordens gar

treffliche Vorträge und an der **Charta Caritatis**, dem Hauptgesetze des Cisterzordens, welches unter dem heil. Abte Stephan zu Cisterz (1134) zu Stande kam, hatte Berno nicht geringen Antheil. Hochgeachtet war er von den Erzbischöfen von Cöln, von den Grafen von Berg und von allen weltlichen und geistlichen Fürsten seiner Zeit, durch deren Gunst er dem Kloster manchen Vortheil erwirkte. Von dem Grafen von Berg besonders unterstützt machte er den Plan, das Kloster von dem hohen schon sehr verfallenen Bergschlosse in das oberhalb gelegene Thal zu verlegen, wo an der jetzigen Dhünbrücke auf einem freundlichen Wiesengrunde eine der Muttergottes geweihete Wallfahrtkapelle stand. Im vierzehnten Jahre seines Vorsteher-Amtes begann Berno den Bau, und schon im Jahre 1147 wurde das neue Kloster, das aus der noch erhaltenen Markuskirche und entsprechenden Wohngebäuden bestand, von dem Cölnischen Erzbischofe Arnold von Wied eingeweiht und Abt und Convent zogen in feierlicher Procession in das neue Gotteshaus ein. Der Erzbischof, des Klosters Gönner und Adolphs von Berg und Berno's Freund schenkte den Ordensbrüdern zwei Meierhöfe und bedachte sie mit mehren andern Gaben und Gerechtsamen.

Eberhard, der Stifter des Klosters, bisher Abt in St. Georgsberg in Thüringen, legte seine Abtswürde nieder und trat als Mönch in die Altenberger Genossenschaft, welchem Beispiele sein Bruder, der Graf Adolph folgte, und beide führten zusammen dort ein gottgeweihtes heiliges Leben.

Nach achtzehnjähriger Verwaltung starb Berno im Rufe der Heiligkeit am 25. August 1151 und wurde in der Markuskirche begraben, wo auf dem einfachen Grabsteine noch die Inschrift: „**Est Abbas Berno Primus de Monte veterno.**“ Er wurde als Heiliger verehrt (**Ray cit. p.** 138) und an seinem Grabe geschahen Zeichen und Wunder. — Zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts soll ein Mönch, von Neugier bewogen, Berno's Grabstein erhoben und die Leiche scheinbar unverweset gefunden haben; doch wurden die Reste bei dem Zuströmen der Luft in Moder verwandelt und der Mönch, seine

sträfliche Neugierde zu sühnen, ließ die Gebeine in eine silberne Kapsel schließen und an die vorige Stelle eingraben. Ein himmlischer Wohlgeruch erfüllte da das Gebäude zum Zeichen der Heiligkeit und dergl.

2) Dudelin (1151 — 1155), Prior des Klosters, Berno's Vetter, Freund, Landsmann und Schüler wurde zum zweiten Abte erwählt und führte sein Hirtenamt im Geiste des Vorgängers, dem er in allen Tugenden nacheiferte. Unter ihm wurden die Stifter des Klosters Adolph und Eberhard beigesetzt. Der Convent bestand damals meistens aus Adeligen, die des Gutes viel zubrachten, und auch die Grafen von Berg bewiesen sich fortwährend milde gegen dasselbe. Außer mehren Wundergeschichten, die für jetzige Zeit gar zu abentheuerlich klingen, findet sich wie auch von Dudelin's Nachfolgern

3) Hermann (1155 — 1162), dem von Einigen die Lebensbeschreibung Eberhard's und Adolph's in gereimten Hexametern zugeschrieben wird, und

4) Rixo (1162 — 1173), die als gottesfürchtige strenge Männer aufgeführt werden, nichts Merkwürdiges aufgezeichnet, als daß unter Letzterm der Graf Adolph IV. von Berg im Jahre 1170 als Mönch in Altenberg starb und dort neben seiner Gemahlin Adelheide beigesetzt wurde. Eine ewige Messenstiftung und mehrere Güter hatte er dem Convente geschenkt.

5) Bodo (1173 — 1181) führte die Verwaltung in heiliger Einfalt und untadelhafter Strenge. Die Klostergüter erlitten damals viel Plackerei durch den raublustigen Adel, besonders der Graf von Arensberg verheerte mehrere Meierhöfe; doch reiche Geschenke Anderer ersetzten den Schaden.

6) Goswin (1181 — 1202) erlebte eine goldene Zeit. Zwar wurden in dem Streite um Deutschlands Krone mehrere Klostergüter durch einen Streifzug böhmischer Hülfsvölker hart mitgenommen und von räuberischen Adeligen manches Unwesen getrieben; doch machten errungene Vortheile solche Betrübnisse vergessen. Abt Goswin gewann die Abtei Hain in Hessen zum Tochter-Kloster, er erhielt reiche Geschenke an Geld und Gütern, jedoch einen nach damaligen Ansichten unnennbaren

Schatz gewann er mit einigen hundert vollständigen Gerippen der 11,000 Jungfrauen, die in der Klosterkirche ausgegraben wurden durch sonderliche Gunst der Himmlischen. Es war damals so recht die Zeit der Mirakel, der Legenden und der Teufelsgeschichten.

7) Arnold, Goswin's Nachfolger stand dem Kloster beinahe Ein Jahr vor (1202 — 1203).

8) Richold (1203 — 1216) war befreundet mit Theodorich von Altena, dem Erzbischofe von Cöln, der dem Kloster zwei Meierhöfe bei Bürrig schenkte und mehrere Gerechtsame ertheilte. Die kreuzfahrenden Ritter verkauften oder verpfändeten viele Güter an Altenberg um geringe Summen und Graf Adolph V. von Berg, der dem Convente mehrere Meierhöfe verpfändet hatte, befreiete alle dessen im Bergischen gelegenen Güter von allen Abgaben, namentlich auch von der Herbstbede und Reuterhafer (Cremer III. p. 70). Die Predigten gegen ketzerische Secten, die sich von Italien und Südfrankreich aus verbreiteten, beschäftigten und bereicherten damals die Cisterzienser und Richold zog mit vielen anderen Aebten unter dem Ordensgeneral Arnold von Cisterz gegen die Albigenser (1212) zu Felde. Damals und bei dieser Gelegenheit wurde auch die heilige Inquisition zur Vertilgung ketzerischer Secten aus dem Cisterzorden gestiftet durch Papst Innozenz III.; der Geheimschreiber des Inquisitors Arnold, der heilige Dominikus stiftete den Dominikanerorden zur Aufrechterhaltung des römischen Glaubens und zur Vertilgung Andersglaubender.

9) Hermann II. (1216 — 1225) war befreundet mit dem Erzbischofe Engelbert I. von Cöln, der als Regent des Landes häufig in Altenberg wohnte, die Abteigebäude erweiterte und vermehrte und dem Convente große Vortheile zuwandte. Auch die Kreuzzüge brachten der Abtei fortwährend Nutzen; doch erschütterte am 11. Jan. 1222 ein Erdbeben die Gegend und es folgten heftige Stürme; die vielen Schaden anrichteten. Ein Komet ließ sich sehen und viele andere Erscheinungen am Himmel schienen Außerordentliches vorher zu verkünden. Die Juden hofften auf die Geburt ihres Messias; die aber-

gläubigen Christen fürchteten den jüngsten Tag, und als die Zeit von der Eitelkeit solcher Furcht und Hoffnung überzeugt hatte, legte man die Erscheinungen als die Vorzeichen von Frevelthaten aus, die sich im Jahre 1225 begaben.

10) Gottfried (1225 — 1238) erlebte schon in den ersten Monaten seiner Abtschaft den Mord des heiligen Engelbert, Erzbischof von Cöln, den Graf Friedrich von der Isenburg am 7. November 1225 bei Schwelm erschlug. Der Leichnam des Gemordeten wurde nach Altenberg gebracht und dort zur Schau ausgestellt, die nach den vielen Wundern, die dabei geschahen, in Verehrung überging. Der neugewählte Erzbischof Heinrich von Müllenarken ließ den skelettirten Leichnam hierauf vor die Reichsversammlung zu Nürnberg bringen und Abt Gottfried rief dort die Tugenden und Wunder Engelbert's preisend in einer feurigen Rede zur Rache gegen die Mordhelfer auf; die mit dem Grafen von Isenburg auch geächtet wurden. Engelbert's Nachfolger in der Regierung von Berg, Graf Heinrich I. war kein sonderlicher Freund der Klöster; doch schenkte er der Genossenschaft zu Altenberg den großen Edelhof zu Merheim, wogegen dieselbe für die Ruhe seines Schwiegervaters Adolphs V. eine Anzahl Seelenmessen zu lesen hatte. —

11) Bruno (1238 — 1242) erwarb mehrere Güter durch Ankauf und durch Schenkungen. Besonders Adolph, Ritter zu Stammheim bezeigte sich milde und ließ aus eigenen Mitteln die schon erwähnte Mariakapelle am Brückenthore, die verfallen war, neu aufführen. Ein anderer in den Klosterannalen nicht minder gepriesener Erwerb war um diese Zeit der große Reliquienschatz, der aus Asien und Afrika durch zurückkehrende Kreuzfahrer zuströmte. Die durch kostspielige Heeresausrüstung verarmten Ritter und zwischenlaufende Betrüger suchten durch den Verkauf seltner Reliquien wieder etwas zu gewinnen, und daher kam, daß man so viele derartige Sachen an so vielen Orten zugleich findet. Altenberg kaufte viel dergleichen und viel erhielt es zum Geschenke.

12) Eberhard (1242—1250) war ein Freund des Erzbischofs Conrad von Cöln, der dem Kloster seine Weinberge zu Rense schenkte und dasselbe von den Rheinzöllen befreite. Bei der Grundsteinlegung zum Cölner Dom (1248) war Eberhard gegenwärtig und faßte den Plan zu einer ähnlichen Klosterkirche in Altenberg, wozu er den Grafen Adolph von Berg und viele reiche Herren, die dazu beisteuern konnten, zu stimmen suchte. Sein zu früher Tod schob das Werk auf seinen Nachfolger

13) Gieselher (1250 — 1265) der dazu schon viel vorgearbeitet und ein reiches Aerar fand. Das ganze Land, Edlen und Volk und Städte, sowie der Erzbischof von Cöln und benachbarte Fürsten versprachen zu dem neuen Baue des Gotteshauses ihren thätigsten Beistand und am 3. März des Jahres 1255 legten Adolph von Berg, sein Bruder Walram **III.** von Limburg und sein Schwager Conrad von Hochsteden, der Erzbischof, unter vielen Feierlichkeiten und in Anwesenheit vieler Großen den ersten Stein zu der noch jetzt bewunderten Klosterkirche zu Altenberg. Noch erlebte Abt Gieselher die Vollendung des hohen Chores, daß nach zehnjähriger Arbeit (1265) schon zum Gottesdienste eingeweiht wurde. Das ältere Dormitorium, eine prachtvolle Säulenhalle und die Sakristei, beide südlich vom Chore wurden gleichzeitig vollendet. Was die größten Schwierigkeiten verursachte, war die Herbeischaffung des Materials, das zum Bauen verbraucht wurde. Zu den Grundmauern und zu dem Füllwerke nahm man die Ruinen des damals zerfallenen Schlosses Berg; die Pfeiler und großen Quadersteine holte man aus den Brüchen von Königswinter, die Tuffsteine zu den Gewölben aber aus der Eifel. Dieß alles wurde zu Wasser bis Mülheim geschafft und von dort auf sehr beschwerlichen Wegen auf der Achse das Dhünthal heraufgefahren. Diese kostspielige und mühsame Arbeit allein erschwerte den Bau und rieth sich mit dem Material zu behelfen, woher auch die Erscheinung, daß am Aeußern der Kirche die Steinverzierungen, die ein größeres Material erfordern, viel sparsamer angebracht sind, als an anderen Domen, die näher bei den Steinbrüchen liegen.

14) Theodorich (1265 — 1276) ließ sich die Vollendung des Baues eifrigst angelegen sein. Je mehr das herrliche Gebäude den damals für solche Werke begeisterten Christen vor Augen trat, desto reichere Gaben flossen zur Fortsetzung des Baues zu. Unter Theodorich wurde der hohe Chor gänzlich vollendet, der hölzerne Kirchthurm über demselben und die zehn Kapellen in demselben errichtet. Der erwähnte Ritter Adolph von Stammheim unterstützte dazu besonders durch Beiträge und ließ auch den schönen Springbrunnen vor dem südlichen Eingange aus eigenen Mitteln anlegen. Andere Wohlthäter des Klosters waren die Edlen von Wesdorf, von Bürrig, Rheindorf, Scherven, Hahn, Nesselrode und Leihensiepen und Andere. — Graf Adolph VII. von Berg schenkte (im Jahre 1268) dem Kloster die Ueberfahrtgerechtigkeit bei Mülheim und gab 700 rheinische Gulden zum Kirchenbaue her, eine damals sehr bedeutende Summe. Im Jahre 1274 wohnte er mehrere Monate im Kloster und schenkte demselben damals verschiedene Güter zu Itter, welche Schenkungsurkunde (Cremer l. c.) unter anderen sagt: „daß er sich verpflichtet habe, für den Nutzen des Klosters so wie für seinen eigenen Vortheil stets zu sorgen.“ Der Landfriede, welcher von einem Fürstenbunde, wozu auch Adolph von Berg gehörte am Niederrheine damals streng gehalten wurde, ward dem Kloster sehr gedeihlich und mit der allgemeinen Wohlhabenheit stieg auch die Förderung des Baues.

15) Otto (1276—1280) kaufte einen großen Weinberg zu Rolandwerth und stiftete durch Freigebigkeit des Cölner Patriziers Bruno Hardtfuyst im Jahre 1277 das Cisterznonnenkloster Mechtern auf dem heutigen Ziegelfelde vor den Mauern der Stadt Cöln, das aber im Jahre 1476 wegen Kriegsunruhen in die Stadt verlegt und dort das Kloster zu St. Apern genannt wurde. Abt Otto erhielt reiche Geschenke zur Fortsetzung des Kirchenbaues. Er erweiterte die Klostergebäude und vollendete den nördlichen Kreuzgiebel der Kirche.

16) Marsilius erhielt von benachbarten Edlen drei Meierhöfe mit vielen Gerechtsamen für seine Genossen-

schaft zum Geschenke und kaufte von dem Ritter zu Rheindorf (Urk. v. J. 1281) das dortige Patronatrecht mit den Zehnten zu Rheindorf, Hittorf und Reußrath, welche letztere beide Orte damals noch zu der Pfarrei Rheindorf gehörten. Das bergische Land war damals unter dem Grafen Adolph **VII.** im höchsten Wohlstande; Wipperfürth und Lennep hatten bedeutende Webereien, Ratingen, Solingen und Burg waren durch Waffenschmiede und Weber berühmt. Der Ueberfluß des Landes strömte auch dem Kloster zu und wurde an den fortgesetzten Bauwerken zu Altenberg sichtbar. Doch das Jahr 1287 brachte Mißerndte und Theurung. Die Winterkälte mehrte die Noth und über den zugefrorenen Rhein kam der Erzbischof Siegfried von Cöln mit großem Heerhaufen; raubte, mordete und brannte im Lande umher, so daß viele obdachlose Flüchtlinge durch die Kälte und durch Hunger umkamen. Altenberg nahm viele der Flüchtigen auf und reichte vielen Hunderten den Unterhalt, bis der Frühling zur Rache rief gegen den schlimmen Feind, der am 5. Juni 1288 vernichtet wurde. Von der dort durch die Berger erworbenen Siegesbeute erhielt auch Altenberg wieder einen reichlichen Theil, damit die Genossenschaft für das Wohl der Gefallenen bete.

17) Heinrich (1289 — 1303) ein für seine Zeit sehr gelehrter Mann, errichtete das Nonnenkloster Kentorf bei Hamm (1292) und erwarb der Abtei zu dieser Filiale auch das Patronat über Bechein. Die Klosterkirche, die man damals ihrem äußern Umfange nach für vollendet ansah, schmückte Abt Heinrich im Inneren manchfaltig. Er erbauete mehrere neue Altäre und ließ die Reliquien der 11,000 Jungfrauen und jene, die seine Vorfahren durch heimziehende Kreuzritter erworben, zum Schmucke der Kirche verwenden. Die Bibliothek bereicherte er mit vielen Handschriften und hielt auf deren Anwendung. Von dem damaligen Reichthume des Klosters zeugte ein kostbarer Reliquienkasten, der mit vielen kostbaren Edelsteinen damals in Altenberg gefertigt und später in dem Altenbergerhofe in Cöln aufbewahrt wurde.

Wegen Alterschwäche legte Heinrich die Abtswürde nieder und sein Nachfolger

18) Jacob (1303 — 1312) that noch mehr für die Verzierungen der Reliquien, die man wie durch ihr Aeußeres auch durch eine Menge von Wundern zu erheben suchte. Die Katzberger Höfe bei Reußrath erhielt damals das Kloster zum Geschenke und Graf Wilhelm I. von Berg und dessen Gemahlin Irmgard befreieten das Kloster für immer von allen Abgaben und machten ihm große Geschenke. Die im Jahre 1303 darüber ausgestellte Urkunde zählt die eilf Güter des Klosters, die im Bergischen lagen, namentlich auf. Doch hatte die Abtei ihre meisten Besitzungen in andern Territorien, besonders auf dem linken Rheinufer im Jülicher Lande und im Erzstifte.

19) Johann (1312 — 1314) war schon bei seinem Amtsantritte ein schwächlicher Greis und starb im zweiten Jahre seiner Abtschaft. Sein Nachfolger

20) Theodor oder Dietrich II. (1314 — 1320) sah die Klostergüter durch Fehden und Räubereien sehr beeinträchtiget.

21) Reinhard (1320 — 1330) vermochte trotz der unruhigen Zeit, in die sein Vorsteheramt fiel, dennoch den Weiler Blee bei Hittorf anzukaufen. Im Jahre 1324 am 23. Mai ereignete sich ein großer Wolkenbruch, der sich im obern Dhünthale entlud und das ganze Altenberger Thal überschwemmte. Häuser und Baumstämme wurden fortgerissen, die Saaten der Aecker weggespült und die Gärten verwüstet. Das Dhünbette vermochte die Fluth nicht aufzunehmen und die Brücke an der Marienkapelle dämmte die Wasser in den Klosterhof und die Abteigebäude. Zehn Klosterleute fanden dort ihren Tod. Sogar in der Kirche stand das Wasser fünf Fuß hoch, warf dort alle Utensilien durch einander, verdarb die Bibliothek, die Speisevorräthe und ließ eine so große Masse Kies, Schlamm und Baumstämme zurück, daß Monate vergingen, ehe Alles weggeräumt werden konnte. Noch vor dem Brande sah man in dem Herzogen-Chore an der Wand in der Höhe von ungefähr 6 Fuß eine horizontale Eisenstange und darüber stand

die Inschrift: „**Ecce diluvium anni 1324.**“ Einige Chronisten wollen diese in der engen Thalschlucht durch einen Wolkenbruch ganz natürlich erklärbare Catastrophe einem Erdbeben zuschreiben, das aber erst im Jahre 1348 die Kirche schädigte. Die guten Mönche legten das ganze Unglück dem Satan zur Last, der sich in die Dhün gestellt und das Wasser zur Vernichtung des Klosters bergan getrieben habe, bis ihn Abt Reinhard exorcirte. Diese ganze nasse Höllengeschichte wurde auf zwei Tafeln, die eine in Prosa, die andere mit lateinischen vielgereimten Hexametern zum ewigen Andenken und zur Erbauung gläubiger Christen geschrieben, in der Kirche zu Altenberg aufgehängt.

22) Philipp (1330 — 1335) ließ einen Theil der Kirche mit Steinplatten belegen, erbauete im Herzogen-Chore einen Altar und ließ vor demselben die früher in die Markuskirche und in die Sakristei beerdigten Grafen beisetzen.

23) Heinrich **II.** (1335 — 1338).

24) Hermann **III.** (1338 — 1346) tilgte die von den Vorgängern gemachten Schulden der Abtei und war für den Schmuck der Kirche thätig. Das Kloster erhielt wieder zwei Meierhöfe zum Geschenke und der Abt selber hinterließ ihm sein väterliches Erbe, bedeutende Weingärten zu Horchheim bei Coblenz.

25) Ludwig (1346 — 1362) war ein auch in Weltdingen sehr erfahrener Mann. Unter ihm wurden die verblichenen Reste der Cölnischen Erzbischöfe Adolph und Dietrich, die länger als 100 Jahre in Rom begraben gelegen, in ihre Familiengruft zu Altenberg übertragen. Auch die regierenden Grafen von Berg Adolph **VIII.** und Gerhard **I.**, Prinz von Jülich, wurden mit ihren Gemahlinnen (1348 und 1360) in die Klosterkirche beigesetzt, wo ihnen auf die Fürsorge des Abtes würdige Denkmale errichtet wurden. Für die Seelenmessen dieser hohen Verstorbenen erhielt das Kloster bedeutende Güter, und da Abt Ludwig in der Abwesenheit des Grafen Gerhard und nach dessen Tode für den minderjährigen Sohn Wilhelm **II.** die Regierung des Landes beinahe 16 Jahre hindurch führte, hatte er die beste Ge-

legenheit, für den Vortheil der Abtei zu sorgen, deren Reichthum damals die alte Strenge und Heiligkeit über Bord warf. Im Jahre 1348 aber wurde die Kirche durch mehrere Erdstöße sehr beschädigt. Darauf folgte eine schlimme Pest, der schwarze Tod genannt. Man predigte wieder vom Ende aller Dinge, und davon hatte Niemand Nutzen, als die Klöster, denen man um das Ewige das Zeitliche hingab. Nach dem Jahre 1348 blüheten Frieden und Wohlstand in Berg.

26) Pillegrin oder Pilger (1362 — 1366) kaufte für den Convent laut Urkunde vom 13. December 1363 von Gräfin Margaretha von Berg das freie Rittergut (spätere Frohnhof) zu Solingen zu Erb- und Eigenthum sammt dem dortigen Patronatrechte, den großen und kleinen Zehenten, Gülten, Renten und Gerechtsamen, Ackerland, Wiesen, Forsten, Gewässer und Burgfrieden mit den anklebenden Höfen zu Gunrath und Höhscheid, mit der Wupperfischerei u. s. w. — Alles dies für die Summe von 3850 Goldgulden. Dieses Patronat aber brachte der Abtei während der Reformation viele Mißhelligkeiten.

27) Wilhelm (1366 — 1370) erhielt zum Seelengedächtnisse der Gräfin Margaretha von Berg, die während seiner Abtschaft in der Klosterkirche beigesetzt wurde, ansehnliche Renten. Erzbischof Engelbert III. von Cöln bestätigte der Abtei die durch seine Vorgänger gemachten Schenkungen und fügte neue hinzu.

28) Johann von Schalverburg (1370 — 1380) sah endlich die Altenberger Klosterkirche in ihrer heutigen Ausdehnung vollendet. Sie bestand damals aus einem gleichschenkeligen Kreuze, das jetzo den hohen Chor bildet. Da trat der Bischof Wichbold von Culm, ein Cölner von Geburt, der auch schon an verschiedenen Kirchen seiner Vaterstadt sich als ein Freund der Baukunst gezeigt hatte, als Mönch in das Kloster Altenberg und schenkte demselben sein elterliches Haus auf der Johannisstraße zu Cöln, später der Altenbergerhof genannt (jetzt Kaserne) und verwandte sein gereides Vermögen (4070 Goldgulden) zur Erweiterung und Verschönerung der Kirche zu Altenberg. Er ließ das ganze Schiff, wie es jetzt auf

12 hohen Säulen ruhet in dem Baustyle des schon stehenden Chores errichten und bauete das schöne westliche Fenster, das der Baumeister Reinold so prachtvoll ausstattete. Schon im Jahre 1379 war der Bau vollendet und der Erzbischof Friedrich von Cöln überließ Wichbolden die Freude, ihn am 28. Juni 1379 zur Ehre Gottes, der Muttergottes Maria, der Heiligen Benedict und Bernhard und der heil. 11,000 Jungfrauen feierlich einzuweihen.

29) Andreas, Edler von Macheim (1380 bis 1388) war bei der Genossenschaft besonders beliebt. Unter ihm ließ Wichbold die herrlichen Glasmalereien des großen westlichen Fensters über dem Haupteingange vollenden, die eine Summe von 400 rheinischen Gulden gekostet. Das von Wichbold dem Kloster geschenkte Haus in Cöln ließ Abt Andreas bedeutend erweitern, verschönern und zu einem Asyl in Kriegszeiten für die Genossenschaft einrichten.

30) Johann von Hauenberg (1388 — 1420) vermehrte während einer 32jährigen Verwaltung die Klostergüter bedeutend. Er war es auch, der die Altenberger Gottestracht, weiland das bedeutendste Volksfest einrichtete, wozu er vom päpstlichen Stuhle die Genehmigung und bedeutende Ablasse erhielt. Achtzehn Dorfschaften zogen dann mit Kreuz und Fahne in das Kloster ein und aus Cöln und andern Nachbarstädten strömte das Volk in großen Schaaren herzu, Vornehme und Geringere; es war ein großer Jubel, diese Heiligenfahrt, die bis zur Aufhebung der Abtei gehalten wurde; dem Kloster aber brachte sie reiches Opfer. — Bischof Wichbold starb am 21. Juli 1498 und Abt Johannes ließ ihm in der Mitte des Mönchenchores ein würdiges Grabmal errichten. Zu seinem Gedächtnisse wurden jährlich vier Seelenmessen gelesen; dagegen aber hatte der gute Bischof eine Stiftung gemacht, daß dem ganzen Convente die Sieben Tage vor Weihnachten eine außerordentliche Weinportion gereicht werde, wobei sich die Genossen seiner auch in Freudigkeit bis zu ewigen Zeiten erinnern sollten. Auch der Cölnische Weihbischof Johannes, ein Gönner und Wohlthäter des Klosters starb

als Mönch zu Altenberg unter diesem Abte und erhielt sein Grabmal im Mönchenchore. — Die Fehden der Herzoge Wilhelm und Adolph von Berg, zu denen auch das Kloster gezwungene Anleihen zollen mußte, brachten es besonders in den letzten Lebensjahren des Abtes Johannes in Schulden.

31) Heinrich von Werden (1420—1430) erlebte kein Ende der Fehden und die Schulden des Klosters häuften sich, freilich auch durch die Schuld der Genossenschaft, die nicht mehr so sparsam lebte wie die Klosterregel vorschrieb. Doch ließ Abt Heinrich die Kirchenuhr verfertigen und eine Glocke für dieselbe sowie eine größere für den Kirchthurm gießen.

32) Johann Rente (1430 — 1440) sah das Ende langjähriger Fehden und stellte in dauerndem Frieden den gesunkenen Wohlstand des Klosters wieder her. Von seinem Privatvermögen verwandte er 8000 Gulden zur Einlösung der von seinen Vorfahren verpfändeten Güter, baute die jetzige Dhünbrücke, errichtete den Schutzdeich oberhalb des Klosterzwingers, führte die beiden Klostermühlen auf und theilte die große Halle des Dermitoriums in einzelne zierliche Zellen. Wegen Altersschwäche legte er im Jahre 1440 die Abtswürde nieder und ihm folgte

33) Johann Rodekoven (1440 — 1462), ein sehr gelehrter Mann, der die Klosterbibliothek in Gebrauch brachte und sie mit vielen schätzbaren Werken vermehrte. Seine Sparsamkeit tilgte vollends alle frühere Schulden des Convents und setzte ihn in den Stand, Vieles zu thun für die Verschönerung der Kirche. So ließ er unter andern die größere Orgel bauen und ein Evangelienpult in Form eines Riesenadlers, der das Buch auf seinen Flügeln trug, aus Bronze gießen.

34) Johann, Freiherr von Schlebusch (1462 bis 1467) war der Ueppigkeit mehr als der Ordensstrenge ergeben. Er führte eben nicht den besten Wandel und die Klosterzucht sank, die Abtei kam in bösen Ruf und in Schulden. Darum wurde im Jahre 1467 der Abt Heinrich Ray aus dem Kloster Kamp von dem Generalkapitel zu Cisterz zum Reformator des Klosters

beordert. Die deßfalls angestellte Commission fand nach gepflogener Untersuchung die Angelegenheiten der Abtei und die Sitten so im Argen, daß sie den Convent großentheils vertauschten und den Abt als unwürdig (**quia magis saeculo addictus quam religioni**) förmlich absetzten und ihn zum Nonnenbeichtvater im Kloster Liebesberg machten, wo er sein Amt dreißig Jahre hindurch zur Zufriedenheit verwaltete bis zu seinem seligen Ende.

35) Arnold Munkendam (1467 — 1490) früher Abt zu Lenin in der Mark Brandenburg, Doctor der Theologie und ein sehr frommer Mann wurde an des abgesetzten v. Schlebusch Stelle erwählt und ihm gelang es, die Zucht wieder herzustellen. Weil die körperlichen Arbeiten wegen des Reichthumes der Abtei nicht füglich wieder einzuführen waren, hielt er die Mönche zur Geistesbeschäftigung an, vermehrte die Bibliothek und wurde selber der Lehrer in allen dem Mönche nothwendigen Kenntnissen. Der Ruf seiner Gelehrsamkeit brachte ihm die Würde eines Ordenscommissars für ganz Deutschland, in welcher Eigenschaft er zwei Jahre hindurch bei dem Papste Sixtus **IV.** in Rom war. — Auch der Bauten nahm Abt Arnold sich an. Das schönste Denkmal hiervon ist das Sakramentshäuslein (**reconditorium**) an der nördlichen Seite des Hochaltares. Dann bauete er das große Refectorium, 106 Fuß lang und 47 Fuß breit, in dessen Mitte ein Springbrunnen angebracht war und das zur Winterzeit durch mehrere große Oefen geheizt wurde, während man früher diese Bequemlichkeit nicht genoß. — Bei der Hochzeit des Herzogs Wilhelm von Berg mit Sibilla von Brandenburg war auch Abt Arnold gegenwärtig, und nachdem an einem heitern Junitage 1481 die Trauung des hohen Paares vor dem Severinthore zu Cöln unter freiem Himmel vollzogen war, wurde drei Tage Hochzeit gehalten in dem Altenbergerhofe, den Abt Arnold dazu hatte ausschmücken lassen.

36) Bartholomäus Frink aus Kaster (1490 bis 1496) bisher Kellner des Klosters, ein gelehrter frommer Greis, war ein besonderer Freund der Armen. Zur Ver-

pflegung von je 12 alterschwachen Armen bauete er das Hospital neben dem Dormitorium und versah es mit warmen Bädern. Damit die Armen wenigstens am Tage des Herrn nicht hungern sollten, stiftete er eine allsamstägliche Brod-Spende und speis'te täglich eine große Anzahl Dürftiger. Seine weise Verwaltung befreite das Kloster von vielen Schulden und setzte ihn in den Stand, die Kirche sowie die Abteigebäude zu verschönern. Weil er an Alterschwäche litt, resignirte er auf die Abtswürde und ihm folgte

37) Heinrich Reuffer (1496—1517), aus Brauweiler gebürtig, früher Pastor in Solingen, war ein einsichtsvoller und thätiger Verwalter, der dem Kloster viele Vortheile zuwandte. Er ließ die alte Orgel wegnehmen und zwei neue bauen, vermehrte die Klosterbibliothek, führte Oekonomiegebäude auf und ließ das Dach der Kirche erneuen. Dabei verwendete er eine Summe von 8150 Goldgulden zur Tilgung früherer Schulden, ließ kostbare Reliquienkasten verfertigen und unter andern die Häupter des heil. Paulus und Johannes in einen silbernen Sarg schließen. Den Kaiser Maximilian II. bewirthete er (im Jahre 1512) mehrere Wochen lang im Kloster und begleitete ihn bei dessen Abreise nach Cöln, wo sie noch auf einige Tage im Altenbergerhofe einkehrten. Auch Herzog Wilhelm war oft des Abtes Gast und nach dessen Tode erhielt die Genossenschaft von der verwittweten Herzogin Sibilla 1100 Goldgulden für eine tägliche Seelenmesse.

28) Gerhard von Neukaster (1517—1524), ein Doctor der Theologie, bauete den großen hölzernen Hochaltar.

39) Andreas Boir (1524—1536) war vordem 27 Jahre lang Pastor in Solingen. Als ein Freund von Bauten ließ er alle Gebäude der Abtei durchaus bessern, baute die Marienkapelle am Brückenthore von Grund neu auf, ließ das Muttergottesbild auf dem Altare und die meisten großen Holzbüsten an den Pfeilern fertigen und sorgte überhaupt für die Ausschmückung der Kirche, wozu ihm das Vermächtniß der Herzogin Sibilla und die Unterstützung reicher Adeligen, worunter

besonders der herzogliche Kellner Wenzeslaus von Kessel zu Bensberg und der Oberamtmann von Lohhausen.

40) Matthias Boir (1536 — 1538) ein guter alter Mann, stand dem Kloster blos anderthalb Jahre vor.

41) Wilhelm Hittorf (1538 — 1546) ließ die schönen Chorbücher auf Pergament schreiben und bereicherte die Klosterbibliothek, wie er die Kirche mit vielen Bildern füllte. Der Krieg des Herzogs Wilhelm IV. mit dem Kaiser Carl V. war dem Kloster zu vielfachem Nachtheile. Im Frühjahre 1542 ließ Herzog Wilhelm, dem es zur Heeresrüstung an Gelde gebrach, alle silberne und goldene Gefäße der Abtei wegnehmen, wobei sogar der Reliquienkasten nicht geschont wurde. Dieses Frevels wegen, sagen die Mönche, habe Wilhelm auch unglücklich gefochten. Doch als im folgenden Jahre eine Heeresabtheilung des Kaisers in der Abtei einquartirt war, und dann gegen Geldern zog, wurden dem Kloster 20 Pferde, mehrere Rinder und Schafe weggetrieben und eine Menge Wein und Getraide geraubt. Im Jahre darauf war die Armuth in der Umgegend groß und die Mönche innerhalb des Klosterzwingers kaum vor Räuberbanden gesichert. Die Mönche mußten sich mehrmals gegen eingedrungene Diebe bewaffnen und es kam zu blutigen Kämpfen. Doch was die Abtei viel mehr als Obiges gefährdete, war die sich immer mehr verbreitende Reformation in Glaubenssachen.

Merkwürdig sind die Händel der Abtei mit der Stadtgemeinde Solingen, aus welchen hervorgeht, daß schon vor der Mitte des 16. Jahrhunderts dort die neue Lehre keimte. Schon im Jahre 1531 wurden verschiedene Mißhelligkeiten unter dem Abte Andreas durch Schiedsrichter beigelegt; doch bald nachher klagte die Gemeinde wieder über den ärgerlichen Lebenswandel der aus der Abtei zugesandten Geistlichen und berief sich auf die Kirchenordnung des Herzogs Johann, wodurch mancher Mißbrauch abgestellt war. Ein Vergleich vom 11. Januar 1546 zwischen der Stadt Solingen und dem Convente in Altenberg sollte diese Streitigkeiten, sowie auch andere über Grundeigenthum beilegen. Es

heißt darin: „Man möchte den Kyrspelsluyden des heren wort treulich vyssdeilen vnd vürtragen, un off derweghen nu affte hernomails eyniche naelaissigheit gebruycht idt neyt so engescheget, of dat der pastoir oider Capellain sich der lehr oider levens halvenn ungebürlich den underdanen zum boesen exempel hyldenn, als sylchs süllen die bürger Kyrspelsluyde der verordennten yn tzytzs dem werdighen heren Abt myt wairheit vurdragenn, alsdann sal der Abt des Insehens haven, sulchs afgestellt vnd gebessert vnd aff sulchs dem Abt bey dem pastoir vnd Cappelain vntstundenn, sy dem Abt neyt gehoirsam dhoin wülden, dairumb haidt der Abt die Overichheit vmb beystandt an zu soechenn . . . . . vnd vortanhin sall idt mydt der Kyrchenn Ceremonien haldens vnsers gnedigen lieven Heren mylder gedechtniss Hertzochen Janss etc. vyssgangenn ordennunghe gehaldenn werden.“ — Schon im Jahre 1530 hatte Johannes Soter, Buchdrucker in Cöln eine zweite Officin in Solingen errichtet, wo er die reformatorischen Schriften druckte, die von dort aus verbreitet wurden, was der Abtei Altenberg viel zu kämpfen gab. *)

42) Winand Duzmann (1546 — 1581) erlebte die offene Trennung der Religionspartheien. Die Landesherren huldigten der neuen Lehre und zwei Erzbischöfe von Cöln gingen förmlich zu derselben über. Dies veranlaßte böse Kriege, worunter der Truchsessische auch die Abtei Altenberg beeinträchtigte. Viele Güter wurden geplündert; die Angelegenheiten der Abtei lagen in großer Unordnung; die Mönche zogen auf dem Lande umher, um (wie sie sagten) als getreue Schäferhunde die verirrten Lämmer zur Heerde zurück zu bellen. Doch nahmen die Laien Anstoß an ihrem Wandel, ihr Ansehen sank und der Wohlthäter wurden weniger. Gerlach

*) Harzheim in bibl. col. sagt: „Idem J. Soter Solingiaci typographiam habuit, e qua multa prodierunt, quae Coloniensis ecclesiae et universitatis lucem non ferebant, et quae Coloniae suppressa fuissent. —

Katerbach, ein Altenberger Mönch, der die Pfarrerdienste in dem evangelisch-gesinnten Solingen versah, fügte sich nach den Ansichten der Gemeinde, theilte das Abendmal in beiderlei Gestalten aus und ersetzte die Messe mit Predigten und deutschen Gebeten. Gerlach's Nachfolger, die weniger nachgiebig waren, führten den Abfall der Gemeinde herbei.

43) Gottfried Sundorf wurde im Jahre 1581 zum Abte gewählt und starb in demselben Jahre.

44) Peter von Neuenahr (1581 — 1591) war ein gelehrter Mann und sittlichen Wandels, aber stolz und unbeugsam. Mit dem ausgearteten Convente konnte er sich nicht vertragen und lebte darum mit wenigen Freunden in dem Altenbergerhofe zu Cöln. Dieser Bruch war der Oekonomie besonders ungünstig. Dazu litten viele Klostergüter durch die Plünderung des Grafen von Neuenahr, der es mit dem abtrünnigen Erzbischofe Gebhard hielt, und da andere Klöster auf der andern Rheinseite sogar verbrannt wurden, kamen viele flüchtige Mönche nach Altenberg, um dort Schutz zu suchen. — Abt Peter schenkte dem Kloster einige Weinberge zu Kassel und starb in Cöln, nachdem ihm sein Tod durch eine Wunder- und Spukgeschichte vorher verkündet war.

45) Bartholomäus von Anstel (1591 — 1614) ein guter friedliebender Mann, trug in sehr schwieriger Zeit sein Hirtenamt 23 Jahre hindurch. Die Reformation bildete sich im Bergischen allmählig zu einem festen Standpuncte aus, und mit vielen Gemeinden gab es wegen des Altenberger Patronats mißliche Händel. Besonders der ärgerliche Lebenswandel der Mönche brachte die Gemeinden auf und riß sie auf die Seite der Protestanten. Vergeblich waren die Hemmnisse, die während der Regierung des blödsinnigen Herzogs Johann Wilhelm der Reformation in den Weg gelegt wurden. Sie führten nur zum offenen Bruche. Einen Beweis der Duldsamkeit des Abtes Anstel aber liefert die Nachricht, daß er dem Priester Adolph Erkerath, obwohl dieser eine Frau und fünf Kinder hatte, die Collation der Solinger Pfarrei (1598) gab und dessen Antrittsrede selber beiwohnte. Die Gemeinde zeigte sich nicht so duldsam,

indem sie den Geistlichen, weil er die römischen Kirchenceremonien beibehielt, obgleich er evangelisch predigte, fortwies. Spätere von Altenberg ausgesendete Priester Johannes Unverdorben und Peter Haltermund wurden wegen ihres ärgerlichen Lebenswandels von der Gemeinde fortgejagt und letzterer sogar wegen Verbrechen von der katholischen Landesobrigkeit ins Zuchthaus gesteckt.

46) Peter Rodekirchen (1614 — 1627) früher Prior des Klosters, ein sehr gelehrter, beredter und leutseliger Mann, genoß die Achtung aller derer, die ihn kannten ohne Unterschied der Confession. Er stiftete eine Spende, gemäß welcher zweimal wöchentlich den von allen Seiten herbeiströmenden Armen Nahrungsmittel und Almosen gereicht wurden und erleichterte überall die Noth des von Kriegsunglücken heimgesuchten Volkes. Mit dem Convente, der in der unruhigen Zeit entartet war und ihm viel Mißvergnügen machte, brach er und zog nach Cöln, wo er auch am 13. Juni 1627 verschied. — Unter ihm brachen (1614) die Feindseligkeiten zwischen Neuburg und Brandenburg aus, welche das Bergische 50 Jahre lang verwüsteten und wozu (1618) der 30jährige Krieg das Unglück noch erhöhte. Die letzte Zeit des Abtes Rodekirchen hindurch litt die Gegend sehr von Truppendurchmärschen, wozu (1626) noch Mißwachs und Theurung kam. Doch waren die umherlagernden Truppen meistens Spanier und Oestreicher und die Abtei blieb wenigstens noch von feindlicher Plünderung frei, obwohl ihre Lasten damals groß waren.

47) Melchior von Mondorf, ein sehr gelehrter Mann (1627 — 1643) erhielt im Jahre 1637 die Mitra und wurde so der erste infulirte Prälat des Klosters. Dazu war er auch Primas des Cisterzienserordens binnen Deutschland. Fortwährend litten die Güter der Abtei von Durchmärschen und Einquartierungen. Die Nähe der im 30jährigen Kriege sehr besuchten Hauptstraße zwischen Cöln und Westphalen gefährdete das Kloster besonders. Bis Straßerhof (damals Hof an der Hauptstraße genannt) war gewöhnlich der erste Tagemarsch von Cöln. Dort stand damals nur ein Wirthshaus, an dem nachbarlichen Dorn eines und drei auf

der Kaltenherberg. Diese, das Dorf und die Weiler von Burscheid und das Kloster mußten oft große Schaaren beherbergen, die sich sehr ungebührlich hielten mit Forderungen, Quälereien und Gewaltthaten. Im Mai des Jahres 1628 plünderte eine österreichische Heeresabtheilung unter Obrist Merode die Gegend und erschlug und verwundete viele Einwohner. Altenberg war damals in beständiger Furcht vor den unter Wilhelm von Nassau anrückenden Holländern, die sich im Jahre 1629 als Sieger im Bergischen behaupteten. Um Weihnachten dieses Jahres plünderte ein holländisches Streifcorps die Abtei, welche schon durch brandenburgische Contributionen belästigt war; doch befand sich der Abt in Cöln, wohin man die werthvollsten Sachen geflüchtet hatte. Bis zum Herbste des Jahres 1630 war die Abtei mit diesen sogenannten Geusen belästiget, und mußte kaum unerschwingliche Kriegssteuern zahlen. Darauf erhielt die katholische Partei des Herzogs von Neuburg im Bergischen wieder die Oberhand und die Abtei blieb vor den Brandenburgern und den Generalstaaten gesichert; allein fortwährende Durchmärsche und Winterquartiere der östreichischen Heeresabtheilungen nahmen den Ertrag der Güter dahin und ließen die Meier verarmen. Wie bei der Völkerwanderung wälzten sich alle deutschen Volksstämme fortwährend durch's Bergische und Raub und Brand zeichneten die Wege, die sie gekommen. Zu Ende des Oktobers 1632 rückten auch die Schweden unter dem General Baudissin ein, und die Mönche, denen nichts geblieben war, die hochgetriebenen Forderungen der Soldadeska zu befriedigen, mußten in ihr Asyl zu Cöln flüchten. Das Kloster wurde ganz ausgeplündert, alles Bewegliche wurde weggenommen oder zerstört, auch die große silberne Lampe, die über den Fürstengräbern prangte und die silbernen Reliquienkasten, die Herzog Wilhelm IV. erstattet hatte, wurden eine Beute der rohen Kriegsgesellen, die ihren Haß gegen die katholische Partei noch besonders durch die frevelhafte Verunreinigung der Altäre, der Reliquien und der Chorbücher an den Tag legte. Und dazu mußte der Abt diesem Feinde noch Brandschatzungsgelder von Cöln aus zusen-

den, damit man die Mauern der Abtei nicht niederstürze. Kaum waren (1635) die Schweden abgezogen, so hau'ten die liquistischen Truppen unter General Bönninghausen nicht viel besser in der Gegend von Altenberg. Kein Heiligthum wurde von diesen Schirmern des Landes geachtet, Leben und Habe war gefährdet und man war gleich übel berathen mit Freund und Feind. Beide beraubten nicht allein die Güter des Klosters, sondern zerstörten auch, was sie nicht fortzuschleppen vermochten. Der Ackerbau konnte nicht fortgesetzt werden, und die Bauern raubten unter einander. Handel und Gewerbe stockten. Das äußerste Elend herrschte rings umher. Jedes Jahr ist in den Annalen des Klosters mit Klagen gefüllt. Das Unglück war zu groß und zu allgemein, als daß man es im Einzelnen zu schildern versuchen sollte. In keiner Zeit des 30jährigen Krieges aber litt die Gegend mehr, als in den Jahren 1642 und 1643. Das ausgesogene Land hatte fast von allen Truppengattungen zu ernähren, die sich in diesem Völkerkampfe herumschlugen; allein weil die Feldfrüchte auf dem Halme niedergetreten oder grünend zu Pferdefutter geschnitten, auch alle Vorräthe rein ausgegangen waren, und sich sogar weder Schlachtvieh, noch Wildpret mehr vorfand, so mußten die Truppen ihren Mundvorrath für den Winter weither holen und die Landleute lebten von Kräutern und von Sachen, die sonst nicht gegessen zu werden pflegen. Viele starben durch Hunger, Viele wurden durch den Muthwillen der entmenschten Kriegsrotten, worunter sich in hiesiger Nähe besonders die Mannsfeld'sche Schaar am schlimmsten auszeichnete, umgebracht oder verstümmelt. Auf den meisten Aeckern wucherte Unkraut; fehlte es auch nicht an Bebauern, so mangelte diesen das Zugvieh und die Geräthschaften. Die Lust zur Arbeit stockte durch die Vereitelung ihrer Früchte. Abt von Mondorf erlebte das Ende des Jammers nicht, er starb am 20. April 1643.

48) Johannes Blankenberg (1643—1662) aus einer reichen Patrizierfamilie in Cöln entsprossen, ein sehr gelehrter Mann, Doctor der Theologie und Generalvicar des Cisterzordens, stand dem Kloster 19 Jahre

vor, in deren fünf ersten noch immer viele Kriegslasten die Erschöpfung des Klosterärars vermehrten. Doch hatten forthin die Kaiserlichen meistens die Oberhand im Bergischen und das Kriegswetter verzog sich allmählig, bis im Jahre 1648 der westphälische Frieden wieder Erholung brachte. Zwar dauerte der bergische Erbfolgestreit während Blankenberg's Abtschaft noch immer fort, allein der katholischen neuburgischen Regierung gelang es, die feindlichen Truppen hinfort fern zu halten; die Klöster wurden insonderheit sehr begünstigt und außer den Predigten gegen die Protestanten beunruhigte das Kloster fofort keinerlei Streit mehr. Bald hatte es sich wieder zum Wohlstande erholt und die verlorenen Güter und Gerechtsame erhielt es bis auf wenige der letztern wieder. Dagegen waren bis zum Jahre 50 noch große rückständige Kriegssteuern an die Schweden und Hessen nachzubezahlen, und noch am 11. Februar 1650 wurden die Fuhren des Klosters mit Beschlag belegt, bis gegen den Mai dieses Jahres die Rückstände getilgt waren. — Blankenberg war ein hochgelahrter frommer Mann; er suchte durch Geistesbeschäftigung den in Kriegsläuften verwilderten Convent in Ordnung zu halten und ging selber mit dem besten Beispiele voran. Er selbst hielt und schrieb mehrere Predigten gegen die Protestanten, die hinfort in Berg die Verfolgten waren, und die ganze Genossenschaft predigte und schrieb fleißig gegen diese sogenannten Ketzer. Auch begann Blankenberg eine Chronik des Klosters sowie eine Geschichte des Landes zu verfassen. Leider verhinderte ihn ein allzu früher Tod, der ihn im 57. Lebensjahre hinraffte.

49) Gottfried Gummersbach (1662 — 1679), auch des Ordens Generalvicar, übernahm in friedlicheren Jahren die Abtschaft. Doch litt Kloster und Umgegend im Jahre 1672 bei dem Durchmarsche einer französischen Heeresabtheilung, die von König Ludwig XIV. unter Türenne gegen die Niederlande gesandt wurde. Die Abtei kaufte sich zwar von vielen lästigen Einquartirungen los; doch plünderten und mißhandelten die übermüthigen Soldaten nicht allein auf den Meierhöfen, sondern auch in der Abtei selbst. Bis zum Jahre 1679

dauerten die Durchmärsche fort und im Jahre 1674 und 1675 mußte Altenberg auch zu den von den Oestreichern ausgeschriebenen Contributionen beisteuern. In den Jahren 1666 und 1667 wüthete die rothe Ruhr furchtbar und auch in Altenberg wurden mehrere Diener und Mönche dahingerafft. In allen benachbarten Kirchspielen starben viele Leute. Der gemeine Mann nannte diese sehr ansteckende Krankheit die laufende Pest.

50) Aegidius Siepen (1679 — 1686), gleichfalls Generalvicar des Ordens, sah die letzte Blüthenepoche des Klosters beginnen. Die Verödungen des Krieges und die Schulden wurden allmählig getilgt, neue Erwerbungen waren wieder möglich. Als Siepen am 17. October 1686 starb, hinterließ er ein gefülltes Aerar.

51) Johann Jacob von Loë aus Mülheim am Rhein (1686 — 1707) war seit dem 30jährigen Kriege der erste Abt, welcher wieder ausschließlich zu Altenberg wohnte, während sich seine Vorgänger meistens in Cöln aufgehalten hatten. Durch den Krieg und die Entfernung der Aebte waren die Klostergebäude sehr verwahrlos't, die Dächer boten keinen Schutz mehr gegen die Witterung und die Mauern waren sehr beschädigt. Das gefüllte Klosterärar verwandte von Loë zur Wiederherstellung der Kirche und der ältern Abteigebäude, führte die Ringmauer neu auf, verbesserte den Küchenhof, die Klostermühlen, und erbauete das neue Refectorium und Dormitorium, südlich von der Kirche, dann westlich die neue Prälatur — ein vollständiges Klostergebäude in dem neuern italienischen Baustyl massiv und prachtvoll erbaut mit vorzüglicher Einrichtung. In Betrachtung der gewaltigen Bauwerke, die der Abt schuf und wegen seiner Verdienste um die älteren schöneren Bauwerke mag man ihm den lächerlichen Stolz, mit welchem er sich den Erbauer von Neu-Altenberg nannte, wohl nachsehen. Der Abt lebte in sehr glücklichen Zeiten, nur einige Truppen-Durchmärsche in den Jahren 1688 und 1689 sowie 1702 und 1703 belästigten das Bergische; doch kam die Abtei außer den Einquartierungsgeldern und einigen andern Erpressungen leidlich davon. Abt Loë starb am 25. März 1707 in 74jährigem Alter. Sein Nachfolger

52) Johann Henning (1707 —1720) tilgte die durch den kostspieligen Bau veranlaßten Schulden und vollendete selber (1715) den großen Gebäudeflügel längs dem Dhünbache, südlich von der Brückenpforte und kaufte auch mehrere Güter an. Im Jahre 1709 verursachte die große Winterkälte an Obstbäumen vielen Schaden. Auch war die Abtei bis zum Jahre 1714 von Einquartierungen und Kriegslasten gedrückt, wovon sie sich aber bald wieder erholte. Abt Henning starb am 18. August 1720 und ihm folgte

53) Paul Euskirchen (1720 — 1723) wird wegen seiner Frömmigkeit gelobt. Er war ein Greis als er die Abtswürde annahm und starb schon im dritten Jahre darauf.

54) Gottfried Engels (1723 — 1739) erlebte friedliche Zeiten. Der Convent war damals im höchsten Reichthume und konnte die Einkünfte nicht alle verzehren. Drum kaufte er neue Güter an, worunter auch die Herrschaft Dirmerzheim zwischen Lechenich und Gimnich im Cölnischen gelegen.

55) Johann Hördt (1739 — 1779) vermehrte diese Güterankäufe besonders durch die Herrschaft Glesch zwischen Bergheim und Bedburg im Jülich'schen. Doch waren die letztern Jahre seiner Abtschaft durch viele Kriegsereignisse beunruhigt. In dem östreichischen Erbfolgekriege ward das Kloster und die Umgegend während drei Jahren (1745 — 1748) fast nie frei von Einquartierung durchziehender Truppen und die ausgeschriebenen Naturallieferungen, das eigenmächtige Fouragiren der zu Mülheim am Rheine cantonnirenden Oestreicher griffen das Klostergut an. Der siebenjährige Krieg aber brachte Schlimmeres. Nachdem das Fischer'sche Freicorps (leidigen Andenkens) das Kloster und die Umgegend lange belästiget, bedroheten nach dem Rückzuge der Franzosen (1758) auch die kühn vordringenden preußischen Husaren diese Gegend und von den ausgeschriebenen Contributionen blieb das Kloster nicht befreiet. Der Abt zog nach Cöln und die Genossenschaft war in großer Furcht. Am 19. April (1758) kam ein Commando preußischer Husaren über Solingen, Witz-

helden und Burscheid nach Altenberg. Viele dortige Landleute, die im „alten Fritzen" ihren rechtmäßigen Landesherrn erkannten und den Brandenburgern auch von Alters her den Schutz in ihrer Religionsausübung verdankten, waren diesen damaligen Feinden des Landes viel freundlicher gesinnt, als den verbündeten Franzosen; sie empfingen die Husaren als ihre wahren Landsleute mit dem größten Jubel und begleiteten sie in großem Schwarme zu dem Kloster Altenberg. Die Mönche hatten die Thore geschlossen und sich in das Innere der Gebäude zurückgezogen. Schnell aber stürzten die Thüren sammt Riegel und Angel dahin und nun gab es vorab ein lustig Gelag. Der Klosterkeller war mit würzigem Weine gefüllt und an Speisen war kein Mangel. Die Pferde wurden bis an den Bauch mit Hafer umschüttet und soffen Wein aus ihren Eimern. Soldaten und Landleute zechten und schlemmten brüderlich zusammen, während der Führer der Schaar dem Convente die ausgeschriebene Contribution vortrug. Weil aber die Genossenschaft die Zahlung verweigerte, so nahm man zwei Mönche fest und führte sie auf Klosterpferden als Geißeln davon. Im Mai desselben Jahres wiederholte sich dieser Besuch, und weil die Abtei die Kriegssteuer noch nicht abgetragen hatte, so mußte sie 516 Rthr. 12 Gr. Executionsgelder bezahlen. Im Herbste des folgenden Jahres kamen zwei hannöverische Reiter von Lennep aus nach Altenberg und forderten 12 Pferde, ließen sich aber mit Geld abfinden. Am 16. October 1760 kamen 80 Mann preußische Husaren und drangen nochmals auf die Kriegssteuer; weil diese aber nicht vollständig bezahlt wurde, nahmen sie wieder zwei Mönche als Geißeln mit und zogen auf Solingen. Im folgenden Jahre ward das Kloster wieder durch einen Besuch der Franzosen belästigt, bis endlich 1763 ein allgemeiner Friede zu Stande kam. Viel hatte die Abtei während dieses siebenjährigen Krieges gelitten, aber die Verkürzung des Gutes war in den folgenden Friedensjahren eher wieder ersetzt als der Schaden, den die Moralität der Genossenschaft durch alle jene Unruhen erlitten hatte. — Abt Hördt starb zu Cöln am 6. Februar 1779 in fünfundsiebenzigjähri-

gem Alter als Jubilar-Priester und Progeneral des Ordens.

56) Franz Cramer (1779 — 1796), ein sehr gebildeter leutseliger Mann, war ringsum bei Geistlichen und Weltlichen sehr beliebt. Er hielt viel von den Freuden der Geselligkeit und das Kloster übte unter ihm die größte Gastfreundschaft. Dazu liebte er glänzende Feste und machte überhaupt mehr Aufwand, als der Genossenschaft lieb war, die in Schulden dadurch zu sinken fürchtete. Deßhalb wurde dem Abte die Verwaltung genommen und ihm ein Jahrgehalt ausgesetzt, wobei er seine Würde und die damit verbundenen geistlichen Functionen beibehielt. Durch die französische Revolution wurde das Kloster sehr beeinträchtigt, denn die Klostergüter jenseits des Rheines wurden als Staatseigenthum eingezogen und Einquartierungen der Oestreicher belästigten die Gegend. Im Juni 1793 wurde in der Abtei selber ein Spital für 3000 Kranke errichtet, das aber beim Rückzuge der östreichischen Armee im Jahre darauf nach Siegen verlegt wurde. Unterdessen kamen die Franzosen über den Rhein und im September 1795 bedrohten mehrere Streifcorps die Abtei; doch die Landleute rotteten sich unter Anführung einiger östreicher Maroteurs zusammen und trieben das republikanische Raubgesindel mehrmals zurück. Dicht vor den Mauern des Klosters wurde ein französischer Reiter erschossen, mehrere Andere fielen in der Umgegend durch Rache oder Gewinnsucht. Dieß ließ denn die Genossenschaft schreckliche Ahndung fürchten; doch kam die Abtei außer einigen Räuberangriffen und Gelderpressungen ziemlich gut davon. Die werthvollsten Sachen hatte man theils nach Westphalen geflüchtet, theils verborgen, und Pferde und Rindvieh auf Seite getrieben. In dieser mißlichen Lage der Angelegenheiten starb Abt Cramer im Jahre 1796.

57) Joseph Gräff, ein Cölner von Geburt, war der letzte Abt des Klosters. Von den übermüthigen Franzosen wurden fortwährend drückende Kriegssteuern ausgeschrieben, und weil die Abtei Altenberg nicht sogleich 40,000 Livres bezahlen konnte, wurde der Abt zu Anfang Mai 1797 nach Cöln geführt. Den Sommer hindurch

wimmelte es von hungrigen Republikanern in der Gegend; im August lag der Brigadegeneral Compern in der Abtei, welcher zu Anfang October mit seinen Truppen ein Lager auf der Thurner-Haide eine Stunde diesseits Mülheim bezog. Auch dieses Lager beunruhigte und beeinträchtigte die Gegend unsäglich. Schaaren von Soldatengesindel schwärmten Stunden weit um die Lagerbedürfnisse zusammen zu schleppen. Zu den lästigen Contributionen wurde gestohlen und offen geraubt, von welchen feindlichen Unbilden die Abtei einen reichlichen Theil zu tragen hatte. Im Jahre 1797 wurde die letzte Contribution ausgeschrieben; allein auch da, als der Friede gesichert war, beunruhigten Räuberbanden, die gewöhnlichen Nachzügler des Krieges, die Gegend, und diesem Unwesen zu steuern wurde 1801 ein bergisches Dragonerregiment zum Landesschutze beordert, von welchem eine Abtheilung zu Altenberg lag. —

Kaum waren die Aussichten wieder friedlicher geworden und Ordnung und Sicherheit in allen Angelegenheiten eingetreten, so schien sich die Abtei trotz der vielen unersetzlichen Verluste wieder zum Wohlstande zu erholen. Doch da wurde sie im Jahre 1803 mit allen übrigen Klöstern in Deutschland aufgehoben und ihre Güter für Staatseigenthum erklärt. Abt Gräff zog in seine Vaterstadt; wo er am 26. März 1814 starb. Die Genossenschaft, welche die gewöhnlichen Pensionen erhielt, zerstreute sich. Nur vier würdige Greise haben die Auflösung bis jetzt überlebt.

---

3) Die Aufhebung der Abtei und ihre späteren Schicksale.

Nachdem durch die Reformation in den protestantischen Ländern eine große Anzahl Klöster waren vernichtet worden, fing man zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts auch in den katholischen Landen einzusehen an, daß dieselben in ihrer damaligen Einrichtung das Wohl der Menschheit zu fördern nicht vermochten, und schon Kai-

ser Joseph ging mit dem Plane einer theilweisen Umschaffung und theilweisen Aufhebung aller Klöster binnen Deutschland um. Doch nachdem den Plan des wackern Kaisers ein allzufrüher (vielleicht dadurch herbeigeführter) Tod vereitelt, begann die französische Revolution mit rasendem Gewaltstreiche, was der Gegenstand weiser Berathung hätte sein sollen, und im Jahre 1802 wurde die Vernichtung der deutschen Klöster durch Reichsschlüsse vorbereitet. Am 4. Februar 1803 traf dies Loos auch die Abtei Altenberg. Ihre sämmtlichen Güter wurden von der damaligen baierischen Regierung für Staatseigenthum erklärt, Abt und Mönche mußten die Abteigebäude räumen, der freundlichen Gewohnheit eines unbesorgten Zusammenlebens gegen eine kaum nährende Pension entsagen. Die dem Kloster zugehörigen beweglichen Gegenstände wurden theils verkauft, theils nach Düsseldorf gebracht; der Kirche wurden einige Kultusgeräthe und großentheils auch ihr Schmuck gelassen. Auch nach der Aufhebung blieb die Klosterkirche für den Gottesdienst bestimmt und die Regierung bewies noch immer einige Ehrfurcht für die Ruhestätte der frühesten Landesregenten.

Doch für die Sünden fremder Mönche sollte die Abtei büßen. Die Abteien Siegburg und Heisterbach, die übrigens eine Menge Weinberge besaßen, schuldeten noch eine bedeutende Summe wegen angekauften Weines und um diese zu tilgen, wurde dem Kaufmanne Pleunissen in Cöln das Kloster Altenberg, soweit es von Ringmauern umschlossen, nebst 65 Morgen Ackerland, 20 Morgen Wiesen, 553 Morgen Waldung und 11¾ Morgen Fischteichen, zusammen 693 Morgen, von denen ungefähr sieben Morgen mit den prachtvollsten Gebäuden bedeckt waren, für die Summe von 26,415 Reichsthalern 54 Stüber bergisch überlassen! —

Der Kaufvertrag vom 4. Februar 1806, welchen der Freiherr von Hompesch Namens des Königs Maximilian von Baiern mit dem Ankäufer kurz vor Abtretung des Landes an Frankreich abschloß, verlangt (§. 5, 6 und 7), daß die Kirche für den Gottesdienst solle stehen bleiben, daß der Ankäufer an ihr kein Eigen-

thum, sondern nur das Collationsrecht des anzustellenden Pfarrers erlange und ihm die Kirche mit den darin befindlichen Utensilien erst dann zufalle, wenn dieselbe zur Trümmer und nicht mehr gebauet werde. Dabei behielt sich die Regierung vor, die in Altenberg vorfindlichen Kunstschätze, die Grabmale der Grafen von Berg sammt den Geschichtstafeln u. s. w., den porphyrenen Altarstein, die gemalten Glasfenster u. s. w. aus der Kirche herauszunehmen, um sie zum Schmucke der Hauptstadt Düsseldorf zu verwenden. Bis zum Mai desselben Jahres sollten diese Gewaltthätigkeiten vorgenommen, die Stellen der entheiligten Gräber mit Platten belegt und die Glasmalereien mit gewöhnlichen Scheiben vertauscht werden — dies Alles auf Landeskosten. — Doch auch das Schlimmste führt nach den Rathschlägen ewiger Vorsehung auch immer Gutes mit. Kaum hatte man die leichtbeweglichen Sachen aus Altenberg nach Düsseldorf geschafft, so wurde das Herzogthum (15. März 1806) an Frankreich abgetreten, die französische Regierung haßte Alles, was an die rechtmäßigen Landesherrscher erinnerte, man ließ in Altenberg, was noch da war und verlor es gänzlich aus den Augen.

In der Klosterkirche wurde fortwährend Gottesdienst gehalten und die Klostergebäude benutzte man auf verschiedene Weise. Kunst und Alterthum hatten für die besitzenden Speculanten als solche keinen Werth, man suchte natürlich nur Nutzen zu ziehen aus dem, was Geld gekostet. Viele herrliche Kunstwerke, die sich in dem Kreuzgange und in dem Capitelhause vorfanden, die prachtvollsten Glasgemälde wurden aus den Fenstern genommen und verkauft. Alterthumsfreunde sahen das Kloster als eine Fundgrube für ihre Privatsammlungen an, und während sie aus den Abteigebäuden von den Eigenthümern kauften, raubten und plünderten sie bei Tag und Nacht auch die Kirche. Weil die neufranzösische Regierung sich gar nicht um die Alterthumsschätze der invasirten Lande interessirte, auch bei den Umwohnenden, die früher und später an dem ehrwürdigen Denkmal Antheil genommen, aller Sinn für die Erhaltung desselben erloschen schien und die Welt damals mit der heillosesten

Politik beschäftigt keine Kenntniß von den Greueln der Verstümmelung erhielt, so wurde diese ungerügt und fast offen getrieben. Mochte auch ein Beamter dagegen berichten und geeignete Vorschläge machen, so fanden diese an sicherer Stelle keine Aufnahme. Es kam sogar zur Sprache, die Altenberger Kirche abzubrechen und das Material zu dem Hafenbaue in Cöln zu verwenden, welches aber unterblieb, weil die Frachten zu kostspielig gefunden wurden. — Sehr viele schätzbare Kunstgegenstände sind damals entkommen und das größte Glück für Altenberg war, daß damals die sogenannten Kunstfreunde und dergleichen Kabinette seltener waren wie jetzt, sonst würden diese Motten dem spätern Brand und dem Vandalismus zur Zerstörung wenig übrig gelassen haben. Alterthumsfreunde sind unschädlich und nützlich, aber ihre Sammlungen gefährden leider die unbewachten Monumente.

Als die Franzosen eben so schnell, als sie gekommen waren, das Herzogthum Berg verlassen hatten und das Land an den rechtmäßigen Herrscher gelangte, dessen hohe Ahnen sich Altenberg zur Ruhestätte gewählt hatten, erhielt unsere Heimath die Versicherung, daß man dem herrlichen Vermächtnisse altdeutscher Kunst eine höhere Aufmerksamkeit gönnen werde. Eine königliche Kabinetsordre vom 4. October 1815 verbot die Veränderungen an alten Kirchen und Klöstern, so wie an andern Denkmalen der Vorzeit und stellte alle dortigen Alterthümer und Kunstgegenstände unter die Aufsicht der betreffenden königlichen Regierungen. Folgende hohe Ministerial-Verfügungen geboten die Sicherstellung solcher Gegenstände. Da wurden auch die in Altenberg noch vorhandenen Kunstgegenstände und Kultusgeräthe inventarisirt und die leichter beweglichen Sachen in engeres Verwahr gebracht. Doch dem so vor Frevlerhänden gesicherten Heiligthum droheten die Elemente Vernichtung. In der im Dormitorium eingerichteten Salmiak- und Farbstoffenfabrik war zu mehreren Malen Feuer ausgebrochen; aber noch immer glücklich gelöscht worden. Das Gebäude war nicht gehörig eingerichtet zu einer derartigen Fabrication und die Warnungen durch höhere Hand wurden nicht aufgenommen.

Da brach in der Nacht vom 6. auf den 7. November 1815, wahrscheinlich auf dem Boden des Capitelhauses, wo schon mehrmals Brand entstanden, der aber immer glücklich wieder gelöscht worden, eine Feuersbrunst aus, und als man diese gegen 1 Uhr Morgens bemerkte, loderte schon ein Theil des Daches in lichten Flammen. Ehe eine hinreichende Anzahl Menschen zur Rettung herbei eilen konnten, war dem Verderben nicht mehr zu steuern, denn durch die leichtverbrennlichen Fabrikmaterialien genährt, griff das Feuer so schnell um sich, daß am Morgen schon das ganze Dormitorium, die Priorat und alle Dächer bis an die Kirche helle Gluthen emporsprüheten. Der Feuerlärm rief nach allen Seiten um Rettung und die benachbarten Banner des damals bestehenden Landsturms eilten zur Hülfe herbei: die Brandspritzen von Burscheid und Gladbach wurden in Thätigkeit gesetzt, mit der größten Anstrengung und Verwegenheit suchte man zu retten; allein das Verderben wuchs, und nachdem man die beweglichen Gegenstände aus den brennenden Gebäuden weggeschafft hatte, konnte man wenig mehr als zuschauen. In den Klostergebäuden war der Brand zu mächtig, als daß er sich dämpfen ließ, und das hohe Dach der Kirche, welches gleichfalls von den Flammen ergriffen wurde, vermochten die Spritzen nicht zu erreichen. Die einbrechende Nacht wurde bei der Flammenhellung nicht bemerkt, weit umher in dem Thale wurde die Nacht zum Tage und bis über den Rhein hin, viele Meilen weit leuchtete die große Fackel gleich dem blutrothen Nordlichte. Die Mauern und Gewölbe der beiden Dormitorien krachten unter den prasselnden Gluthen zuerst zusammen — der schöne Kreuzgang und so manches herrliche Denkmal der Vorzeit war nicht mehr. Das Kirchendach, zum Schutze gegen das entgegengesetzte Element bestimmt, wurde vom Feuer verschlungen und hoch um den Glockenthurm schon schlugen die Gluthen zusammen. Es war ein furchtbar prächtiges Schauspiel. Gleich einem bläulichen Schwefelregen triefte das Blei und das Messing des Kirchthurmes herab, als ein glühender Bach stürzte es über das Gewölbe der Kirche, verheerend und versengend, stets von der erstaunlichen Hitze, die das

ganze Thal erfüllte, flüssig gehalten. Nicht ohne Grund war man auch für das Innere der Kirche besorgt, denn die Mauer, welche die Orgel von dem alten Dormitorium trennte, war dünn und zum Theile schon eingestürzt; das Holz der Orgel konnte die Flammen leicht über den Holzaltar und das riesenhafte Mönchenchor verbreiten; — jedoch der heil. Engelbert hielt die Flammen von der Gruft seiner Familie entfernt. Von Außen war die Kirche Eine Gluth, große Dampfkreise, die Weihrauchwolken eines großen Opfers, wogten auch schon in den Hallen und Niemand hatte den Muth sich hinein zu wagen, bis Franz Carl Borschbach, damals Landsturmobrist und P. J. Fritzen, jetzt Bürgermeister in Odenthal, zwei beherzte Männer, sich in den Tempel wagten durch Rauch und Hitze. Es gelang ihnen die schon brennenden Bretter der Orgel zu löschen und sie haben damals zur Rettung der Kirche das Meiste gethan. Nachdem die Flammen in den Wohngebäuden und auf dem Kirchengewölbe alles Verbrennbare verzehrt hatten, wurden die Brandspritzen wirksamer, und nach einer dreitägigen Anstrengung sah man den Dom außer aller Gefahr. In den anklebenden Gebäuden kohlte es noch fort, bis endlich nach mehreren Tagen bei anhaltendem Regenwetter die Trümmer zu dampfen aufhörten. Ohne die Thätigkeit des Landsturms würden sämmtliche Gebäude ein Raub der Flammen geworden sein; doch war leider der Verlust schon unersetzlich. Das Dach der Kirche war verzehrt, ihr Gewölbe durch die Hitze angegriffen und gelockert. Die Südseite des Thores trug auch im Innern Brandmale und die äußere Umfassungsmauer des südlichen Kreuzgiebels war stark beschädigt; die Sakristei, das Capitelhaus, der Kreuzgang — die merkwürdigsten Abteigebäude, sowie das prachtvolle neue Dormitorium, die Prälatur, die Priorat und alle Nebengebäude lagen im Schutte.

Trauer verbreitete die Kunde dieses Unglücks durchs ganze Land, die regste Theilnahme für das herrliche Denkmal erwachte, und von allen Seiten wurde der Wunsch laut, daß wenigstens das Gerettete noch forthin erhalten werde, und zu diesem Zwecke wurde eine allgemeine Haus-

und Kirchen = Collecte angeordnet, welche zwar reich ausfiel, aber leider dem Bedarfe der Kirche nicht entsprach. Ein schlechtes Ziegeldach, welches das durch Gluth und Fluth beschädigte Gewölbe schützen sollte, wurde errichtet und die Brandmale im Innern der Kirche übertüncht, wobei aber die rohe Unwissenheit manches schöne Denkmal zur Verunstaltung beklekste und die reiche Vergoldungen der Gewölbegräte, der Pfeilerkronen u. s. w. verhüllte. — Doch im Jahre darauf, am 10. August 1817 besuchte Seine Königliche Hoheit, unser Kronprinz Friedrich Wilhelm, von mehreren Großen begleitet die Grabstätte Seiner hier ruhenden Vorfahren und berechtigte dadurch zu der Hoffnung, daß die Theilnahme für das herrliche vaterländische Denkmal allgemein gesteigert und zur Erhaltung desselben das Erforderliche veranlaßt werde. Allein während man über die Erhaltung redete und schrieb, wünschten Andere, daß die Kirche zur Ruine werde, und der Eigennutz plünderte fort und fort. Die Pfeifen der Orgel wurden für altes Zinn verkauft, die Bleiröhren und Messingbecken der Wasserleitung weggenommen und das große metallene Kreuz über dem westlichen Eingange auf das Gewölbe gestürzt. Pfeiler sogar sind untergraben worden. Doch bald brachten die Elemente rascheres Verderben. Das schlechte Ziegeldach, modernd und von Stürmen zerrissen, ließ den Regen ohne Widerstand auf die Tuffsteingewölbe träufen. Die Feuchtigkeit durchdrang die Mauern, grünes Schlammmoos erzeugend, und schon sproßte Gras in den Ritzen der mürben Decke. Da vermochten die ohnehin der Feuchtigkeit schlecht widerstehenden Brohler Gewölbsteine das durch Nässe schwerer gewordene Tuffsteingewölbe und die massive Thurmtrepve nicht länger zu tragen. Am ersten Oktober 1821 waren die von der Treppe belasteten Hauptpfeiler schon so gedrückt und auf Seite gedrängt, daß jene durchbrechen konnte. Sie riß einen Theil des hohen Chorgewölbes mit hinab und schmetterte nieder auf die Gräber. Weil aber die Festigkeit des ganzen Bauwerkes durch Druck und Gegendruck bedingt ist, so theilte sich dieser Stoß dem ganzen Gebäude mit. Bis zu dem Ende des Kirchenschiffes wurden alle Gewölbe erschüttert,

der Tempel kam in Gefahr nieder zu stürzen, er wankte. Schon wichen die Pfeiler aus ihrer senkrechten Stellung, sich nach Außen hinneigend; aber nur fünf Pfeiler mit dem darüber lastenden Chorgewölbe und der südliche Kreuzgiebel stürzten — die übrigen priesen, obwohl sichtbarlich aus dem Loth gewichen, stehen bleibend die alten Meister.

Tags nach dem Einsturze schon erschien der Fürstenbergische Rentmeister, die Kirche nun als Ruine laut der Kaufbedingung für das Eigenthum seines Herrn *) zu erklären und alles Bewegliche, was sich darin vorfand, auf Seite zu schaffen. Eine königliche Commission, die am 3. October zur Besichtigung des Einsturzes nach Altenberg kam, gestattete die Sicherstellung der leichtverderblichen Gegenstände. Aber da war wie ein altes Sprüchwort so saftig sagt, der Bock zum Gärtner bestellt. Ein greuelhafter Spuk begab sich in dem ehrwürdigen Heiligthume. Drei Tage hindurch waren 14 Arbeiter mit Losbrechen und Zertrümmern beschäftigt. Die bemalten Fensterscheiben wurden ausgehoben, die Kirchenuhr, die Geschichtstafeln, Bilder und Wappenschilder u. s. w. weggenommen und sogar die Gräber geöffnet, bis erst am 6. October, als die Kunde an das Bürgermeisteramt zu Odenthal gelangte, dem Unwesen gesteuert und die Kirche unter polizeilichen Schutz gestellt wurde. Da sprach man in allen Tagesblättern den tiefsten Unwillen aus über eine Kirchenverwüstung, die selbst der Gräber nicht geschont und, um ein wenig Eisen zu gewinnen, herrliche Bildhauerarbeiten zertrümmert hatte. Die Sache kam vor die Gerichtsstelle, viel des Weggeschafften wurde zurückgebracht und in der Hauptsache entschied das königliche Landgericht zu Cöln dahin, daß erst dann, wenn die Kirche wieder gebauet werde, ausgemacht sei, daß man sich an Staatseigenthum vergriffen habe.

Zwar wurde der Kirche ein Hüter gestellt und dieselbe durch eine Mauer abgeschlossen; jedoch die Elemente und

---

*) Von den Erben Pleunissen (1816) kauften die Abtei der Herr Regierungsrath von Bülow in Düsseldorf von ihm (1818) der Oberzolleinnehmer Pelzer und von Letzterem (1819) der Freiherr F. L. von Fürstenberg.

der Muthwille, wie die Gewinnsucht roher Menschen schadeten dem Heiligthume auch bei aller strengen Aufsicht fort und fort; das Verderben gewann rascheren Fortschritt als die Herstellung, und im Winter des Jahres 1830 bis 1831 stürzte vor und nach wieder ein beträchtlicher Theil des Chores ein, so daß der Hauptaltar und mehrere Gräber der Fürsten und Bischöfe unter freiem Himmel standen. Doch nachdem Sr. Königliche Hoheit der Prinz Wilhelm von Preußen, Gouverneur der Rheinprovinzen, die Abtei von Cöln aus mehrmals besucht hatte, wurde Höchstdessen gnädigste Verwendung sichtbar. Das Kirchendach wurde ausgebessert, der Schutt aus dem Innern der Kirche geschafft und die Versicherung gegeben, daß dieselbe wieder hergestellt werde.

War die Altenberger Kirche auch ein herrlicher Beweis von dem, was altdeutsche Kunst und Ausdauer vermochte, so mahnte sie uns in ihrem Schutte an die Hinfälligkeit menschlicher Werke.

An der nördlichen Seite der Kirche waren von Außen die Spuren der Verwüstung minder sichtbar, nur das rothe Ziegeldach mit der Würde des Baues nicht zu vereinen, und Lücken in den bemalten Fenstern kündeten von frevelnden Händen. An der östlichen und südlichen Seite sah man die Ruine vollendet, und besonders aus einiger Entfernung gesehen, trat hier die Zerstörung am deutlichsten hervor. Der deckenlose Chor gähnte hier wie eine große Kluft entgegen, welche die öden Trümmer der Abteigebäude überschaute. Schutthaufen, halbeingestürzte Mauern, leere Fensterbogen und einzeln ragende geborstene Giebel, dazwischen sprossend Kraut und Stauden, die sich aus den Mauerritzen hervor drängten, zeigten hier, was die ganze Kirche ohne schleunige Hülfe bald sein mußte. Der Anblick des inneren Tempels erweckte größeres Schmerzgefühl. Das Kirchenschiff stand zwar noch fest, aber überall sah man die gewaltsame Entweihung, Schutt, Balken, Bilder und Steinhaufen hemmten den Weg. Das schöne Fenster über dem westlichen Eingange hatte viele seiner Figuren mit gemeinem Fensterglase vertauscht; mehrere eingeworfene Scheiben sind nicht ersetzt worden. — Nur lebhafte Phantasie oder Erinne-

rung vermochte sich den schönen Prospect durch die Säulenhallen und in die Chornische hervor zu zaubern. Die südlichen Thurmpfeiler und fünf Säulen des Chores mit den Gewölben lagen über den Gräbern; Wolken zogen über die geöffneten Hallen und Sonne und Sterne waren die ewigen Lampen, welche über dem Heiligthum strahlten. Grausenhaft war der Aufenthalt im Chore, wenn ein Wetter tobte: schaurig sauste dann der Sturm in dem hohen Dache, das einsturzdrohend sich überneigte über die zerrissenen Gewölbe, von denen Steine und Mörtel stündlich niederschmetterten, und wenn die schweren Wolken über die offenen Hallen, diese fast berührend, gleich finsteren Geistern hinjagten, Schlossen prasselten, Blitze sich durch die Lüfte schlängelten und das Grollen des Donners, der gewaltige Chorgesang und Orgelton des Himmels, die Gräber erschütterte, so glaubte man den Posaunenruf des jüngsten Tages zu hören, der die schlafenden Helden erweckt, und man sah erwartungsvoll nach ihren ehrfurchtgebietenden Steinbildern, die sich aufzurichten schienen. — Prachtvoll traurig war der Anblick der inneren Kirche im Winter wenn Schneeflocken durch die verwaiseten Hallen flogen und die Gräber mit einem blendenden Leichentuche überdeckten, aus welchem hier und dort das starre Haupt eines Fürsten sichtbar wurde. Doch jeder Frühling schmückte das Chor und die Gräber wieder mit lebendigem Grün; zwischen den zerbröckelten Heldengliedern von Adolphs **VIII.** Büste sproßte dann rothblühender Weiderich und an Wichbolds Grabe, wo früher der massive Leuchter stand, hob sich den Sommer mit unzählbaren Blüthen eine große Wollkerze (**verbascum**). War auch der Chorgesang verstummt, so lispelten in der Morgenfrühe um den Hochaltar die Lieder der Schwalben und des Zaunkönigs, der dort nistete unter der Büste der Himmelskönigin.

Dies war der traurige Zustand der Altenberger Klosterkirche viele Jahre hindurch. Schon seit dem Jahre 1821 trug die Gemeinde Odenthal mehrmals darauf an, daß die Kirche gebaut und zu Altenberg eine Parochie errichtet werden möchte, zu der die Einwohner des nörd-

lichen Theiles von Odenthal einzupfarren seien. Zwar erboten sich die Gemeindegenossen zu rühmlichen Opfern für dies schöne Gotteswerk, aber der Hindernisse waren zu viele, die Kosten von der Gemeinde unbestreitbar. Viele Pläne waren im Munde des Volkes im Umlauf und setzten die Verehrer des ehrwürdigen Bauwerkes in Schrecken. So sprach man davon, den ganzen beschädigten Theil der Kirche, das herrliche Chor abzubrechen, in das Kirchenschiff die bedeutsamsten Monumente zu übertragen und dasselbe zum Behufe einer Pfarrkirche durch eine einfache Mauer östlich abzuschließen. Andere wollten blos den eingestürzten Kreuzflügel amputiren und das Uebrige in seiner alten Herrlichkeit hergestellt wissen. Doch solche Pläne kamen zur Ehre unseres Jahrhunderts nicht zur Ausführung, auf daß uns die freudige Hoffnung werde, das herrliche Denkmal ganz in seiner früheren Gestalt und Würde bald wieder hergestellt zu erblicken. Seine Königliche Hoheit unser Kronprinz besuchte auf Seiner Reise durch die Rheinprovinzen am 31. October 1833 die Ruinen von Altenberg zum zweiten Male, und die gänzliche Wiederherstellung wurde beschlossen. Seine Majestät unser König gestattete durch Cabinetsordre vom 16. August 1834 die Summe von 22,000 Thalern zum Wiederaufbaue der Kirche, und nachdem der von dem königlichen Bauinspector Herrn Biercher zu Cöln entworfene Bauplan die höhere Genehmigung erhalten hatte, begann der Bau mit dem Frühlinge des Jahres 1835 unter Aufsicht der königlichen Regierung in Cöln geleitet durch Herrn Kronenberg aus Berlin, der sich schon beim Beginn der Wiederherstellung des Cölner Domes große Verdienste um die Zierde unserer Provinz erworben hatte. Drei Jahre hindurch ist jetzt der Bau thätig fortgesetzt worden, der beim Einsturze noch verschonte Theil der Kirche, das Schiff und der Schluß des Chores, ist gänzlich hergestellt, die gestürzten Pfeiler erhoben sich wieder und die äußere Umfassungsmauer ist fast zur Höhe des Daches gestiegen. Das Neuerbauete reihet sich dem Alten würdig an und mit freudigem Dankgefühl für dessen Königlichen Gönner und Schützer sieht der Bergische der völligen Wie-

derherstellung des herrlichen Denkmals seiner frühesten Ahnen entgegen.

Doch nicht allein die Erhaltung des unschätzbaren Kunstwerkes bezweckt dieser Bau, sondern er wird auch einem langgefühlten Bedürfnisse der Christengemeinden genügen und ihnen einen würdigen Tempel zur Gottesverehrung öffnen, daß darin (was dort mancher fromme Mönch vor Jahrhunderten schon erflehen mochte und welchem jetzt alle aufrichtige Christen hoffend entgegen schauen) die Annäherung der einst so schroff einander gegenüberstehenden Confessionen auf eine schöne Weise gefördert werde. Altenberg soll nach dem erhabenen Willen Seiner Majestät zu einer Simultankirche erhoben und sowohl römischer als evangelischer Gottesdienst dort gefeiert werden. Die Altenberg zunächst wohnenden Katholiken des Kirchspiels Odenthal, die durchschnittlich einen höchst beschwerlichen Weg von fast zwei Stunden zu der Pfarrkirche haben, die für die Bevölkerung fast um die Hälfte zu klein ist, und die, wie viele Evangelische von Altenberg minder entfernt wohnen als von allen übrigen Kirchen, werden durch jene Einrichtung einen bedeutenden Vortheil genießen, und so wird die fromme Stiftung der Grafen von Berg auch noch für unsere Mit- und Nachwelt heilbringend sein durch die milde Fürsorge unseres hohen Königshauses, das jene Stifter und Landesregenten unter Seine erlauchten Vorfahren und Verwandten zählet.

III.

Innere Geschichte des Klosters Altenberg.

1) Das Mönchthum und der Cisterzorden.

Das deutsche Wort Kloster stammt von dem lateinischen Worte **claustrum**, d. i. ein Käfig oder Verschluß und der Name Mönch kommt von dem Griechisches **monachos** *), d. i. ein abgesondert oder einsam Lebender, wovon **monasterium**, die Wohnung eines Einsamen. Auch nannte man die Klöster von dem gemeinsamen (!) Zusammenleben (von **koinos**, gemeinsam und **bios**, Leben) auch Cönobien **), und die Mönche Cönobiten. Die Benennung Abtei (**Abatia**) stammt von dem hebräischen Worte **Abbas** (Abt, Vater), dem Vorsteher der Genossenschaft. —

Das Mönchthum selbst ist keineswegs christlichen Ursprunges. Schon früh unter den alten Heiden gab es schwärmende Philosophen, die das einsame Leben als besonders heilig priesen und Klöster und Einsame gab es unter den Römern ***), unter den ältern Aegyptiern und Israeliten sowohl, als auch jetzt im heidnischen Sina, wo das Mönchwesen (Bonzenthum) seit Jahrtausenden am üppigsten wucherte. Und doch wußte Ambrosius (**lib. I. de virginibus**) das Mönchsleben aus dem Christenthume herzuleiten und Chrysostomus

---

*) Der heil. Hieronymus versucht den Begriff abzuleiten von des Mönches Einheit mit Gott, von monadis, was freilich einen höhern Sinn bringt, der auch dem Nichteinsamen wünschenswerth.

**) Das lat. Wort coenum bedeutet auch Koth oder einen verworfenen Menschen, daher von Klosterfeinden manches Wortspiel.

***) **Seneca de Providentia cap. 5. Ovidius fast 5. Cicero de leg. 2.**

(homilia in Joan. Bapt.), Isidor (de devino officio), sowie Hieronymus (ad Eustochium ep. 22) nennen sogar den heiligen Johannes den Täufer unter den ersten Mönchen. *) —

Das wahre Christenthum, wie es der göttliche Stifter und die Apostel lehrten, kennt keine Lossagung aus der Familien- und Staatsverbindung. Auf gemeinnütziges Wirken und Geselligkeit zielen ihre Lehren und Lebensbeispiele. Aber den Südländern genügte es nicht, vollkommene Christen-Menschen zu sein, sie wollten viel höher stehen und ersannen eine neue Frömmigkeit, die alle Haupttugenden des Menschen verächtlich machte. Schon in den ersten christlichen Jahrhunderten gab es in Syrien und Aegypten Männer, die behaupteten, Christus habe gelehrt, daß man alles Irdische verlassen, in die Wüste laufen und dort in Verachtung und Entbehrung alles Wohllebens, durch Ersticken aller Naturtriebe und mit Lossagung von aller gesellschaftlichen Verbindung ein heiliges Leben führen müsse. Man sollte weder arbeiten zu eigenem und zu Anderer Wohl, noch sollte man sich satt essen oder den Geist zu Wissenschaften bilden; man sollte weder Herr noch Unterthan sein, sondern gar nichts und in dieser Nichtigkeit für sich hin im Geiste die Ewigkeit betrachten und vor Anderer Augen einen Engel darstellen, darum sollte man am Körper Ungemach erdulden, sollte sich weder waschen, noch sonst auf Reinlichkeit bedacht sein, man sollte durchaus vergessen, daß man einen Leib habe und diesen gänzlich vernachlässigen, damit der Geist hienieden schon im Himmel lebe. Dies reizte manches schwärmerische Gemüth und in dem unnatürlichen Leben verwirrten sich die Geisteskräfte. Wahnsinn ist ansteckender als irgend etwas. Da gab es grasessende wilde Heiligen, die wie ein Thier lebenslang an einer Kette freiwillig angeschlossen oder in engem finsterem Stalle lagen, es gab Männer, die viele Jahre hindurch hoch auf einer

*) Letzterer sagt: Hujus vitae (monast.) author Paulus, illustrator Antonius, et ut ad superiora conscendam, Princeps Joannes Baptista.

Säule standen und immer empor schauten, es gab kräftige Männer, die bis an ihr Ende auf einer Stelle im Schmutze lagen, Andere, die sich geißelten, sich schwere Steine auflegten oder in den unbequemsten Stellungen ausharrten. Sie nannten dies das heiligste Leben und wurden wirklich für heilig gehalten vom Volke, das ihnen Nahrung reichte und sie um ihr Gebet ersuchte oder sich von ihnen Teufel austreiben ließ. Alle diese Männer nannte man Anachoreten, Einsame oder Mönche und sie trieben ihr Wesen aus eigenem Antriebe und einzeln. *) Einige lebten minder strenge und minder entfremdet menschlicher Gewohnheiten in Höhlen der Felsgebirge oder in Waldhütten. Doch je mehr dies Leben anzog und für je heiliger es gehalten wurde, desto mehr mischte sich auch Betrug und Heuchelei in bedauernswürdige Selbstqual. So sagt schon der heil. Augustin von einigen Mönchen seiner Zeit nicht viel Gutes. „Sie leben (sagt er) in Felsklüften einsam, um nicht arbeiten und gehorchen zu dürfen, oder um das, was sie gemacht, zu höherem Preise verkaufen zu können; sie geben sich den Schein, als fasteten sie, aber sie sind meistens bis zum Erbrechen gesättigt; sie heucheln die Tugend der Enthaltsamkeit und nehmen Besuche von Mädchen an; sie scheinen arm und entziehen den Geistlichen ihren Theil. In eine Rind- oder Schweinshaut gehüllt, mit einem Gürtel von Palmbaumbast, durch den sie bis auf die Versen herabhängende stechende Dornenzweige um den Leib banden, barfuß und mit Blut beträuft, eilen sie aus ihren Felshöhlen an Festtagen gegen Jerusalem, preisen dort im Heiligthume ihr strenges Leben und zerraufen sich den Bart vor dem Volke, das sie mit reichen Gaben bedenkt. Fröhlich kehren sie dann in ihre Höhlen zurück und schwelgen in Ueppigkeit." —

*) Daß man auch später nicht blos die Klosterbewohner, sondern auch die Eremiten und herumschweifenden Asceten Mönche nannte, sagt die Regula Scti Benedicti. cap. I. Philo. de vita contemplatione; sagt: Singuli Monachi in Egypto habent sacas aediculas, quas monasteria vocant, ubi solitarii sanctae vitae mysteriis dant operam.

Ein gewisser Paulus aus Theben (gest. im Jahre 340), der wegen Religionsverfolgung unter Kaiser Decius in die Wüste flüchten mußte, und dort ein wahrhaft heiliges beschauliches Leben führte, wird gewöhnlich als der erste legitime christliche Einsiedler aufgeführt. Der Ruf seiner Heiligkeit reizte wahre Frömmigkeit wie den Ehrgeiz und den Wahn zur Nachfolge, ohne daß es wie bei Paulus äußere Noth geboten. Antonius, ein wohlhabender Landmann in Unterägypten war sein berühmtester Nachfolger, dessen Leben der heil. Anastasius ausführlich beschrieb. Er gab sein Gut den Dorfgenossen und verschloß sich in ein Grabmal, wo er bei Hunger und Nachtwachen die furchtbarsten Gesichte und schrecklichen Kämpfe mit dem Teufel hatte. Dies zog die Aufmerksamkeit des Volkes auf ihn, er sah täglich mehr Teufel und trieb mehrere aus. Endlich entfloh er dem zudringlichen Volke (aber nicht dem Teufel) in die Wüste, und weil er auch dort noch immer aufgesucht wurde von Lehr- und Heilungsbedürftigen, so versammelte er erstere um sich und berief auch die entfernt zerstreuten Mönche zu einem gemeinsamen Zusammenleben. So entstand das erste Kloster Phaium in Aegypten, wo die Asceten noch in einzelnen nachbarlichen Hütten wohnten, woraus später die Zellen unter einem Dache entstanden.*) Eben so machte des Antonius Schüler Hilarion in Syrien die bisherigen Mönche zu Cönobiten. Dem Pachomius aber, einem anderen Schüler des ägyptischen Heiligen war es aufbehalten, der Vater des eigentlichen Mönchthumes zu werden. Er war früher Befehlshaber in römischem Kriegsdienste gewesen und erlangte in der thebaischen Wüste als Einsiedler einen solchen Ruf, daß sich große Schaaren von Jüngern um ihn versammelten. Mit ihnen zog er im Jahre 325 auf das Nilwörth Tabenna, entwarf ein ganz militärisches

---

*) Anathasius sagt hiervon in der erwähnten Biographie: Denique si quis nunc ad Egypti veniat solitudines, paradiso quovis omnem illam videbit eremum digniorem et in numerabiles Angelorum coetus in corporibus fulgere mortalibus.

Mönchsgesetz, das er Regel nannte, und wurde so der Stifter des ersten regularen Mönchsklosters, wobei aber bemerkenswerth, daß keinem Mönche erlaubt war, Priester zu werden. Bald baute er auch ein Nonnenkloster daneben und noch vor seinem Ende sah er 3000 Mönche und 400 Nonnen unter seiner Regel vereinigt, welche die Grundlage von allen späteren Ordensregeln blieb. So fußte auf ihr die Regel des heiligen Basilius, die dieser gegen das Jahr 400 dictirte. Er und Johannes Chrysostomus sind des Mönchthums eifrigste Verbreiter.

So hatte sich endlich das Klosterwesen im Morgenlande zu einem festen Standpunkte ausgebildet und es fing bald darauf an, sich im Abendlande zu verbreiten. Lobreden der heiligen Cönobiten waren in Rom und anderen christlichen Städten; Einsiedler gab es in allen Gebirgen und Waldungen Italiens. Da gründete (515) Benedict von Nursika das Kloster **Monte Cassino** auf einem hohen Berge im Herzogthume Benevent und versammelte eine große Anzahl Asceten um sich, die er durch ein Gesetz verband, auf das er alle Aufgenommenen schwören ließ. Dies Gesetz, die Regel des heiligen Benedict genannt, verpflichtete zu einer beständigen Wohnung im Kloster und gebot auch außer den Abtödtungen und Gebeten der Morgenländer Feldarbeiten und vernünftige Beschäftigungen, beständiger Aufenthalt, Gehorsam, Armuth und Keuschheit waren die Hauptsätze der Regel, die aber auch alle Lebensverhältnisse, geistige und körperliche Beschäftigung, Umgang, Speis' und Trank, Kleidung u. s. w. für alle gleich und aufs Pünktlichste bestimmte.

Diese Lebensweise fand allgemeine Achtung, mit unglaublicher Schnelligkeit breitete sich der Benedictusorden aus über das ganze Abendland und Morgenland. Bald wahren mehrere Tausende von Abteien errichtet. Doch trotz der für ein solches Institut wahrhaft musterhaften Anordnungen des Stifters war die Ausartung von der ersten Strenge unvermeidlich. Besonders wurde die allgemeine Einheit unter den verschiedenen Klöstern vermißt, und um diese herzustellen und der Ausartung

zu steuern, entstanden mehrere Zweige des Ordens, welche die Regel in der alten Strenge wieder aufnahmen und in dem Ordensgenerale des Mutterklosters ein allgemeines Oberhaupt hatten. So stiftete (910) der heil. Berno zu Clugni den Cluniazenserorden, der sich wie der ursprüngliche Benedictusorden sehr rasch verbreitete und worin alle Klosteräbte unter der Oberhut des jeweiligen Abtes von Clugni standen. Die Regel des heil. Benedict blieb des Ordens Grundgesetz und wurde anfangs reiner gehalten, als bei den Benedictinern, die durch Reichthum in Ueppigkeit sanken. Berno's Vorschriften suchten diesem Uebel durch Geistesbeschäftigung zu begegnen; doch dies galt auch nicht für die Dauer, sondern mit erlangtem Reichthume wurden die Cluniazenser noch ausschweifender und üppiger als jene. Da errichtete der heil. Robert, Abt zu Molismes bei Lyon, in einem einsamen Thale unfern Dijon, welches seiner Rauhheit wegen das Wehrmutthal genannt wurde, (1098) das Kloster Cisterz (**Cistertium**, franz. **Citeau**) und führte dort die Regel des heiligen Benedict in ihrer alten Strenge wieder ein, gab auch mehrere Erläuterungen des Textes der Regel, änderte die Farbe des Mönchsgewandes und machte Zusätze in den Lebensvorschriften, wo sie ihm nothwendig schienen. Da war denn der Cisterzorden der heiligste und gesuchteste von allen und die Stiftungen vermehrten sich immer rascher, je mehr Cisterzklöster da waren, die Colonien senden konnten. Aus dem Mutterkloster Cisterz, wie aus den vier von ihm zuerst gestifteten Hauptfilialen la Ferté (**Firmitas** gest. 1113), Pontignac (**Pontiniacum** — 1114), Clairvaux (**Clara vallis** 1115) und Morimont (**Morimundus** — 1115) gingen schon in den nächsten fünfzig Jahren über 500 Colonien aus, die dem Kloster Cisterz sämmtlich unterworfen blieben. Der heil. Bernhard, Abt zu Clairvaux, stiftete allein über 160 Klöster und kleidete an einem Tage vierzig Personen aus hohem Adel, worunter seine nächsten Anverwandten, zu Mönchen ein. Die Begeisterung für das Mönchsleben war damals über alle Schranken, und wer selber keinen Beruf fühlte zu solcher Weltentsagung, der gab wenigstens einen Theil seiner

Habe hin, um der Verdienste solcher Stiftungen einigermaßen theilhaft zu werden.

Anfangs wurden die Cisterziensermönche nicht als ein neuer Orden angesehen, sondern sie wurden, wie auch die Kartheuser u. A., blos als strengere Benedictiner betrachtet, was sie denn eigentlich auch blieben. Nicht die Ordensregel, sondern das Leben der Mönche wurde durch den Abt von Cisterz reformirt, und der Mönch Cäsarius von Heisterbach sagt (1222) darüber: „Der Urheber unseres (Cisterz=) Ordens ist der heilige Geist, der Stifter desselben der heilige Benedict, der Erneuerer aber der ehrwürdige Vater Robert."

Bei den Generalversammlungen des Ordens, sowie bei den Visitationen wurden vor und nach neue Einrichtungen getroffen, und diese hieß man die **Charta visitationis** und die **Charta charitatis** (das Liebesgesetz), die man alljährlich in der Kirche öffentlich ablas und von welchen ein Auszug in dem Capitelhause aufgehängt war. Das Liebesgesetz, welches der heilige Abt Stephan zu Cisterz (1107 — 1134) niederschrieb, sollte besonders den Ausartungen, in welche die Cluniazenser verfielen, vorbeugen. Um den Gottesdienst und andere Anordnungen in allen Klöstern gleichförmig zu erhalten, berief der Abt von Cisterz jährlich alle Aebte der übrigen Klöster zu einer Generalversammlung, wo alle wichtigeren Ordensangelegenheiten geschlichtet wurden, und welche Versammlung insonderheit die Gerichtsbarkeit über die einzelnen Aebte ausübte. Der Abt von Cisterz wurde gewählt durch die Mönche daselbst und die Aebte aller übrigen Klöster aus der Mitte dieser oder jener, und hatte die Gewalt über den ganzen Orden wie die ihm untergebenen Aebte über ihre einzelnen Klöster. Weder Aebte, noch Mönche sollten taufen, oder sonst einen Theil der Seelsorge übernehmen, denn der Convent galt blos für sich, nicht für das Heil der übrigen Welt. Im Gegensatze zu den Cluniazensern waren die Cistersbrüder auf die größte Einfachheit angewiesen. Aller Ueberfluß, aller Prunk sollte vermieden werden. Nicht einmal mit zwei Glocken zugleich sollte man läuten, man sollte weder Gemälde in den Kirchen, noch kostbare Verzierungen an Geräthen haben.

Versemachen war streng verpönt und in Allem eine möglichst lakonische Prosa vorgeschrieben. Wucher, übertriebene Gastfreundschaft, Thiergärten, ausländische Gewürze, kostbare Weine und aus Schlemmerei entspringende Schulden — alles dies war in Betracht der Entartung anderer Orden aufs strengste untersagt. Dann aber unterschied sich der Cisterzorden noch besonders und vorzüglich durch die Art der Wohnungen und der Kleidung. Während die Benedictiner, um dem Himmel näher zu wohnen, sich nach des Stifters Beispiel auf hohen Bergen anbaueten,*) wählten die Cisterzbrüder die Stille einsamer Thalschluchten, als zu düsteren Todesbetrachtungen geeigneter und bequemer zum Anbau des Landes, welchen ihnen die Regel zum Gesetze machte. An der Farbe und der Art der Kleidungen unterschieden sich die verschiedenen Orden und ihre Chargirten, wie sich jetzt dadurch die verschiedenen Militairabtheilungen kennbar machen. Farbe und Zuschnitt jedes einzelnen Theilchens war streng vorgeschrieben und auf das Kleidungsrecht war man so eifersüchtig als je auf etwas Wesentlicheres.**) Wie das Mönchthum selber war auch die Kleidung aus dem Morgenlande gekommen und während die Benedictsbrüder eine dunkelbraune Kutte trugen, zeichneten sich die Cisterzer durch weiße Röcke aus. Anfangs ließen sie die Wolle ungefärbt, nachher aber bestrebten sie sich um eine recht blendende Farbe. Das weiße wollene Hauptgewand, das Habit oder die Kutte war eine bis zu den Füßen reichende Tunika, die über den Hüften ein Gürtel von schwarzem Wolltuche, dessen Zipfel gleichfalls bis zu den Füßen herabhingen, in reiche Falten legte. Ueber dies Habit lag das allgemeine Abzeichen

---

*) Daher der bekannte Mönchvers:

Bernhardus valles, Benedictus montes amabat.

Bernhardiner wurden die Cisterzer auch genannt, weil Bernhard der größte Mann des Ordens gewesen.

**) Selbst die Päpste gaben darüber die kleinlichsten Verordnungen: So Clemens V. in Clement. lib. III. tit. X. cap. I. und Martinus IV. in Extrao. lib. III. tit. VIII. cap. I.

des Mönchthumes, die Kaputze, ein verstümmelter Mantel. Sie bestand aus einem runden schwarzen Tuchlappen, durch dessen Oeffnung in der Mitte man den Kopf steckte, wodurch denn das Kleid bis zu den Ellenbogen bedeckt war. Zum Schutze vor Regen und Kälte konnte man diese Kaputze über den Kopf ziehen, wurde aber immer, auch in der Kirche getragen. Später hatte man auch Chorkappen zur Kopfbedeckung und die infulirten Prälaten erhielten sogar eine Bischofsmütze. Dazu kam das Scapulier oder Schultertuch, das ursprünglich bestimmt war, zum Schutze der Kleidung bei der Feldarbeit, zum Stein- oder Obstsammeln und zur Unterlegung beim Lasttragen. Dies Scapulier war anfangs eine große Doppelschürze von schwarzer Farbe, die hinten und vorn fast bis zur Erde reichte. Später, als die körperlichen Arbeiten der Mönche vergessen wurden, machte man das Scapulier immer kleiner und schmäler, bis der frühere Beweis lobenswerther Thätigkeit zuletzt ein Gegenstand des dümmsten Aberglaubens, eine Teufelsgeißel wurde. Ferner mußte der Cisterzer der Arbeit wegen eine Nähnadel und ein bloßes Messer im Gürtel tragen, die beide mit der Arbeit verschwanden. Die älteste Fußbedeckung waren Sandalen, bloße Sohlen mit Riemen befestigt; später trug man Schuhe und Halbstiefeln, darunter leinene Lappen und später Strümpfe. Leinene Hemden trug man anfangs nicht, wohl aber ein härenes rauhes Untergewand zur Kasteiung des Leibes. Beinkleider wurden erst in späterer Zeit getragen. Des Haupthaares Zierde hielt man für Eitelkeit und schor den Kopf bis auf einen schmalen Haarkranz über den Ohren, den man die Mönchskrone nannte und woraus die spätere Tonsur der Geistlichen entstand. Dagegen aber ließ man die ehrwürdigsten Bärte an Kinn und Oberlippe gedeihen. Später aber schor man den Bart und machte die Tonsur, die auch bei den Nonnen eingeführt war, immer kleiner. Obwohl diese Kleidung streng vorschriftsmäßig und für Alle gleichförmig war, so wurde sie doch oft auf die lächerlichste Weise überschritten; die Einen stutzten sich aus Demuth zu, die Anderen aus Hofart.

„Doch (sagt der heilige Bernhard hierüber) das wahre Heil kann nur in dem liegen, was die Ordensregel vorschreibt."

---

2) Das Klosterleben in seiner Blüthe.

Dem reinen Mönchthume in seiner frühern Einrichtung waren alle gemeinnützige Zwecke fremd. Aus reinem Egoismus trat man in das Kloster, um durch Gebet, Betrachtung und Kasteiung seines Leibes — durch ein ordengemäßes Leben — der Hölle und wo möglich auch dem Fegefeuer zu entkommen. Freilich hat es Mönche und Lobredner derselben von erhabener Gesinnung gegeben, und diese haben das Mönchthum mit ihrem höheren Geiste zu beleben gesucht; doch beruhte jenes Lob meistens auf schwärmerischen Ansichten, nicht in dem Institute selbst, wie aus jedem Capitel der Benedictsregel einem Unbefangenen einleuchten wird. Wie das göttliche Christenthum in Afrika's glühenden Einöden zwischen Krokodilen und Affen durch Erfindung der schauderhaften Möncherei jämmerlich verkehrt wurde, so veredelte sich zwar das Mönchthum auf europäischem Boden, allein wie weit entfernt es von der Lehre Christi und der Apostel blieb, möge man aus seinen Einrichtungen ersehen.

Der Cisterzmönch im zwölften und den nächstfolgenden Jahrhunderten überall und zu Altenberg war der Welt abgestorben, todt für allen gesellschaftlichen Verkehr, todt für seine nächsten Anverwandten. Mit der Ablage der Gelübde war er lebendig begraben, mit dem freien Willen war seine Persönlichkeit vernichtet. Selbst die Sprache, welche den Menschen vom Thier unterscheidet, eine der edelsten Gottesgaben, mußte verstummen bis auf wenige Laute. „**Memento mori!**" („Gedenke des Sterbens!") war der melancholische Gruß der sich begegnenden Genossen und dieser wiederhallte mit dumpfen Tone ausgesprochen Tag und Nacht in den düstern schau-

rigen Hallen. „Begegnet (heißt es) ein Cisterzer seinem Vater, Sohn oder Bruder, so gehe er stumm an demselben vorüber und thu', als hab' er nichts gesehen, denn der Mönch ist der Welt abgestorben und für die Verstorbenen gibt es weder Vater, Sohn noch Bruder, als allein Gott im Himmel. So wie wir von unsern verstorbenen Anverwandten gern etwas aus der andern Welt erfahren möchten, dies uns aber das strenge Gesetz der Natur untersagt, so ist es durch die Regel der Mönche verboten, sich mit denen zu unterhalten, die der Welt noch nicht abgesagt haben!" — Sogar ihren bisherigen Namen verloren die Brüder, damit sie hinfort nichts mehr an die Welt erinnere, und oft wohnten Vater und Sohn, oder Brüder in demselben Kloster, ohne sich zu erkennen. Nur der Abt kannte Alle mit dem Weltnamen. Solche Gebote führte das Liebesgesetz und viele hundertmal Hunderttausende opferten solchem düsterem Wahne die reinsten Lebensfreuden, entzogen sich der heiligsten Pflichten, die das Christenthum gebeut und opferten diesem Wahne sogar ihre unmündigen Kinder dar. —

Wie der einzelne Mönch außer alle Familienverbindung trat, so trat die Genossenschaft außer den Verband mit dem Staate und der menschlichen Gesellschaft. Oeffentlicher Gottesdienst für Nichtmönche sollte in Klöstern nicht stattfinden, dort sollte für Weltkinder weder Messe gelesen, noch gepredigt werden. Die Mönche durften weder taufen, noch begraben, noch sonst irgend einen Act der Seelsorge ausüben. Dies verbot zur Aufrechterhaltung der Weltabgestorbenheit außer den Ordensregeln unter Anderm eine Bulle des Papstes Calixtus im Jahre 1122 und eine des Papstes Alexander **III.** vom Jahre 1192, bis sich endlich im dreizehnten Jahrhunderte die Klöster der Löse- und Bindegewalt auch über Weltliche anmaßten und päpstliche Bullen ihnen die Erlaubniß dazu ertheilten. — Von aller weltlichen Gerichtsbarkeit waren die Mönche frei, sie erkannten kein anderes Oberhaupt als Gottes Stellvertreter auf Erden, den Papst zu Rom. Darum zollten die Mönche auch nicht zu Steuern und Landeslasten und wurden sogar von dem Einflusse der Bischöfe und Erzbischöfe befreit.

Die Hauptheiligkeit des Mönchsstandes bestand angeblich in den drei Gelübden der ewigen Keuschheit, der Armuth und des Gehorsams, und diese waren die Grundpfeiler, worauf alle Klöster errichtet waren und die nothwendigsten Erfordernisse zum Fortbestehen derselben.

Das erste Gelübde hatte nur die körperliche Keuschheit (castitas virginea) zum Gegenstande und konnte bloß durch fleischlichen Umgang gebrochen werden. *) Die eigentliche Keuschheit in höherem Sinne (pudicitia) gehörte keineswegs in das Ordensgelübde, und der Mönch, der sich gegen letztere verging, sündigte zwar, allein nicht gegen das Gelübde, woher denn in Klosterbeichtspiegeln eine Menge saftiger Distinctionen von hierhin und dorthin einschlagender Vergehen zu finden. Diese Mönchskeuschheit oder vielmehr der Cölibat wehete wie das Mönchthum selber aus den afrikanischen Wüsten herüber, wo das Weib ohnehin nicht viel gilt, und wie von dem Sirocco wurde auch bald Italien von diesem tödtlichen Sittengifte heimgesucht. **) Die Ansicht, daß sich die Diener Gottes von der Geschlechtsverbindung zu enthalten hätten, stammt aus dem südländischen Heidenthume, wie wir's von den Griechen in Iphigeniens, von den Römern in der Vestalinnen Beispiel und von den Juden aus des Moses Gesetzen und der Opferung von Jepthas Tochter wissen. Daß es auch bei ältern italischen Völkern galt, bezeugt Dionys von Halikarnaß, wo er von Romulus Mutter erzählt. Heidnische Philosophie verpflanzte diese Ansicht auch in das Christenthum und selbst aus Christi Lehr und Lebensbeispiel leitete man diese Institution her, wobei es ein oft aufgenommener unsinniger Mönchsstreit war, ob Christus die Gelübde wirklich ab-

---

*) So gebietet der Kirchenvater Cyprian den Beweis, daß eine Nonne dieß Gelübde übertreten habe (in seinem Büchlein de virginitate) per manus et oculos obstetricum zuführen ꝛc.

**) Hildebert von Tours sagt: der Cölibat sei das Verderben der Laien.

gelegt habe und also wirklich ein Mönch gewesen sei? *) Des Mönchsvaters Pachomius Weiberscheue theilten oder heuchelten alle Pythagoräische und Neuplatonische Secten, die in den ersten christlichen Jahrhunderten im Süden schwärmten und einsiedelten, und weil der Südländer im Weibe nur das Werkzeug seiner Wollust sieht, so machte man dem Mönche, dem vollkommensten Wesen in Gottes Schöpfung, die Ehelosigkeit zum Gesetze. Das Weib wurde als ein Geschöpf niederer Art verachtet und als ein Werkzeug des Satans geflohen, **) und als sich das Mönchthum über Europa verbreitete, fand man auch dort die höchste Höhe der irdischen Vollkommenheit im ehelosen Stande, so daß sogar ein bergischer Cisterzienser-mönch im 13. Jahrhundert sagen konnte: „durch Verachtung der Ehe mache man sich den Engeln Gottes gleich." Bei dem Volke mußte so etwas Bewunderung erregen, die Verdienstlichkeit des Cölibats stieg in der öffentlichen Meinung und mit ihr das Mönchthum. Man vergaß, daß Christus selber die Ehe eingesetzt habe, daß die 6. Kirchenversammlung auf den Antrag des heiligen Paphnutius die Verdammniß über den ausgesprochen habe, der gegen die Lehre Christi und der Apostel von einem Priestercölibate spreche, und forderte auch von den Weltpriestern, daß sie ihre Weiber verstoßen und dem Cölibate huldigen sollten. Dies gab den Klöstern viele Jahrhunderte hindurch ein großes Uebergewicht über den übrigen Clerus, denn dieser war nicht sogleich zur Abschaffung der Weiber zu vermögen, und als es endlich durch den härtesten Zwang (völlig erst im 13. Jahrhunderte) den Päpsten gelungen, ihm die Gattinnen zu nehmen, suchten die Mönche die illegitimen Cölibatsüber-

---

*) Campmanns commentarius in Reg. Scti. Bendicti Col. 1640 p. 92 usque 107. —

**) Papst Innozenz sagt auf dem fünften Concil im Lateran: Muliorem semper praecedunt ardor et petulantia, semper sequuntur dolor et poenitentia comitantur. Ein Concil zu Nicäna sagte ungefähr dasselbe und der heilige Hieronymus nennt das Weib den Ruin des Hauswesens und ein nothwendiges Uebel u. s. w.

tretungen zur Herabsetzung auszuposaunen, während die Klostermauern den eigenen Unfug verbargen und dort das geflissentliche Geheimhalten mancher Aergernisse viel leichter war, als in der Stellung des armen Weltpriesters, dessen Wege von Aller Augen beobachtet werden konnten. Wie schon Pachomius gebot, und wie alle spätere Regeln befahlen, sollten Weiber keine Mönchsklöster betreten; doch hat man nicht allein Beispiele, daß einzelne Weiber unter Männernamen im Mönchshabit unter Cisterziensermönchen lebten, *) sondern es zog im frühen Mittelalter auch wohl eine ganze Schaar Nonnen unter dem Namen Liebesschwestern zur wahren gegenseitigen Erbauung und zu größerer Enthaltsamkeitsübung zu den Männern. Doch traueten die Päpste als erfahrene Männer solcher Weltüberwindung nicht recht und verboten dies freundliche Zusammenwohnen, „weil die Schalkheit der Weibsleute alle andere Leichtfertigkeiten übertreffe und nichts so unheilbringend sei, als ein vertrauter Umgang mit Weibern.“ Des Papstes Gregor Briefe (bes. **ep. 40**) eifern gegen die Mitschwestern und Mütter (**consorores et commatres**) in Mönchsklöstern. Die siebente Kirchenversammlung verbietet (**cap.** 20.), daß Mönche und Nonnen Kloster und Alles theilen, es verlangt eine gänzliche Trennung und will, daß beiderlei einander fern wohnen. So das Agathensische und Hipalensische Concil **lib. II. cap.** 11. und das Römische unter Innocenz **II. cap.** 26. und 27. Innocenz **III.** (Urk. v. Jahre 1208 **pro** 88) gestattet, daß man 12 Schwestern in einem Mönchskloster aufnehmen dürfe, aber nicht mehre, weil die Einkünfte dadurch erschöpft würden und sollte eine jede wenigstens 50 Jahre alt sein wegen des Leumunds. Schon die päpstliche Sündentaxe **) aber gibt uns Auf-

---

*) Z. B. die heilige Hildegunt, Maria, Eugenia u. A. siehe **Jongelinus loco c. lib. II. p. 4.**

**) Gedruckt zu Cöln 1515 und 1523, wo auch der Betrag festgestellt, für den Mönch und Nonne die verlorene Keuschheit wieder erlangen konnten. Sixtus V., der Stifter der Frauenleihanstalt, soll in 3 Jahren 5 Millionen Ducaten aus dieser Taxe gelöset haben. —

schluß, wie es nebenbei mit der Haltung des vornehmsten Gelübdes zugegangen haben mag, und die sinnreichsten Beichtstuhlinstructionen der Cisterzer, *) des mehrerwähnten Cäsarius und Anderer Klostererzählungen, sowie die Visitationsprotocolle sagen nur zu deutlich, daß es mit der körperlichen und geistigen Reinheit überhaupt nicht besonders bestellt gewesen sei. Gerade dieser Punkt erzeugte nach allen Nachrichten aus dem Leben einzelner Mönche die meisten Kämpfe und nicht immer ward der Sieg dem Ringenden. Mehrere mit dem Mittelalter vertraute Schriftsteller haben die Klöster Pflanzstätten von jederlei Art Unzucht genannt und sind von Andern deßhalb der Partheilichkeit beschuldigt; allein werfen wir nur einen flüchtigen Blick in die obenerwähnten Mönchsschriften, so müssen wir dem biedern Cäsarius beipflichten, wo er treuherzig sagt: „daß alle Unzuchtsteufel auf die Klöster losgelassen seien, und sie es recht darauf abgesehen hätten, über die heiligen Weltüberwinder zu triumphiren. Gott aber lasse diesen Unholden freies Spiel, auf daß die Tugend durch den Kampf desto mehr verherrlichet werde." — Und wirklich! diese versuchenden Teufel waren das sorgenfreie arbeitlose Vollaufleben in reichgewordenen Klöstern, die schreckliche Langeweile und die in der Einsamkeit entzügelt schwelgende Phantasie, die schon durch das Verbot geweckt wurde. Wie sie ausschweifte, und welche Lieblingsgänge sie machte, zeigen uns viele zotige Erzählungen mit den kothigsten Kunstausdrücken in Mönchsschriften. Dinge, die, wie Apostel Paul sagt, unter Christen nicht genannt werden sollten, werden von den Mönchen mit lächelnder Miene ganz saftig erzählt. Wir finden dort selbst unnatürliche Verbrechen und eine Raffinerie in der Unzucht, vor der ein jeder zurückschaudern muß, in dem noch ein Fünklein von sittlichem Gefühle glüht. **) Dies sind die Früchte des

---

*) Comment. in R. Sti. cit. pag. 399 seq.

**) Man lese nur Comment. in R. S. B. cit. pag 400 seq. und den ganzen Cäsarius besonders das Buch de contentione.

früher so sehr gepriesenen Mönchslebens, das auch forthin der Vertheidiger nimmer darben wird und um dessen Wiederkehr Viele bemüht sind. *)

In Nonnenklöstern sah es nicht besser aus, als in Mönchstiftern, und zu dem, was berichtet wurde, mag man sich erinnern, daß solche Aergernisse gemäß den Klostergesetzen vor den Augen der Welt verheimlichet wurden. Es zeigte sich in den Klöstern, wie die Entfernung von Gottes weisen Anordnungen, die Entfernung von Vernunft, Natur und Menschheit sich rächte, und wir finden keine Ursache den Mönchsvater Pachomius um seiner Erfindung willen zu segnen. Tausende von sonst vielleicht glücklichen und tugendhaften Menschen wurden durch Selbstbetrug der düstersten Melancholie geopfert, Tausende wurden zu Heuchlern und Betrügern gebildet und Unsinn und Selbstqual auch außer Klöstern verbreitet. Doch wären uns nur die vielen Selbstmordfälle in Mönch- und Nonnenklöstern und die Kindermorde in letztern bekannt, **) so haben wir, auch abgesehen von dem heillosen Einflusse der Möncherei auf das Christenthum, Ursache genug, die unselige Verblendung zu bedauern. — Freilich nöthigt uns manche ehrwürdige Gestalt im Mönchshabite Hochachtung und Verehrung ab; manches gottergebene Gemüth mochte auch in den üppigsten Klöstern und zur Zeit der größten Verdorbenheit, unbekannt mit dem Schlechten, was umher geschah, in dem Himmel seines reinen Herzens leben und die Gelübde der Selbstopferung mit heldenmüthiger Treue

---

*) Da im Mittelalter nur Mönche von Mönchen schrieben und der Mönch dem Mönche, mochte jener noch so schlecht sein, immer heiliger war, als der Laie, so kann man darauf bauen, daß es schlimmer war, als die Quellen angeben. Doch liest man bloß:

Merbod's des Bischofs zu Rennes Versus canonicales und dessen Buch De ordine monastico; ferner des Hugo vom heiligen Kreuz Institutiones monasticae und des Petrus Damiani Liber Gomorrhianus, so wird man den Gipfel aller Laster finden, wie er unter Laien selbst in Frankreich undenkbar.

**) Viele werden uns erzählt in den eben citirten Schriften.

bewahren — dieser Beispiele sind nicht wenige; allein schwerlich wurde das Heil der Menschheit dadurch gefördert, daß erhabene Geister, die in der großen Menschenverbindung Herrliches würden gewirket haben, jetzt in der düstersten Schwermuth bei gesetzlicher Unthätigkeit erstickten und verdarben. Ihre Martyrkrone war aus dürren Dornen geflochten.

Das andere Gelübde war das der freiwilligen Armuth. Es hieß: nach Nichts ringe der weltliche Mensch so sehr, als nach dem Gute, das ihm seinen Unterhalt verschafft, und nichts verbinde ihn mit der Erde so sehr, als das Eigenthum, nichts ziehe ihn so sehr von dem Gedanken an Gott, als Sorge für das irdische Wohl. Drum müsse der Mönch, um seine Verbindung mit der Welt gänzlich zu zerreißen und sein Weltabsterben zu erringen, gar nichts Eigenes besitzen. Auch dies Gesetz suchte man aus Christi eigener Lehre und Lebensbeispiele herzuleiten *) und die Worte des Heilandes: „Die Füchse haben ihren Bau, die Vöglein ihr Nest, dem Menschensohn aber ist nicht so viel, daß er darauf hinlege sein Haupt", sowie sein Rath, „daß man Alles verlassen müsse und Gott allein anhangen", ferner der Ausspruch, „daß kein Reicher ins Himmelreich eingehen könne", nahm man buchstäblich für die Nothwendigkeit der gänzlichen Armuth des Einzelnen an. Die Regel des heil. Benedict (cap. 33.) sagt: „Der Mönch, dessen Leib und dessen Wille nicht mehr sein ist, darf nichts Eigenes haben, nicht einmal ein Buch, ein Blatt Pergament oder Schreibzeug, sondern durchaus gar nichts. Was er bedarf, das wird ihm der Abt reichen, wenn er es nothwendig hat, aber Alles, was sich im Kloster befindet, gehört dem Orden, und Niemand darf das kleinste Theilchen sein nennen. Wollte sich Jemand zu eigenthümlichem Besitze versteigen, so wird er zweimal gewarnt, und fällt er dann

*) S. Augustin sagt: Tota Christi vita homini fuit institutioni! — Christus war freilich weder Gatte noch Gutsbesitzer.

wieder in dies Laster, so ist er derb zu züchtigen. Der Mönch darf weder von seines Gleichen, noch von Aeltern oder Verwandten Briefe, Glückwünsche oder Geschenke weder empfangen, noch geben ohne ausdrückliche specielle Erlaubniß des Abtes. Hat aber der Abt erlaubt, etwas von Aeltern oder Verwandten anzunehmen, so darf der Mönch dies nicht behalten, sondern muß es dem Vorsteher ohne Trauer darüber zu zeigen und ohne Verzug abliefern. Thut er es nicht, so wird er gezüchtigt." — Alles, was die Mönche hatten, war Eigenthum der Heiligen, in deren Schutz das Kloster stand, der Gebrauch aber war dem Convente gemeinschaftlich und selbst der Abt durfte nicht das kleinste Theilchen sein nennen, sondern er hatte bloß die Verwaltung. Daß der Mönch kein Eigenthum und keinen rechtmäßigen Besitz haben könne, war nach der Vernichtung seiner Persönlichkeit streng juristisch. Welche schädliche Einwirkung dies aber auf den Charakter übte, und wie dadurch Verheimlichung, List und Verschlossenheit in die Klöster gerufen wurden, bewies sich leider auf traurige Weise. Doch sah man später in diesem Gelübde von der Strenge der Regel ab, und die klösterliche Armuth war auch überhaupt nicht mit dem Mangel vereint, den sie sonst mit sich führt, so daß einmal der Abt eines reichen Klosters offenherzig gestehen konnte: daß Gelübde des Gehorsams habe ihn zum unumschränkten Fürsten gemacht und die Armuth ihm eine Jahresrente erworben von 200,000 Gulden.

Das dritte, zum Fortbestehen der Klöster nothwendigste Gelübde war das des unbedingten Gehorsams. Der Mönch hatte keinen freien Willen mehr. Dem Lebendigbegrabenen gehörte weder Leib noch Geist und er stand unter der Willkühr des Abtes und der übrigen Klosterobern. Ohne Verzug mußte der Mönch jedem ältern Mönche gehorchen. Die Regel sagt: „Niemand thue, was ihm gut oder nothwendig scheint, sondern was sein Genosse befiehlt, und jeder ertrage in dieser Hinsicht die Launen des Andern mit Liebe." — In dem schrecklichen Liebesgesetze war dies noch weiter ausgemalt. Sollte einem Mönche etwas Subjectiv-

Schweres oder absolut Unmögliches geboten werden, so mußte er sich dem Befehle dennoch und ohne Widerrede unterziehen. Er mag (heißt es) zwar demüthig vorstellen, daß die aufgetragene Arbeit seine Kräfte übersteige; jedoch beginnen muß er sie, und wird das Geheiß nicht zurückgenommen, so gehorche er, und Gott wird ihm, thut er es einfältigen Herzens, mit seinen Wundern beistehen." — Es war ein langgeführter Mönchsstreit, ob man auch dann gehorchen müsse, wenn der Abt etwas befohlen habe, das der Regel oder den guten Sitten gradezu widerspreche. Die ältern Mönchsmeinungen sind auch dann für das Gehorchen und wir haben viele solche Beispiele. Folgerecht war es wenigstens, denn der Mönch hatte kein Urtheil. Später aber machte man immer mehr scholastische Distinctionen und Ausnahmen; aber wehe dem Armen, der in der schroffen Mönchszeit auch der unsinnigsten Laune des Abtes nachzukommen sich geweigert hätte. Zwar hatte dieser kein Recht über Leben und Tod durch Galgen, Beil und Rad, aber es stand in seiner Macht, den Ungehorsamen durch scheußliche Qualen zu Tode zu foltern und verschmachten zu lassen, wovon der Beispiele nicht wenige sind.

Die Strafen waren den Gesetzen angemessen. Hatte ein Mönch sich in geringfügigen Sachen vergangen, das zeitliche Klostergut vernachlässigt, bei der Feldarbeit ein Versehen gemacht, als Koch die Küchengeschirre zerbrochen oder die Speisen verdorben, so wurde er vor dem versammelten Convente von dem Abte derb ausgescholten. War ein Mönch in geringen Sachen ungehorsam, zeigte er sich stolz, unmäßig oder plauderhaft, so ermahnte ihn der Abt zweimal unter vier Augen, dann aber vor der versammelten Genossenschaft, und besserte er sich darauf nicht, oder hatte er gröbere Verbrechen begangen, so erhielt er Schläge, oder mußte sich selber zergeißeln. Kein Mönch durfte den Andern ohne Befehl des Abtes schlagen. Die Schläge bestimmte der Abt nach Art und Zahl und sie wurden vor dem versammelten Convente ertheilt. Dies nannte man vorzugsweise die Disciplin. Hiebe mit der Ruthe und dem Knotenseil waren die leichteste derartige Züchtigung; schauderhaft war der Gebrauch der

sogenannten Scorpionen, d. i. an Riemen befestigter Eisenkugeln oder eckiger Metallstücke, die tief in das Fleisch eindrangen. Leicht war's, mit solcher Disciplin sich eines lästigen Genossen zu entledigen. Die grausamste Heuchelei schützte sich hier mit dem Schriftsatze: „Der Thor wird durch Worte nicht gebessert, drum schlage ihn, und du wirst seine Seele vom Tode erretten." Eine nicht minder furchtbare Strafe, wozu die Uebertreter des Keuschheitgelübdes verurtheilt wurden, war das Lebendigeinmauern. Andere regulaire Strafarten waren die klösterliche Excommunication und die Ausstoßung aus dem Orden. Mit letzterer wurden besonders die hofärtigen Klosterbeamten, die den Abt bedrohet, belegt; doch konnten solche, wie auch diejenigen, welche aus eigenem Antriebe dem Kloster entlaufen waren (Abtrünnige, Apostaten), wenn sie mit Reue zurückkehrten, wieder aufgenommen werden, mußten sich dann aber viele Demüthigungen gefallen lassen. — Die Excommunication war zweifach. Wegen geringerer Vergehen, namentlich Näscherei, Faulheit oder Zuspätkommen, verhängte der Abt das geringere Interdict (**excommunicatio monastica minor**), die in bloßer Ausschließung von gemeinsamer Tafel bestand. Der so Bestrafte mußte am Katzentische speisen und den Wein entbehren. Die scharfe Excommunication (**excommunicatio monastica major**) schloß gröbere Verbrecher von Chor und Tisch, sowie von aller Gemeinschaft mit den Genossen aus. An der Arbeit stand der Gebannte von den Uebrigen gesondert und während des Kirchendienstes mußte er vor der Thürschwelle ausgestreckt liegen, so daß die Aus- und Eingehenden über ihn hinschritten. Auch wenn im Felde die Anderen beteten, mußte er ausgestreckt mit dem Gesichte auf der Erde liegen. Gleich einem Aussätzigen war er geflohen. Niemand durfte mit ihm reden oder ihm zuwinken; ja die entfernteste Gemeinschaft brachte gleiche Strafe. — Also war das Liebesgesetz; doch gab es noch andere Züchtigungen, die in des Abtes Laune lagen. Kein Mönch durfte den Andern, war er auch sein Bruder, Verwandter oder Freund, vor der Strafe zu schützen oder vor dem Urtheilspruche mit Gründen schriftlich oder münd-

lich zu vertheidigen suchen. Geschah es aber, oder murrte Jemand über die Härte des Urtheils, so fiel er noch schwererer Strafe anheim, als der Gezüchtigte.

Die Beschäftigung der Ordensbrüder war genau bestimmt und die Zeit des Gottesdienstes, der Betrachtungen, der körperlichen Arbeit, der Ruhe und des Essens war mit Rücksichtnahme auf die natürlichen und die Kirchenjahreszeiten bis ins Kleinliche vorgeschrieben.

Um Mitternacht (nach Mönchsrechnung die achte Stunde nach Sonnenuntergang im November) standen die Genossen auf, um Psalmen zu singen, gemäß der Psalmstelle: **„media nocte surgebam ad confitendum tibi.“** In früherer Zeit wurde dreimaliger Nachtgottesdienst gehalten, nämlich die Notturn und die beiden Vigilien; doch ließ man es später bei einmaligem Dienste bewenden. Der siebenmalige Tagesgottesdienst in Frühmette (bei Sonnenaufgang), Prim (erste Stunde nach Sonnenaufgang), Terz (dritte Stunde nach Sonnenaufgang u. s. w.), Sext, Non, Vesper und Complete, hatte auch seine Bedeutung in der Psalmstelle: Siebenmal am Tage hab' ich dein Lob erhoben. Für diese Kirchendienste waren Ritus, Gebete und Gesänge streng vorgeschrieben und sie bestanden aus den gewöhnlichen Messen, aus den Psalmen Davids, dem Ambrosischen Loblied, dem Anastasischen Glauben, aus Paternoster, Litaneien u. s. w. mit Zusätzen, Wechselgesängen und Vorsprüchen, je nachdem es die Kirchenzeit erforderte. So war es anders im Advent, anders in der Fasten- oder Oster- und Weihnachtzeit, wie im Ordensbreviar vorgeschrieben. — Sobald das Glockenzeichen zum Beginn des Gottesdienstes gegeben war, mußte jeder an seinen Ort in's Chor eilen. Wer zu spät kam, mußte zur Seite stehen, wo ihn Jeder sehen konnte. Wer falsch sang, oder unrichtig vorbetete und dies nicht demüthig sogleich selber verbesserte, fiel in gröbere Züchtigung und die Novizen wurden darum gegeißelt. Mönche, die sich auf Reisen, oder doch so fern vom Kloster befanden, daß sie zur festgesetzten Betzeit nicht in die Kirche kommen konnten, mußten an der Stelle, wo sie sich befanden, niederknieen und die bestimmte Betstunde für sich halten. —

Die Arbeitzeit war auch verschieden nach der Jahreszeit, und die Regel (cap. 48) schrieb die körperliche Arbeit nicht blos vor zum zeitlichen Vortheile des Klosters, sondern auch zum eigenen Seelenheile, damit ein wohlgepflegter Leib den Geist nicht störe in seinen Betrachtungen durch böse Gelüste, die aus dem Müßiggange wuchern. Den Frühling, Sommer und Herbst hindurch mußten die Mönche regelmäßig von der ersten Stunde nach Sonnenaufgang bis zur vierten Stunde hinaus, um in Feld und Garten zu schaffen, was gerade zu thun war. Dann wurde bis zur sechsten Stunde gebetet, dann gegessen, und nach Tische legte man sich zwei Stunden zur Ruhe nieder. Der dann schlafen wollte, schlief, der aber lieber etwas las, that es leise für sich, damit er die Uebrigen nicht störe. Von der achten Stunde nach Sonnenaufgang bis zur Vesper wurde wieder gearbeitet. War das Kloster arm und mußten sich die Mönche lediglich durch Arbeit ernähren, so stand es dem Abte frei, bis auf Frühmesse, Essenszeit und Siesta den ganzen Tag hindurch arbeiten zu lassen, und dann wurden die bestimmten Psalmen auch während der Arbeit auf freiem Felde gesungen. Die Saat- und Erndtezeit hindurch war dies immer der Fall. Im Winter wurde der Morgen zum Lesen verwandt und blos des Nachmittags gearbeitet. Die Fastenzeit hindurch und an Sonntagen erhielt Jeder ein Buch und die Arbeitszeit wurde dann durch Lesung und Betrachtung ausgefüllt. Während dieser Lesestunden mußten zwei Greise das Kloster beständig durchwandeln und der Brüder Acht haben. Fanden sie Jemanden müßig, oder mit Klatscherei beschäftigt, so wurde dieser angezeigt und verwarnt. Nach einem dreimaligen Rückfall aber gab's Disciplin. War einer zu ungeschickt zum Lesen und zum Betrachten, so wurde ihm eine andere passende Beschäftigung auferlegt, damit er nicht müßig sei. Keine Kunst, kein Handwerk war ausgeschlossen, und wer so etwas verstand oder zum Erlernen Lust und Anlage zeigte, der übte solches auf ausdrückliches Geheiß des Abtes zum Vortheile der Genossenschaft, es sei nun, daß dieselbe solcher Erzeugnisse bedurfte, oder dieselben verkaufte. Was so erworben wurde, gehörte natürlich nicht dem Hervor-

bringer, sondern dem Kloster. Die Handwerksgeräthe und dergl. wurden von dem Abte, der die Fähigkeiten jedes Einzelen kannte, vertheilt. — Pachomius hatte als einzige körperliche Beschäftigung seiner Brüder das Mattenflechten eingeführt und dies blieb noch immer als durch Alter ehrwürdig die gewöhnliche Beschäftigung an Regentagen und im Winter für solche, die zu schwierigeren Dingen kein Geschick zeigten. Die Lieblingsbeschäftigung der Cisterzienser aber war der Ackerbau, und durch die Förderung desselben haben sie sich wirkliche Verdienste um die Menschheit erworben. Den Ackerbau nannten sie vor allem Andern ein gottgefälliges Treiben und das sicherste Mittel, sich in Einhaltung der Gelübde zu stärken. Denn (sagten sie) durch diese Arbeit wird die Sinnlichkeit, die den lässigen beschleicht, entfernt und Demuth und Gehorsam geübt, indem der Ertrag des Ackerbaues stets unter sichtbarem Einflusse des Himmels steht, während der Erfolg aller übrigen Gewerbe von Kunstfertigkeit abhängt. — Aus diesem Grunde baueten die Cisterzienser ihre Klöster auch immer in einsame Waldthäler, die sich zum Landbaue eigneten, und manche Einöde ist durch sie zu segenreicher Flur umgeschaffen worden. Zwar wurde der Ackerbau nicht im Großen und mehr zum eigenen Unterhalte, als speculativ zum Handel getrieben, doch ist es gewiß, daß sie, die im Besitze aller damaligen Wissenschaften waren, im Ackerbaue sehr viel vervollkommneten und manche bisher unbekannte Einrichtung trafen. Auf den jährlichen Ordensversammlungen zu Cisterz kam auch die Vervollkommnung des Landbaues zur Sprache, man tauschte Erfahrungen und Vortheile aus und versuchte die Anpflanzung von Früchten fremder Fluren. So wurden die meisten trefflichen Obstarten aus Frankreich und Italien durch die Cisterzer nach Deutschland gebracht; die Kunst, Obstbäume zu veredeln, lernte das Landvolk von ihnen und holte im Klostergarten die Pfropfreiser. Der Versuch, die Weinberge, die das Stammkloster umlachten, auch in die Heimath zu verpflanzen, mißglückte zwar den Altenberger Mönchen, doch ist auch dieser Versuch ein Beweis ihrer derartigen Bemühungen und es läßt sich daraus auf wirklich zuge-

wandte Vortheile schließen. Ein großes Hemmniß des Ackerbaues war bei ihnen der Mangel an hinreichender Viehzucht. Wo sich jetzt Wiesen in den Thalgründen verbreiten, lagen damals noch Sümpfe oder Wälder, zur Ernährung der Kühe und der Zugthiere ungeeignet, und der Haupttheil der Viehzucht bestand in Schaaf- und Schweinheerden, die man in die Eichen- und Buchenwälder trieb. Die Ordensregel verbot den Genuß des Fleisches, und als man auch mit der Diätstrenge ausgesetzt hatte, so genügten doch der vielen Fasten- und Abstinenztage wegen die angeführten Hausthiere zum Fleischbedarf, und man zog sie auch darum vor, weil ihre Häute sich mehr zur Bereitung des Pergamentes eigneten. Dagegen sah man mehr auf die Anlegung von Fischteichen, von denen Altenberg vor der Reformation noch zu den Fischereien in Rhein, Wupper und Dhün wohl bei hundert Morgen hatte. *) Man hegte auch eßbare Schnecken in den Gärten und Muscheln in den Bächen, übte die Bienenzucht wegen des nothwendigen Kirchenwachses und des damals statt Zuckers gebrauchten Honigs, baute besonders viel Oelsaamen tragende Kräuter, Hülsenfrüchte und eine Menge Gemüsearten, die jetzt als solche in hiesiger Gegend verschollen sind. Doch sind es wieder die Cisterzer, die es gelehrt haben, wie man sumpfige Waldthäler durch Kanäle und Flößgraben zu Aeckern und zu flößbaren Wiesen umschaffen kann. Fast alle jetzt um Altenberg liegende Wiesen und Aecker wurden durch die Mönche urbar gemacht, und als sich ihr Wohlstand vergrößerte, sandten sie auch entferntere Kolonieen. Besonders darum aber verdient die Ackerbauthätigkeit der Cisterzer unsere volle Dankbarkeit, weil sie den bei den Deutschen so sehr gesunkenen Landbau wieder zu Ehren brachten und durch ihr Beispiel belebten. In dem Maße wie der freie Römer **) den Ackerbau als die edelste Be-

---

*) Bei dem Kloster lagen wenigstens 15 Morgen Teiche, von denen die meisten jetzt zu Wiesen ausgetrocknet; in der Gemeinde Paffrath hatten sie 12, bei Monheim bei 20 und bei Quetlingen beinahe eben so viel Morgen.

**) Cicero lib. I. cap. 42 de officiis.

schäftigung des Freien ehrte, so verachtete ihn der Germanier, und nannte ihn (von dem Lehensverhältnisse, der Herrschaft des Bodens über Personen dazu veranlaßt) eine knechtische, unwürdige Beschäftigung, die nur Sclaven und Weibern zusagen könne. Das Christenthum hatte, wie alle Sitten, auch diese Abneigung gemildert, allein keineswegs getilgt. Der freigeborene schöffenbare deutsche Mann spannte sein Roß nie an den Pflug, sondern er brauchte es nur, um den Segen der Felder damit zu vernichten in roher Fehdelust. Leibeigenen und zinsigen Leuten, blos als Christen etwas höher geachtet denn römische Sclaven, lag es ob, die kriegslustigen, ihnen undankbaren Ritter zu ernähren, und sie mußten froh sein, wenn unter wüsten Fehden ihr saurer Schweiß gedeihen konnte. Das durch die Kreuzzüge emporgewachsene Faustrecht ließ den Landbauern nirgends Ruhe mehr, und diese, um nicht vor Hunger umzukommen, fingen an, mit den edlen Herren im Raube zu wetteifern. Da, als der Landmann nirgends mehr eine Scholle fand, die er in Ruhe bebauen konnte, wiesen ihm die Cisterzer große Walddistrikte zur Urbarmachung an, oder der freigesessene Bauer stellte dem Kloster über seine Allodien den Lehnrevers aus, und wurde nun im Schutze des Gottesfriedens und der Bannmeile, innerhalb welcher sogar die weltliche Gerichtsbarkeit aufhörte, nicht mehr gestört. Als aber die Landleute sahen, daß die so hochgeehrten Mönche selber nicht verschmäheten, alle Mühe des Ackersmannes zu theilen, und sie dieselbe als die gottgefälligste Beschäftigung preisen hörten, da verlor sich die frühere Verachtung, die armen Leute gewannen neue Lust an ihrem Tagewerke und die Edlen hörten auf, es zu schmähen, wenn sie selber auch lieber hungern und ihren Unterhalt durch Raub erwerben, als wirklich verdienen mochten.

Um die Baukunst, Malerei und besonders die Glasmalerei haben sich die Mönche gleichfalls Verdienst erworben, und Anfangs selber Maurer, Zimmerleute, Schmiede und Glasschmelzer wurden sie nachher die Beaufsichtiger der herrlichen Bauten, die noch heute unsre Bewunderung erregen. Selbst Bischof Wichbold, der als Mönch in Altenberg lebte, hatte große Kennt-

nisse vom Bauwesen, und vom Altenberger Abte Gieselher heißt es, daß er Richtmaß und Kelle trefflich zu führen wußte. Der Werkmeister, der das Schiff der Altenberger Kirche erbauete und das westliche Fenster so herrlich ausstattete, war ein Laibruder des Klosters, Reinold mit Namen. Der Baumeister des prachtvollen Kirchenchores mag vielleicht auch ein Mönch gewesen sein. Man thut den Cisterzern des 12. Jahrhunderts Unrecht, wenn man sie Tagediebe schilt. Sie lebten nicht wie die Bettelmönche von fremdem Schweiß im eigenen Müßiggange, sondern sie erwarben sich den Unterhalt durch Ackerbau und andere rühmliche Thätigkeit. Leider ging diese im erlangten Wohlstande unter, und was die ersten Jahrhunderte von Bauwerken geschaffen, wußten die spätern nicht mehr zu schätzen. — Auch die deutsche Bildhauerei und Malerkunst nahmen in den Klöstern ihren Anfang. Heiligenbilder aus Holz zu schnitzen, aus Stein zu hauen, oder auf Leinwand zu malen war die Beschäftigung vieler Mönche und unter andern wird ein schätzbares altes Oel-Gemälde, die Himmelfahrt Maria's, das Werk eines Altenberger Mönches genannt. Auch einige von Altenberger Mönchen abgeschriebene Bücher zeugen in den allegorischen Bildern der Anfangslettern von großer Gewandtheit im Zeichnen. Unter allen diesen Arbeiten zeichnete sich ein riesenhaftes Meßbuch aus. Alle Altenberger Chorbücher waren von dortigen Mönchen auf große Pergamentblätter zierlich geschrieben. So auch die Testamente der Bibel, die Schriften der Kirchenväter, des heil. Bernhard, des Heisterbacher Cäsarius und mehrere Scholastiker in vielfältigen Copien. Von schriftstellerischen Arbeiten ist von Altenberger Mönchen nichts bekannt, als die Grabschriften, meistens in barbarischen, vielfach gereimten deutsch-lateinischen Hexametern, einige Aufzeichnungen aus der Landesgeschichte, dann das Leben des Grafen Eberhard in Versen geschrieben und einige sehr unbedeutende Büchlein gegen Ketzerei, welche letztere allein durch den Druck veröffentlicht worden sind. — Auch die mit der Schreibkunst verbundene Bereitung des Pergamentes besorgten Anfangs die Mönche selbst, und gerbten nicht blos die Thierhäute, sondern

übten auch trotz aller Verbote des canonischen Rechtes sogar selber die Jagd, das damalige Lieblingsvergnügen des deutschen Volkes, indem sie dieselbe als zur Erlangung der Felle, worauf sie ihre heil. Bücher schreiben wollten, als ein gottgefälliges Treiben in Anspruch nahmen, und die früheren Jagdverbote um so eher umgingen, als den Geistlichen durch Concilschluß (1114) die Theilnahme an den Wolfs- und Bärenjagden, zur Vertilgung dieser damals in Deutschland sehr häufigen Raubthiere, anempfohlen war,*) und trotz allem Widerspruche von geistlicher und weltlicher Seite wußten sich die Mönche im Besitze großer Jagden zu erhalten, die sie, wie in Altenberg, auch selber bejagten.

Bei dem im Kloster ausgeübten Schmiedehandwerke war das Eigenthümliche, daß die an der Feueresse beschäftigten Mönche unbedingte Sprecherlaubniß hatten, während bei allen übrigen Beschäftigungen Stillschweigen geboten war. Die Weberei wurde zu Altenberg in einem besondern Webhause ausgeführt und dort die rohe Wolle bis zum Gewande verarbeitet. Jeder Mönch sollte seine Kutte zu fertigen und zu flicken verstehen. Was der Convent bedurfte, sollte auch von der Genossenschaft, was dem Einzelnen am Leibe nothwendig war, von dem einzelnen Mönche gefertigt werden. Darum mußte ein jeder gemäß der Ordensregel Messer, Nadel und Garn bei sich führen; jedoch ist schon im 13. Jahrhunderte Klage darüber, daß diese Zeichen der Demuth**) an Cisterzern oft vermißt wurden. Für Laien wurden im Kloster keine Röcke gemacht, außer Gewanden für Bettler, die man aus abgetragenen Kutten fertigte. Regenmäntel und Schuhe aber machten die Mönche zum Verkauf. Letztere wurden besonders vom Landvolke und von frommen Adeligen gesucht. Doch das Aufblühen der Städte und die Zünfte machten solche Beschäftigung bald über-

---

*) Besonders unsicher war hiesige Gegend wegen solches Raubgethiers nach dem Thronstreite zwischen Philipp und Otto, zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts.

**) Also waren sie damals schon nur bloße Figuranten, nicht Werkzeuge zum Gebrauche.

flüssig, und als der Reichthum der Abteien diese der Nahrungssorgen überhob, überließ man den Conversen alle körperliche Arbeiten. Mit dem Bücherabschreiben aber beschäftigten sich die Mönche bis zur Ausbreitung der Buchdruckerkunst. —

Alle Mönche des Klosters schliefen nach der Ordensregel in einem hochgewölbten Gemache (**dormitorium**) gemeinsam, aber in einzelnen Betten. Obenan, etwas erhöhet, stand das Bette des Vorstehers, der alle übrige Lagerstätten überschauen konnte. In der Mitte brannte eine große Lampe und unter derselben las ein Mönch aus einem erbaulichen Buche, damit den Schlaflosen oder den Erwachenden nicht Gedanken an die Welt beschleichen möchten. Bald nach Sonnenuntergang, nachdem vorher ein Psalm gesungen und gebetet worden war, legte man sich nieder, völlig angekleidet und ungürtet, doch ohne die Messer, damit man sich nicht verwunde. Die hölzernen Bettstellen waren einfach, die Bettung bestand aus einer Strohmatte, einem Hauptpfühl aus Wolle und einer Wolldecke. Der Abt hatte die Lager oftmals zu untersuchen, damit nicht der Eine oder der Andere sich etwas Sonderliches unterlege und weicher bette, was hart zu züchtigen. Sobald nach Mitternacht das Glockenzeichen zum Gottesdienste rief, erhoben sich Abt und Mönche vom Lager und eilten in die Kirche, die nur durch eine Thüre von der Schlafstelle getrennt war. In späterer Klosterzeit hatte jeder Mönch seine eigene Zelle und zuletzt erhielten Alle eigene geräumige Zimmer mit bequemen Federbetten und es war gesorgt für anständige Bequemlichkeit und Reinlichkeit, die man früher verschmäht, woher denn auch der im Mittelalter oft vorkommende Mönchsgeruch und Geruch der Heiligkeit, der sich bei Bettelmönchen länger erhielt. —

Der Speisehallen waren in früherer Zeit zwei, eine für den Abt und die Gäste, die andere für die übrige Genossenschaft. Für letztere (das Refectorium) gab es täglich nur zwei Mahlzeiten, ein Vormittagsessen und ein Hauptessen gegen Abend (**coenum**). Sobald die Glocke zum Essen rief, mußten Alle sich zum Tischgebete

versammeln; wer zu spät kam, mußte am Katzentische fürlieb nehmen. Der enthaltsame Mönch sollte sich bei jeder Mahlzeit mit einem einzigen Gerichte begnügen; doch sollten jedesmal zwei Mußgerichte die Tafel bestellen, damit der, welchem vielleicht das eine nicht zusagte, sich am andern sättigen könne. In der Obstzeit, oder wenn gerade frische Gemüse vorhanden, mochte man daraus ein drittes Gericht bilden. Die Substanz der Hauptgerichte waren gedörrte Hülsenfrüchte, Mehlspeisen, Gemüse, Obst und Fische. Die Gewürze dazu bestanden in Zwiebel, Rettig, Honig, Quitten und Salz. — Der Genuß des Fleisches von vierbeinigen Thieren war dem Mönche zu jeder Zeit untersagt, und zwar aus einem Wahne der Pythagoräer, deren Grundsätze durch schmutzige ägyptische Einsiedler ins Mönchthum kamen. Ein späterer Grund der Verwerfung des Fleisches war die Meinung, daß der Fleischgenuß die Simlichkeit mehr reize und entflamme, als Speisen von den kaltblütigen Fischen, wovon zwar gerade das Gegentheil erwiesen ist, was aber wie die Schweinescheue der Aegyptier die Juden noch jetzt quält, auch den römischen Abstinenzen noch zum Vorwande dient. — Nur Schwache und Kranke durften nach der Ordensregel Fleisch essen *); doch auch diese in der Fastenzeit und an Abstinenztagen niemals. Streng hatten die Vorsteher zu wachen, daß Niemand zu viel esse, und deßhalb durften die Mußportionen nicht zu groß sein; doch stand es bei dem Abte, in der Aerndtezeit, oder wenn sonst die Mönche schwere körperliche Arbeit zu verrichten hatten, etwas zuzusetzen. Dagegen wurde in den Fasten abgezogen, und wie an den Abstinenztagen täglich nur eine Mahlzeit gehalten. — Außer dem erwähnten Gerichte erhielt der Mönch, gleichviel ob zwei oder nur eine Mahlzeit vorschriftlich, täglich

---

*) Dies mußte aber nach einem Gesetze des Papstes Innocenz II. (Decr. Greg. III. tit. 35. cap. 6.) vor der Thüre des Refectoriums geschehen, damit dies nicht dadurch entheiligt werde. Man ging so weit, daß man in strengern Karthäuserklöstern den Eingang versagte denen, die ihre Haare mit animalischem Stoffe gesalbt hatten.

ein Pfund Brod, wovon der Kellner, wenn zwei Mahlzeiten im Tage waren, ein Drittheil für die Abendmahlzeit zurückzuhalten hatte. —

Wie man aus Benedict's Regel Cap. 40 sieht, war der Ordensstifter ängstlich, wegen der Getränke etwas festzustellen, doch greift er endlich durch und sagt: weil es doch nicht angehe, den Weltüberwindern den Wein zu versagen, so stelle er jedem die tägliche Portion von einer Hemina Weines, die wohl für jeden ausreiche. Wie groß aber eine Hemina (Halbquart) sei, darüber gab es viel gelehrten Streit und viele Auslegungen. (Um das Gewicht des Brodes stritt man nicht.) Einige sagten, die hemina bedeute einen halben Eimer Weines, Andere wollten das Getränk abgewägt sehen und sagten, nach der Regel solle man sich mit ¼ Pfd. solcher Flüssigkeit begnügen, Andere behaupteten, es seien 24 Unzen, noch Andere meinten 33½ Unze, welches Maß doch nicht ohne Rausch genossen werden könnte, nnd deßhalb wußten schon die Mönche zu Monte Cassino keinen anderen Ausweg, als Jedem so viel Weines zukommen zu lassen, daß er hinreichend damit auskomme. In den meisten Cisterzklöstern war es später Sitte, Jedem einen Krug Weines vorzusetzen, und den geleerten mit einem gefüllten zu vertauschen. — Selbst bei dem früher so einfachen Klostermahle war man darauf bedacht, daß der Genießende nicht an die Befriedigung der leiblichen Bedürfnisse denke. Der Mönch mußte vergessen, daß er Mensch sei und etwas thue, was dem Menschen zum körperlichen Dasein nothwendig. Deßhalb las ein vom Abte bestellter Mönch während der Tafel aus den Legendenbüchern vor, um so das Gemüth von dem Reize der Sinne zu höheren Betrachtungen zu lenken. Schwätzen bei der Mahlzeit wurde wie Unmäßigkeit mit strengem Fasten bestraft. Der Abt selber schrieb jedesmal den Küchenzettel aus, der in dem Speisesaal zur Legitimation des Koches angeheftet wurde. — Die Küche mußten die Mönche selber besorgen, und Keiner durfte sich von diesem Dienste ausschließen. Der Kellner allein war in größeren Abteien davon befreit und er bestimmte den Pater Koch, der dieses Geschäft von Sonntag an die ganze

Woche hindurch mit Demuth üben mußte. Eine Stunde vor der Mahlzeit gab ihm der Kellner den Speisevorrath, daraus er die Speisen bereiten mußte. Auch die Bedienung bei Tische fiel ihm zu, und dabei mußte er wohl zusehen, weil die Mönche nicht reden und nicht aufblicken durften. Dagegen aber war er außer der Frühmette von allem Kirchendienste frei, mußte aber jeden einzelnen kniefällig bitten, für ihn zu beten. Trat er Samstag Abends außer Dienst, so hatte er die Tisch- und Kochgefäße, wie auch die Tischleinwand zu reinigen und den Eintretenden Sonntags die Füße zu waschen. Die Woche hindurch war Letzteres das Geschäft des dienstversehenden Koches. — Für die Abtsküche waren zwei Mönche beschäftigt und hierfür und zur bessern Bedienung der Gäste ein vertrauenswürdiger Mönch zum Gastbruder angestellt. Obwohl der Abt sonst zur Regel verpflichtet war, so brauchte er hinsichtlich der Speisen sich nicht ängstlich an die Ordensvorschriften zu halten und durfte, wenn er vornehme Gäste beherbergte, bereiten lassen, was er für zweckmäßig hielt. Keinem fremden Reisenden war das Klosterthor verschlossen; Arme und Nothleidende fanden Mahlzeit, Herberge und Almosen. Ein eigenes Gebäude war zu ihrer Aufnahme bestimmt. Mönche und Gäste aber, selbst geistliche Gäste, waren streng geschieden. Darum die beiden verschiedenen Tische. Mönche durften weder mit Gästen reden, noch sie ansehen oder in ihre Zellen treten. Der Abt wusch den Einkehrenden die Füße und leistete ihnen Gesellschaft. War er verhindert, so übernahm dies der Prior oder der Bruder Gastmeister. Waren nicht viele Fremde da, so sollte der Abt einige strengere Mönche zu seiner Tafel ziehen; doch sollten an dem Conventstische der Aufsicht halber immer mehrere Alten bleiben.

Vielen strengen Mönchen in der ersten Klosterzeit genügte die Einfachheit der vorgeschriebenen Speisen noch nicht, und um gegen die menschliche Schwachheit der Nahrungsbedürftigkeit ihr Fleisch zu kasteien, saßen oder standen sie bei Tisch in der unbequemsten Lage, verschlangen todte Mäuse, nahmen Kröten in den Mund und mischten übermäßiges Salz oder sonst etwas

Uebelschmeckendes oder Ekelerregendes in ihre Speise. Eine Kuriosität war das von den heiligen Franziskanermönchen erfundene Humilitätsessen, das die Franzosen **manger en cochon** nannten *) und womit man besonders die Novizen in der Demuth zu üben suchte. In's Refectorium wurde ein großer Trog gebracht und Alles, was sonst auf den Tisch kam, dick und dünn hineingeschüttet und wohl umgerühret, worauf denn die angehenden Heiligen herankrochen, den Kopf in den Trog tauchten und die Mischung nach Art der Schweine schlampten. Man sagt, der heilige Juniperus habe einmal, entrüstet darüber, daß er den Koch machen mußte, allen Speisevorrath, Hühner, Gänse, Butter, Eier, Gemüse, Brod, Wasser, Wein, Früchte u. s. w. Alles zusammen in den Kochkessel geworfen, unter einander gebrühet und den Genossen vorgesetzt. Anfangs habe ihnen dies Gericht nicht behagen wollen; doch habe man es bald sehr köstlich gefunden, Wunder geschrieen und sein Andenken verewigt. —

Doch bald trat man auch über das gegentheilige Maaß. Weil in der Regel nur das Fleisch von vierfüßigen Thieren verboten war, nahm man zuerst das Geflügel in Anspruch, denn weil die Regel in der Aerndtezeit kräftigere Speisen zuließ, wollte man Fleisch darunter verstanden wissen, und weil den Kranken der Fleischgenuß erlaubt war, so stellten sich die Belüstigten krank und zuletzt aß man Fleisch allgemein und tagtäglich nur mit Ausschluß der Fasten- und Abstinenzzeit. Aber auch dann wußte die raffinirte Klosterkochkunst aus größeren Fischen alle mögliche Fleischgerichte so trefflich nachzubilden, daß selbst die geübtesten Augen und Gaumen getäuscht wurden. Wie mit dem Fleische, ging es auch mit der Zahl der Gerichte, die in einigen Klöstern bis über ein Dutzend stieg. Die scholastische Philosophie vermochte zu beweisen, was sie wollte und aus der Ordensregel mit ihren Auslegungen zu machen, was ihr anstand, und so fiel die alte Strenge bald. Schon der heil. Cisterzer

---

*) **Abee Musson Ordres monastiques, tom. III. p. 232 seq.**

Bernhard von Clairvaux *) klagt über Schwelgerei unter den Mönchen; er sagt, der Wein beschwere sie nach Tische so sehr, daß sie nur zu schlafen vermöchten und die ekelhafteste Völlerei mache sie zum Arbeiten untüchtig.

Um das Jahr 1200 schreibt ein Cisterzmönch: „Meine Genossen machen mich so mißvergnügt, daß ich sie dutzendweise um Einen Freund hingäbe; während die Einen üppig leben, hungern die Andern und erhalten so verdünnten Wein, daß sie einen ganzen Monat unaufhörlich trinken könnten, ohne davon berauscht zu werden; eher läßt man die Kranken sterben als man ihnen Fleisch gebe und doch duldet man, daß sich die Mönche putzen, ihren Bart in Locken wickeln u. s. w.; Gottlob, daß es mit der Einsamkeit nicht so streng als bei den Karthäusern genommen wird, ich mögte nicht im Paradiese leben, wenn ich allein sein sollte. Aber doch gibt's auch hier viele verkehrte Einrichtungen: wenn man schlafen mögte, muß man wachen, wenn essen, trinken, wenn reden, schweigen, wenn schweigen, blöken; dies, so sagt man, gefalle Gott. **) Die Schwelgerei hing auch viel von des Abtes Strenge und Fähigkeiten ab, aber war der Convent ausgeartet, so wählte er keinen Abt, von dem er zu fürchten hatte. Mit geizigen Kellnern und Köchen gab es beständig Händel und oft setzte es um Essen und Trinken schlimme Prügeleien. Die Visitationen waren nicht geeignet, solchem Unfuge zu steuern, weil man meistens wußte, wann die Untersuchung kommen werde und dann ließ man sich für ein paar Tage die dünnere Suppe gefallen. —

Eben so strenge, wie die Hauptgelübde und die Vorschriften über Beschäftigung, Schlaf und Nahrung, war die übrige Klosterpolizei. Ernst und Schweigen mußten beständig in den Klöstern herrschen. Das Kloster war die Werkstätte für den Himmel und die dortigen Werkzeuge waren (**Regula cap. IV.**) Bußübungen, Kasteiung,

---

*) **Bernhardi s. Apologia ad Wilhelmum abbatem.**

) **Die Worte des Vincent von Beauvais in Bernhard's vorerwähntem Briefe an den Abt Wilhelm.

Verachtung des eigenen Willens, Furcht vor der Hölle und dem jüngsten Gerichte und Entfernung von allen weltlichen Dingen. Drum sollten Mönche auch außerhalb des Klosterzwingers nicht von Welthändeln reden und in demselben nur dann sprechen, wenn sie vom Abte gefragt worden oder von demselben die Sprecherlaubniß erhalten hatten. Diese Erlaubniß aber durfte nach der Complete nie gegeben werden. Blos der Abt durfte sich mit Fremden unterhalten, wenn das Gastverhältniß dies forderte. Lachenerregende Worte durften in Klostermauern nie gehört werden, nie durfte sich eine Miene zum Lächeln bilden. — Ausreisende Mönche mußten bei ihrem Abschiede vor jedem Einzelnen der Genossenschaft niederfallen und ihn um sein Gebet während ihrer Entfernung bitten, damit sie draußen nichts Verderbliches sehen oder hören möchten. Kamen sie zurück, so mußten sie dieselbe Ceremonie machen, und durften ihren Brüdern von Weltdingen, die ihnen vorgekommen, durchaus nichts erzählen. Geschah dies aber, so wurden sie des Beispiels halber streng gezüchtigt. An das Klosterthor sollte ein weiser und vertrauenswürdiger Greis beordert sein, der es verstand, recht kurze Antworten zu geben und alle Umschweife zu vermeiden. Hurtig mußte er sein, damit ein wiederholtes Klopfen nicht mehr Geräusch mache als nothwendig. Dieser Mönch hatte seine Wohnung an der Pforte, und wer klopfen oder anrufen mochte, der wurde von ihm gesegnet und dann abgefragt. Zum Trost in seiner Einsamkeit und zum Gehülfen mochte ihm ein junger, schnellfüßiger Mönch beigesellt werden.

Die drei Haupttugenden des Klosterlebens waren Gehorsam, Einfalt und Demuth, welche die Regel (**cap. VII.**) in den zwölf Humilitätsvorschriften zu Lebensregeln anordnete. Der Mönch mußte 1) die Furcht Gottes, d. h. die Furcht vor der Hölle und dem Fegfeuer besitzen; 2) den eigenen Willen verwerfen, 3) der Klosterobrigkeit unbedingt gehorchen, 4) Beharrlichkeit im Gehorsam beweisen, 5) dem Abte alle sündige Gedanken offenbaren, 6) mit Allem zufrieden sein und sich bei Allem, was ihm auferlegt wurde, stets für einen nichtswürdigen Sklaven halten.

7) Der Mönch soll sich nicht allein mit der Zunge klein und verwerflich nennen, sondern im eigenen Herzen soll er sich nicht als ein vernunftbegabtes menschliches Wesen, sondern als ein ekler Wurm erscheinen.

8) Er darf nichts thun, als was ihn die Ordensvorschriften oder Ordensobern thun heißen.

9) Er soll seiner Zunge das Sprechen untersagen und soll nie reden, bis er von seinen Obern um Etwas gefragt wird.

10) Lachen soll er nimmermehr.

11) Wenn der Mönch spricht, so sprech' er leise, ohne zu lächeln, mit Ernst, wenige Worte und vernünftig, lispelnd, nie mit voller Stimme.

12) Er trage die Demuth nicht alleim im Herzen, sondern zeige dieselbe auch äußerlich, wo er nur bemerkt wird, so bei der Arbeit wie im Kloster, in der Kirche, in Garten und Feld und wo er nur sitze, gehe oder stehe, habe er das Haupt geneigt, die Blicke an den Boden geheftet und halte sich für einen großen Sünder, der nicht würdig ist, sein Auge zum Himmel zu heben. Und in solcher Demuthübung wird er die Liebe Gottes erlangen.

Welche Früchte eine nach solchen widernatürlichen und unchristlichen Grundsätzen eingeleitete Erziehung brachte, ist leicht einzusehen, auch ohne die Erfahrungen, die in Mönchsschriften vorliegen. Die Regel wurde entweder nicht beobachtet und dann herrschten Ueppigkeit und Schwelgerei; oder sie führte die bedauernswürdigsten Männer zum Despotismus, zur Stupidität und zur Kriecherei — drei hoch und heilig gepriesene Mönchstugenden, von denen besonders der Heisterbacher Cäsar charakteristische Anekdoten erzählt*). Dazu kamen als Seelenheilmittel noch die unsinnigsten Bußübungen und Kasteiungen. Einige Mönche aßen in mehreren Tagen nichts, Andere trugen Hemden von Pferdehaaren oder Binsen, die die

---

*) Leider ist hier kein Raum, alles dies zu belegen. Man lese nur im Cäsarius cit. wie sich Mönche des gotteslästerlichen Menschenverstandes so sehr entäußert, daß sie nicht bis drei zu zählen, keine Katze vor der Katte und kein Weib vor einer Ziege zu unterscheiden vermochten.

Haut wund rieben, oder umwanden sich mit Knotenstricken, mit Wollkratzen oder scharfmaschigen Ketten, die bei jeder Bewegung in die Haut einschnitten. Andere suchten recht voll Ungeziefer zu werden und hegten Läuse und Flöhe zur Kasteiung des Leibes, zu ihrem Seelenheil um Christi willen. Bei den Cisterzern war insonderheit der Aderlaß um Christi willen üblich. Man glaubte nämlich, daß alle böse Sinnlichkeit aus dem Blute entspringe und sie daher mit demselben fortströmen müsse. Als einst dem durch einen heiligen Aderlaß geschwächten Abte Stephan die gänzliche Erschöpfung nahe war, brachte ihm ein Adler einen großen gebackenen Fisch vom Himmel, durch welchen er sich wieder erholte. — Auch war es üblich, daß der Abt Mortificationszettel machte und diese nach Lotterieweise ziehen ließ, bei deren Eröffnung sich denn Jeder der aufgezeichneten Abtödtung unterziehen mußte. Selbstgeißelung mit Knotenstricken und Scorpionen, Knieen auf Erbsen und scharfen Bretterkanten waren häufige Bußmittel. Zwar hatte schon Pachomius alle Uebertreibung verpönt und nach der Benedictsregel sollte man nie mehr thun als der Abt gebot. Wer mehr arbeitete oder betete, als ihm aufgetragen war, hatte das Mehr auf Eingebung des Satans (aus Stolz) gethan und sollte dafür büßen. Allein nicht immer hielt man daran nnd in beständiger Furcht vor der Hölle, die bei dem Mönche vorschriftlich war und in dem durch Kasteiungen geschwächten Zustande, der die graufigsten Vorspiegelungen und ein fortwährendes Geistesfieber gebar, konnte der ängstliche Mönch sich nie genug thnn. Viele kamen dadurch in Blödsinn und erhängten sich, sprangen ins Wasser oder entäußerten sich der Glieder, durch die sie Verdammniß befürchteten, welches letztere auch unter den Weltpriestern so viele Nachahmer fand, daß viele Gesetze dagegen erlassen werden mußten. *) —

Die kranken Mönche wurden sehr sorgfältig behandelt und besonders dem Kellner anempfohlen. Für sie war ein besonderes Gebäude (Infirmitorium) mit Bädern er-

*) Canones Poenit. can. 22.

bauet und ein alter erfahrener Mönch, der Krankenmeister, führte die Aufsicht darüber. Fleischspeisen und die leckersten Gerichte durften den Kranken außer Fasttagen gereicht werden. Wer nun gern etwas Gutes essen wollte, stellte sich krank und daher entstanden gar ärgerliche Dinge, worüber besonders der heil. Bernhard an angeführter Stelle eifert. —

Was die Menschen zu dem Mönchleben zog, war theils die lautere Frömmigkeit, die in demselben die heiligste Heilsanstalt sah, theils Liebe zu Künsten und Wissenschaften, die zu Zeiten in einzelnen Klöstern geblüht, theils die Absicht, den früheren Lebensverhältnissen und allen Nahrungssorgen zu entgehen, theils aber auch ein schlechter Lebenswandel, den man abbüßen wollte, um nicht in die Gewalt des Satans zu fallen, der im Mittelalter überall herum rumorte. Die alten Heidengötter waren zwar durch das Christenthum förmlich entthront, aber sie spukten noch immer als böse Geister herum, wenigstens in den Köpfen der Menge. Tagtäglich sah man Teufel und es ist kein Mönchsheiliger, der nicht Legionen dieses Ungeziefers ausgetrieben. Dies zog nun viele Leute in die heiligen Hallen, wo man sich mit Reliquien, Gnadenbildern, gesegneten Tüchlein, Pergamentschnitzeln, Rosenkränzen, Teufelsgeißeln, Donnerglöckchen, Lichtmeßkerzen und dergleichen gegen alles leichte und schwere Geschütz der Hölle verschanzen und verpallisadiren konnte. Und wer auch schon durch sein verruchtes Leben in die Klauen des Satans gefallen, der vermochte dennoch Heil zu finden, wenn er vor seinem Ende in den Orden trat. Denn der Entritt in den Orden war eine zweite Taufe, eine völlige Wiedergeburt, eine neue Schöpfung, aus welcher der sündigste Mensch unschuldig wie ein Kind hervortrat — und diese Mönchslehre, wie alle Lobpreisungen des Klosterlebens, wurden Jahrhunderte hindurch nur zu willig geglaubt.

Schauderhaft ist es, daß der Wahn geherrscht, als könnten Eltern für ihr verruchtes Leben Genugthuung finden, wenn sie ihre Kinder für sich dem Kloster weihten. — „Wenn (sagt die Regel cap. 59) vornehme Sünder zu ihrem Seelenheile ihre unmündigen Kleinen

dem Kloster darbringen wollen, so treten sie zu dem Altare, wickeln des Kindes Händchen in das Altartuch und legen für dasselbe die Gelübde ab. Sodann schwören sie einen feierlichen Eid, daß sie dem Kinde nie Gelegenheit geben wollten, seine Gelübde zu brechen und Alles, was sie dem Kinde zugedacht hatten, dem Kloster zu schenken." — Oft wurden schon Säuglinge auf diese Weise dem Kloster verlobt und ein Rückschritt war im Mittelalter unmöglich. *) Nur stand es den Eltern, die den einen Sohn gelobten, frei, den andern dafür einzustellen. „Denn (heißt es in der eben angeführten Stelle **cap. VII.** ganz naiv) man darf ja ein Stück Vieh mit einem andern, das gleichen Werth hat, vertauschen!" — Die Ordensregel gebot, die aufgenommenen Kinder ganz milde zu behandeln, damit sie nicht entlaufen möchten. Bisweilen gelang es, einen recht mönchischen Geist ihnen einzuhauchen, besonders sie in solcher heiligen Einfalt zu erhalten, daß sie nicht wußten, ob außerhalb der Klostermauern auch noch Menschen wohnten, die zum Himmel berufen waren; sehr häufig aber gewahrten die Jünglinge in den Jahren der Entscheidung ihre verzweiflungsvolle Lage, verfluchten ihre Eltern, die sie segnen sollten und schmachteten in Groll und Gram dahin, oder wurden Selbstmörder. Zuweilen entsprangen sie dem Klosterzwinger, und weil man sie in der Welt nirgendwo dem Kloster vorenthalten durfte, rächten sie sich als Räuber und Mordbrenner an der Menschheit, die sich auch an ihnen versündigt hatte. — Gott wird dem heil. Mönchsvater Benedict das 59. Capitel der Ordensregel längst verziehen haben, aber unnatürliche Flüche derer, die es eingekerkert, haben die Mauern seiner Klöster gesprengt und die vergeltende Hand Gottes wurde offenbar.

Wenn ein Erwachsener Aufnahme im Kloster begehrte, so wurde er während der ersten fünf Tage sehr gröblich behandelt und sogar geschlagen. Beharrte er nach diesen Probetagen auf seinem Entschlusse, so wurde er als Novize aufgenommen und dem Novizenmeister zugesellt.

---

*) **Decret. caus. XX. quaest. I.**

Meldete sich Jemand um Aufnahme, welchem man diese nicht gern ertheilte, so war es ein Leichtes, ihn durch Mißhandlungen abzufertigen. Mit angenehmen Leuten verfuhr man gelinder, aber immer war eine Probe nothwendig, ob der neue Mönch sich werde fügen können. Dem Novizen wurde nach zweimonatlichem Unterrichte die Regel vorgelesen. Versprach er, sie in Allem zu halten, so hörte er sie nach sechsmonatlichem Unterrichte noch einmal. Dann trat er in die Kirche vor den versammelten Convent und gelobte Gott und den Heiligen feierlich Beständigkeit und Umwandlung seines Lebens, gelobte Gehorsam gemäß der Ordensregel. *) Er bat die Heiligen, deren Reliquien gegenwärtig waren, und den Abt, sein Gesuch um Aufnahme zu erhören.

Darauf schreibt er sein Gelöbniß nieder, oder ist er schreibensunerfahren, so läßt er's schreiben und macht ein Handzeichen. Die Schrift aber legt er mit eigner Hand auf den Altar und bittet nochmals mündlich um Aufnahme, welches Gesuch jetzt die ganze Genossenschaft, die bisher still vor sich hin gebetet, mit lauter Stimme dreimal wiederholt. Sodann stürzt der Novize zu den Füßen jedes einzelnen Mönches und bittet, daß er für ihn bete, und mit der Tonsur, die darauf der Abt vornimmt, während die Uebrigen einen Psalm anstimmen, ist die Ceremonie geendigt: der Novize gehört als Mönch der Genossenschaft an; was er besaß, fällt dem Orden zu, der ihm jetzt Kleidung gibt, und er muß die seinige, damit er nicht etwa wieder entlaufe, in Verwahr geben. — Mit der Probezeit wurde es oft, besonders bei Vornehmen, nicht ganz genau genommen; doch verordnete das Concil von Trident zur Abstellung vieler Aergerlichkeiten, daß der Noviz erst nach einem vollen Jahre seit seinem Eintritte in das Kloster die Gelübde ablegen dürfe. Legte er sie früher ab, so waren sie nicht bindend. Auch gegen den Willen der Bischöfe durften Weltpriester Mönche werden; Leibeigene aber mußten die Erlaubniß ihrer

*) Die Formel lautet wörtlich: Ego N. N. promitto stabilitatem meam, conversionem meam et obedientiam secundum Regulam Sancti Benedicti.

Herren nachsuchen. Eheleute durften nicht ohne gegenseitige Einwilligung in's Kloster treten: als Beweis ihrer Zustimmung hielt die Frau den Kopf ihres Gemahls zur Tonsur über dem Altare; stand der Mann schon im Greisenalter, so war die Zustimmung der Gattin nicht erforderlich. Man hat Beispiele, daß verehelichte Mönche wieder zu ihren Weibern liefen, was vielen Lärm machte, der aber mit vollen Händen zu Rom wieder beschwichtigt werden konnte. Gegen Gebühren dispensirte man dort von Gelübden und gab die Erlaubniß sich zu verehelichen, besonders wenn eine vornehme Familie dadurch erhalten werden sollte. Päpstliche Bullen und Concilbeschlüsse verbieten den oft vorgekommenen Fall, daß man durch List und Gewalt zu den Gelübden bewege; doch galt es für schmachvoll, selbst in solchem Falle die Gelübde nicht zu halten, und wenn der Papst nicht speciell dispensirte, so mußte man auch gegen Willen in's Kloster. Für den Fall aber, daß ein Todkranker im Aberglauben, dadurch ein seliges Ende zu finden, was oft geschah, die Mönchskutte sich hatte anlegen lassen und wiederum genas, entschied Papst Innozenz **III.**, daß er dadurch nicht zum Mönchstande verpflichtet sei, weil nicht das Gewand, sondern das Gelübde zum Mönche mache. Das Concil zu Mainz (**canon** 22.) entschied, daß dem Kloster entflohene Mönche durch Prügel wieder in den Zwinger getrieben werden sollten. Anfangs waren nicht alle Mönche Priester, doch wurden später die Priesterweihe und die Großjährigkeit zur Bedingung der Aufnahme gemacht, immer noch mit Dispensationsfällen, die zu Rom für Alles feil blieben. Keine Institution des canonischen Rechtes hat so geschwankt, als die Bestimmung über das zur Aufnahme in's Kloster erforderliche Alter. Das dritte Concil zu Carthago verlangte zur Einkleidung der Nonne ein 40jähriges und des Mönches ein 25jähriges Alter; doch ein bald darauf folgendes Concil zu Tibur läßt's schon mit dem 12. Jahre für beide passiren. Papst Bonifaz **VIII.** verlangt für Mönch und Nonne ein 20jähriges Alter, erlaubte aber den Bischöfen zu dispensiren; Innozenz **IV.** verlangt mindestens ein 14jähriges Alter; Clemens **V.** 18 Jahre u. s. w.

Alle Mönche sollten gleich gehalten werden in Befugnissen, in Nahrung und Kleidung. Letztere richtete sich nach dem Wohnorte und der Jahreszeit. Jeder erhielt Socken oder Fußlappen und Halbstiefel; später Schuhe, zwei Kaputzen und zwei Oberkleider, damit er sie wechselweise reinigen könne. Leinene Hemden kamen erst spät in Gebrauch. Wer auf Reise ging, erhielt einen feineren Anzug, den er bei der Zurückkunft wohlgewaschen wieder abgeben mußte. Das Abgenutzte wurde gegen neue Kleidung umgetauscht und die alte für Armen zurückgelegt. Jeder Mönch erhielt außerdem ein Messer, Nadel und Garn und Schreibzeug. Wer sich gegen die Vertheilung beschwerte, wurde gezüchtigt.

An der Spitze der Mönchschaft stand der Abt (Abbas d. i. Vater), der wirkliche Klostermonarch, dem an Gottes Statt unbedingter Gehorsam gezollt wurde. Er hatte die Leitung aller innern und äußern Angelegenheiten seines Klosters, war aber im Uebrigen der Regel unterworfen. Er sollte nicht allein der Mächtigste, sondern auch der Heiligste sein, mehr nützen als herrschen, und mehr durch Beispiel als durch Worte lehren. Er mußte sein nüchtern, und erfahren in geistlichen Dingen, keusch, mäßig, mitleidig, demüthig und in Allem Alles, was er Andern vorschrieb. Die Fehler mußte er hassen, aber die Mönche lieben und in Allem streben, mehr geliebt als gefürchtet zu werden. Der Abt wurde gewählt von der Mönchschaft des Klosters und zwar aus der Mitte derselben. Zur Abtswahl versammelte sich die verwaisete Genossenschaft im Capitelhause und nach allgemeinem Gebete ermahnte der älteste Priester seine Brüder, ohne Gunst und persönliche Neigung nur das wahre Wohl des Klosters berücksichtigend dem seine Stimme zu geben, der an Tugenden und Fähigkeiten der Reichste. Dann schrieb jeder Mönch seine Wahl auf ein Täfelchen und legte dies in eine Urne. Hatten Alle ihre Stimme gegeben, so zog der älteste die Täfelchen hervor, und dem, dessen Name dann am häufigsten vorkam, gelobte man sofort Gehorsam gemäß der Regel des heil. Benedict, worauf der neue Abt mit dem Kusse der Liebe ver-

sprach: Allen ein gerechter und gütiger Vater zu sein. Die Wahl wurde von dem Ordensgenerale bestätigt und der Abt vom Bischofe im Beisein zweier oder mehrerer Cisterzäbte mit seiner kirchlichen Würde förmlich bekleidet, nachdem er den vom Papste Benedict **XII.** vorgeschriebenen Eid geleistet hatte, daß er die Güter und Gerechtsame des Klosters weder veräußern noch mit Schulden, Pfandschaften oder Lehen belasten wolle. — Dem Abte stand das Kapitel oder der Convent, d. h. die Versammlung aller Klosterмönche als berathendes Collegium in wichtigen Sachen zur Seite. Für Dinge von minderer Wichtigkeit wählte er gemäß der Regel seine Räthe. War die Genossenschaft mit dem Abte unzufrieden, so brachte sie die Klage bei dem Ordensgenerale an. Dieser oder der Papst ordnete eine Untersuchungscommission an und diese entschied. Oft wurden Aebte abgesetzt, wie in Altenberg dreimal der Fall war, oft wurden ihnen entehrende Strafen auferlegt, und so mußte z. B. einer, weil er eine Schlägerei angestiftet, auf päpstlichen Befehl acht Tage lang mit den Hunden von der Erde essen. Von der Eigenschaft des Abtes hing hauptsächlich die Strenge oder die Entartung des Conventes ab, und je nachdem der Convent war, wurde es dem Vorsteher oft sauer, die Regelstrenge in Uebung zu halten, und es fehlte nicht an Gründen, daran zu modeln. Die Regel verlangte unbedingte Unterwerfung unter die Anordnungen des Abtes und daher wußten es die der Regelstrenge abholden Mönche durch scholastische Spitzfindigkeiten zu rechtfertigen, wenn der Abt auf Verlangen etwas nachließ oder milderte; hatten aber Grund zur Klage, wenn der Abt noch über die Strenge der Regel hinaus greifen wollte, und dann hieß es: sie hätten zwar Gehorsam, diesen aber nur auf den Bereich der Regel gelobt, und so wurde dies ein ewiger Zankapfel, wobei der Abt, sich selber mitberücksichtigend, lieber etwas nachließ als übertrieb.

Der Prior, in Benedictinerklöstern Propst (praepositus) genannt, wurde wie alle übrige Klosterbeamten vom Abte angestellt und theilte mit demselben die Geschäfte; jedoch nicht als ein zweiter Abt, sondern nur aus Auftrag des Abtes und gemäß dem Geheiß desse-

ben zu dessen Beistand. Er hatte daher wie die übrigen Beamten nur abgeleitete (delegirte) Gewalt und hatte den Abt in der Abwesenheit zu vertreten. Er war wie der Abt ordentlicher Mönchbeichtvater und konnte befehlen, was zur Würde, zum Nutzen und zum Frieden des Klosters gereichte. Er hatte auf den Gottesdienst, auf die Sitten der Mönche Acht und gab Erlaubniß zu reden und auszugehen. War er verhindert oder abwesend, so hatte der Subprior dasselbe wahrzunehmen. Starb aber der Abt, so trat der Prior nicht provisorisch für ihn ein, sondern das Priorat erlosch mit dem, der es ertheilt und die Gewalt kam wieder an die gesammte Genossenschaft, die bis zur vollendeten Abtswahl ein Organ (Deputirten) wählte. —

Decane wurden in frühester Klosterzeit bei großen Conventen zu Gehülfen des Abtes erwählt, hatten dieselbe Funktion wie die Prioren und wurden später gänzlich von denselben ersetzt.

Der Lector wurde für die Woche erwählt zum Vorlesen bei Tisch. Sonntags trat er sein Amt an wie der Koch und speisete mit demselben, nachdem die Uebrigen abgefertigt. Später hatte man beständige Lectoren, die sich ausschließlich mit den Wissenschaften beschäftigten und die Geistesbildung der Mönche leiteten.

Der Novizenmeister mußte sich mit der Unterrichtung der Neulinge beschäftigen, der Kantor den Gesang leiten, der Sakristan, Meßmeister und Receptor für die Ordnung der Kirche und die Aufbewahrung der heil. Gefäße sorgen und der Conversenmeister die Feldarbeiten leiten. Der Kellner (**cellarius, borsarius**) wachte für das zeitliche Wohl des Klosters, hatte die Kasse, führte die ökonomischen Bücher, und legte dem Convente die Jahresrechnung ab. Bei seinem Amtsantritte hatte er den Eid der Diensttreue vor dem Abte feierlich niederzulegen.

Zu den eigentlichen Mönchen kamen in der Klostergenossenschaft noch die Conversen oder Bekehrten und derselben gab es drei Arten, nämlich:

1) Die eigentlichen Laibrüder (**fratres laici**), Nichtpriester, die die feierlichen Gelübde der Keuschheit,

Armuth und des Gehorsams ablegten wie jeder Mönch und ein gleiches ordensgemäßes Leben führen mußten, sich aber in ihrer Beschäftigung und Kleidung unterschieden. Der Mönch sollte im Chore singen, betrachten und arbeiten; der Laibruder blos zum Vortheile des Klosters arbeiten und dem Frühgottesdienste beiwohnen. Die Kleidung war darum kürzer und von dunklerer, brauner Farbe.

2) Die eigentlichen Conversen (fratres sinistri), die wie die Mönche ihre Gelübde ablegten und zur Regel verpflichtet waren, aber weder gleich diesen als Chorherren fungirten, noch mit den Laibrüdern arbeiteten. Sie trugen die Kleidung der Mönchpriester und waren meistens Leute aus hohen Ständen, welche die Welt verlassen hatten, um sich im Kloster für die Ewigkeit vorzubereiten. Den lateinischen Namen hatten sie daher, weil sie am Ende des Chores den Chorherren zur linken Hand saßen, wo es sich nach einem mittelalterlichen Sprüchworte besonders gut schlief.

3) Hausbrüder (fratres donati seu familiares) waren solche, die blos das Gelübde des Gehorsams ablegten und weder zur Enthaltsamkeit noch zur Armuth verpflichtet waren. Sie hatten Tonsur und Kleidung wie die Laibrüder, waren aber bloße Diener, die mit des Abtes Bewilligung austreten und heirathen konnten. Schon im Jahre 1233 verbot das Generalkapitel zu Cisterz die Aufnahme solcher Converse, wenn sie nicht alle drei Gelübde ablegten. So wurden auch Hausschwestern (sorores donatae) in den Mönchklöstern aufgenommen, was jedoch Papst Pius V. im Jahre 1566 in seiner Bulle „Cura pastoralis officii etc.“ verbot. — Waren die Conversen von ihren Eltern dem Kloster verlobt worden, so nannte man sie auch fratres oblati.

Nicht durch die Gelübde verbunden gehörten zum Kloster noch viele arme Leute, Leibeigene oder Hörige, die nicht bloß Abgaben, sondern auch unentgeltliche Dienstleistungen zu verrichteu hatten, weil sie auf dem Boden des Klosters wohnten oder sich durch Verträge verpflichtet hatten. Sie gehörten nicht mit zur Genossenschaft, aber man nannte sie Klosterleute. Einige

mußten nur gewisse Arbeiten verrichten, Andere an bestimmten Wochentagen für's Kloster geschäftig sein und an gewissen Tagen eine Abgabe in Geld oder Victualien entrichten u. s. w. — Die Kopfzahl der Genossenschaft in Altenberg war zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden. Im Jahre 1198 werden 107 Mönche, 3 Novizen und 138 Converse genannt. Im 13. und 14. Jahrhunderte war die Zahl oft noch bedeutender; doch zu Anfang des 16. Jahrhunderts bestand die ganze Genossenschaft nur aus 50 Mönchen. —

Was den Reichthum der Abtei Altenberg und aller Cisterzklöster überhaupt betrifft, so war er theils eine Folge der Schenkungen frommer Laien und der Thätigkeit der Mönche, theils entsprang er aus den vielen Ordens-Privilegien und den mittelalterlichen politischen Verhältnissen. Im Mittelalter kannte man nichts Heiligeres als die Klöster und an solche zu schenken oder ihren Vortheil zu fördern, galt für ein äußerst verdienstliches Werk, das denn die Mönche, die Orakel der Zeit, gehörig zu ihrem Vortheile zu bekräftigen wußten. Ein Freund der Mönche war ein Freund Gottes; ein Wohlthäter des Klosters ward zum Lieblinge der dortigen Heiligen (Reliquien), für die man die Geschenke annahm. Der hohe Sinn, der damals für das Religiöse herrschte, ließ täglich reiche Gaben zuströmen. Wer an ein Kloster schenkte, nahm an aller dort erwirkten Gnade Theil und für jede Hufe Landes, für jede Münze wurde dem Geber ein verhältnißmäßiges Quantum vom Fegefeuer abgeschrieben, oder von Kirchenbußen erlassen. Der Wohlthäter des Klosters durfte nicht mit dem Kirchenbanne belegt werden und hatte mehrere geistliche und weltliche Vortheile, die ihm in einem besonderen Patente, dem Affiliationsbriefe (der freilich auch Geld kostete) vom Convente förmlich zugesichert wurden. — Der Nachlaß der Mönche und Converse fiel dem Kloster zu, und um der Hölle und dem Fegfeuer, um der Strafe, als Poltergeist umgehen zu müssen, entledigt zu werden, schenkte der verruchteste Raubritter durch Testament an die Klöster, welches Vermächtniß zum Seelenheil das Seelengeräthe genannt wurde und nach einer mittelalterlichen Ansicht

nicht weniger als den zehnten Theil des Gesammtvermögens des Testators betragen durfte. Da war man recht bezehntet. Aus Höllenfurcht wurden oft die rechtmäßigen Erben ganz übergangen. Was die Cisterzienser geschenkt erhielten, wußten sie wohl zu benutzen und gewannen durch den Ackerbau, sowie durch Bücherschreiben und Fertigung von Geräthen, Bildern, Crucifixen und sogenanntem Heiligthume, das sie den frommen Gläubigen verkauften, bedeutend. Das Material zu letzterem kostete nicht viel und die Sache hatte damals großen Werth. Ueberhaupt ist kein einträglicherer Handel, als der mit dem Himmelreich und übernatürlichen Kräften, weil der Verkäufer keine Auslagen hat und nicht ärmer dadurch wird. Wehrwölfe, Zauberer, Hexen und Teufel, gegen die der Mönch zu Felde zog, jagten dem Kloster manchen Vortheil zu und die Benedictionen, Exorzismen, das Weihwasser und die Teufelsgeißel wurden, wenn auch nicht förmlich bezahlt, doch reichlich honorirt. Diese Einkommen aber waren von keinen Abgaben verkürzt. Die Aecker der Cisterzer waren nicht nur steuerfrei, sie brauchten auch keinen Zehnten zu entrichten. Selbst das mit Grundlasten beschwerte Gut wurde frei, wenn es in den Besitz des Klosters gelangte. Die Immunität, d. h. die Unverletzbarkeit der Klostergüter, welche durch päpstliche Bannstrahlen gesichert war, schützte vor den Störungen in wilder Kriegszeit und das Privilegium der Klosterwohlthäter, gemäß welchem diese mit keinem geistlichen Banne belegt werden konnten, schob dem Kloster Gut und Freundschaft zu. Dazu entfernte die Befreiung von der bischöflichen und weltlichen Gerichtsbarkeit viele Erpressungen, und das Verbot, Klostergüter ohne Erlaubniß des Papstes zu veräußern, erhielt das Vermögen und sicherte vor Verschwendung. Weil aber die Güter im Besitze des Klosters lastenfrei wurden, so konnte Niemand so gut kaufen als der Convent und sehr oft gab der Eigenthümer das belastete Grundstück umsonst hin, weil ihm das Pachtverhältniß, das er ausbedungen, günstiger war, als das Allod. Daher stammt das Sprüchwort: Unterm Krummstab ist gut rasten! — Eine besonders vortheilhafte Gelegenheit zum Gütererwerbe

brachten die Kreuzzüge. Die fortziehenden Ritter waren des Geldes bedürftig und verkauften oder verpfändeten ihre Habe um einen geringen Preis; die Cisterzklöster aber waren damals vor andern reich und fast allein im Stande, den Gelddarbenden fortzuhelfen. Weil die Pfandschaften meistens die Klausel hatten, daß das belastete Gut, wenn der Ritter nicht wiederkehre, dem Kloster zufallen sollte, so hatten die Mönche dem Schwerte der Sarazenen auch manchen Erwerb zu verdanken. Wie aber die Klöster immer reicher wurden, so mußte der Adel, von dem sie die meisten Güter erwarben, verarmen. Dies erregte den Neid manches räuberischen Adeligen, und wie die Mönche nie versäumten, ihren Erwerbungen fromme Titel vorzuschieben, so sagten auch die Raubritter: „es sei ein verdienstliches Werk und zum geistigen Vortheil der Mönche, daß man ihnen das irdische Gut verkürze, denn dies ziehe sie von Betrachtungen der Ewigkeit ab und bringe Ueppigkeit, die dem Gebete schädlich.“ Gegen solche sehr gefährdende Ansichten ergossen sich denn die furchtbaren Bannflüche der Päpste, welche die Unverletzlichkeit der Klostergüter, den Kloster- und Gottesfrieden (Treuga Dei) sicherten. Viele Schenkungs- und Erwerbungsurkunden tragen grausige Verwünschungen gegen die, welche dieselben verletzen würden, und so heißt es bisweilen: „Wenn aber, was fern sei, Jemand, vom Teufel geplagt, das Kloster in diesen Rechten zu schmälern trachtet, so will der .... (Schenker), und der Papst, Gott und alle Heiligen werden es bekräftigen, daß die Seele dieses Verruchten, der Christenheit entfremdet, in die Gewalt des Satans gegeben werde, daß er ausgeschlossen sei von dem Erbe des Heils, daß sein Name getilgt werde aus dem Buche der Lebendigen. Verflucht sei er auf dem Felde und im Hause, verflucht wo er steht, sitzt oder liegt, verflucht im Schlafen und Wachen. Verflucht seine Arbeit, die Frucht seines Feldes, sein Aus- und Eingang; verflucht sei er vom Scheitel bis unter die Fußsohlen, verflucht, was er betastet. Sein Weib soll kindlos bleiben und frühe Wittwe werden. Gott schlage sie dann mit Armuth, Hunger, Fieber, Frost und Hitze, mit Geschwüren und Zahnschmerz; er

treffe sie mit Blindheit und Wahnsinn. Er aber, der Verruchte, soll am hellen Mittage im Dunkel umherirren, wie Andere um Mitternacht; seinen Namen soll Gott aus dem Buche des Lebens ausstreichen und ihn verfolgen, bis er von der Erde vertilgt ist. Die Erde soll ihn verschlingen wie Dathan und Abiron, er soll lebendig zur Hölle fahren und dort Herodes, Pilatus und dem Verräther Judas Gesellschaft leisten; dort soll er ewig verbleiben und ewig gepeinigt werden. Brennen soll er in dem Schwefelpfuhle wie die Leute aus Sodom und Gomorrha; mit den Qualen des Heliodorus soll er geschlagen und von den Peinen des Antiochus gequält werden. Giftige Schlangen sollen ihn heißhungrig zerfleischen und, zu Unflath und Gestank sich umwandelnd, soll er elendig vergehen, nicht erhört von Petrus, dem Erzschlüsselbewahrer und nicht von den lieben Heiligen jenseit des Paradiesesthores, das ihm verschlossen bleiben soll von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen!" — Solche Segenssprüche fand man nicht allein im Eingange und am Schlusse jener Urkunden wie jetzo die executorischen Formeln der Notarialacte; sie wurden sogar auf Tafeln geschrieben an die Karren geheftet, welche Klostergüter fuhren; allein wie viele rohe Räuber auch davor zurückscheuchen mochten, so gab es doch auch Einige, welche Alles dies nicht beachteten und solche Verwünschungen noch zu übertäuben strebten. Doch von den Raubrittern litt das Kloster weniger, als oft von den Landesherren und der geistlichen Obrigkeit. Jene machten oft gezwungene Anleihen, deren Erstattung vergessen wurde, und die römische Curie sah die Klöster als ihre Goldgruben an. Zwar bestätigten päpstliche Freibriefe die Klöster in völliger Abgabenfreiheit, allein diese Bestätigungen mußten theuer bezahlt werden, und was dem ganzen Orden, der ganzen Mönchschaft freistand, wurde jedem einzelnen Kloster speciell ausgefertigt, damit es nur Kanzleigebühren bringe. Dazu kamen die Erpressungen durch päpstliche Legaten, mit denen zu brechen man Anstand nahm, weil durch sie die nothwendigen Privilegia erwirkt wurden, und weil die römischen Visitationen gleichfalls abkaufbar waren, wie pfälzische Einquartirung, so verkürzten auch

diese sogenannten Procurationsgelder das Klosterärar. Später kam als ordentliche Abgabe die Türkensteuer. Doch alles dies stand in keinem Vergleiche mit den außerordentlichen Bevorzugungen und bald sah man die gepriesene Armuth im Besitze der größten Reichthümer der Welt. Die Mönche lebten in fürstlichen Palästen das sorgenfreieste fetteste Leben. Die Sorge um das zeitliche Wohl milderte die Regel und der erworbene Reichthum warf die Strenge der Gelübde gänzlich über Bord. Dies ists, worüber schon der heilige Bernhard eifert, indem er (epist. 152) sagt: „durch fremden Schweiß werden die Mönche reich und ihre Ungerechtigkeit wächst aus dem Fette ihres Reichthums hervor. Von Gottes Befehlen ist gewöhnlich zuletzt die Rede; Frömmigkeit wird Dummheit, der Gewissenhafte Heuchler gescholten. Die Religion (Orden) hat diese Wohlhabenheit geboren, allein die Tochter hat die Mutter verschlungen.“ — Welchen nachtheiligen Einfluß aber die Entartung der Klöster auf die gesammte Christenheit übte, war bei der langgenährten Achtung, worin die Mönche standen, und bei dem immerfort ängstlich bewahrten Heiligenscheine unermeßlich. „Niemand (sagt der heil. Kirchenvater Augustin) schadet der Kirche Gottes mehr, als derjenige, welcher dem Namen und dem Orden nach heilig, ein verwerfliches Leben führt, denn die Ehrfurcht vor dem Stande läßt den Sünder ungestraft und verlockt den Schwachen zum Falle. —

---

3) Innerer Zustand der Abtei seit der Reformation.

Das Mönchleben, wie es in seiner Strenge im Mittelalter bestand, oder vielmehr wie es nach der Regel des heil. Benedict sein sollte, muß auf den ersten oberflächlichen Blick Ehrfurcht und Hochachtung erwecken, wie denn auch viele von ascetischer Schwärmerei bestochene Jahrhunderte einen dicken Heiligenschein um Klöster und Mönche gestalteten; doch der unbefangen näher Prüfende

wird, auch bei der Ehrfurcht für den hohen Zweck, der Manchen in die weltfeindlichen Hallen rufen mochte, die zahllosen Opfer unseliger Grillen bedauern und wird kein Heil für die Menschheit erwirkt finden in Genossenschaften, die sich von der Menschheit losgesagt. Dazu war das Meiste, was in den strengsten Klöstern gepflegt wurde, nämlich Gebetformeln, Fasten, Zwangglauben und dergl. nur eine unter andere Namen gebrachte und mit anderen Farben bemalte Fortsetzung von heidnischer Geister- und Götterbeschwörung. Heidnische Philosophie und heidnischer Aberglaube vereinten sich mit dem übelverstandenen oder verdrehten Christenthume zur Möncherei. Ganz unchristlich und unsinnig war's, daß man zwei Lebenswege aufstellte, den geistlichen (d. i. den müßig betrachtenden, einsamen, heiligen) und den weltlichen (den der Arbeitsamkeit und Geselligkeit), wozu auch die Weltpriester gehörten. Das Christenthum kennt bloß den Unterschied des guten und bösen Weges, ihm ist die Kutte nicht heiliger als der Bauernkittel und die Tonsur hat bei ihm keine Vorzüge über das Lockenhaar, das die Zierde des Hauptes erhebt.

Aber auch die Fortdauer des Klosterlebens bewies, daß seine Vorschriften gegen alle Menschenzwecke, unstatthaft und unhaltbar waren. Gerade gegen das, was die Regel am strengsten vorschrieb, wurde in den Klöstern am meisten gesündigt. Mochte auch der Mönch sich keiner unreinen Handlungen schuldig machen, so waren die wollüstigen Kämpfe seiner Phantasie, wie aus fast allen Legenden hervorgeht, ganz abscheulich. Mönche sündigten in Gedanken mehr, als in Handlungen möglich war, und auch in letzteren mehr als die Weltlichen. Das Klosterleben war nicht geeignet, ein reines Herz zu bewahren, aber die fürchterlichen Kämpfe der Mönche mit dem Teufel der Unzucht (spiritus fornicationis), wovon Cäsarius auch so Vieles erzählt, wären alle beseitigt gewesen, wenn die guten Männer in der Welt als Familienväter sich ehrlich hätten ernähren gemußt. Daß gerade im Ehestande die größte Keuschheit liege, beweiset im Gegensatze schon das Mönchthum zur Verherrlichung der Weisheit Gottes, deren Einrichtungen

sündhaft zu nennen gerade die größte Sünde und Gotteslästerung ist. Wie aber mit der Keuschheit, so war es mit jeder Mönchtugend, mit allen Vorschriften der Mönchsregel. Es gab kein Kloster, das ihnen für die Dauer nachkam und zur Zeit der Reformation kannte man (die Karthäuser ausgenommen) die strengen Mönchsorden des 11. und 12. Jahrhunderts nur am Habite und im Chorgesange wieder. Mönchschriften aus dem 16. Jahrhunderte nennen die alte Strenge allgemein veraltete, ehrwürdige Bräuche, und schon früher war dies im Einzelnen der Fall*). Gerade das Klosterwesen führte die Entartung des ganzen Klerus und letztere die Reformation, die Spaltung der Confessionen herbei, wobei sich die ewige Nemesis auffallend bewies, indem es gerade Mönche waren, die das Mönchthum zu Haufen stürzten.

Schon die Reformation an sich war den Klöstern ungünstig, und insonderheit Altenberg verlor viele bisherige Wohlthäter, Verehrer und Lobredner; der Heiligenschein, der das Stift umgeben hatte, wurde immer kleiner und dünner, bis er zuletzt als Nebel gänzlich zu Thal sank. Durch die immer mehr sich verbreitende Buchdruckerkunst und durch den Gebrauch der wohlfeilen gedruckten Bücher im Volke wurde das Monopol der geistigen Bildung den Klöstern entwunden und mit ihrem geistigen Uebergewichte fiel ihr ganzes Gewicht, ihre Macht und ihr Ansehen. Sie, die früher den Ruhm aller wissenschaftlichen Bildung getragen, waren hinfort nur die Erhalter des Aberglaubens, und ihre Stupidität, die sie der Welt mitzutheilen bemüht waren, wurde sprüchwörtlich. — Der bergische Erbfolgestreit und der dreißigjährige Krieg, welche ein halbes Jahrhundert hindurch das Herzogthum Berg verwüsteten, nahmen auch die Besitzungen der Klöster übel mit und zwangen die Altenberger Herren mehrmals zur Auswanderung. Durch

*) So hieß es schon im 11. Jahrhunderte: **Monachus ocius deditus est gulae quam glossae, ocius colligit libras quam libros, libentius intuetur Mariam quam Marcum, mavult legere in Salmone quam Salomone.**

letztere aber und durch Einquartierungen roher Truppen in der Abtei wurden die Weltflüchtigen gerade in die ausschweifendste schlechteste Welt hinein geworfen und was damals noch von Klosterzucht übrig war, das mußte fallen zum Nimmererstehen. Die Weltabgestorbenheit, der eigentliche Zweck und der höchste Gipfel der Möncherei war und blieb gänzlich vergessen; im Kloster wurde politisirt, man hielt Journale, wußte alle Neuigkeiten und mischte sich in die allerweltlichsten Händel. — Altenberg blieb auch nach der Reformation in großem Güterbesitze; im Frieden erhob sich der Wohlstand des Klosters bald wieder und das weltliche Gut eifrigst zu mehren und in Stille zu verzehren, blieb hinfort die Haupttendenz der alten ehrwürdigen Ordenshäuser. Zwar gab es bisweilen tüchtige und strenge Aebte, welche die alte Ascetik durch wissenschaftliche Beschäftigung zu ersetzen strebten, die Genossenschaft zum Studiren anhielten, die talentvollsten Männer auf Hochschulen sandten und dann im Kloster als Lehrer auftreten ließen; doch davon stand in der Ordensregel Nichts, und mußte daher, eher noch als diese, vergessen werden. Ein solches Streben war ein seltener Windstoß, der den Staub vieler Jahre von den Büchern blies und die Motten aus den Pergamentrollen vertrieb. — Der große Ruhm, den man früher und später den Klöstern als den Asylen und Verwahrungshäusern der Künste und Wissenschaften zuschrieb, ist bei Lichte betrachtet auch so sehr groß nicht. Die Ordensregel schrieb solches nicht vor, und wenn auch irgend einer aus peinlicher Langeweile oder aus innerem geistigem Bedürfnisse auf Wissenschaften verfiel, so konnte bei dem oben geschilderten Klosterleben doch nie etwas Tüchtiges gedeihen. Die Mönche haben mehr Handschriften der Classiker ausgelöscht, um Litaneien auf das Pergament zu schreiben, als sie derselben erhalten haben, und gerade durch den dummen Mönchstyl wurde die alte schöne Schreibart entstellt, viele herrliche Denkmale des Alterthumes wurden durch fanatische Mönche zertrümmert und Sinn und Vernunft von ihnen umgekehrt. Die breite holperichte Schreibart der vorigen Jahrhunderte stammt aus Klöstern und das Gesalbader, Schimpfen, Fluchen und Zotenreißen

haben Mönche in Gang gebracht. Luther's schmutzige Redensarten, die man ihm so hoch anrechnet, hatte er im Kloster gelernt; dort übte man sich aus Langeweile in solchen Kunstausdrücken und fand mehr Behagen dabei als in wahrer Gelehrsamkeit. Daß es dennoch gelehrte, geistvolle und wahrhaft tüchtige Schriftsteller unter den Mönchen gegeben hat, kann nicht zur Ehre der Ordensregel und des Mönchsthumes gerechnet werden, sondern zum Ruhme der Menschenvernunft, die oft die Kruste der Möncherei durchbrach. Es sind noch in neuerer Zeit so viele Lobredner der Mönche aufgestanden, die besonders mit der Gelahrtheit der Jesuiten so gewaltig pochten. Bei dem Jesuitenorden war das Studiren Hauptsache; es sind wirklich gelehrte Leute im Orden gewesen, allein gegen Einen wahrhaft tüchtigen Jesuiten könnte man hundert tüchtigere Weltliche nennen, die zu gleicher Zeit lebten. Die Legendenbücher und dergleichen, die von Jesuiten geschrieben wurden, gereichen ihnen wahrlich nicht zum Ruhme und auch sie bewiesen, daß für wahre Aufklärung, für Licht und Wahrheit nichts so hemmend sei, als die Klosterluft. Untersuchen wir das wissenschaftliche Treiben der Mönche in Altenberg, so ist es wirklich auffallend, daß unter den vielen Tausend Mönchen, die dort in fast sieben Jahrhunderten lebten, kein Einziger etwas geschrieben hat, das einen andern, als geschichtlichen Werth für uns hätte. Bloß ein einziges gegen Ketzerunfug gerichtetes Buch und einige dergleichen Predigten sind aus Altenberg in Druck hervorgegangen. Der Mönch Hermann, der kurz vor der Reformation in Altenberg Einiges schrieb, war ein Benedictiner, der sich zu Altenberg nur kurze Zeit aufhielt.*) Einige Aebte waren Doctoren der Theologie und für damalige Zeit gelehrte Leute; einige Mönche erbauten und ergötzten sich an frommen und gelehrten

*) Bern. Wittii Historia antiqua ed. Monasterii 778 pag. 835. — Nach v. Steinen W. G. III. S. 1780 war er Prior der Kanonichen in Eberhardsklause bei Trier. Nach Hamelman cit. p. 136 war er Mönch im Kloster Kamp, u. s. w. —

Werken, allein Geistesbeschäftigung war im Kloster nicht Hauptsache. Die gottesdienstlichen Verrichtungen blieben im Gebrauch, doch wurde auch dabei viel Lästiges abgeschafft und bloß an Festtagen mußten alle Mönche im Chore sein. Außer diesem Dienste durfte sich in der letzten Klosterzeit jeder seine Beschäftigung selber wählen. Einige jagten oder stopften Thiere aus, Andere fischten, ergötzten sich im Karten= oder Dominospiel, tranken Bier und Wein, oder besorgten den Blumengarten; Andere lustwandelten oder kegelten zur besseren Verdauung, lasen Zeitungen u. s. w. Der Zweck, für den Staat zu wirken, mangelte den Klöstern, die Arbeiten, welche früher das Wohl der Menschen auch ohne diese Absicht und ohne Ordensvorschrift gefördert, waren durch den Wohlstand außer Uebung gekommen, und deßhalb verlor all ihr Streben seine Frische, ihr Dasein den Werth, und weil alles Gute, was ihnen dennoch anklebte, außerhalb besser und zweckmäßiger gefördert wurde, so waren sie nutzlos geworden. — In welche geistige Erschlaffung, in welche Verweichlichung und Ausschweifungen der Mensch bei einem von allen Nahrungssorgen und von allen ernsten Geschäften freien Vollaufleben fallen kann, hat schon der heilige Vater Innozens **III.** erwähnt, der drum die Geschäftigkeit Martha's der Muße Mariens vorzieht, — und wie weit es der Mönch auch bei stetem Ringen nach Scheinheiligkeit in der Schlemmerei bringen könne, mag ich wie so manches Andere durch in Menge vorliegende einzelne Beispiele aus nahe liegenden Gründen nicht darthun, und deshalb wird man mir die Allgemeinheit der Schilderungen, die dem Wahrheitsliebenden hier genügt, verzeihen. Doch hatte Altenberg nie den Ruf eines ausschweifenden Klosters und die dortigen Chorherren, die seinen Fall überlebt haben, sind als allgemein geachtete, würdige Männer bekannt.

Obwohl die Klöster in den letzten Jahrhunderten nur wenig mehr waren, als Verpflegungshäuser für Männer, die dem Staate hätten nützlich sein können, statt daß sie sich ihm entfremdeten, so war ihr alter Heiligenschein, besonders bei vielen Landleuten, welche die Aufhebung noch lange betrauerten, nicht allgemein zerstoben. Wie

der Gewandzipfel oder das Gebein eines Heiligen dem Aberglauben noch immer wirksam-heilig bleibt, so täuschten diese Mumien der altehrwürdigen Genossenschaften durch äußeres Formelwesen, mit den Farben und Flittern jenes Heiligenlebens übertüncht, den leichtgläubigen Frommsinn. Selbst die abentheuerlichsten Wunder, die man im Kloster belachte, wurden immerfort noch mit wahrhaft-komischer Marktschreierei in alle Welt ausposaunt und in den Heiligenbildern, deren man zu Altenberg noch viele mit beweglichen Köpfen und Armen sieht, hat man die Belege zu sehr vielen Mirakeln. — Zwar waren die Klöster nicht mehr so volkreich wie früher, Converse gab's gar keine mehr; allein es meldeten sich noch immer Novizen genug und wohlhabende Kaufmannsfamilien rechneten es sich zur Ehre, einen Haussohn in irgend einem Stifte zu wissen. Küßte der Landmann, wie es im 16. Jahrhunderte der Fall war, auch nicht mehr kniefällig das Gewand des ihm begegnenden Mönches, so gab es doch noch Ehrenbezeugungen genug, die nach der Kapuze lüstern machten, und ein müßiges mastiges Herrenleben in den prachtvollsten Palästen des Landes war nicht die geringste Veranlassung, daß lebenslustige junge Leute fort und fort der Welt abschwuren und in sogenannter Armuth Christi zur Nachfolge desselben in die Ordenshäuser traten.

In späterer Klosterzeit ließ der Wohlstand keine Zeit, sich mit Unterricht der Neulinge viel zu befassen. Man forderte zur Aufnahme die Befähigung zum Priesterstande und das canonische Alter. Gemäß den Amortisationsgesetzen fand sich der Novize mit seinen Miterben ab und trug ein gewisses (für Altenberg ungefähr 1000 Thaler) in's Kloster ein; doch wurde auch hiervon nicht selten dispensirt, sowie man in adelige Stifter höchst Bürgerliche aufnahm, nachdem der Adeligen nicht genug da waren, die Pfründen zu verzehren. Nach der Aufnahme hatte der Mönch für keine ordentliche Bedürfnisse mehr zu sorgen. Er hatte eine anständige Wohnung, wurde von gemeinsamen Klosterleuten bedient, speiste an der wohlbestellten gemeinschaftlichen Tafel und wurde gekleidet auf Kosten der Genossenschaft. Die Aebte waren vornehme Herren, die einen Hof hielten und fürstlichen Aufwand

machten. Viele der Aebte lebten meistens in Cöln. Auch Mönche erhielten Erlaubniß zu weiten Reisen, zur Badefahrt u. s. w. und der Klosterarzt konnte von Manchem dispensiren. Fast immer war das Kloster von vornehmen Fremden besucht, die mit der größten Gastfreundschaft oft Wochen lang dort bewirthet wurden und die noch jetzt die wohlbestellte Tafel und die köstlichen Weine nie genug zu rühmen wissen. Die Mönche fingen an ein geselliges Leben zu führen und sich mit der Welt fortzubilden. Ihre Zahl belief sich im letzten Klosterjahrhunderte durchschnittlich auf 50; bei der Aufhebung waren nur noch 30. Die Dienerschaft zählte ungefähr 50 Köpfe. Da waren Jäger, Fischer, Vogelsteller, Kutscher, Lakeien, Schieferdecker, Köche, Schuhster u. s. w., Alle im ausschließlichen Dienste des Klosters, Alle freudig seines Reichthumes. Bei der Aufhebung besaß das Kloster ungefähr 200 Güter, von denen 63 diesseit des Rheines lagen und die jetzt einen Gesammtwerth von mehreren Millionen herstellen. Der Kellner dirigirte die Oekonomie; für entfernte Güter (z. B. Bingen, Rense, Horchheim, Sürdt 2c.) waren Probsteien errichtet. Die Herrschaften Riel, Glesch und Dirmerzheim, welche der Convent käuflich erwarb, verlängerten den Titel der infulirten Prälaten und machten sie zu Landständen und Gerichtsherren. Drum das Schwert in einiger Prälaten Wappen. Das älteste Siegel des Convents war eine Muttergottes mit dem Knäblein, das spätere ein Berg mit einem herumfließenden Bache.

Die Pachte der Klosterhöfe waren nicht hoch; nahegelegene Güter lieferten Lebensmittel zum augenblicklichen Bedarfe, entferntere Geld, Wein und Getreide. So zahlte z. B. der große Schönratherhof bei Mülheim jährlich auf Remigiustag 75 Mltr. Roggen, 25 Mltr. Gerste, 5 Schweine, jedes zu 200 Pfd.; ein fettes Kalb, 4 Hämmel, 4 Lämmer, 100 Bauschen Stroh, 200 Urzen á 15 Pfd.; an Geld aber 27 Rthlr. 18 Albus 8 Heller, und auf Bernhards-, Martins- und Dreikönigentag ein Küchengeschenk. Nach damaliger Taxe betrug solche Pachtung noch nicht jährlich 400 Thlr, wogegen jetzt Pacht und Steuer fast das Zehnfache überschreiten. So

gelinde waren alle Pächte und die Waldnutzungen, die bei forstmäßiger Behandlung große Summen würden eingebracht haben, lieferten nur den Bedarf für das Kloster und seine Güter, wobei die bauenden Pächter mit dem Nutzholze sich oft sehr wohl bedachten. Die sämmtlichen Einkünfte des Klosters betrugen außer den Naturallieferungen 40 bis 50,000 bergische Reichsthaler; die gewöhnlichen Bedürfnisse in Altenberg und im Altenbergerhofe zu Cöln wurden mit ungefähr 20,000 Reichsthalern bestritten. Jetzt liefern diese Güter vielleicht den zwanzigfachen Ertrag; allein für damalige Zeit war eine solche Summe schon höchst beträchtlich. Nirgendwo waren Veruntreuungen und Unterschleife so häufig als in der Verwaltung der Klostergüter, die Mönche selber begünstigten oft zur Belohnung für Dienste in geheimen Angelegenheiten das Fortschleppen der Sachen, und dennoch wurde die Dienerschaft der Abtei selten reich; die Pächter kamen trotz der geringen Pacht und der häufigen Nachlässe selten zu einem Wohlstande; jetzt, da sie den vielfachen Betrag entrichten, kommen sie besser empor. Man verließ sich damals zu viel auf die Milde des Convents, ahmte den Mönchen in zu Vielem nach und versank in Trägheit. Selbst die festgesetzten Spenden dienten mehr dazu, den Müßiggang zu befördern, als der Armuth aufzuhelfen. Da man das Brod geschenkt erhielt, mochte man nicht drum schwitzen, und das schlechteste Gesindel ließ sich in der Nähe der Klöster nieder — um nicht mehr arbeiten zu dürfen. Daher Elend und Klage bei der Aufhebung der Abteien, wie die noch jetzt auffallende Erscheinung, daß in Dörfern und Städten, wo sich Klöster befanden, mehr Armuth herrscht, als in solchen, wo keine waren. — Den Grund der Aufhebung trugen die Klöster in sich selber; sie hatten sich überlebt und konnten, wie rechtschaffene Mönche selber gestanden, ohne eine gänzliche Reform nur zum Nachtheile des Gesammtwohles länger fortdauern in ihrer damaligen Gestalt. Da kam aber die durch politische Bewegungen veranlaßte gänzliche Vernichtung einer heilsamen Umgestaltung zuvor. —

IV. Historische Denkmale.

1) Die Klosterkirche.

Die Altenberger Klosterkirche ist in dem ältesten christlich-deutschen Baustyle, der im frühen Mittelalter nur auf deutschem Boden heimisch war und von deutschen Meistern in Nachbarländer verpflanzt wurde, errichtet. Diese Bauart hat man jetzt die gothische genannt.

Auf einer Grundfläche von 27000 preuß. Quadratfuß in der Form eines Kreuzes erbauet, dessen Mittellinien nach dem Meridian gerichtet sind, und das an dem Punkte, wo die Kreuzschiffe mit dem Hauptschiffe zusammenstoßen, den hohen mit Blei gedeckten Holzthurm trug, gewährte das riesenhafte Aeußere des himmelanstrebenden Domes in den romantischen Umgebungen einen höchst imposanten, erhabenen Anblick. Dabei herrschte ein solcher Einklang in ihrem Baue und eine solche Vollendung der einzelnen Theile, daß sie den aufmerksamen Betrachter mit Bewunderung erfüllte, der, je länger er hinschauete, immer mehr künstlerische Vollkommenheiten in der Darstellung des erhabenen Gedankens entdeckte, immer neue Schönheiten auffand. Von jedem veränderten Standpunkte aus betrachtet machte der Tempel wieder einen eigenen Eindruck. Das Riesenmäßige des Bauwerkes, der schlanke Steinschmuck der Fenster und deren sinnreiche überall bedeutsame Figuren, das dunkle Schieferdach der Kirche und das hellgraue Blei des Thurmes hatten gegen das lachende Grün der Berge und die frische Lieblichkeit des freundlichen Thales neben den weißen und bunten vielgestaltigen Klostergebäuden etwas höchst Ehrwürdiges; und wenn nun der laute Schall der drei großen Kirchenglocken durch das Thalgewinde wiederhallte, wenn die heiligen Psalmen aus dem vollen Chore der hehren Hallen herüber tönten, — dann umwehte uns eine heilige Vorzeit. Viel des großen Eindruckes ist jetzt durch die Zerstümmelung der Kirche verloren gegangen, aber auch die ihres Schmuckes beraubten Mauern künden uns von einer großen gewal-

tigen Zeit und das Zertrümmerte erhebt sich, würdig des Erhaltenen, aus Schutt und Moder wieder. — Ist der Anblick der Kirche von Außen auch großartig, so erfüllt das Innere mit höherer Bewunderung.

Die Kirche besteht aus einem Mittelschiffe und zwei Seitenschiffen. Ersteres ruht auf 14 schlanken runden Säulen und hat bis zum Schlusse des Gewölbes 82 pr. (95 röm.) Fuß Höhe; die beiden Seitenschiffe dagegen, deren Gewölbe auf den vorgedachten Säulen entspringen, erreichen nur die Höhe der äußern Umfassungsmauer, bis unter das Gewölbe 36 Fuß hoch. An die Kirche reihen sich zu beiden Seiten die nördlich und südlich heraustretenden Kreuzflügel an, wovon der erste (der sogenannte Herzogenchor) außer einem Mittelschiffe in gleicher Höhe mit dem der Kirche noch zwei Seitenschiffe enthält, die gleichfalls mit denen des Chores und der Kirche correspondiren. In dem südlichen Kreuzflügel, der sich früher errichteten Klostergebäuden anlehnte, konnte aus diesem Grunde wie auch seiner Bestimmung halber nur ein Mittelschiff angebracht werden.

An die Kirche und die Kreuzflügel reiht sich östlich der Chor, bestehend aus einem Mittelschiffe, von zwölf hohen Säulen, denen der Kirche ähnlich, getragen. Neben dem Chore befindet sich der Umgang (circuitus) in gleicher Höhe der Seitenschiffe der Kirche mit denselben correspondirend, und an diesen Umgang gränzen 13 Kapellen (sacellae), die durch eine 12 Fuß hohe, mit gothischen Rosen und Eisengitter durchbrochene Mauer von demselben getrennt sind. Der Chor rundet sich in dem dieser Bauform üblichen Style östlich zu einem Siebenecke ab. Die runden Pfeiler des hohen Chores und die je vier hohen Pfeiler der Kreuzflügel sind an den Kapitälern mit Laubwerk geschmackvoll geschmückt; die vier den Thurm tragenden Pfeiler in der Mitte des Chores, die 22 pr. Fuß im Kreuze und 27 Fuß in der Länge des Chores von einander entfernt, bestehen aus Säulenbündeln. Die Pfeiler des Schiffes waren noch einfacher wie die des Chores und ihre kelchförmigen Kronen blos mit einigen Gliedern verziert. Alle Säulenkronen,

sowie die Gurtbogen und Gratbogen im Mittelschiffe der Kirche und des Chores waren reich vergoldet, welche herrliche Zierde später bei der ersten Reparatur nach dem Brande durch Uebertünchen verloren ging. — Das Kirchenschiff ist 125 pr. Fuß lang und 81 Fuß breit; die größte Breite und die Länge des Chores betragen ungefähr 130 Fuß.

Ueber dem Haupteingange der Kirche strahlt das große prachtvolle Fenster, das Reinold der Steinmetze mit Steinschmuck und Glasmalereien, in denen biblische Figuren auf Goldgrund besonders hervorglänzen, so herrlich ausstattete, daß, wie die Grabschrift des Künstlers sagt, deßgleichen kein zweites in allen Landen zu finden. Nach dem Einsturze des Chores wurde das Glas dieses Fensters herausgenommen, später aber zum Theile wieder zurückgebracht und die Lücken des Fehlenden durch gewöhnliche Glasscheiben ersetzt. Doch trotz dieser Verstümmelung bleibt dies Fenster noch immer eine der herrlichsten Zierden des Baues und besonders gegen Abend verbindet sich das Gold der untergehenden Sonne mit dem des Fensters zu dem strahlendsten Farbenschmucke, in welchem sich die Gestalten der dort gemalten Himmelsbürger verklären. Neben diesem trägt die westliche Giebelwand ein tieferes ungefähr 30 Fuß hohes Fenster mit gebranntem Glase geschmückt. In den untern und obern Schiffen der Kirche und des Chores war durchgängig zwischen je zwei Pfeilern ein Fenster angebracht; weil aber die Kirche sich südwärts an die früher errichteten Gebäude lehnte, so erhielt das dortige untere Seitengewölbe, gegen die Symetrie, keine Fenster, wogegen aber das höhere Kirchenschiff auch südwärts mit (denen gegenüber correspondirenden) Fenstern erhellt ist. Das Hauptfenster des nördlichen Kreuzgiebels hat fast die Größe des westlichen; die Glasmalerei ist aber ohne Goldfarben in schwarz schraffirter Manier mit den sinnreichsten Figuren, die sich auch durch die künstliche Zusammensetzung der einzelnen Scheiben gestalten. Die Seiten der beiden Kreuzflügel sind unten gleichfalls durch große Fenster erhellt, sowie in der obern Etage drei Fenster mit diesen correspondiren;

doch erhielt die südliche Kreuzgiebelwand unten kein Fenster, weil die Orgel diesen Raum einnahm. Die Kirche zählte im Ganzen 78 Fenster von verschiedener Gestalt und mit schlankem Steinschmucke, mit farbigem Glase auf die künstlichste Weise vielfach verziert. Die schönsten Goldfarben prangten in der Rundung des Chores und in dem westlichen Giebel. Die übrigen Fenster zeichnen sich besonders aus durch ihre sinnreichen Figuren, die ein Künstler so leicht nicht zu erfinden vermag und die fort und fort zu Modellen dienen.

Der Hochaltar in der Chornische besteht aus einer ungeheuren Holzmasse, welcher der frühere Altar, der dem großartigen Baue der Kirche mehr entsprach, im 17. Jahrhunderte weichen mußte. Man suchte in dem absurden Mönchsgeschmacke dieser Zeit blos eine Anhäufung von Schnörkeln und Ziereien darzustellen, die untereinander nicht einmal übereinstimmen. Zu dem Altartisch steigt man auf drei Stufen. Der Tisch selber ist von rothem Marmor mit kleinen viereckigen Flecken, 9 Fuß 7 Zoll lang, 4 Fuß 3 Zoll breit und 5 Zoll stark (südlich durch den Einsturz beschädigt); die vordere Wand bildet ein braunrother Porphyr mit vielen Gemengtheilen, 12 Fuß lang, 2 Fuß 1 Zoll breit und 7 3/8 Zoll stark. Die Nebenseiten decken Platten von demselben wohlgeglätteten Porphyr und diese sind 9 3/4 Zoll lang, 2 Fuß 1 Zoll hoch und 10 1/2 Zoll stark. Ueber dem Tabernakel steht eine Büste, Maria mit dem Jesuknaben, und auf der Kuppel des Altares, beinahe das hohe Gewölbe erreichend, sie als die Königinn des Himmels mit der Friedenspalme. Das Ganze ist voller Säulen und Säulchen, voll Bilder und Bildchen, mit recht grellen Farben bemalt und an einigen Stellen stark vergoldet. Schade, daß dieser Holzriese das Reconditorium und die Chornische verdeckte, wo die schöngeformten Fenster herrliche Perspective bilden.

Von dem nördlichen Flügel des Altars verhüllt erhebt sich zwischen zwei hohen Pfeilern, den Raum zwischen denselben ausfüllend und mit seiner metallenen Krone fast bis zur Höhe des Seitenschiffes reichend, das Sacramentshäuslein (reconditorium), welches Abt Arnold (1470)

fertigen ließ. Die Feinheit und Glätte der Bearbeitung wie auch die Idee des Ganzen sprechen sowohl den Kenner, als auch den aufmerksamen Kunstlaien an. Das eigentliche Monstranzhaus hebt sich auf einer 3 Fuß hohen mit Spitzgewölben, Rosetten und Laubwerk verzierten Basis, sechseckig, im Durchmesser von ungefähr vier Fuß bis zu einer Höhe von beinahe 6 Fuß, nach dem Altare zu mit zwei Eisenthüren verschlossen. Auf jeder der sechs vorspringenden Ecken sind drei Säulchen angebracht, zwischen denen sich je zwei Bildnisse der zwölf Apostel, circa einen Fuß hoch, sehr fein gearbeitet befinden. Deren Füße ruhen auf gezierten Säulenkronen. Ueber dem eigentlichen Behälter der kirchlichen Gefäße theilen sich in Form eines gothischen Säulenthurmes eine Menge mit Laubwerk und Schnörkeln reich gezierte Säulen in immer an Umfang verlierenden Absätzen, bis eine metallene Krone den spitz auslaufenden Thurm deckt. Das Material ist feinkörniger Sandstein, der seiner Glätte wegen wie Marmor erscheint. Vor dem Sacramentshäuschen zur Seite des Altars befand sich früher ein riesenmäßiger Adler aus Bronze, der ein großes Evangelienbuch auf seinen entfalteten Flügeln trug. Das Fußgestell dieses schönen Gußwerkes verzierten die Büsten der vier Evangelisten, aus Messing sehr fein gearbeitet. Auf der andern Seite des Altars standen Sitze für die Priester und rechts und links hoch aufgemauerte Schränke, die mehr als die Grabmäler die freie Aussicht beeinträchtigten. In der Mitte des hohen Chores sah man einen riesengroßen Leuchter aus Messing, in Form einer Salvatorbildsäule, die sich vor dem Grabe des Bischofs Wichbold erhob, und unterhalb dieses Kreuzes, hinter den Thurmpfeilern, den Raum zwischen den je drei folgenden Säulen ausfüllend, erhob sich der hölzerne Mönchenchor so hoch, daß er die Aussicht in das Chor gänzlich verhüllte. Der eigentliche Kirchenchor umfaßte die beiden Kreuzflügel und einen Theil der Kirche bis zum fünften Säulenpaare, vom westlichen Eingange angerechnet, wo ein kunstvoll gearbeitetes Eisengitter einen Abschluß bildet. Die mit Schnitzwerk reich gezierte Kanzel ist nordwärts an dem vierten Pfeiler angebracht.

In dem Kirchenchore befanden sich außer dem Hauptaltare noch vier und zwanzig Altäre, von welchen zwei geschmacklose Holzriesen aus dem 16. Jahrhundert jetzt glücklich verschwunden sind. An der nördlichen Seite des Chores zwischen dem Kreuzflügel und der Treppe, die auf die Seitengewölbe führt, befindet sich der sogenannte Steinschor, eine Kapelle, welche die Herren von Stein zu Scherven zur Begräbnißkapelle erwarben und wo sie zwei mit Reliquien gezierte Altäre errichteten. Die beiden Kreuzflügel hatten je zwei Altäre und die Sacellen hinter dem Umgange jede einen Altar. Ein jedes dieser Kirchlein in der Kirche war einem oder mehreren Geistlichen zur Verrichtung des Gottesdienstes und zur besondern Aufsicht anvertraut, woher auch die verschiedenartigen Ausschmückungen derselben. Das Prälatenchörchen war die Sacelle neben dem südlichen Kreuzflügel, das folgende des Priors u. s. w. Der Boden des nördlichen Kreuzflügels, der Herzogenchor, ist mit Grabmalen der bergischen Fürsten bedeckt; in der Mitte des gegenüberliegenden Flügels befand sich der Eingang zum Dormitorium; rechts von demselben ein großer Springbrunnen, der das Wasser durch die Wunden einer Christusbildsäule in ein mit Metallplatten bedecktes Steinbassin ergoß, links war die Sakristei, die schon vor der Erbauung der jetzigen Klosterkirche zur Kapelle gedient, und über derselben die Schatzkammer, wo unter zwiefachem Gewölbe Sachen von Werth aufbewahret wurden. Ueber dem Springbrunnen befanden sich die beiden Orgeln, die kleinere von 10, die größere von 12 Registern mit Pfeifen aus englischem Zinn, schönen und kraftvollen Tones.

In frühester Zeit sah man in den Cisterzklöstern keine Bilder. Doch seit dem 15. Jahrhunderte wurde die ganze Altenberger Kirche mit Büsten und Malereien ausstaffirt. Die Hauptpfeiler vom hohen Altare bis zum westlichen Eingange trugen die in jeder Hinsicht hölzernen Standbilder verschiedener Heiligen, von denen sich einige noch vorfinden, andere aber schon bei Winterzeit den wohlthätigen Einfluß ihrer erwähnten Beschaffenheit übten. Dem Altare zunächst stand die Büste von Christus, ihm gegenüber seine Mutter, die Jungfrau Maria, dann kam der

lange Christoph, welcher Riesengestalt kein passendes Bild gegenüber gesetzt werden konnte; darauf aber folgten die Apostel, die Evangelisten, die Kirchenväter und Andere von geringerem Range, wie z. B. der heil. Pamphilius, Woldus, Gesulinus u. s. w. Auch kleinere aus Holz geschnitzte halberhabene Bilder und Oelgemälde fanden im Kirchenschiffe und an den Altären Platz. Sachen von Werth waren nicht darunter. Blos eine Enthauptung Johannis und eine Himmelfahrt Mariä, beide aus altdeutscher Schule, wurden gerühmt. Besonders historisch merkwürdig aber sind mehrere hölzerne Heiligen, deren Arme und Köpfe, wie bei Gliederpuppen, bewegt werden können, durch welche Vorkehrungen, die von dem Volke bei den hoch an den Pfeilern befestigten Büsten nicht bemerkt werden konnten, man ehedem in den Klöstern Mirakel machte. Eine eigene Zierde waren die überall an den Altären, in den Sacellen und an den Wänden des Chores angebrachten Reliquien, bei welcher Ausschmückung man sich besonders mit den Gebeinen der heil. 11,000 Jungfrauen freigebig bewiesen hatte. Auf großen Tafeln, mit Seide, Silber- und Goldbändern geschmückt waren diese Schädel und Gebeine zu den sonderbarsten Figuren zusammenbefestigt und auf die verschiedenste Weise sah man so mehrere hundert Gerippe ausgehängt. Doch diese einst über alles Erdengut erhobenen und oft theuer erworbenen Schätze lagen nach dem Einsturze des Chores als Sachen ohne Werth und verachtet unter dem Schutte, bis man sie unwürdigem Mißbrauche (einer bekannten Industrie) zu entwinden, eingrub. So vermochten wenige Jahre die Meinung der Menge umzugestalten! — Rechts neben dem Eingange war ein marmor'nes Weihbecken noch ein werthvolles Gefäß, das jetzt in der Pfarrkirche zum Taufsteine dient. Die Meßgewande und die Kultusgeräthe, die nach der Klosteraufhebung meistens nach Düsseldorf gebracht wurden, entsprachen dem Reichthume des Klosters und der Würde der Kirche. Besonders eine große silberne Lampe, die über den Fürstengräbern im Herzogenchore brannte und vom Churfürsten Johann Wilhelm dem Kloster geschenkt wurde, zeichnete sich durch Pracht und Werth aus.

Die schönen Grabmäler der Fürsten, die Waffen und Wappenschilder derselben, die ringsum an den hohen Pfeilern aufgehängt waren, sowie die vielen Wappen anderer Adeligen in den Glasmalereien der Fenster gereichten der Kirche besonders zur Zierde und halfen uns den kühn aufstrebenden Geist einer gewaltigen Zeit, die uns in dem Anblicke der ehrwürdigen Bauwerke umwehete, noch mehr vergegenwärtigen. Leider ist von diesen Gegenständen fast Alles, was beweglich war, jetzt aus der Kirche verschwunden. Doch die Klosterkirche selber, das herrlichste Vermächtniß, das von unseren frühen Vorfahren auf uns kam, wird nach vielen Mißhandlungen und Verwüstungen sich über Schutt und Trümmer wieder erheben in seiner vorigen Pracht. Was bisher von dem Wiederaufbaue gediehen, stehet dem alten Bauwerke in keiner Hinsicht nach und übertrifft es wenigstens an Dauerhaftigkeit. So haben wir die freudige Ueberzeugung, daß die heutige Baukunst nicht bloß zum Verständnisse der mitteralterlichen Kunstwerke wieder gediehen ist, sondern, daß sie auch eben solche großartige Schöpfungen zu Tage zu fördern vermag. Dem Herrn Kronenberg, der den Wiederaufbau der Altenberger Kirche begann und unter vielen Schwierigkeiten und Hemmnissen bisher mit unermüdetem Eifer im Auftrage der königlichen Regierung fortführte, sind wir steten Dank schuldig und uns bleibt hierbei nichts zu wünschen übrig, als daß derselbe den Bau seiner gänzlichen Vollendung zuführen möge. Es ist erstaunenswürdig, wie bei der größten Sparsamkeit mit dem Material, das auf beschwerlichem Wege so weither gefördert werden muß und bei Schonung aller Baumittel der umsichtige Wiederhersteller doch noch so Vieles für die Würde des Bauwerkes zu thun vermochte. Eine solche Wiederherstellung, wie die des Altenberger Chores, ist viel schwieriger, als ein Neubau und nicht Sache jedes Künstlers, der gewohnt ist, aus frischem Stoffe zu schneiden und nicht ängstlich anzupassen und sich an allen Ecken zu behelfen. Mögte ihm, der sich um Altenberg so verdient machte, in der Folge Gelegenheit geboten werden, seine Talente und Kenntnisse ferner zum Schmucke unseres Landes an den Tag zu legen!

Hätte der beschränkte Baufond nicht zu viele Erspar-nisse erheischt, so würde die Kirche jetzt zu größerer Voll-kommenheit gediehen sein, als sie vor dem Brande dar-stellte: wenn nämlich der südliche Kreuzgiebel die dem nördlichen correspondirenden Fenster erhalten hätte. Es wird ein großer Mißstand bleiben, daß diese rechte Seite des Chores im Dunkel stehen muß. Doch ist es wieder ein Glück für diese Chorseite, daß dort das eine östliche Fenster erhalten blieb. — Die alten Grundmauern der Kirche sind auffallend leichtfertig angelegt und nach einer genauen Untersuchung an einigen Stellen kaum 8 Fuß tief gefunden worden. Weil sie aber nicht auf Fels, son-dern auf Kies und Dammerde (Klei) gründen, so ist dies ein großer Uebelstand für das ganze Gebäude, wie an dem eingestürzten Theile sichtbar geworden, wo man die Grundmauern gänzlich nach Außen gewichen fand. Die-sem Mißverhältnisse ist jetzt bei dem neuerbauten Theile abgeholfen und dieser wird gewiß schon darum das Uebrige überdauern. Doch haben solche und andere Schwierig-keiten, die man nicht vorschaute, größeren Kosten- und Zeitaufwand veranlaßt, und man wird sich deßhalb hin-fort leider auf das zur Erhaltung Nothwendigste be-schränken müssen.

Königliche Milde hat zur Herstellung eine bedeu-tende Summe geschenkt, die auch für die Errichtung des Mauerwerkes und des Daches nach dem erwähnten Bau-plane genügen wird. Allein auch ohne eine zierliche Aus-stattung des innern Gotteshauses bleibt nachher zur wür-digen Erhaltung der Denkmale noch viel zu wünschen übrig, und wenn jetzo die Großmuth unseres Königs zur Erhaltung der Zierde unserer Heimath gethan hat, was eigentlich sie selber hätte thun sollen, so kann sie doch gewiß nicht umhin, sich dies erhabene Beispiel, das sie zum höchsten Danke verpflichtet, zur Nachahmung ge-deihen zu lassen. Seit dreißig Jahren war, wie aus allen öffentlichen Blättern, die in Rheinland-Westphalen er-schienen sind, erhellt, die Wiederherstellung des Alten-berger Domes der allgemeine Wunsch des Volkes, alle Kunstfreunde riefen dazu auf und es war darum in der literarischen Welt ein Leben ohne Gleichen. Die fran-

zösische Frivolität ist Gottlob jetzo bei uns vorüber, das Heilige und Ehrwürdige ist wieder heilig und ehrwürdig und Denkmale des deutschen Alterthumes sind dem Deutschen wieder werth. Altenberg ist dies der Heimath vielfach. Jetzt ist Gelegenheit, die wahre Anhänglichkeit und den wahren Kunstsinn durch die That zu beweisen und zu zeigen, daß alle die für Altenberg ausgesprochene Theilnahme nicht leere Worte, Heuchelei und leeres Kunstprahlen gewesen. Der Gegenstand ist wohl eines Opfers würdig, und wollte nun Jeder, der als Freund und Verehrer der Kunstdenkmale gelten will, ein noch so kleines Scherflein beitragen, so würde der Altenberger Dom nicht nur nothdürftig erhalten, sondern er würde wieder in seiner ganzen Würde wie der Phönix aus der Asche steigen und sein Inneres sich frei von den Verkleckſungen einer dummeiteln Zeit in der ursprünglichen Reinheit darstellen. — Nach dem zur Wiederherstellung aufgenommenen Bauplane mußten, um unbestreitbare Kosten zu vermeiden, mehrere Fenster gegen die Symetrie des Baues wegbleiben, an die Herstellung der jetzt theilweise zertrümmerten Glasmalereien durfte gar nicht gedacht, von der Herstellung der Gräber und so mancher beschädigter Denkmale mußte einstweilen abgesehen werden und anstatt des Schieferdaches sollen Hohlziegel die Gewölbe beschirmen. Läßt Letzteres auch schon wegen des nothwendigen Schutzes vor der Feuchtigkeit viel zu wünschen übrig, und wird es schwierig sein, einem Ziegeldache bei solcher Höhe und Ausdehnung so viel Festigkeit zu geben, daß es den in der Thalschlucht durch Zusammenpressung heftigeren Stürmen für die Dauer zu trotzen vermag, so bleibt ein solches Dach auch für's Auge ein um so größerer Mißstand, als es der Würde des Bauwerkes gar nicht entspricht und den Blick um so mehr beleidigen muß, da die umherliegenden geringeren Gebäulichkeiten sich alle der Schieferbedeckung erfreuen. Es wäre eine große Schmach für unsere Zeit, die sich des Verständnisses und der Würdigung solcher alten Kunstwerke rühmt, dieselben nicht in ihrer Würde zu erhalten, zumal, wie sich schon an Altenberg darthut, es jetzo nicht an Künstlern fehlt, die fähig sind, ein solches preiswürdiges Werk auszuführen. Schmach

wäre es insonderheit für unsere Heimath, bei der Herstellung des Altenberger Domes auf halbem Wege stehen zu bleiben. Die Opfer, die ein Jeder zu bringen hätte, würden dem Einzelnen nicht fühlbar sein, dagegen würden sich Alle an der Vollendung ergötzen und an die Nachwelt wäre dadurch eine große angeerbte Schuld abgetragen. Dankbarkeit gegen die Vorzeit, die uns diese Kunstschätze überlieferte, verpflichtet uns, sie nicht untergehen zu lassen und bei den Nachkommen würde unser Andenken mit Schmach umdüstert sein, wenn wir nicht das Wenige zutrügen, wo unsere Ahnen so Viel gethan. Der Altenberger Dom ist der schönste vorzeitliche Schmuck des bergischen Landes, auf den unsere Ahnen stolz waren und mit welchem die Mitwelt noch groß thut. Wir würden uns gegen nachbarliche Provinzen, gegen fremde Lande, die sich für die Erhaltung eines weniger bedeutsamen Denkmals mit Erfolge thätig bewiesen, herabsetzen, wenn wir hierbei unthätig bleiben wollten. Einzelnen verdienstvollen Männern sind in Nachbarländern durch gemeinschaftliches Zusammenwirken Monumente errichtet worden, die größere Kosten verursachten, als dasjenige, was jetzo noch für Altenberg zu thun sein wird. Und Altenberg ist ein Denkmal für so viele Landesväter, die für das Wohl unserer Ahnen wirkten, es ist ein Denkmal unserer Vorzeit, der wir so Vieles verdanken. Ganz verkehrt und unsinnig ist es, Altenberg ein Denkmal des Mönchsthumes zu nennen und den fanatischen Haß gegen die Möncherei, um welche der Aufgeklärte die Vorzeit nur bemitleiden darf, auch auf diesen Dom auszudehnen. Altenberg ist keine Schöpfung des Mönchthumes; es ist ein Werk unseres frühesten Herrscherhauses, ein Werk, an dessen Errichtung das ganze Land, Edle und Unedle den eifrigsten, freudigsten Antheil nahmen und das bei dem Kloster errichtet wurde zur Ehre Gottes und zu einer Grabeshalle, in welcher fromme Männer für die Ruhe der dort Beerdigten zum Himmel flehten. Die Grabstätte unserer biederen Landesherrscher verdient doch wohl Beachtung und kein kleines Opfer. Auch die benachbarten Edelleute, deren Abkömmlinge noch die Stätten der alten Burgen bewohnen, fanden in dem heiligen

Boden zu Altenberg einen Ruhplatz für ihre sterbliche Reste. Es ist kein altbergisches oder nachbarliches Edelgeschlecht, von dem nicht mehrere Ahnen in den geweihten Hallen ruhen, und es gibt wohl wenige altbergische Familien, aus denen nicht Einer als Mönch oder Converse in das Kloster trat, damit seine Gebeine in den von heiligen Gebeten stündlich widerhallenden Mauern heilsamer gebettet seien. Welcher Mensch aber, für den Kunst und Alterthum keinen Werth haben, wäre wohl gleichgültig gegen die Grabstätte seiner Väter und Verwandten? Wer wollte nicht gern für einen so heiligen Zweck die Hände darbieten? Vielleicht Zwölftausend Thaler würden hinreichen, das an der Vollendung der Denkmale noch Fehlende ausführen zu lassen und diese Summe zusammen zu bringen, wird für unsere Heimath, die im Rufe so großer Wohlhabenheit steht, um so leichter sein, als die nachbarlichen Provinzen, besonders Westphalen, worin für Altenberg so viele freundliche Rufe erschollen, sich freudig zu dem schönen Zwecke vereinigen werden. Die Klosterkirche selber ist ein Zeugniß der Pietät unserer Vorfahren: sie ist aus milden Beiträgen der Fürsten und der Unterthanen des Landes erbaut und beschämt uns Zögernde mit ernster Mahnung. — Unser allgeliebter König ging bereits mit dem schönsten Beispiele voran: Getreue Genossen der Heimath, wer von Euch wird ihm nicht freudig folgen? —

---

2) Die in der Altenberger Kirche befindlichen Fürstengräber und die merkwürdigsten dortigen Inschriften.

Besonders bemerkenswerthen und ehrwürdigen Gedächtnisses ist uns Altenberg als die Ruhestätte unserer frühesten Landesregenten und vieler anderer Fürsten und Herren geistlichen und weltlichen Standes. Durch die Stifter der Abtei wurde dieselbe zur Familiengruft

des Altena-Bergischen Grafenhauses bestimmt und Adolphs und Eberhards Eintritt in das Kloster sogar fand unter ihren Sprößlingen Nachahmung. Das Kloster Altenberg stand im Mittelalter in solchem Rufe der Heiligkeit, daß in seinen Hallen ein Grab zu finden schon zur Förderung des Seelenheiles gereichen mußte, und wer auch am Abende seines Lebens sich nicht dort den Bußübungen und dem beschaulichen Leben widmete, der sorgte doch wenigstens, daß einst sein Leichnam bei der heiligen Genossenschaft ruhe, die über den Gräbern für das ewige Wohl der Todten betete. Für die Erlangung dieses hochgepriesenen Vortheils gab man große Summen hin und stiftete fortwährende Seelenmessen und Gebete, um der Gewalt des Satans und dem schrecklichen Fegefeuer zu entschlüpfen. Wenigstens war die Befürchtung, als nächtlicher Spuk oder Poltergeist umwandeln zu müssen, durch ein Begräbniß an so heiligem Orte gehoben, und drum suchten dasselbe die Guten und Bösen, diese wegen Gewissensbissen, Furcht und Reue, jene aus wahrer Frömmigkeit und Anhänglichkeit an das Heilige. Dann aber ist auch, was besonders im Mittelalter beachtet wurde, vielen Menschen der Wunsch eigen, daß auch ihre sterblichen Reste bei den Ahnen und Lieben ruhen möchten, die man in der Seligkeit zur Erhöhung derselben wiederzusehen hoffet, und die verheißene leibliche Auferstehung am jüngsten Tage machte unter Angehörigen und Freunden die Nachbarlichkeit des Grabesschlummers und ein nachbarliches Auferstehen wünschenswerth. Freudigrührend war der Gedanke, bei jenem ersehnten Morgen, der dem irdischen Lebensabende und der Modernacht folgt, seine Theuersten zuerst mit Blicken zu erreichen, sie zuerst zu umarmen. Das Mittelalter hat viele solcher schönen kindlichen Träume, viel dieser rührenden Einfalt, und dies bestimmte auch die gemeinschaftliche Grabesstätte in den Hallen des Gotteshauses. Selbst die in entfernten Landen, in Welschland und auf den Kreuzzügen verblichenen Grafen sollten diese Vorzüge genießen, und ihre Reste in die heimathliche Gruft der Ahnen zu fördern, wurden weder Mühe noch Kosten gespart. — Auch die von den Klosterstiftern entsprossenen Grafen von Altena-Mark

und Altena-Isenburg wünschten und fanden ihre Grabstätten in Altenberg, bis sich nach dem Morde des Erzbischofs Engelbert die Grafschaften Berg und Altena feindlich gegenüber traten und letztere sogar Wappen und Namen vertauschte, zum Beweise, daß ihr Fürstenhaus außer alle Familienverbindung mit seinen Blutsverwandten getreten sei. — Sogar die aus dem Hause Altena entsprossenen Erzbischöfe von Cöln wollten lieber in der Gruft ihrer Väter als in den Hallen ihrer Metropolitankirche neben den Genossen ihrer hohen Würde ruhen und Erzbischof Bruno III. von Cöln zog sogar das stille Mönchsleben in Altenberg dem glanzumstrahlten Pallium vor.

Die frühesten bergischen Grafen und die ersten Aebte des Klosters wurden in der unter Abt Berno (1147) erbauten Markuskirche begraben; später aber, als dort der ganze Fußboden schon mit Grabsteinen bedeckt war, hat man sie in einer zu Ende des 12. Jahrhunderts erbauten Kapelle beigesetzt, welche bei dem letzten Klosterbaue zur Sakristei der neuen prachtvollen Kirche umgeschaffen wurde. Nachdem die jetzige Klosterkirche vollendet war, bestimmte man die nördliche Seite des Chores (jetzt noch Herzogen- oder Fürstenchor genannt) zur Familiengruft der Landesregenten und die Gebeine der früher an andern Stellen Beerdigten wurden dorthin zusammt ihren Grabsteinen übertragen, bei welcher Kunde, die uns die Klosterannalen weitläufig mittheilen, es nicht länger auffallen kann, daß viele Inschriften in der Altenberger Kirche älter sind, als diese selbst ist. Leider sind einige Grabschriften in dem Fußboden des Herzogenchores durch so viele Wanderer vieler Jahrhunderte theilweise ausgelöscht und andere durch die Verwüstungen nach der Klosteraufhebung stellenweise unleserlich geworden, einige auch gänzlich verschwunden. Die meisten Fürsten erhielten einen einfachen ebenen Grabstein, worin Namen und Sterbejahr eingemeißelt, einigen von den Späteren aber setzte man erhöhte Denkmale mit Büsten in Lebensgröße, welche zwischen den Pfeilern des Chores oder zur Seite desselben so angebracht wurden, daß sie den Prospect der Kirche nicht nur

nicht beeinträchtigen, sondern sogar noch zur Zierde des Ganzen gereichen, das denn durch die ehrwürdigen Heldengestalten, die auf ihren Gräbern dem Tage der Vollendung entgegen schauen, noch einen eigenen romantischen Reiz erhält. Viele dieser Grabmäler sind bei dem Einsturze der Kirche zertrümmert oder doch beschädigt worden, aber auch die Trümmer noch erzeugen den berechneten großartigen Eindruck.

Bis zum Aussterben des bergischen Herrscherhauses mit Herzog Wilhelm **III.** (1511) ruhen die Sprossen dieser hochberühmten Fürstenfamilie mit wenigen Ausnahmen in der Klosterkirche. Die späteren clevischen und neuburgischen Landesregenten fanden ihre Ruhestätten theils in Düsseldorf, theils in Cleve.

Die älteste Grabstätte für die Aebte in Altenberg war die St. Markuskirche. Als aber das neue Kloster in der Mitte des 13. Jahrhunderts vollendet war, wurden sie in dem Capitelhause beigesetzt, wo ihre an den Wänden aufrecht stehenden hohen Grabsteine aus schwarzem Marmor eine eigenthümliche Zierde des Gebäudes bildeten. Als aber der Raum des Capitelsaales mit solchen Grabsteinen gänzlich ausgefüllt war, fing man in der Mitte des 17. Jahrhunderts an, die Prälaten in der Kirche beizusetzen, wo sie an den Seiten des Kirchenschiffes ihre Monumente haben. — Die Mönche begrub man in dem Kreuzgange des Klosters, und dort, wie auch unter den äußersten Fenstern des Kirchenschiffes ruhen die Reste von vielen Rittern aus benachbarten Adelfamilien, z. B. die von Scherven, von Stein, Odenthal, von Hall u. s. w., wovon noch die Wappen und Jahreszahlen theils in den Kirchenfenstern, theils auf einzelnen Holztafeln, die jetzt leider bei den Verheerungen meistens zertrümmert oder verloren sind.

An der westlichen Scheidewand des Herzogenchores, wo die meisten Fürsten ruhen, befand sich früher eine große Holztafel, auf der sich die Namen aller in Altenberg begrabenen Fürsten und Fürstinnen, sowie auch der dort ruhenden Erzbischöfe und Bischöfe befanden. Ungefähr 50 Jahre vor der Aufhebung des Klosters wurde diese Tafel wegen ihrer Hinfälligkeit wieder erneuert, ist jedoch nach dem

Brande der Abtei verschwunden. Die Namen dieser Tafel, die auch Teschenmacher anführt, sind:

***Adolphus et Everhardus*, Comites de Alzena et hujus loci fundatores.**

***Fredericus*, *Arnoldus*, *Conradus*, *Everhardus*, comites de Alzena.**

***Adolphus*, *Adolphus*, *Adolphus*, *Engelbertus*, *Wilhelmus*, *Adolphus*, comites de Monte.**

***Henricus de Windegge*, comes de Monte.**

***Walramus*, comes de Hinsberg.**

***Godefredus*, comes de Wevelkoven et hujus loci Monachus.**

***Alett*, *Mettildis*, *Greta*, *Margaretha*, *Irmgardis*, comitissae de Monte.**

***Agnes*, *Irmgardis*, Comitissae Cliviae et Montium.**

***Henricus de Limburgh*, Princeps et Comes Montium.**

***Gerhardus Juliacensis*, Princeps et comes Montium.**

***Robertus*, Princeps Montensis.**

***Gerhardus*, Princeps Montensis et Praepos. Metrop. Col.**

***Adolphus*, *Gerardus*, *Wilhelmus*, Duces Juliae, Montium etc. et comites de Ravensburgh.**

***Irmgardis de Limburgh*, Comitissa de Monte.**

***Alett*, Ducissa Cliviae, Montium etc.**

***Sibilla Brandenburgica*, Ducissa Montium.**

***Fredericus*, *Bruno* postea hic monachus, *Adolphus*, *Theodorus*, Archiepiscopi ex comitibus de Monte.**

***Conradus*, *Episcopus Monasteriensis*, comes de Monte.**

***Conradus*, comes de Monte et praepos. Col.**

***Daniel de Monte*, Episcopus Werdensis.**

***Johannes*, Episcopus Scopiensis et postea hujus loci Monachus.**

***Wichboldus*, episcopus Culmensis, postea hic monachus.**

Soweit diese Tafel. Die Grabschriften der hier erwähnten Fürsten folgen hier in chronologischer Ordnung mit gedrängten Biographien und nothwendigen historischen Erläuterungen, sowie mit Uebersetzungen der merkwürdigsten Epitaphien.

1) Das Grabmal der Brüder und Klosterstifter, der Grafen Adolph und Eberhard von Berg und Altena befindet sich in der Mitte des Herzogenchores. Eine flache, nicht über dem Boden erhabene schwarze Marmorplatte bedeckt das gemeinschaftliche Grab und auf der Randeinfassung von grauem Sandstein befindet sich die noch ganz lesbare Inschrift:

† Anno Domini MCLII, IV Idus Octobris obiit Adolphus ex comite monachus et fundator hujus Coenobii. †. XI Cal. Junii obiit Everardus, Comes de Alzena. † Anno MCCC..... Cal. Junii obiit Conradus de Monte, Praepositus Coloniensis. —

Der Schrift und ihrer Verbindung gemäß ist es wahrscheinlich, daß die Reste der Klosterstifter erst bei der Beerdigung des Probstes Conrad aus der Markuskapelle an diese Stätte übertragen wurden und daß alle drei ein gemeinschaftliches Grab fanden. —

Adolph und Eberhard waren Söhne des Grafen Adolph **II.** von Berg und dessen zweiter Gemahlinn, der Gräfin Margaretha von Keferberg aus Thüringen. Bei ihres Vaters Tode (1112) waren Beide noch minderjährig und wurden an dem Hofe des Grafen Dietrich **II.** von Cleve zu mannhaften Helden gebildet. Nach des Vaters letztem Willen sollten sie sich in die Grafschaft theilen und Adolph Berg, Eberhard Altena, die spätere Grafschaft Mark erhalten. Doch die innige Bruderliebe wollte nichts Getheiltes. Sie regierten gemeinschaftlich; Adolph erbauete die Neuenburg (Burg bei Solingen 1118) zu seiner Residenz und Eberhard wohnte auf dem nachbarlichen Schlosse zu Altenberg, bis sein Geist sich von irdischen Dingen ablenkte und er ein Mönch wurde, wie bereits bei der Stiftung des Klosters (**II.** 1.) erzählt ist. —

2) Neben der Grabstätte der Stifter ruhen die Gebeine des Grafen Adolph **IV.** von Berg. Schrift und Jahreszahl des flachen Grabsteines sind bis auf wenige Spuren verlöscht und wir wissen nur aus der Klosterchronik, daß er unter Abt Hermann in der Markuskapelle beerdigt und später hier neben seinem Vater in der gemeinschaftlichen Gruft beigesetzt wurde.

Adolph, tapfer, bieder und fromm, war ein treuer Anhänger seiner Lehnsherren, der Hohenstaufen, die ihn schätzten und vor vielen Fürsten auszeichneten. Schon als Erbprinz erschien er oft in dem kaiserlichen Heerbanne, half das aufrührerische Nürnberg und Weinsberg belagern, das damals durch Weibertreue berühmt wurde und ließ sich sogar zu dem unglücklichen Kreuzzuge bereden, der vom heiligen Bernhard gepredigt worden. Im Jahre 1147 zog er mit seinem ältesten Sohne Adolph und einem Fähnlein Reisiger mit Kaiser Conrad III. nach Palästina. Dort verlor er den Sohn und kam nach vielen Mühsalen mit wenigen Fahrtgenossen in die Heimath zurück, wo ihn nach Conrad's Tode (1152) verschiedene Fehden beschäftigten. Auch erschien er in Friedrich I. Heere als tapferer Ritter und getreuer Vasall. Doch theilte er im Jahre 1169 nach seines Großvaters Beispiel seine Lande unter die beiden Söhne Engelbert und Eberhard und trat wie sein Vater gethan, in das Kloster Altenberg, den Rest seiner Tage dem Himmel zu weihen. Dort starb er im Jahre 1170. Mit seiner Gemahlinn Adelheid von Arensberg hatte er außer den drei genannten noch die Söhne Bruno, Friedrich und Dietrich hinterlassen, welche successive Erzbischöfe von Cöln und Adolph und Heribert, die Aebte zu Werden geworden sind.

3) Die Grabstätte Friedrichs, des Grafen von Berg und Erzbischofes von Cöln, befindet sich neben der seines Vaters Adolph im Herzogenchore, wo die jetzt fast gänzlich verloschene Inschrift in ebener Marmorplatte:

Hic jacet in tummulo Fredericus vir generosus,
Virtutum cumulo perdives ac animosus
Laudibus immensis qui crebro fuit dominatus
Aggrippinensis possesor Pontificatus.
Ejus honorifice ducuntur ab Alpibus ossa
Et hac ponuntur pomposo scemata fossa.

Zu deutsch:

Hier dies Grab umschließet den hochentsprossenen Helden Friedrich, an Tugenden reich und begabt mit leuchtendem Muthe,

Welcher zu herrlichem Ruhm den Herrscherscepter geführet,
Als er dem Erzstift Cöln im Schmucke des Palliums vorstand.
Ueber die Alpen ward sein Leichnam mit Würde geführet
Und mit üblicher Feier in dieser Grube bestattet.

Als Friedrich kaum zwei Jahre hindurch den erzbischöflichen Stab geführet, zog er, ein rüstiger Kriegsmann, mit Kaiser Friedrich **I.** gegen die aufrührerischen Italiener, erkrankte aber an einer Seuche, von der das kaiserliche Heer ergriffen wurde und starb in Pavia am 25. September 1159. Sein Leichnam wurde durch seinen Bruder Engelbert, der auch mit dem Kaiser gezogen war, nach Altenberg gebracht. —

3) Eberhards, des Grafen von Altena, Grabmal befindet sich im Herzogenchore, nördlich von dem vorigen, wo auf schwarzer flacher Steinplatte die noch kaum lesbare Inschrift:

Everhardus de Alzena, comes et hujus loci Benefactor obiit decimo Cal. Febr. MCLXXX.

Er, der Begründer des Geschlechtes der Grafen von Mark, die damals noch von Altena genannt wurden, begleitete seinen Bruder Engelbert auf mehreren Heerzügen und nachher die Grafschaft unter seine Söhne Friedrich und Arnold theilend ging er in das Kloster Altenberg, wo er als Converse am 23. Januar 1180 starb.

5) Engelbert **I.**, Graf von Berg, liegt in der Gruft seiner Ahnen im Herzogenchore begraben, doch ist dort keine Inschrift oder ein Denkmal, das von ihm spricht, erhalten.

Engelbert war ein kühner Held, in Streit und Frieden ein höchst tüchtiger Regent, der dem großen Hohenstaufen, Friedrich **I.**, seinem Lehnsherrn, in allen Tugenden ähnlich. Er vermehrte die Größe, den Ruhm und die Macht der Grafschaft Berg, er erwarb neue Vasallen und Güter, baute Burgen und sicherte den Frieden. Mit Kaiser Friedrich **I.**, dem Rothbart, half er die Italiener züchtigen und zeichnete sich besonders bei der Belagerung von Mailand aus, wo er dem Kaiser das Leben rettete. Nachdem er denselben (1191) zu einem Kreuzzuge nach

dem heiligen Lande begleitet, wurde er auf der Heimkehr durch den Dolch eines Ungarn meuchlings erstochen am 10. November 1193. —

6) Conrad (gest. 1196), Friedrich (gest. 1198) und Arnold (gest. 1209) von Altena haben gleichfalls ihre Grabstätte im Altenberger Fürstenchore, ohne daß dieselbe jedoch weder durch ein Monument oder durch eine Inschrift bezeichnet ist. — Diese drei Fürsten waren Söhne des oben erwähnten Grafen Eberhard von Altena. Die Geschichte hat nur wenig von ihren Thaten überliefert. Friedrich, der älteste der Geschwister, war regierender Graf von Altena, Arnold besaß Isenburg und war der Vater des traurig berühmten Grafen Friedrich von der Isenburg, der Engelberten, den Erzbischof von Cöln, seinen Oheim, erschlug. Conrad aber starb als Mönch in Altenberg.

Diese waren die letzten Grafen von Altena, die in Altenberg eine Grabstätte gefunden haben, denn mit Friedrichs Sohne, Adolph von Altena, der sich später Graf von der Mark nannte, traten die Fürstenthümer einander feindlich gegenüber.

7) Bruno **III.**, Erzbischof von Cöln, ein geborener Graf von Altena-Berg, Bruder des vorerwähnten Grafen Engelbert **V.** von Berg, hat sein Grabmal rechts vom Herzogenchore zwischen den hohen Chorpfeilern. Es besteht aus einem Sarkophage von grauem Sandstein mit gothischen Spitzbogen und Rosen verziert, 11 Fuß lang, 4 Fuß breit und ungefähr 4 Fuß hoch. Auf der Decke ruht die ziemlich roh gearbeitete lebensgroße Statue des Erzbischofs mit den erzbischöflichen Insignien in betender Stellung. Das blaue Gewand und die übrigen grellen Farben scheinen von späterem Anstriche herzurühren. Jetzt hat die Zerstörungssucht die Fußseite des Grabes geöffnet und die Gebeine liegen am Tage, doch ist das Monument übrigens noch wohl erhalten.

Bruno gelangte im Jahre 1191 zur Erzbischofswürde. Die Cölner Chronik nennt ihn einen alten guten Mann. Schon im Jahre 1193 legte er die ihm Alters wegen lästige Würde feierlich nieder und resignirte zu Gunsten

seines Vetters Adolph. Den Rest seiner Tage brachte er als Mönch in Altenberg zu, wo er auch im Jahre 1200 sein frommes Leben beschloß.

Bruno II. und Arnold II., Erzbischöfe von Cöln, waren gleichfalls Sprossen des Bergischen Grafenhauses, haben aber ihre Grabstätten nicht in Altenberg, sondern der Erstere liegt in Cöln, der Andere zu Schwarz-Rheindorf begraben.

8) Adolph I., Erzbischof von Cöln, ein Sohn des Grafen Eberhard von Altena, ruhet neben seinem Vetter, dem Erzbischofe Friedrich I. Die Inschrift seines ebenen Grabsteines ist gänzlich verlöscht.

Weil er in der streitigen Kaiserwahl zwischen Otto von Sachsen und Philipp von Schwaben mit Letzterem gehalten, fiel er in des Papstes (Innocenz III.) Bann und wurde seiner Würde förmlich entsetzt. Seine letzten Lebensjahre brachte er in Rom zu, wo er von einem Jahrgehalte von 400 Mark aus den Einkünften des Erzbisthums lebte. Dort starb er auch im Jahre 1222 und erst im Jahre 1346 wurden seine Reste nach Deutschland gebracht und in der Familiengruft beerdigt zugleich mit den Resten seines Vetters

9) Theodor, Erzbischof von Cöln, von dessen Grabschrift sich jetzt eben so wenig mehr vorfindet. Er wurde im Jahre 1208 zum Erzbischofe erwählt und war ein treuer Anhänger des Kaisers Otto; doch durch den Streit um die Mathildische Erbschaft fiel auch er in des Papstes Bann und da er nichts desto weniger fortfuhr, sein Amt zu verwalten und sich in böse Kriegshändel einließ, so wurde er durch den päpstlichen Legaten, den Erzbischof Siegfried von Mainz, im Jahre 1215 seiner Würde entsetzt und lebte in Rom von einem Jahrgehalte, wo er im Jahre 1227 starb.

Auffallend ist's, daß mehrere Chroniſten diesen Erzbischof Dietrich von Heinsberg nennen, da doch das Altenberger Begräbnißregister, dem die größte Glaubwürdigkeit zu zollen bleibt, ihn ausdrücklich als einen Grafen von Berg aufführt und ausdrücklich gesagt ist, daß er neben seinen Ahnen in Altenberg ruhe. —

10) Adolph V., Sohn des Grafen Engelbert vom Berge und Bruder des heiligen Erzbischofs Engelbert von Cöln, liegt auch in dem Herzogenchore zu Altenberg begraben; doch bezeichnet keine Inschrift seine Ruhestätte. Er war ein biederer frommer Herr, tapfer und kühn im Kampfe, aber nachgiebig und edelmüthig. In der streitigen Kaiserwahl nahm er anfangs für Otto, dann für Philipp Parthei und erhielt von Beiden ansehnliche Lehen. Den Raubadel züchtigte er und demüthigte besonders die Dynasten von Elberfeld. Auch dem Albigenserkriege wohnte er bei, nahm aber keinen Theil an den empörenden Grausamkeiten in Beziers. Besonders berühmt wurde sein Name durch die Eroberung des damals für unbezwinglich gehaltenen Schlosses Kaiserswerth, wo er den Bischof Otto von Münster, der dort durch die Kölner gefangen gehalten wurde, auf des Kaisers Befehl (1215) befreiete. Am 8. Juli 1219 starb er auf einem Kreuzzuge vor Damiette und seine Reste wurden von den trauernden Knappen in die Heimath nach Altenberg gebracht. —

11) Unmittelbar an der untersten Stufe des hohen Altares deckt eine schwarze ebene, jetzt durch den Einsturz zertrümmerte Marmorplatte, auf welcher keine Inschrift mehr kennbar, das Herz und die Intestina des heiligen Engelbert. Engelbert, geboren im Jahre 1185, Sohn des Grafen Engelbert I. von Berg, seit 1215 Erzbischof von Cöln, seit 1217 regierender Graf von Berg, dann auch Verweser des Reiches diesseits der Alpen und Erzieher des Königs Heinrich, war einer der tüchtigsten und merkwürdigsten Männer des Mittelalters. Ritter, Feldherr, Regent, Mönch, Priester, Gelehrter und hoher Prälat, Gesetzgeber und Richter — Alles dies war er, jedes Einzelne vollkommen. Von seinem Oheime, dem Abte Heribert zu Werden und an der Schule zu Münster ausgebildet, hatte er eine für damalige Zeit seltene Gelehrtheit erlangt. Früh widmete er sich dem Priesterstande und wurde dessen Zierde. Alle ihm von Neidharden vorgeworfene und übertriebene Mängel sind durch seine hohen Tugenden überstrahlt. Vom eigenen Neffen, dem Grafen Friedrich von der Isenburg,

wurde er in einer Irrung wegen der Essen'schen Schirmvogtei-Gerechtigkeit meuchlings erschlagen. Die Kirche verehrt in ihm deshalb einen heiligen Märtyrer.

12) Heinrich I., Graf von Berg, ruht in dem Herzogenchore vor dem nördlichen Eingange, neben seiner Gemahlinn Irmgard, wo auf einer grauen Sandsteinplatte auf ebenem Boden unter dem aufrechtstehenden Löwen (Limburgs) und der Rose (das bergische Wappen) die Inschrift:

A. Domini MCCXLIV, VII Id. Novembris obiit Henricus de Limburgh et Comes de Monte. †
A. D. MCCXLVII, X Cal. Martii obiit Irmgardis comitissa de Monte.

Heinrich, der Sohn des Herzogs Walram II. von Limburg, ehelichte Adolph's V. von Berg einzige Tochter Irmgard und kam so nach Erzbischof Engelbert's Tode, mit dem der Mannesstamm des Hauses Altena-Berg erlosch (am 7. November 1225) an die Regierung der Grafschaft Berg, nach seines Vaters Tode aber erlangte er auch das Herzogthum Limburg. Er war ein tapferer Held, ein tüchtiger Heerführer und umsichtiger Regent. Die mit Limburg erlangten Reichthümer halfen dem Lande Berg empor und die Gunst des Kaisers Friedrich II. brachte Ehren und Vortheile. Schon als Erbprinz hatte Heinrich hohen Waffenruhm erworben. Als Graf von Berg hatte er viele Händel mit Cöln und dem Grafen von Mark, sowie mit dem Raubadel. Auch in Palästina und in Italien strahlten seine Waffen den bergischen Fähnlein voran ruhmvoll in Kaiser Friedrichs Heerschaaren. Geehrt und geliebt von den Unterthanen und geschätzt vom Kaiser und den Reichsfürsten starb er am 7. November 1244 auf seinem Schlosse zu Lennep. Seine Gemahlinn Irmgard, die letzte Sprosse aus dem Altena-Bergischen Hause, folgte ihm drei Jahre hernach. In ihrem Lobe erschöpfen sich die Chronisten. Heinrich's Sohn Adolph erlangte die Grafschaft Berg, Walram, der jüngere der Geschwister, wurde Herzog zu Limburg. —

13) Adolph VI., Graf von Berg, ruht neben seiner Gemahlinn Margaretha von Hochsteden im Herzogenchore zu Seite des Grabmales seiner Eltern. Auf einer

schwarzen ebenen Marmorplatte sieht man das erhabene (jetzt fast ganz verlöschte) neubergische Wappen, den Löwen und darunter die Inschrift:

Anno Domini MCCLVII. decimo Cal. Maji obiit Dominus Adolphus. † Anno D. MCCCXIV in festo purificationis beatae Virginis obiit Greta, Comitissa et Domina Hoykeshoven. —

Adolph **VI.**, des Grafen Heinrich von Berg ältester Sohn, war gleich tapfer wie der Vater und rings berühmt als ein gewaltiger Kriegsheld, allein sein Ehrgeiz, sein Durst nach blutigen Thaten und seine Herrschsucht haben einen großen Theil seines Ruhmes getrübt. Conrad von Hochsteden, der Erzbischof von Cöln, dessen Schwester Margaretha er zur Frau hatte, verleitete ihn zum Treubruche an den Hohenstaufen, denen seine Ahnen so wacker angehangen und verwickelte ihn in heillose Fehden mit der mächtigen Reichsstadt Cöln. Am 15. August 1248 half er mit dem Erzbischof den Grundstein zum Cölner Dome legen und sieben Jahre später begann er nach dessen Plan die jetzige Klosterkirche zu Altenberg zu erbauen. — Auf einem Turnier zu Neuß, wo seine gewaltige Körperkraft die Eifersucht der Besiegten erregte und lang genährter Haß sich entzügelte, fiel er, nachdem aus Spiel Ernst geworden, in gräßlichem Mordgemetzel mit den Grafen von Mark und Lotz, mit 36 Rittern und mehr als 300 Knappen am 23. April des Jahres 1257. Seine Gemahlinn Margaretha, die nach seinem Tode den Herrn von Hoikeshoven (Hückeswagen) ehelichte, starb am 2. Februar 1314 in einem Alter von mehr als 100 Jahren. — Von seinen sechs Söhnen, deren drei successive seine Nachfolger als Grafen von Berg wurden, ist besonders Adolph **VII.** als der beste und weiseste Regent des Landes merkwürdig. Er ist derselbe, der in der Schlacht bei Woringen den mächtigen Erzbischof Siegfried von Cöln gefangen nahm, der sich aber nachher durch tückischen Verrath seiner bemächtigte und ihn mit beispielloser Rache zu Tode folterte. Dieser Adolph **VII.** liegt nicht in Altenberg, sondern im Kloster Gräfrath bei Solingen begraben. —

14) Conrad's, des Grafen von Berg, Grabmal befindet sich neben dem der beiden Klosterstifter, wo auch die zusammenhangende Grabschrift unter Nr. 1 bereits mitgetheilt ist.

Conrad, Adolph's VI. zweiter Sohn, war erst Probst am Dom zu Cöln, dann dort erwählter, aber nicht bestätigter Erzbischof, darauf Bischof zu Münster, und von dort vertrieben starb er als Probst zu Gereon in Cöln im Juni des Jahres 1308. Er war ein Mann von schöner Gestalt, leutselig und friedsam, der Liebling des Volkes, dabei aber auch unschlüssig und träge und dem Wohlleben mehr als billig ergeben, wozu ihm die Renten, welche ihm gegen das entrissene Erzbisthum und das Bisthum gegeben wurden, wohl zu Statten kamen. —

15) Graf Wilhelm I. von Berg, Bruder und Nachfolger des kinderlos verstorbenen Grafen Adolph VII., ruht mit seiner Gemahlinn Irmgard, einer geborenen Gräfinn von Cleve, an der östlichen Seite des Herzogenchores unter einem 3½ Fuß hohen, 12 Fuß langen und 6 Fuß breiten Grabmale. Dies besteht aus feinkörnigen großen Sandsteinquadern, an den Seiten mit erhabenen gothischen Spitzbogen verziert, welche früher weiße Oelfarbe deckte. Der Grund hatte hellblaue und rothe Felder (die Landesfarbe), wie noch in Resten sichtbar. Der obere vorspringende Rand war stark vergoldet. Die Decke ist schwarzer schieferartiger Marmor, in welchem das lebensgroße Bildniß des Grafen und der Gräfinn neben ihren Wappen in flachem weißem Marmor stückweise eingelegt war. Leider ist dies seltene Werk altdeutscher Kunst sehr beschädigt, die Gestalten sind kaum noch kennbar. Doch wohl erhalten ist die auf dem Sandsteinrande tief eingemeißelte und mit Blei ausgegossene Inschrift:

† **Anno ab incarnatione Domini MCCCVIII undecimo Cal. Maji obiit bonae memoriae Dominus Wilhelmus, quondam Comes de Monte.**

Wilhelm hatte sich dem geistlichen Stande gewidmet und war Probst in Cöln, erlangte aber, als die Grafschaft verwais'te, die Lossprechung von den Gelübden und

vermählte sich mit Gräfinn Irmgard der Schönen von Cleve. Die Demüthigung des stolzen und mächtigen Erzbischofs Siegfried in der Schlacht bei Wesselingen am 6. März 1296 war seine glänzendste Waffenthat. Er war ein friedliebender Fürst und setzte das Heil seiner Unterthanen mehr in eine geordnete Verwaltung, als in den Ruhm durch Waffen. Dadurch kam das Land sehr in Blüthe und Wohlstand. Er ordnete die Rechtspflege, theilte das Land in Aemter, begünstigte die Städte, gründete Dörfer und Weiler und eröffnete Bergwerke. Von ihm hat man auch die älteste bergische Münze, die zu Mülheim am Rhein geschlagen wurde. Er starb nach eilfjähriger Regierung kinderlos am 21. April 1308.

16) Heinrich **II.**, Graf von Berg, wurde vor der Mitte des Herzogen-Altares im Herzogenchore beigesetzt. Auf ebenem schwarzem schieferartigem Grabsteine befindet sich unter dem bergischen Wappen die Inschrift:

A. D. MCCCX Septimo Cal. Maji obiit piae memoriae Dominus Henricus, Comes de Monte.

Heinrich, Adolph's **VII.** vierter Bruder, bisher Graf von Windeck, trat nach Wilhelms Tode die Regierung von Berg an, starb aber schon im zweiten Jahre seiner Regierung am 25. April 1310. Merkwürdig ist's, daß die bisherigen bergischen Geschichtschreiber die Existenz einer Burg Windeck im Bergischen in Zweifel ziehen, deren Ruinen im Kreise Waldbröl an der Sieg doch sehr anschaulich liegen, und nicht minder auffallend, daß mehrere Geschichtschreiber den Heinrich von Windeck in die Reihe der bergischen Grafen nicht aufnehmen wollen. Weil seine friedliche Regierung sich durch nichts Bedeutendes auszeichnete und sein schon erwachsener Sohn Adolph zugleich mit ihm handelnd auftritt, schweigen zwar mehrere Chronisten jener Zeit von ihm; allein seine Existenz beweiset doch der Grabstein.

17) Adolph **VIII.**, Sohn und Nachfolger des Vorigen, ruhet dem Herzogenchore gegenüber, an der entgegengesetzten Seite des Priesterchores zwischen den beiden vordersten Pfeilern desselben. Sein dortiges Grabmal ist 9 Fuß 8 Zoll lang, beinah 5 Fuß breit und

ungefähr 4 Fuß hoch. Es ist aus großen Stücken von körnigem Sandsteine zusammengesetzt und schön behauen. Die Seitenwände sind mit gothischen Gewölben und Rosen, erhabener Arbeit, geschmückt und auf der Decke ruht Adolph's lebensgroße Büste von einer reichgezierten Kapelle umfaßt aus demselben Material in betender Stellung, mit völliger Rüstung, aber entblößten Hauptes. Den obern Rand umzog ein Eisengitter. Leider wurde dies schöne Denkmal bei dem letzten Einsturze des Chorgewölbes gänzlich zertrümmert; doch sind die zwar sehr beschädigten Stücke jetzt wieder zusammengefügt. Auf dem Denkmal selbst befand sich keine Inschrift. Diese war auf eine große Holztafel geschrieben, an dem obern Pfeiler aufgehängt und dort prangten auch der geschmückte Helm und die Waffen des Helden. Die Grabschrift lautete:

Anno incarnationis Dominicae MCCCXLVIII cum scribitur indictio I^ma^, Epacta VIII concurrentes II, tertio Nonas Aprilis in praevigilio Beati Ambrosii Mediolanensis Episcopi et confessori gloriosi, accidit casus iste, o quam lamentabilis!

Tempore jucundo, cum Ver floreret amoene
Et caneret mundo modulantis vox Philomelae,
Eurus inundavit a deserti regione,
Qui terram stravit deflenda seditione.
Euge dolorosus sit quivis; nec rogo desit
Immo Prior praesit Bergensis religiosus.
Prorumpat planctus et mentem debriet anctus,
Raucescat clanctus, det mortis noctua cantus.
Cuncta creatura gemabunda premat sua colla
Res et natura spirent, mors regnat in olla.
Heu nunc infestat me threna ferox vehementer,
Jam jam nil restat libet exclamare potenter.
Och! Leyder! vae, vae, Och, Och! Och! Waphen, O Mine,
Nobilis ille Comes, Aleff de Monte vocatus,
Flos juvenum, baculusque senum, lumen populorum,
Gemma decens, in laude recens, consultor heroum,
Forma decoris, virtus amoris, vultus honoris,

Regula morum, stemma piorum, dultor odorum
Omnibus acceptus, venerabilis nomen adeptus,
In cunctis Argus, vir prudens, munere largus,
Cujus erat dextra tam dapsilis intus et extra,
Ut memores pari testantur sanguine clari
Pristinus ille status, simul omnis summus et imus
Mortuus est ille, rumpant lachrimae modo mille,
Praesidio vultus, inibi jacet ipse sepultus,
Utpote vermis, totus inermis, carne probrosus,
Qui sua castra tenens, velut astra fuit speciosus,
Per miserere tui Christe memento sui.
Quis sibi nunc similis? quis dispentator herilis?
Quis dux mucronis? quis tutor relligionis?
Quis dux errorum? quis amabilis ille dierum?
Quis Pacis Princeps? quis floret pace deinceps?
Ut sermone brevi claudam rem faminis aevi
Quis nunc totius virtutis rex trutinosus?
Ut fuit ille pius de Monte Comes generosus,
Qui praeerat terrae sine colluctamine guerrae,
Quem non vredo vastavit, ut bene nostis
Westphalus et praedo latus proditorum, ignis et hostis.
Compar nemo sui scit probitate frui.
Gaude Adolphe, pro te fratres de Monte veterno
Multum devote fundunt sua vota superno,
Qui non ut Comitem, sed Patrem denique mitem
Te lugent, aeque prece gnara nocte dieque;
Nunc valeas clare, late fulgens in benedictis,
Dictis pars grata, rata sit tibi luce repleta,
Laeta virtute, tute, valeasque beate. Amen.

Verdeutscht:

In der ergötzlichen Zeit, als mild aufsproßte der Frühling,
Nachtigallengesang viel liebliche Weisen der Welt gab,
Stürmt aus ödem Gebiete daher und drängte der Ostwind
Alle das blühende Land, dort fördernd Verwirrung und Aufruhr.
Weh! Leid trag' ein jeder darob und der bergische Abt auch

Stimme das Klaglied an vor allen den Ordensgenossen.
Klaghall breche hervor, es umfange das Leid die Gemüther,
Freudengetöne verhalle, es sing' Grablieder der Uhu;
Jedes Geschöpf, tiefsenkend das Haupt, schleich' winselnd umher jetzt —
Alles, was lebt, wehklage, der Tod jetzt schrecket das Weltall.
Ach! wie hat mich die Fluth gar bitterer Thränen bedränget,
Wohl darf klagen ich nun, daß nichts auf Erden Bestand hat! —
Ach welch Leiden und Weh! Weh' euch, ihr, Waffen und Minne!
Er, der erlauchte Gebieter von Berg, Adolphus geheißen,
Zierde der Jugend, dem Alter ein Stab, dem Volke ein Leitstern,
Köstliche Perle, des Loblieds Ziel, der Genosse der Helden,
Schön an Gestalt, an Tugenden reich und geschmücket mit Nachruhm,
Muster in Sitten, des Frommsinns Schild, von Allen gepriesen,
Er von Allen geliebt, ehrwürdigen Namens bei Allen,
Stets scharfblickend und weise, und immer zu Gaben gewillet,
Dessen gefüllete Hand die Entfernten und Nahen beschenkte,
Wie Wohlthaten gedenk ihm Fürsten noch müssen bezeugen,
(All dies war er fürwahr vom Kleinesten bis zu dem Größten)
Ach! er verschied! Drum strömet nun endlos, Bäche von Thränen,
Denn es erreichet der Blick sein Grabmal, das ihn umschließet.
Aehnlich dem Wurme, der Waffen beraubt, gar kläglichen Anblicks
Liegt der, welcher noch jüngst auf den Burgen gestrahlet in Schönheit.
Ewigerbarmender Gott, denke des Helden in Huld!
— Ach! wer ersetzet ihn jetzt? Wer soll sein Erbe verwalten?

Wer jetzt führen das Schwert? Wer bleibt zum Schutze des Ordens?
Wer soll lenken die Fehde und muthig den Rittern vorangehn?
Wer soll Richter des Volks und die Liebe des Landes hinfür sein?
Wer soll Frieden erhalten, daß rings aufblühe die Grafschaft?
Doch auf daß ich kurz kund gebe die Frage der Mitwelt:
Wer soll jetzo bestehn als König von jeglicher Tugend,
Wie sich der Graf vom Berg, der Erlauchte immer gegezeigt hat,
Welcher die Lande beherrscht, das Gewirre des Krieges vermeidend,
Wie kein Anderer lebt, der sich so herrlich bewährt.

Aber Du krieg'risches Berg, was sinnst Du über den Herrscher?
Nicht ist mir es bekannt, weshalb Du gen Jülich Dich wendest.
Du erwirbst Dir vielleicht dort einen neuen Beherrscher,
Während Du treulich bewahrst ehrwürdige Bräuche der Väter.

Graf Adolph, frohlocke, die Mönche des bergischen Klosters
Senden der Bitten viel für Dich heißflehend zum Himmel,
Welchen als Grafen sie nicht mehr, sondern als gütigen Vater
Immer beklagen am Tag und bei Nacht, auch betend betrauern.
Lebe, Erlauchter, jetzt wohl! hoch strahlend unter Erwählten,
Ihnen ein trauter Genoß, sei'st Du mit Lichte bekleidet,
Froh der Belohnung der Tugend erfreu' Dich des ewigen Lebens!

Adolph **VIII.** war ein sehr kriegerischer Fürst, tapfer und bieder, ein kräftiger deutscher Mann, der in einer vierzigjährigen Regierung den Ruhm der bergischen Waffen erhob. Er erschien auf allen Turnieren seiner Zeit und wurde die Blume des Ritterthumes genannt.

Seine eigenen Fehden focht er meistens siegreich aus, scheuchte die Räuber aus seinen Besitzungen und versäumte über seinem Kriegsruhm das wahre Wohl der Unterthanen nicht, wie aus vielen Friedenshandlungen hervorgeht. Die Liebe, die er drob im Volke erwarb, spricht sich auch schon in der zwar barbarisch-latinisirten, aber doch gemüthlichen und die Zeit charakterisirenden Grabschrift aus. Doch seinen herrschsüchtigen Söhnen Adolph und Wilhelm lebte der Graf zu lange, sie empörten sich wider ihn und suchten die Herrschaft an sich zu reißen. Da bewies sich die Verheißung des vierten Gebotes, Beide starben in der Charwoche des Jahres 1348 und einige Tage darauf, am 9. April, erlosch mit dem Vater der Limburgisch-Bergische Herrscherstamm. —

18) Gerhard I., Graf von Berg, aus dem Hause Jülich und Graf von Ravensberg hat mit seiner Gemahlinn Margaretha von Berg-Ravensberg gleichfalls ein isolirtes Grabmal dem vorigen gegenüber zwischen den beiden letzten hohen Pfeilern am Herzogenchore. Das Denkmal ist in gleicher Form und aus gleichem Stoffe wie das vorige, jedoch größer errichtet und fleißiger gearbeitet, 12 Fuß lang, 7 Fuß breit und 3½ Fuß hoch. Die Seitenwände sind wie Adolph's Grabmal reich ausgeschmückt; auf der Decke ruhen die Büsten Gerhard's und Margaretha's in Lebensgröße, sehr fleißig aber steif gehauen. Er in voller Rüstung, entblößten Hauptes, sie in weitem züchtigem Gewande nach damaliger Tracht. Beider Häupter ruhen auf Kissen, der Gräfinn Füße auf zwei Hunden, Gerhard's aber auf Leuen — Sinnbilder der Häuslichkeit und Ritterlichkeit. Selbst die Schlüssel fehlen nicht an dem Gürtel der hochgebornen deutschen Hausfrau. Das Monument ist außer einigen kleinen Beschädigungen noch recht wohl erhalten, doch sind Gerhards Helm und seine Waffen, die an den Pfeiler prangten, zusammt der großen Holztafel, worauf sich seine Grabschrift befand, längst verschwunden. Letztere wie die vorige in gereimten Hexametern voll von Ziereien und Barbarismen des Mittelalters lautete:

Post incarnatum verbum de sanguine Matris
Propter peccatum missum de numine Patris,
Ut dedit in pactis Patribus vox Omnipotentis,
Annis transactis L. IX. cum mille trecentis,
Adsunt in gestis tristes res corde colendae,
Junius est testis, dum stant ter quinque Calendae,
Accidit ille strages: strenua Berga quid ages?
Nobilis in natis honor omnis posteritatis
Flosculus aetatis, vir magnae strenuitatis,
Totus amorosus, fidus, verax, animosus,
Miles famosus, de Monte Comes generosus
Et Juliacensis haeres Primogeniturae,
Ravensbergensis Compossessor Comiturae,
Nomine Gerhardus, magis audax quam Leopardus,
Militiae nardus, nec ad hastiludia tardus;
Deflendae mortis gladio cecidit Leo fortis,
Fit miserae sortis ejus captura cohortis.
Rus Bergense colens jure sit euge dolens!
Terra Brabantina tu nosti causa doloris,
Ultio divina, dum suscitat arma laboris,
Vox volat in rama, mirae vox anxietatis,
Pergirat fama, rumor dirae novitatis.
Surgit secta vaga, cujus nescitur origo,
De qua praesaga praedixerat ante geligo,
Spargitur in terra magis ac magis amplificatur,
Perditur haec terra, mundus, nisi vi reprimatur.
Urbes vastantur, praeduntur, depopulantur,
Sancta prophanantur, pereunt, nihili reputantur.
Fit breve consilium, gens Bergense adesse vocatur,
Cujus in auxilium properans fera secta fugatur.
Dum redit inde Comes in opina morte necatur,
Tristitiae fomes nobis exinde creatur,
Pristina spes abiit, nostra salus periit! —
Dic, rogo, declama, quo transiit inclytus ille,
De cujus fama resonabant carmina mille?
Lex naturalis merito talem veneratur,
Quem stirps regalis ortu matris speculatur.
Res manifesta satis, quantae fuerit probitatis,
His expugnatis, quos jura ligant feritatis,

Westphale tu nosti, sed et ipsa Brabantia novit,
Quam gladio vovit, nisu quo restitit hosti.
Mortuus ille latet, vermibus ecce scatet. —
O Numen multum miserens, pietate repletum,
Cui patet occultum cordis, simul omne secretum,
Cordis ad intentum videas, non corporis actum,
Quem scis praeventum, per mortis denique jactum:
Vertitur in causa clemens intentio mentis:
Quamvis mens ausu non perficiatur agentis.
Ad debellandum fremitum populi furibundi,
Et procurandum commune bonum puto mundi:
Strenuus ascendit, quem torminis ungula prendit.
Ne sibi peccatum statuasque furore paratum
Sed te placatum videat, donando reatum.
Per tormenta tua crimina dele sua. Amen.

Zu Deutsch:

Als man gezählt Eintausend dreihundert fünfzig und neune,
Da Herr Christus, das Wort, von Maria geboren, ein Mensch ward,
Nach Gottvaters Beschluß austilgend die Sünden der Menschen,
Daß er erfüll', was einst Erzvätern versprochen die Allmacht,
Sah man Thaten geschehn, die zu Schmerz tief regen die Herzen.
Wohl in dem Heumond war's am vierundzwanzigsten Tage,
Als uns getroffen das Weh: was beginnst Du, streitbares Berg, jetzt?
Er, in den Landen bekannt, Er die Zierde der spätesten Enkel,
Er, die Blüthe der Zeit, ein Held unerschrocken und tapfer,
Liebenswürdig, getreu, wahrhaftig, bieder und muthvoll,
Ferne berühmt als Ritter, der edele Graf von dem Berge,
Auch nach dem Recht der Geburt Anerbe der jülichschen Lande,

Welcher im Gleichen besaß die Ravensbergische Grafschaft —
Gerhard war sein Name, von kühnerem Muth als der Löwe,
Wahrlich der Reisigen Stolz und schnell in dem Spiele der Speere:
Herb zu beweinenden Todes-Geschoß hinstürzte den Leuen,
Ach! und ein klägliches Loos ward so den Vasallen bereitet.
Trauert, Bewohner der Grafschaft Berg, nur Schmerz ist gerecht heut;
Brabant's Flur, du warest die Ursach' unserer Leiden
Und du, göttliche Rache, die du aufriefest zum Schwertkampf.
Kunde erscholl durch das Land, ja herzenbeengende Nachricht:
Sekten von Ketzern entstanden, den Ursprung ahnete Niemand
(Doch es wurde davon schon längst im Lande gewahrsagt)
Schnell ausbreiten sie sich je länger je mehr in dem Volke,
Und sie verderbten das Land, ja die Erde, ließ man sie gewähren.
Städte, wurden verheert und geplündert, sie wurden entvölkert,
Heiliges wurde entweiht und zerstört, nichts wurde verschonet.
Eilig berieth man sich drob und die Bergischen rief man zum Werke,
Welche mit rühmlichem Muth hinscheuchten die wilden Empörer.
Doch auf der Heimkehr ward Graf Gerhard kläglich erschlagen,
Drüber des Leides Gewicht uns die liebenden Herzen belastet.
Unsere Hoffnung sank, ach! und das Heil ist entflohn
Sprich, ich bitte, o sprich: wohin ist der Edle geeilet
Welchem zum Ruhme noch jüngst vieltausend der Lieder ertönten?

Ach! das Gesetz der Natur hätt' doch mit Recht ihn geehret,
Welcher von Seite der Mutter sich rühmte des Königsgeblütes.
G'nugsam ist es bekannt, wie mild und fromm er gesinnt war,
Als er jene vertrieben, die billig wohl Härte verschuldet.
Dir, Westphal', ist's bekannt und selbst auch wußte es Brabant,
Das als die Wiege des Feind's er beschirmet mit strahlendem Schwerte,
Ach! es birgt ihn die Gruft gierigen Würmern zum Raub! —

Gütigerbarmender Gott! o du unerschöpfliche Milde,
Welchem des Herzens Geheimniß und jeglicher Winkel bekannt ist,
Schau auf das Trachten des Herzens und nicht auf der Thaten Vollbringung,
Weil du auch fürder den Leib durch des Todes Geschosse vernichtet.
Nimm denn jetzt für die Thaten des Herzens so redliche Absicht,
Wenn auch das rühmliche Ziel von dem strebenden Geiste noch fern blieb:
Niederzukämpfen das Wüthen des wild aufrasenden Volkes,
Für das gemeinsame Wohl zu wachen und treu es zu fördern,
Hob sich der Tapf're und fiel durch des Kampfspiels tückischen Speerstahl.
Rechne zur Sünd' es nicht und sei ihm, Himmel, gewogen,
Durch des Heilands Schmerz werde ihm Gnade zu Theil!

Gerhard **I.**, Wilhelms von Jülich ältester Sohn, war durch die Heirath mit Margaretha, der Enkelinn Adolphs **VIII.** von Berg, einer einzigen Tochter des Grafen Otto **IV.** von Ravensberg und Margaretha's von Berg, in den Besitz der beiden Grafschaften Berg und Ravensberg gelangt. Er war ein ritterlicher, leutseliger, gerechter und überaus gottesfürchtiger Herr, wohlerfahren in der Führung der Waffen, berühmt im Turnieren und

glücklich im Kampf. Als in den Niederlanden eine Ketzersecte durch früher ausgewanderte Albigenser und Waldenser entstanden war, an welche sich dienstlose Söldlinge anschlossen und viel Unwesen verübten, trieb Gerhard diese Aufrührer zu Paaren. Doch auf der Rückkehr zur Heimath, als er dem Turniere zu Schleiden, am 24. Juni 1359, beiwohnte, traf er mit Arnold von Blankenheim so hart zusammen, daß Beide, von den Speeren durchbohrt, todt auf dem Platze blieben. — Margaretha, die mehrere Jahre hindurch die Vormundschaft über ihren minderjährigen Sohn Wilhelm und die Regierung des Landes führte, ließ ihm das prachtvolle Grabmal errichten, wo sie auch an seiner Seite ruht. Sie überlebte ihren Gemahl bis zum Jahre 1389. Weil Gerhard vor seinem Vater gestorben war, so gelangte er nicht in den Besitz von Jülich, sondern dies Herzogthum kam an seinen jüngern Bruder, der gleichfalls wie der Vater Wilhelm hieß. —

19) Wilhelm **II.**, Graf von Berg, des Vorigen Sohn und Nachfolger, ruht in dem Herzogenchore hinter dem erhöhten Grabmale des Herzogs Gerhard **II.**, wo eine flache Marmorplatte mit dem bergischen Wappen und der Inschrift:

Anno Domini MCCCCVIII. X. Cal. Maji obiit Dominus Wilhelmus de Monte Dux, et Comes de Ravensberg.

Er kam sehr jung an die Regierung des Landes und hatte den kriegerischen Geist der Ahnen geerbt, aber seine vielen Schwächen wurden bei der fünfundvierzigjährigen Regierung dem Lande nachtheilig. Mit Wilhelm von Jülich, seinem Oheim und Taufpathen kämpfte er glücklich gegen Herzog Wenzel von Brabant, unglücklich aber gegen seinen Neffen Adolph von Cleve, der ihn in der Schlacht im Cleverham am 6. Juni 1397 besiegte und gefangen nahm. Im Jahre 1389 hatte Wilhelm vom Kaiser Wenzel die Würde eines Herzogs des Reiches erhalten, aber benachbarte Grafen trieben ihn im eigenen Lande in die Enge, bis sein heldenmüthiger Sohn Adolph die Feinde aus Berg und Ravensberg verjagte und zu dem bisher Verlorenen Ruhm und

Beute erlangte. Doch die glänzenden Heldenthaten hatten den kühnen ehrgeizigen Jüngling stolz gemacht und, von Schmeichlern verführt, strebte er nach alleiniger Herrschaft. Er nahm den alten Väter gefangen und schaltete als Herzog, bis ihn (1304) die Reichsacht traf, die zu sühnen er sich mit dem Vater in die Regierung theilen mußte. Nach solchem Jammer schloß Herzog Wilhelm am 23. Mai 1408 sein verkümmertes Leben. Mit Anna, der Schwester des Kaisers Ruprecht von der Pfalz, hatte er vier Söhne und zwei Töchter: Adolph, des Vaters Nachfolger, Wilhelm, Bischof zu Paderborn, Ruprecht, Erzbischof zu Mainz und Gerhard, Probst in Cöln; Richardis, vermählt mit Engelbert von der Mark, und Margaretha, die Gemahlinn des Herzogs Otto von Braunschweig.

20) Gerhard, Graf von Berg, des Vorigen Sohn, der sich dem geistlichen Stande widmete und von welchem uns nichts überliefert wurde, als daß er in Cöln als Probst lebte und dort im Jahre 1435 am 22. Oktober starb, ruht neben seinem Vater im Herzogenchore, wo auf ebener Schieferplatte die Inschrift:

Anno Domini MCCCCXXXXV, XXII die mensis Octobris obiit magnificus Dominus Gerhardus de Monte, Praepositus ecclesiarum collegiatarum in Colonia.

21) Herzog Adolphs I. (als Graf der Neunte seines Namens) Grabmal bezeichnet an der nördlichen Seite des Herzogenchores zu Altenberg eine schwarze Marmorplatte, worauf kaum noch sichtbar das Bergische, Jülichsche und Ravensbergische Wappen mit der Inschrift:

Anno Domini MCCCCXXXVII die XIV mensis Julii obiit illustris Princeps Dominus Adolphus, Dux Juliacensis et Montensis, Comes de Ravensbergh, cujus anima requiescat in pace. —

Herzog Adolph ist der kriegerischste unter allen bergischen Regenten, und obwohl die vielen Waffenthaten meistens zu seinem Ruhme gediehen, so konnte das Land sich dabei doch nicht glücklich fühlen. Ihm klebten auch alle Mängel seiner Zeit, Prachtliebe, Verschwendung,

Ehrgeiz, Heftigkeit, Luſt an Weibern und an Schmeicheleien der Höflinge an, was dem Lande Schaden fügte. Nicht allein mit der Stadt Cöln, ſondern auch mit dem Erzbiſchofe hielt er's abwechſelnd gegen dieſen oder jene und ſchlug ſich überall herum. Faſt kein Tag verging ihm ohne Kriegesklang und Blutarbeit und er rüſtete Züge, führte Dinge aus, die wirklich an romanhafte Abentheuer gränzen. Die Cölner Bürger ängſtigte er oft, auch dem Erzbiſchofe fügte er manche Niederlage, wurde aber auch oft ſelber dafür gedrängt und meiſtens litten die armen Unterthanen durch Raub und Verödung. Das Herzogthum Jülich fiel ihm durch Erbrecht zu, allein Geldern wollte ihm den Beſitz ſtreitig machen, und daher kam es zu einem ſchweren langwierigen Kriege, in welchem zwar Adolph die Oberhand behielt, der aber viel des Gutes und Blutes koſtete. Durch ſeine Gemahlinn Jolande hatte ſein einziger Sohn Robert ein Erbrecht auf die Grafſchaft Baar in Lotharingen erlangt; aber die Lotharinger hielten das Land beſetzt und Adolph mußte den Beſitz erkämpfen. Dies that er und triumphirte über alle Feinde, aber auf einer nächtlichen Liebesfahrt wurde er in einem Nonnenkloſter aufgehoben und mußte zur Erlangung der Freiheit auf alle Anſprüche an das Land verzichten. Es iſt faſt kein Fürſtenthum in Deutſchland, wo Adolph ſich nicht herumgeſchlagen, und in Berg, im Erzſtifte Cöln, in Jülich, Cleve, Mörs und Geldern iſt wohl keine Gemarkung, auf der er nicht Waffengetümmel erregte. Dies dauerte über 30 Jahre, bis endlich im Jahre 1436 ein allgemeiner Friede zu Stande kam. Da war faſt das ganze Land verpfändet und keine Burg mehr in des Herzogs freiem Eigenthum. Bei vorgerücktem Alter faßte ihn die Reue über ein ſolches Treiben und von Gewiſſensängſten, vom Vaterfluche gedrückt, ſuchte er ſich in einem Kloſter vor der Welt zu verbergen, wo er zur Tilgung ſeiner Sünden eine Kutte über den Harniſch zog. Aber die Anhänglichkeit der Berger an ihr Herrſcherhaus, die Jahrhunderte hindurch ſprichwörtlich war, zeigte ſich jetzt auf rührende Weiſe. Städte, Ritterſchaft und Land traten einmüthig zuſammen; ſie löſeten die Pfandſchaften wieder

ein und riefen den Herzog in sein freies Land zurück. Da entwarfen sie in dem sogenannten rothen Buche, das man auch nach dem Orte, wo es entstand, das Opladener Ritterrecht hieß, ein Verfassungs- und Privatrecht des Landes, das der Herzog beschwören mußte und welches die Grundlage blieb zu den spätern Landständen. Doch Adolphs Heldenkraft war gebrochen, ihn stießen Schaam und Reue wieder in die klösterliche Einsamkeit zurück. Er starb in der Abtei St. Martin zu Cöln am 14. Juli 1437.

Adolphs Bruder Wilhelm, der Bischof von Paderborn, hatte (1417) dem geistlichen Stande entsagt und die Gräfinn Anna von Tecklenburg geheirathet. Beide Gatten (gestorben 1428) liegen in der Neustädter Kirche zu Bielefeld begraben. Aus dieser Ehe aber war ein Sohn, Gerhard mit Namen, entsprossen, der nach Adolphs kinderlosem Hingang die Regierung von dessen Landen erlangte.

22) Robert, Herzog Adolphs einziger Sohn, starb noch vor seinem Vater im Jahre 1429 zwar verehelicht aber ohne Nachkommen und liegt neben ihm im Herzogenchore begraben. Eine einfache schwarze Marmorplatte bezeichnet seine Ruhestätte mit den Worten:

Hic jacet Robertus, Princeps Montensis.

23) Gerhard **II.**, Herzog von Berg und Jülich und Graf zu Ravensberg, hat sein Grabmal in der Mitte des Herzogenchores. Es ist um einen Fuß über den Boden erhaben und mit einer Messingplatte gedeckt, worauf des Herzogs lebensgroßes Bild in völliger Rüstung mit Spieß und Jagdhorn sehr fleißig gearbeitet. Um den Rand dieser Erzdecke befindet sich in erhabenen Lettern die einzige deutsche Grabschrift in Altenberg:

Nae Christi Geburt Dusend vierhundert Jarr
Fünff jnd sevenzig darzo, dat is war:
In deme Augst op den neunzenden Dach
Nemet war, wat dae geschach —
Der Durchlüchtige jnd Hoegebore
Hertzauch jnd Furste van Gode erkore,
Gerhard Herr zo Gülich jnd Berge

Jnd darzo Greve zo Ravensberge
Beschlosse syn Leven jnd Ende
Upgaff in des Vatters hende
Synen Geist jnde Selle
Als sulches zo Lülsdorf gevelle:
Der syne Lande, Lüde jnd Undersassen
In synem Leven vredliche reigeierde boven massen,
As eyn lew stolz jnd menlich was he alziit gesinnt,
Synen vianden tzo krenken sich in Warheit befint;
Ein leiffhaver aller Geistlichkeit,
Eir guet tzo beschermen was he bereit,
Guetlich zo sprechen was syn munt
Zo eyme jeden in aller stunt.
Oulde jnd gunstlich was syn leven,
Stetz bereit hee zo geven,
Jemandtz zo krenken an syn ere
Were ym gewest swere.
Ummeier rechtuerdich, warhaftig jn gloefflich,
In allen Sachen was he unbedechtig.
Des lichnam he unden liech begraven,
O Gode willst synre Gedechtnuss haven
Jnd durch dyne bitter passie jnd pyn
Gnedentlich vergeven die Sünden syn! —

Herzog Gerhard **II.** von Berg war nicht minder tapfer und ritterlich, als sein Oheim und Vorgänger Adolph; allein er liebte den Krieg nicht wie dieser und zog das Wohl des Landes dem Waffenruhme vor. Zwar rückte er gegen Cleve ritterlich zu Felde und trieb in der denkwürdigen Schlacht bei Linnich am 3. November 1444 die Gelderer aus Jülich, das sie schändlich verwüstet hatten; zwar hielt er glänzende Turniere und Bankette, brach auch selber wohl Speere mit Ruhm, allein sein Hauptaugenmerk war auf den Frieden und das Emporkommen des Landes gerichtet. Er tilgte die von dem Vorfahren gemachten Schulden und suchte die Verödungen zu verwischen. Er war ein braver Landesvater, allgemein verehrt und geliebt. Doch am Abende seines wohlangewandten Lebens verfiel er in eine langwierige Krankheit, die ihm eine Geistesschwäche brachte, von der

er sich nicht wieder erholte. Er starb auf seiner Burg zu Lülsdorf am Rhein am 19. August des Jahres 1475. Mit seiner Gemahlinn Sophia von Sachsen-Lauenburg hatte er zwei Söhne und zwei Töchter. Der älteste Sohn Adolph verlor bei der Belagerung von Thomberg in der Eifel (1471) sein Leben und liegt mit seiner Mutter zu Niedeggen im Herzogthume Jülich begraben, Wilhelm erbte die Regierung des Landes; Tochter Anna war mit dem Grafen von Saarwerden und Sophia an den Grafen Bernhard von Anhalt vermählt. —

24) Herzog Wilhelm **III.** von Berg und Jülich, Graf zu Ravensberg, des Vorigen Sohn, wurde unter flachem Grabstein an der westlichen Wand des Herzogenchores, an der Stelle, die er selber im Leben dazu erwählt, neben seiner Gemahlinn Sibilla von Brandenburg beigesetzt. Seine Wappen und Waffen schmückten den gegenüber stehenden Pfeiler und eine große silberne Lampe brannte über seinem Grabe. Von letzterer ist noch das Eisengehänge vorfindlich, so auch die große Wappentafel; doch die Rüstung, Helm, Schild und Speerfahne sind verschwunden mit der Grabschrift auf einer großen Holztafel, welche in schrecklichem Latein lautete:

Anni milleni, quingenteni quasi pleni,
Unius deni, rapidi prope flumina Rheni,
Düsseldorp urbe, gemitu haud tamen sine turbae,
Septembris mensis lux sexta: et Juliacensis
Terrae, et Montensis Dominum succiderat ensis
Mortis falcatus Wilhelmum. Tempore natus
Qui multum tardo fertur Genitore Gerardo
Ducissaque pia generosa matre Sophia.
Postquam successit hic Patri: singula gessit
In stabili pace fructus ratione sagace.
Annos ter denos et septem non bene plenos,
Dilector cleri quem et jussit honore teneri.
Fautor egenorum, nec non protector eorum,
Terrae latator propriae, non dilapidator,
Nam junxit terris bene quas rexit sine guerris,

Urbes, Castella, compluraque rite locella:
Wassenberg, Lewberg, Sittard, Bor, Bruch, Millen,
Heinsberg,
Fletauweg, Ratam, Wesauam, super amne locatam.
Hic pius et rectus, pacis ratione profectus
Intrat Vangiones, nec non alias regiones,
Regem Francigenum proficiscitur Ludovicum,
Sola querendae causa quoque pacis habendae;
Hinc per Burgundos montes saltusque profundos
Non pede vesano petit Insburg, Maximiliano
Imperatori nonnulli parcendo labori.
Sponte suum natum, Rex Castellae vocitatum
Praesentaturus, sanum incolumemque daturus:
Hinc maturat gressum suum, regemque procurat,
Donec trajectum sub eodem Principe rectum
Gaudens intravit et ab illo sic repedavit;
Rursus hic ascendit; multa quoque plebe tetendit
Hungariam versus; nec ea regione reversus
Donec eam flexit, sub Caesaris et juga vexit.
Dein Margaretham natam de Caesare laetam
Sumptibus haud parvis, patriis induxerat arvis
Ex Argentina, nulla mediante popina
Haec jussu patris rectrix populi vice fratris,
Qui tunc decessit, ut in omnibus urbibus esset
Brabantinorum, Flamingorum et reliquorum.
Hic Dux discretus, praeclaro sanguine cretus
Cum poscebatur, in cunctis auxiliatur.
Pacis servandae causa, pugnaeque fugendae
Tempore et hoc pacis, pro tandem dente rapacis
Mortis carpendus et in aethere summum adhibendus
Morbum captavit, patienter quem toleravit,
Donec migravit, et ad astra serena volavit,
Jam quinquagenos satus annos et quasi senos.
Hic qui transitis animae memores, rogo, sitis,
Ut si qua poena depressa sit, aut inamoena
Sede recondatur, ab ea cito dimoveatur.

Verdeutscht:

Als auf des Jahrs Eintausend und Fünfhundert Erfüllung
Noch eilf Jahre entflohn, geschah es am reißenden Rheinstrom —
Düsseldorf war der Ort — am 6. des Monats September,
Daß den Gebieter des Jülich'schen Lands, der Gebieter von Berg auch,
Wilhelm zu unserem Schmerz des Todes Sichel gemähet.
Gerhard war sein Erzeuger, des Berglands rühmlicher Herzog,
Seine Mutter die fromme Erlauchte Fürstinn Sophia.
Zu der Regierung gelangt, vollbracht' er löbliche Dinge
In fortdauerndem Frieden, den Er stets hegte mit Umsicht.
Siebenunddreißig Jahr' beinah führt' Er die Regierung,
War der Geistlichkeit Freund und hielt sie immer in Ehren;
Darbenden war er geneigt und schützte sie stets nach Vermögen,
Er vergrößert' das Land und verödete keine Besitzung,
Denn er vereinte den Landen, die Er ohn' Fehden beherrschet,
Manches Schloß und Gebiet und Städte mit reichen Gefilden:
Wassenberg, Leuberg, Sittard, Bruch, Millen und Heinsberg
Fuichte und Gangelt und Rath und Wesen, das über den Fluß liegt.
Auf Landfrieden bedacht, von Gemüth friedliebend und bieder,
Sah Er manch ein Land und manche entlegene Gegend.
Frankreich sah er zuerst, dort ging er zu Ludwig, dem König,
Frieden war sein Begehr, Er strebte um dessen Erhaltung,
Und er gelangte darauf durch das bergige Land der Burgunder
Wohlbedächtigen Schritts zum Kaiser Maximilianus,
Welcher zu Insbruck war; nicht scheut' er Mühen und Aufwand
Und freiwillig gelobt er, den Sohn des Kaisers, denKönig,

Von Kastilien genannt, zum Vater und Herrn zu geleiten.
Eiligen Schritts war Er jetzt um den König besorget,
Bis er dem gütigen Fürsten dieses Versprechen erfüllet,
Freudig ihn wieder begrüßt und sich zu Gnaden empfohlen.
Wieder erhob er sich dann, von großem Gefolge umgeben,
Strebt' er zum Ungarreich und kehrt nicht eher zurücke,
Bis er dieses gebeugt und unterworfen dem Kaiser.
Dann des Kaisers liebliche Tochter, genannt Margaretha,
Führt' er in prächtigem Zug zu den heimathlichen Gefilden
Aus Straßburg der Stadt, nicht sparsam in Mühe und Aufwand.
Nach des Vaters Befehl sollt' Sie statt des Bruders regieren.
D'rauf entfernt er sich wieder, damit Er Flandern und Brabant
Und viel Städte im Reich nach höherm Befehle besuche.

Dieser gütige Fürst, erlauchtem Geschlechte entsprossen,
Wo man seiner bedurft, zu aller Hülfe gewilligt,
Frieden zu stiften bedacht und Fehd' und Krieg zu vermeiden —
Ward in friedlicher Zeit vom gierigen Zahne des Todes
Jetzt ergriffen und fand hoch über Gestirnen die Wohnung.
Krankheit riß ihn darnieder, geduldig ertrug er das Leiden,
Bis von hinnen er schied und zu heitern Gestirnen hinaufstieg,
Als er ein Alter beinah von sechszig Jahren erreichet.
Die ihr vorübergeht, ich bitte, gedenket der Seele,
Daß wenn Strafe vielleicht sie drücket, oder im Qualort
Noch sie verweilt, anjetzo zur ewigen Lust sie gelange.

Wilhelm III. hatte schon während der langwierigen Krankheit seines Vaters die Regierung geführt und empfing im Jahre 1475 die Huldigung des Landes. Er war ein recht guter, milder Regent, erfahren in Staatssachen und mehr gewandt in der Kunst, Frieden zu schließen, als Kriege zu führen. Er war der erste bergische Herrscher, der ohne alle Fehden regierte. Seine Haupthaten erzählt schon die weitläufige Grabschrift. Doch diese Handlungen, bei welchen er von einem großen glänzenden Gefolge umgeben erschien, veranlaßten einen Auf-

☞ Dieses Blatt muß an gehöriger Stelle eingeheftet werden.

wand, der die Einkünfte des Landes überstieg, in dem das Steuerwesen noch so sehr in Kindheit lag. Deßhalb mußte er oft Besitzungen verpfänden und deren Wiedereinlösung machte dann den guten Landständen manche Sorge. Doch kaufte Wilhelm aus dem Erlöse der verkauften Herrschaft Nassau-Diez die in der Grabschrift erwähnten Herrschaften und vereinte sie mit den übrigen Aemtern. — Zweimal war er verheirathet, zuerst mit Elisabeth von Nassau-Saarbrück, die schon im Jahre 1479 kinderlos verschied, und darauf (25. Juni 1481) mit Sibilla, der Tochter des Churfürsten Albrecht Achilles von Brandenburg. Die Trauung wurde zu Cöln vor dem Severinthor gefeiert und der Erzbischof Herrmann IV. gab das hohe Paar zusammen. Dort war eine ungewöhnliche Pracht zu sehen und es waren viele Fürsten gegenwärtig, nämlich die Erzbischöfe von Cöln und Trier, viele Bischöfe und Prälaten, der Erzherzog von Oestreich, der Herzog von Burgund, die Markgrafen von Brandenburg, von Baden, über 50 Grafen und eine unzählbare Schaar von Edlen und Volk.. Es war kein Platz in Cöln, der die Menschenmenge umfaßt hätte, und darum zog man an dem schönen Jumitage in's Freie. Drauf wurde in dem Altenberger Hofe in Cöln drei Tage Hochzeit gehalten, geschmauset und bankettirt u. s. w.

Herzog Wilhelm starb am 6. Sept. 1511 Nachmittags 5 Uhr auf seinem Schlosse zu Düsseldorf. Er hinterließ eine einzige Tochter Maria, die an den Erbprinzen Johann von Cleve vermählt war und durch welche Berg mit Cleve vereint wurde. —

25) Sibilla von Brandenburg überlebte ihren Gemahl um dreizehn Jahre und führte während dieser Zeit mit Bewilligung ihres in Cleve residirenden Schwiegersohnes die Regierung des Herzogthums Berg zur Zufriedenheit aller Unterthanen und zu eigenem Ruhme. Am 9. Juli des Jahres 1524 wurde sie an des Gemahles Seite beigesetzt und Beider Gedächtniß im Kloster durch mehrere Meßstiftungen und eine ewige Lampe über dem Grabe gefeiert. Folgende Grabschrift in Distichen,

die eine Holztafel an der Scheidewand des Herzogenchores trug, sollte ihr Andenken verewigen helfen:

Grata Panaphaeo persolvimus orgia Christo
Funeris exequias concelebrando pie.
Sumptibus haud parvis splendescunt omnia luxu
Regali; fiunt ordine quaeque suo.
En quadringenti celebrantes undique mystae
Numinis donantur splendide, aluntur item.
Occidit Herois, dudum fatalia cui tunc
Atropos abrupuit stamina mortis atrox.
Subjacet hic tummulo princeps generosa Sibilla,
Ah! periit mundo, vivit at ipse Deo.
Brandenburgensi fuit olim stemmate nata
Haec proles: remanet nobilitatis honos.
Conjugii nexu quae desponsata marito
Guilelmo Montis Juliacaeque Duci.
Foecundo natam partu, sub sidere fausto
Parturuit mater facta puerperio.
Illustrem natam praelustri Principe avito
Sanguine Clivorum junxit uterque parens.
Clarus Johannes Maria consorte potitus
Guilelmum genuit, terra sororque subit.
Haec ubi perclarum seriem per tempora duxit
Longaevus Princeps, casta virago manet.
Terruit bello, viguitque ut pacis amatrix
Foemina sic populum sub ditione regit.
Ipsa Dei cultum, Sanctorum relligionem
Auxit et ergo inopis sedula mater erat.
Tandem concedens fatis, fruitura superno
Coelituum coetu; deserit arva libens.
Juncta latus lateri cubat associata marito,
Extremum meriti poscit uterque diem.
Requiescat in Pace Amen.

Verdeutscht:

Christus, dem einigen Sohn vollbringen wir würdige Feier,
Da wir das Leichengepräng gläubig und festlich begehn.
Königlich prangt es umher und fürwahr nicht klein ist der Aufwand,

Wie es die Ordnung erheißt, sieht man die Feier begehn.
Sieh hier vierzig Priester des Herrn vollbringen das Opfer,
Werden mit Gaben bedacht, werden gerufen zum Mahl.
Ach! hinsank die Herrinn, es trennte die finstere Parze
Atropos streng das Gespinst, bringend den starrenden Tod.
Hier dies Grabmal birgt Sibilla, die edele Fürstinn:
Ach! sie enteilte der Welt; aber sie lebet bei Gott.
Brandenburgischem Stamm war diese Blume entsprossen.
Einen erlauchten Zweig ließ sie dem Lande zurück
Durch das eh'liche Band verbunden dem hohen Gemahle
Wilhelm, dem Herzog, der herrschte ob Jülich und Berg.
Unter günst'gem Gestirne gebar sie die fürstliche Tochter,
Da sie des Himmels Geschick Mutter zu werden bestimmt.
Ihre erlauchte Geborne vermählten die Eltern dem Fürsten,
Welcher aus Cleve's Geschlecht edlen Geblütes sich rühmt.
Als Marien sich Johannes erworben zur Hausfrau,
Zeugt' er Wilhelm, dem Schwester gehorchte und Land.
Also pflanzete fort das hochberühmte Geschlecht sie,
Lange lebte der Fürst, jene doch starb unvermählt. *)
Sie war furchtbar durch Waffen und mächtig als Friedenserhalt'rinn,
Also beherrschte das Volk sie in dem weiten Gebiet.
Treulich begünstigte Sie den Glauben und die ihm Geweihten
Und sie wurde dadurch Dürftiger sicherster Schutz.
Doch sie wich dem Geschicke, die hehren himmlischen Freuden
Zu genießen entwand sie sich der jetzigen Welt.
Seit' an Seite gelehnt ruht bei dem Gemahle ihr Leichnam
Und sie erharren dort beide den ewigen Lohn.

Wilhelm **III.** und Sibille sind die Letzten aus dem bergischen Regentenhause, welche in Altenberg eine Ruhestätte fanden. Die spätern Herzoge wurden, wie im Eingange dieses Abschnittes bereits erwähnt, theils in Düsseldorf, theils in Cleve bestattet. Doch hatte

---

*) Nämlich Johanns Tochter Aemilie. Deren Bruder Wilhelm, des Vaters Nachfolger, wurde über 70 Jahr alt. Der folgende Text bezieht sich wieder auf Sibillen. —

26) Daniel, Graf von Berg und Bischof von Werden, sein Grabmal in dem jetzt eingestürzten Theile der Kirche, dicht vor dem Eingange zum Dormitorium. Weil von diesem Grafen keine Nachrichten vorfindlich, ist es wahrscheinlich, daß er einer sehr frühen Zeit, vielleicht dem 12. oder 13. Jahrhunderte angehört. Sein flacher Grabstein sagte nur

Hic jacet Daniel de Monte, Episcopus Werdensis.

27) Walram, Graf von Heinsberg und

28) Gottfried, Graf von Wevelkoven, welche beide, wahrscheinlich im 13. Jahrhunderte, als Mönche in Altenberg starben, fanden gleichfalls vor dem Dormitorium ihre Ruhestätte, die jetzt der Einsturz des Chorgewölbes zertrümmerte.

Andere merkwürdige Grabmäler in der Altenberger Kirche sind

29) Wichbolds des Bischofs von Culm Grabmal in der Mitte des großen Chores, das um 1½ Fuß erhöht eine starke Messingplatte trug, worauf des Bischofs Bild in Lebensgröße schön gravirt mit der Randschrift **A. Dei MCCCXCVIII die XXI mensis Julii obiit Reverends. in Christo pater et Dnus. Wichboldus, Episcopus Culmensis.**

Ecce ver et Lilium me mundi sub Policarpo
Duxit in exilium, qui mente polum modo carpo
Desino defunctus proprio bis nomine functus
X ter et I junctus, pietate Dei Sacer unctus,
Terrae terrenum reddens, sed spiritus illum
Cernat tranquillum, qui sit sibi vivere plenum.

Wichbold, einer angesehenen Patrizierfamilie in Cöln entsprossen, war Bischof von Culm, resignirte aber und kam als Mönch nach Altenberg, wo er, ein Freund der Baukunst, sein bedeutendes Vermögen größtentheils zur Verschönerung und Erweiterung der Klosterkirche verwendete. Das ganze Kirchenschiff und die beiden großen Fenster ließ er auf eigene Kosten errichten und schenkte dem Kloster außerdem sein geräumiges Haus auf der Johannisstraße in Cöln, später der Altenberger Hof genannt, jetzt zu einer Kaserne benutzt. Wichbold starb im

Jahre 1398 am 21. Juli. Nach dem Brande der Kirche wurde ein großer metallener Leuchter, der in Form eines Kreuzes sein Grabmal zu Haupten desselben schmückte, weggerissen und dadurch die Mauer des Grabgewölbes geöffnet. Man fand dort den Leichnam dem Anscheine nach unverwes't, doch zerstörte ihn rohe Neugier und sogar Schmuck und Gewand wurden dem Todten entrissen. Die schöne metallene Platte wurde für altes Kupfer von Dieben verkauft. Ein Abdruck von diesem Kunstwerke findet sich im Museum zu Cöln.

30) Reinold, Bischof Wichbolds Werkmeister und Converse zu Altenberg, erhielt für seine Verdienste um den Kirchenbau ein Grabmal in dem untern Schiffe der Kirche, das sich durch seine naive Inschrift auf ebener Steinplatte auszeichnet und hier neben Bischof Wichbold die geeignetste Stelle zur Erwähnung findet. Die Inschrift lautet:

Hic est Reinoldus super omnes rex lapicidas,
Ejus namque modus vult quod laudare sibi das.
Ipse Monasterio multum fuit utilis arte
Atque magisterii habet omnem denique partem,
Tanto majorem dedit ipse decore fenestram,
Ut mentem vestram monet nullum meliorem.
Hanc ferramentis firmans obsistere ventis,
Flatus ab occasu ne dat causam sibi casus.
M. C. quater, binis subtractis sit tibi finis
Tertius Augusti sibi dans bona praemia justi.

Verdeutscht:

Hier liegt Reinold, welcher als Steinmetzkönig bekannt einst
Sinnig mit fleißiger Hand in diesem Gebäude sich Ruhm schuf;
Sehr viel nützt' er dem Kloster durch himmelanstrebende Baukunst,
Von der Erbauung Ruhm kommt ihm ein reichlicher Theil zu,
So viel Zierde verlieh er dem größeren Fenster der Kirche,
Daß ein Aehnliches nicht in allen Landen gesehn wird;
Doch auch befestigt er klüglich daran viel eiserne Stangen,

Daß nicht des Westwinds Wuth die zerbrechlichen Scheiben dahinstürzt.
An dem dritten August des Jahrs Eintausend dreihundert Acht und neunzig verschied er und fand des Guten Belohnung.

31) Daniel, Graf von Berg, von welchem ich weiter nichts als den Namen anzugeben vermag, ruhte vor dem Eingange zum Dormitorium, wo auf einfacher Marmorplatte die von Alter fast verlöschte Inschrift ohne Jahreszahl:

Hic jacet Daniel de Monte, Episcopus Werdensis (?).

32) In der Mitte des Mönchenchores befand sich die Grabschrift des Cölnischen Weihbischofes Johannes (Scopiensis), der ein Wohlthäter der Abtei, als Mönch zu Altenberg gestorben. Eine schwarze ebene Marmorplatte des Grabmals kündet:

Septembris mensis in fine, meat Scopiensis
Praesul ab hoc mundo Johan coelos aedeundo.
Annus cum Christo C ter, MLX tria ternis
Juncto, sibi sisti fecit jungendo supernis. —

33) Gottfried, Graf von Wevelkoven, später Converse in Altenberg und

34) Walram, Graf von Heinsberg, Mönch zu Altenberg, ruhen nach dem Mortuarium in der Klosterkirche; doch findet sich unter den Grabsteinen keine von ihnen kündende Inschrift und die Annalen des Klosters schweigen von ihnen gänzlich.

Dies sind die merkwürdigsten Gräber und Grabmäler zu Altenberg. Seit dem Abte Melchior von Mondorf ruhen alle Aebte in der Kirche. Das Grabmal des von Mondorf und des Abtes Blankenberg sind besonders merkwürdig, weil ihnen diese Würdner in **pontificalibus** eingemeißelt sind. Doch die äbtlichen Grabschriften tragen nichts Bemerkenswerthes.

3) Die Abteigebäude.

Die Kirche und die übrigen Klostergebäude überdachten zusammen einen Flächenraum von mehr als sieben Morgen. Die schönsten dieser Bauwerke älterer und neuerer Zeit sind leider untergegangen, doch zeugt das noch Vorhandene von ehemaliger Pracht.

Aus dem südlichen Kreuzflügel der Kirche, dem Mönchenchore gegenüber, trat man durch eine hohe Flügelthüre sechs Stufen hinab in eines der schönsten und ältesten Klostergebäude, den großen Kreuzgang (**ambitus**), der, in dem schlanken byzantinischen Baustyl errichtet, die zierlichsten Arkaden auf hohen Pfeilern trug. Die mit schlanken Steinverzierungen geschmückten Fenster trugen die werthvollsten Glasmalereien, meistens Scenen aus der heiligen Schrift und aus dem Leben des heiligen Bernhard und Benedict darstellend. Leider sind diese Kunstwerke jetzt verschwunden, was nicht von der früheren baierischen Regierung herausgenommen und von den Ankäufern der Abtei veräußert wurde, ging im Jahre 1815 durch den Brand unter. — Das alte Capitelhaus, das sich im Kreuzgange befand, war das schönste mittelalterliche Gebäude. Es hatte 50 römische Fuß in's Gevierte und ruhete auf vier hohen Pfeilern von schwarzem Marmor, deren Kapitäler vergoldet waren. Ueberall sah man die schönsten byzantinischen Formen und die Glasmalereien waren prachtvoll. Die früheren Aebte lagen hier begraben und Fußboden wie Seitenwände waren mit deren Leichensteinen bedeckt. Zur Bibliothekhalle trat man gleichfalls aus dem Kreuzgange. Sie war zwar minder geräumig als das Capitelhaus, aber hoch gewölbt und von schönen Fenstern erhellet. Man fand hier viele Handschriften älterer Zeit, worunter manches Werthvolle für bergische Geschichte; doch das Meiste war Abschrift von Theilen der heiligen Schrift, von den Kirchenvätern, dem heilgen Bernhard, Cäsarius u. A. Von gedruckten Werken waren ungefähr 4,000 Bände vorhanden, von neueren Sachen nicht viel Besonderes, das Beste noch unter den verbotenen Büchern. Der Gebrauch der Bücher war wie das Gebäude Antiquität;

Vieles wurde verschleudert oder gestohlen und das nach der Aufhebung noch Uebrige in die Landesbibliothek nach Düsseldorf gebracht. —

Das ältere Dormitorium, das einen Eingang in den Kreuzgang, den andern unterhalb der Orgel in die Kirche hatte, war schon lange vor letzterer in den schönsten byzantinischen Formen aufgeführt. Der innere Raum dieser Mönchswohnung bildete eine dreifache Säulenhalle, 190 Fuß lang und 75 Fuß breit; auf 18 Säulen aus schwarzem Marmor stützte sich das hohe Gewölbe. In den beiden Seitenhallen befanden sich die später errichteten Zellen der Mönche; die mittlere Halle und der ganze Prospect der Säulen blieb frei. Ueber den Zellen erleuchteten runde Fenster den inneren Raum. Die einzelnen Zellen selber maßen 13 Fuß in's Gevierte und waren durchgängig durch zwei viereckige Fenster erhellt. — Zu beiden Seiten des alten Dormitoriums, in gleicher Höhe und Bauart aufgeführt, lagen die alte Priorat und die alte Prälatur. Westlich von dem Kreuzgange stand das zur Aufnahme von Fremden bestimmte Gebäude, das alte Refectorium und das Krankenhaus, in welchem letzteren sich auch Vorkehrungen zu warmen Bädern befanden. Südwärts umschloß das neue Dormitorium und die neue Prälatur ein weitgedehnter Gebäudeflügel, welchen der Abt von Loë zu Anfang des vorigen Jahrhunderts aufführen ließ, die ältern Abteigebäude; westlich von dieser neuen Prälatur lag ein freier Hofraum und hinter diesem, südlich vom Haupteingange der Kirche die Kellnerei, der von dem Brande einzig verschont gebliebene Flügel dieser zusammenhangenden Bauwerke. Das neue Dormitor war mit massiven Steinmauern im neuitalienischen Geschmacke prachtvoll aufgeführt. Im Erdgeschosse befanden sich der neue Speisesaal, die Klosterküche und einige Gastzimmer; die Gemächer der Mönche bildeten die obere Etage, Alles darin war geschmackvoll, dauerhaft und sehr zweckmäßig eingerichtet und mit kostbarem Hausrathe versehen. Seit der Aufführung dieses bequemen Gebäudes blieben die alten Wohnungen der Mönche, die gewölbten Hallen, verlassen und wurden wie die Regel, gemäß welcher sie

ihre Einrichtung erhielten, blos als Alterthümer angestaunt.

Westwärts von diesen Gebäuden an der Dhünbrücke befand sich nach allgemeiner Einrichtung der Cisterzklöster die Thorkapelle, der Mutter Maria geweihet, ein wenig bedeutendes Bauwerk aus dem 16. Jahrhunderte, an welches sich südwärts dem Dhünbache entlang ein großer Gebäudeflügel für die Oekonomie lehnte. Früher wohnten hier die Laibrüder, nach späterer Einrichtung aber die Dienstleute und Handwerker des Klosters. Dort waren jederlei Werkstätten, dann die Klostermühlen, das Backhaus, Brauhaus, Schlachthaus u. s. w.

Nördlich vom Brückenthore, gleichfalls der Dhün entlang fortlaufend, befand sich eine große Meierei mit Stallungen, Trockenböden und dergleichen, hinter welchen die Scheune, Stallungen und andere landwirthschaftliche Gebäude. Dieser sogenannte Küchenhof war, wie das südlich den Bach begleitende Bauwerk, in verschiedenen Jahrhunderten errichtet, doch meistens von den Aebten Loë und Henning zu Anfang des vorigen Jahrhunderts dauerhaft und zweckmäßig hergestellt und erweitert worden. — Nördlich lehnte sich an den Küchenhof das älteste Bauwerk des Klosters, die noch wohlerhaltene Markuskapelle. Ihr Alter kündet schon der plumpere byzantinische Baustyl, dem die spätere Feinheit und Vervollkommnung noch gänzlich mangelt. Diese Kapelle war einst Klosterkirche und die erste Familiengruft unserer Landesväter. Doch auch als Bauwerk ist sie höchst merkwürdig und wohl der Betrachtung werth.

Die Gärten, Alleen, Lustwäldchen, Wiesen und Obstgehöfte, soweit sie die Ringmauer des Klosterzwingers umschloß, betrugen an Flächengehalt 112 Morgen Bergisches Maaß. Der schöne sogenannte Große Garten, in italischem Geschmacke angelegt, lag südlich vom Kloster und hatte ein geräumiges Treibhaus mit Orangerie, ein prachtvolles Gartenhaus und einen Springbrunnen, deren das Kloster acht zählte und denen das Wasser in Bleiröhren aus den oberen Thalschluchten zugeführt wurde. Innerhalb der Ringmauer lag auch der Wildhof, eine

mit breiten Wassergraben eingefaßte Umzäunung, in welcher früher das eingefangene Wildpret, Hirsche, Rehe und Hasen lebend aufbewahrt wurde, theils zur Schaulust nach damaliger Sitte, theils um bei minder ergiebigen Jagden erforderlichen Falles die Wildbraten in der Nähe der Küche zu haben. So mangelte den Mönchen in Altenberg Nichts, was zum alltäglichen Leben für Jedermann nothwendig und angenehm — als nur die Freiheit, deren Weltleute unbewußt genießen, ohne ihren hohen Werth zu erkennen, die hier aber oft mit tiefen Seufzern und endlosen Klagen ersehnt wurde, trotz den herrlichen Palläſten und ungeachtet der Freiheit von allen Nahrungssorgen.

V.

Das Dhünthal und die näheren Umgebungen der Abtei.

Altenberg liegt auf dem linken Ufer des von Norden nach Süden fließenden Dhünbaches*) in einem schmalen von steilen Waldbergen rings überragten Wiesenthale, das südwärts gleich unterhalb der Ringmauer schließet, nördlich aber sich weiter öffnet und den Bach eine geraume Strecke begleitet. Oestlich streift die Ringmauer schon über den steilen Hügelgrath und westlich auf dem jenseitigen Ufer des Baches rücken die beträchtlichen Höhen dicht an das Bette, kaum Raum gewährend zu schmalem Fußpfade. — Der Boden im Thal ist überaus fruchtbar, die Bergabhänge sind steinigt und steril, spärlich mit Gesträuch, Haide, Ginster und Wachholder überwachsen. Ueberall aber öffnen sich Schluchten voll der üppigsten Vegetation von Waldwasser durchrieselt, abwechselnd mit Wiesen und Hochwald bedeckt. Oestlich vom Kloster liegen in tiefem Thaleinschnitte der spezarter Thalschlucht**) terassenförmig schön angelegt die Fischteiche der Abtei, die wie der Dhünbach den Convent mit Fastenspeisen reichlich besorgten. Alle Kuppen der Berge sind abgeflachet und tragen auf dem fruchtbarsten Boden Weiler,

---

*) Die neuere Schreibart Dünnbach ist etymologisch unrichtig, denn dieser Bach hat den Namen eben so wenig von dünn (tenuis) als der Rhein von rein (mundus). Die altdeutschen Benennungen und das Plattdeutsche leiten in solchen Fällen am sichersten zu dem wahren Ursprunge. Dünn (tenuis) heißt im Plattdeutschen dönn, der Bach aber heißt allgemein dünn, nicht dönn und in den ältesten Urkunden findet man ihn Dhuna, Dhün oder Dhünach (d. i. Bergwasser oder ein Bach, der durch Hügel — Dünen — fließt) geschrieben. —

**) Spezart, in ältern Urkunden Spechtshardt, ein Meiergut auf der Höhe, das der Convent im Jahre 1253 vom Grafen Adolph VI. von Berg erwarb.

Obstgehöfte und Saatenfelder. Eben diese große Abwechselung im Boden, in der Lage und der Vegetation erhebt den Reiz der anmuthigen sehenswerthen Landschaft, die das Kloster in ihre Mitte nimmt. Die Luft ist trotz der tiefen Lage gesund und besonders angenehm durch den Duft unzählbarer Blumenarten. Der Botaniker findet selten so viele verschiedenartige Gewächse in solcher Fülle beisammen, als bei Altenberg. Merkwürdig für ihn sind unter andern die dort häufig wuchernden ausdauernden Mondviolen (**Lunaria rediviva**), die den Alchymisten früher bei ihrer Goldkocherei unentbehrlich; das rundblattige Sinngrün (**Pyrola rotundifolia**); die Hügelerdbeere (**Fragaria collina**); das rauhhaarige Schaumkraut (**Cardamine hirsuta**); die hohe Erdbeere (**Fragaria elatior**); die Dhün ist mit den weißen Blumen des Wasserhahnenfußes (**Ranunculus aquatica**) bedeckt, an ihrem Ufer findet man überall den frühblühenden Seidelbast (**Daphne Merzereum**), den Traubenholunder (**Sambucus racemosa**), die Bisam-Malve (**Malva moschata**), die gekielte Fedie (**Fedia carinata**), die fingerförmige Segge (**carex digitata**); die Quellmontie (**Montia fontana**), das Sumpfpinnblatt (**Parnassia palustris**) u. s. w. Einen herrlichen Anblick gewähren die blühenden Ginster, von denen im Sommer oft ganze Bergseiten vergoldet sind und der rothe Fingerhut, der über Steingerülle tausendfaltig seine Blüthenstengel emporhebt. — Doch die größte Angenehmheit seiner Lage verdankt Altenberg der erwähnten Dhün, die ein Mittelding zwischen Bach und Fluß. Im Sommer ein unscheinlicher Forellenbach, oft aber bei heftigem Platzregen ein reißender Waldstrom düngt und bewässert sie das tiefe Thal und gibt ihm Leben und Frische. Ein Abzugskanal füllt den großen Fischteich innerhalb der Ringmauern oberhalb der Markuskapelle und treibt die Klostermühlen (jetzt Spinnmaschinen). Diesem Graben entlang zwischen demselben und dem Bache führt ein schöner Lustweg durch dichten Buchenhain zu dem Schutzdeiche. Hier in tiefer Thaleseinsamkeit ist im Frühlinge die Lieblingswohnung unzähliger Nachtigallen, die gemäß alter Sage der heilige

Bernhard hierher verbannte. Leider entführt rohe Gewinnsucht diese holden Sänger zu häufig nach den Drathkäfigen der Städte; doch die schönen Buchenhallen, worin die Lieder tausendmal schöner klingen, bleiben dem Landbewohner. An dem Schutzdeiche ist eine so romantische anmuthige Stelle, als man nur irgendwo finden kann. Die mannichfaltigen Baumgruppen, die sich in dem breiten Bache spiegeln, das reiche blühende Thal und die wilden Felsberge, über deren Fuß herab man die Wasser fernher rauschen hört, vereinen sich zu einer Scene, die kein Maler darzustellen vermag.

Oberhalb dem Schutzdeiche dehnt sich der schmale Thalstreif zu weitem Kessel, von mannichfaltigen Berggestalten gebildet. Die zurücktretenden Berge geben den reichsten Fruchtfeldern und üppigsten Wiesen Raum. Dort, wo das Thal wieder enger wird, erfreut sich der Schüllerhof, einst ein Abteigut, einer reizenden Lage. Dort mündet rechts der Eifgenbach (Elfenbach), dessen Name in dem Odinsthale, das bis hierher reicht, an die Zeit der alten Heidengötter erinnert. Fast so stark als die Dhün, deren Fluth er vermehrt, brauset er durch Felsschluchten, bis er in lieblichem Thale seine zögernden Wellen glättet. Er entspringt bei Born unfern Wermelskirchen und fließt fast in gleicher Richtung mit der nachbarlichen Berliner Heerstraße durch ein wild romantisches Thal. Eine Stunde von Altenberg bis zu seinem Ausflusse in die Dhün ist das Elfenthal besonders interessant und dort erinnert mehr als der Name an die Wohnungen der altgermanischen Gottheiten. Bei seiner Enge hat dies Thal die größte Abwechselung: Felsgruppen und gewaltiger Hochwald wechseln mit Wiesen und Auen, immer von hohen Waldgipfeln überragt. Der Freund von Naturschönheiten, der Altenberg besucht, versäume es ja nicht, auch diesem Thalgewinde, das die Mühe einer stundenlangen Fußreise reich vergüten wird, wenigstens bis zum Bökershammer zu folgen. Dort breiten sich zwischen wilden Einöden fruchtbare Felder und Auen aus, eine immer jugendliche Frische scheint in dies kühle Einsiedler-Thal gebannt und eine unzählbare Menge von Waldsängern begleitet den Bach. Früher stand hier eine

der ältesten Pulvermühlen des Landes, die zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in einen Eisenhammer umgewandelt wurde, der von seinem Besitzer den Namen führt. Nahe bei dem Bökershammer liegen auf hohem Felskegel hart am Bache die Ruinen eines uralten Raubschlosses, der Eiffenburg, die Kaiser Otto **III.** zum Frieden des Landes zerstörte. — Spuren von breiten wohlgelegten Wegen lassen schließen, daß in der Vorzeit eine Hauptheerstraße das Eifgenthal entlang geführt habe. Die natürliche Beschaffenheit der Gegend, sowie die Lage des Schlosses Berg machen dies wahrscheinlich. Einige haben behauptet, daß dieß die Römerstraße zwischen Cöln und Westphalen gewesen sei, und wirklich sind dort Gegenstände, die von der Anwesenheit der Römer zeugen, gefunden worden, so wie unläugbare Spuren eines alten Römerweges und die vorhandenen Nachrichten davon sich dieser Richtung anpassen lassen. *)

Das obere Dhünthal, das sich durch die Gemeinden Dabringhausen und Wipperfeld bis zu den Quellen der Dhün bei Wipperfürth immer enger werdend hinauf windet, hat durchgängig mehr Anbau und flachere Ufer, aber hier und dort eben so wilden Charakter wie das Eifgenthal. Hier kahle Berge, blos mit Haide, Ginstern und Walddisteln bedeckt, dort sanfter steigende Höhen mit stolzem Hochwald, bisweilen Felsen und Steingerölle, tiefe Schluchten und Seitenthäler, durch welche sich rieselnde Waldquellen hinabschlängeln, Eichen-, Buchen- und Föhren-Schatten folgen dem lautrauschenden Bache. Wo die Uferflächen breiter werden und die zurücktretenden Bergwände den Wiesen und Fruchtfeldern Raum gönnen, zeigen sich Mühlen und Gehöfte; jedoch ist der größte Theil des Waldthales unbewohnt und die naheliegenden Hochflächen tragen Weiler und vereinzelte Ge-

*) Zwischen Mülheim und Dünnwald scheint sich die römische Heerstraße nach Westphalen getheilt zu haben. Der eine Arm zog über Paffrath, Römerau und Herweg (die jetzt sogenannte alte Straße), der andere führte über Altenberg hinauf. An beiden Wegen sind Reste von Lagerverschanzungen häufig kennbar.

höfte, dorther unterbricht das Gebelle der Hofhunde die Stille des abgeschiedenen Thales und kündet von Umwohnung.

Bei weitem interessanter aber ist das Dhünthal unterhalb Altenberg, dort rücken die Berge auf beiden Ufern dicht an den Bach. Das rechte Ufer flachet sich zuerst in weitem Halbkreise. Dies Halbmondthal, jetzt ein heiteres Ackerfeld mit dunkler Waldeinfassung, trug vor dreißig Jahren noch einen schattigen Hochwald, wo Sonntags nach Pfingsten die Altenberger Gottestracht vom Landvolke hoch gefeiert wurde. Dann strömten aus allen Gegenden zahlreiche Processionen dem Kloster zu, um dort des ausgeschriebenen Ablasses theilhaft zu werden. Während dann die Pfarrer, Führer der einzelnen Pilgerschaaren, in dem Kloster bei den Chorherren sich gütlich thaten, lagerte das Volk in diesem Walde bei den aufgeschlagenen Wirthstischen und Trödelbuden. Jedesmal gab es zwischen den einzelnen Ortschaften Neckereien, die zum allgemeinen Handgemenge führten, welches, wie herkömmlich, die Pfarrer ruhig austoben ließen; bis sich auf den Gesang der Kinder und Weiber Alle wieder zu Kreuz und Fahne versammelt hatten und die zum Schlusse seltsam gefeierte Gottestracht betend und singend verließen.

Diesem Thale gegenüber auf dem linken Ufer der Dhün erhebt sich ein steiler Felskegel, nach dem Bache zu mit Steingerölle bedeckt und nur sparsam mit Buchen überwachsen. Von dem Bache aus ist das Heraufsteigen beschwerlich, doch führen über den nördlichen und südlichen Hügelgrat wohlgelegte tiefausgehöhlte Fuhrwege zu dem Felsenvorsprunge, der östlich mit einem höheren Waldrücken, dem Büchelsberge, verbunden ist. Flußabwärts ist die Aussicht durch vorragende Höhen beschränkt, jenseits schaut man über die Kronen riesiger Eichen in das eben beschriebene Thal, das von nakten Haidbergen umgränzt wird; nach Norden öffnet sich die herrlichste Aussicht in das anmuthige Altenberger Thal und auf die prachtvollen Klostergebäude. Doch die nähere Umgebung hat etwas äußerst Melancholisches und das Rauschen der tief forteilenden Dhün schallt herauf wie Klageton um verflossene Freuden und geschwundene Herrlichkeit. Wir

stehen hier auf den Ruinen des ältesten Residenzschlosses der Grafen von Berg, welches unserer Heimath den Namen gegeben hat und im Jahre 1133 durch den frommen Grafen Eberhard und seinen Bruder Adolph in ein Cisterzkloster verwandelt worden, dessen Convent später in das freundlich einladende Thal herunter zog. Wann das Schloß Berg zuerst aufgeführt worden, ist unbekannt. Wahrscheinlich hat hier früher eine Römerfeste gestanden, die zum Schutze des Heerweges errichtet war. Bei dem Abbruche im 12. Jahrhunderte wurden wenigstens mehrere Steine mit römischen Inschriften gefunden, die zu den ältern Klosterbauten wieder verwandt worden sind. *) Auch aus dem Baue der Grundmauern schloß man im 16. Jahrhunderte auf römischen Ursprung. Nach einer Sage, die uns durch Klosterschriften aufbehalten blieb, wurde auf den Trümmern des römischen Castells ein gewaltiges Schloß errichtet, dessen Bewohner aber in der Mitte des 10. christlichen Jahrhunderts als Raubritter ein gar unchristliches Wesen trieben. Kaiser Otto **III.**, der des Friedens wegen viele solcher Räuberhöhlen schleifte, soll das Schloß, das sich wegen seines großen Umfanges, seiner Pracht und Stärke, sowie wegen seiner Lage an der Heerstraße vorzüglich zum Landesschutze eignete, gesäubert und dem Gaugrafen Herrmann vom Keldachgaue zur Belohnung treuer Dienste im Jahre 960 als Lehen übergeben haben. Dieser Graf Herrmann wohnte gemäß vielen Urkunden wirklich auf diesem Schlosse und nannte sich gegen das Jahr 1000 nach demselben Graf vom Berge **) oder der Vogt vom Berge. Seine Nachfolger, die das Schloß Altena erbauten, nannten sich Grafen von Altena und Berg. Als Graf Adolph **III.** von Berg im Jahre 1118 sein neues Residenzschloß Burg (Berg) bei Solingen erbaut hatte, nannte man das Stammschloß an der Dhün im Gegen-

---

*) Geleniuß, der auch diese Meinung hegt, theilt eine dieser Inschriften mit lib. II. Sect. 33. de ad. Col. Mag. „Matronis Gesatenis Latinia fusca V. S. L. M.

**) So z. B. in der Stiftungsurkunde des Klosters Geresheim vom Jahre 967.

satze zu dieser Neuenburg Altenberg (vetus mons). *) Im Jahre 1133 schenkte Graf Adolph das Schloß zu Altenberg seinem Bruder Eberhard von Altena, der dort ein Kloster errichtete. Doch wegen der unbequemen Lage auf steiler Höhe und wegen Hinfälligkeit des alten Gebäudes baute sich der Convent in der Mitte des 12. Jahrhunderts drunten in freundlichem Thale an und ließ die Mauersteine des alten Schlosses zum Baumaterial für die neue Niederlassung ausbrechen. Daß die Neuenburg bei Solingen, was Einige behaupten, älter sei als Altenberg, dem wird nicht allein durch den Namen, sondern auch durch obige urkundlich belegte Thatsache widersprochen. Von dem alten Stammschlosse ließ man nur einen gewaltigen Thurm und ein hohes Thorgewölbe, das über dem Burgwege schwebte und die Hauptburg mit einem Vorwerke auf dem höher steigenden Grate des Büchelsberges verband, wahrscheinlich zum Andenken, stehen. Noch im 16. Jahrhunderte schreibt ein Mönch von diesen Ueberresten. Abt von Loë ließ die Trümmer dieses zusammengestürzten Bauwerkes zur Herstellung der Klosterringmauern verwenden; doch jetzt ein gewaltig großer Schutthaufen, wo es gestanden. Weil die ganze Ruine des alten Schlosses mit vermodertem Schutte überdeckt ist, aus welchem Bäume, Strauchwerk, Gras und Moos üppig hervorsprossen, und blos in dem Schutthaufen des östlichen Thurmes Steine mit Mörtel und ein Theil eines Fachgewölbes zu Tage liegen, so wird dieser einzelne Thurm irrthümlich als die ganze Baustelle des weiland hochberühmten Schlosses gezeigt. Doch gibt man sich nur die Mühe, den Felsenvorsprung zu überklettern, so findet man deutlich die Ringmauern, die Stellen der einzelnen Thürme, der Hauptgebäude und der tiefen Wallgräben, die nach Osten vor dem Burggarten und dem Burgweiher das alte Schloß von dem höheren Büchelsberge abschneiden. Die ganze Baufläche hat einen Flächenraum von mehreren Morgen und vermochte wohl nebst

---

*) „Novum castrum seu Neoburgum vulgo Nuwenbergh aedificabatur anno D. 1118 ab Adolpho Comite de Monte. Abbas Blankenberg in manuscripto.

einer geräumigen Fürstenwohnung fünf- bis sechshundert Reisigen zu beherbergen, die, wie urkundlich, oft von dort zur Fehde zogen. — Doch nicht allein der geschichtlichen Merkwürdigkeit halber ist die Stätte des alten Schlosses besuchenswerth: auch die dortige Aussicht lohnt reichlich die Wanderer und der Burgpfad, die Dhün entlang gegen Mainrath hinab, ist ein besonders ergötzlicher Schattenweg.

Umfassender, als von der Ruine des Schlosses Berg ist die Aussicht von der gegenüberliegenden Erbricher Höhe, wo auf einem steilen kegelförmigen Haidberge die Ruinen des alten Schlosses Ehrberg *) unter verhüllender Vegetation noch kaum wiederzufinden sind. Diese Aussicht bietet das herrlichste Panorama. Gegen Süden das freundliche Odenthal mit seinem alterthümlichen Wächter Strauweiler, nordwärts das Altenberger Thal mit den Klostergebäuden und gegenüber die Altenberger Schloßruinen — das ganze reichhaltige Gemälde mit Auen, Wiesen und Baumgruppen ausgefüllt und schattirt und von hohen vielgestalteten Waldrücken wie in einen grünen Rahmen eingeschlossen. Das Schloß Ehrberg bewohnten Lehnmannen der alten Grafen von Berg und zerfiel mit deren Stammschlosse. Viele Sagen von verzauberten Menschen, von Teufeleien und von vergrabenen Schätzen haften an ihr und Spuren von Schatzgräberunwesen zeugen noch jetzt dort von Volksbetrügerei. Hinter dem breiten Büchelsberge (Pölsberge) in tiefem Thale lag die Burg Hortenbach (Hertisbach — Herthasbach), jetzt ein Weiler, an welchem ähnliche Sagen haften. So lag die Bergische Residenz auch im Mittelalter nicht einsam; vier eben genannte Burgen lagen, nach den vier Himmelsgegenden vertheilt, die entfernteste wenig über eine Viertelstunde.

---

*) In zusammengesetzten Ortsnamen macht die platt-bergische Mundart aus dem nachgesetzten Berg brich, aus Bach bich oder ich und aus Busch bisch. So hier in der Nähe Portzbrich d. i. Thorberg, Selbich: Selbach und Glöbisch Glöbusch, worin Glö von Glö, lö oder loh, der Opferstätte für die Göttinn Hertha. —

Gleich unterhalb der Ruinen der alten Schlösser Berg und Erbrich öffnet sich das eigentliche Odenthal (Odinthal); von beiden Ufern der Dhün treten Berg und Wald zurück und ein freundliches Saatenthal, Wiesen und Auen begleiten den Bach. Am Eingange des Thales liegt rechts auf der letzten sanften Abdachung des Jüchberges der Mainrather Hof, eines der ältesten Abteigüter in fruchtbarer anmuthiger Lage. Auf Strauweiler genießt man von dort der schönsten Aussicht. Zu Ende des zwölften Jahrhunderts erwarb der Convent von Altenberg dies Meiergut von dem Ritter zu Odenthal unter der seltsamen Rückfallbedingung, daß der Abt an jedem der vier Marientage einen mit rothen Handschuhen bekleideten Mann aussende, der vor Sonnenuntergang eine Maaß rothen Weines und einen Semmel in die Burg bringe. Wurde dies versäumt, so fiel der Hof wieder an das Rittergut. Einmal hatte der Mann mit den rothen Handschuhen sich bis zum Thorschlusse verspätet; da warf er den Semmel sammt dem mit Stroh umwahrten Weinkruge über die Ringmauer in die Burg und in dem darüber erhobenen Rechtsstreite wurde zu Gunsten des Klosters entschieden. Erst zu Ende des vorigen Jahrhunderts lösete man dies Gerechtsam ab. —

Wo die Dhün an der östlichen Bergeinfassung des Thales wieder über schroffe Felsblöcke hinab brauset, ragt auf einem Vorhügel des hohen waldbedeckten Klauberges die Feste Strauweiler, wo einst die Ritter von Odenthal gehauset. Der älteste Theil der Burg ist ein großes viereckiges Gebäude mit vier Eckthürmen, kleinen Fenstern, hohen Kaminen, dicken Mauern und vielen Schießscharten. Es scheint ein Bauwerk des 16. Jahrhunderts. Oestlich sind spätere Gebäude angeklebt. Das Innere hat einzelne geräumige Zimmer und die düstere winkelichte Einrichtung des Mittelalters. Die vielen Burgverließe, die Gerichtsstube mit ihren alten peinlichen Geräthschaften erinnern an die hiesige Patrimonial-Gerichtsbarkeit. Die reichsfreie Herrschaft Odenthal umfaßte die jetzige Bürgermeisterei gleiches Namens und war außer dem Beitrage zu den Landeslasten von Berg unabhängig. Der Erb- und Gerichtsherr nannte sich

mitunter von Gottes Gnaden und hatte das Recht, hängen, köpfen, stranguliren und viertheilen zu lassen. Das Hochgericht mit Block, Galgen und Rad war an der Gränze der Herrschaft zu Fahn an dem Wege von Cöln nach Odenthal auf einem Sandhügel. Dort träufte noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts das Blut der Missethäter. Der letzte dort Hingerichtete war der schwarze Steffen, ein Fragment der Fetzer'schen Bande. — Die Herrlichkeit Odenthal ist wenigstens so alt wie die Grafschaft Berg. Das alte Schloß Odenthal aber stand nicht auf der Stätte der heutigen Burg Strauweiler, sondern höher auf dem Klauberge, wo jetzt ein Tannenwald die Baustelle beschattet. Nach dem Aussterben der Ritter von Odenthal kam die Herrschaft an die Edlen von Hall und zu Anfang des 16. Jahrhunderts durch Heirath *) mit Maria Catharina, der einzigen Tochter des zu Altenberg beerdigten Ritters Degenhard von Hall an den Freiherrn Johann Adolph von Wolff, genannt Metternich, Herrn zu Gracht, Rath, Forst, Langenau, Flehnigen, Oberarnsbach u. s. w., dessen Nachkomme, Maximilian, Graf von Wolff-Metternich, noch heute im Besitze dieser Güter ist.

Die Pfarrkirche zu Odenthal, von wenigen Wohnungen umgeben, liegt, wo das Thal südwärts wieder enger wird, in der freundlichsten Umgebung. Die schlichten Häuser in weißem Kalkgewande, die Gärten und Obstgehöfte bilden in fruchtbarem Thale eine liebliche Landschaft. Die meisten zur sehr volkreichen Gemeinde gehörigen Häuser liegen in einem Kreise von mehreren Stunden in Weiler zerstreut. Die Einwohner sind durchgängig katholisch, Ackerbau, Viehzucht und Holzhandel sind die Hauptnährquellen. — Ein Theil des Odenthaler Kirchenchores ist sehr alt, das Uebrige und der Thurm sind später angebaut. Eine der Glocken ist vielleicht die älteste im Bergischen. Nach einer Sage soll ihr Hauptbestandtheil

---

*) Diese Ehe (verm. im Jahre 1615) hatte den reichen Segen von 16 Kindern.

Silber sein und der Rath der Stadt Cöln soll der Gemeinde so viele Kronenthaler dafür geboten haben, als erforderlich seien, eine ununterbrochene Linie damit von Odenthal bis Cöln zu bilden. Leider wird ein solches Anerbieten so bald nicht wiederholt werden. —

Gleich unterhalb des Dorfes schließt das Thal wieder und Wald begleitet den Dhünbach. Dort mündet auf dem linken Felsufer das Scherffthal mit dem gleichnamigen forellenreichen Bache, der über mehrere Mühlenwerke herabrauscht. Ungefähr eine halbe Stunde von seinem Ausflusse liegt das Haus Scherff oder Scherven, wo ein Ritter **Lambertus de Scherven** schon 1216 und **Udo** 1264 genannt werden. Im 15. Jahrhunderte bewohnten die Edlen von Stein, Wohlthäter des Klosters Altenberg, diese Burg, die kürzlich durch Erbschaft an die freiherrliche Familie von Weichs kam. Unfern diesem Rittersitze erhebt sich bei Hochscherff in der Mitte eines runden Kesselthales ein thurmähnlicher Hügel ungefähr 50 Fuß hoch, auf dem der Sage nach eine Burg gestanden haben soll. Doch die obere Fläche, die kaum eine Quadratruthe mißt, scheint eher einen heidnischen Altar getragen zu haben, oder das Ganze ist ein Grabmal aus vorchristlicher Zeit, worauf denn auch die greulichen Spukgeschichten, die man davon erzählt, zu deuten scheinen. —

Vom Einflusse der Scherff ab begleitet dichter Wald das linke Ufer der Dhün, rechts breitet sich die Osenau (Asenau oder Odinsau?) mit dem Weiler gleiches Namens aus. Dann schließt am Uppersberge auch dieses freundliche Thal wieder. Dieser Uppers- oder Huppertsberg (Huports-, Hubertusberg) ist einer der höchsten Hügel gegen das Rheinthal hin. Seine fruchtbare Hochfläche, durchgängig urbar, trägt einen großen Weiler gleiches Namens, zur Gemeinde Schlebusch gehörig. Im 13. Jahrhunderte wird ein Edler Gottschalk vom Huppertsberge genannt, der aus Palästina zurückkehrend dem Kloster Altenberg mehrere Reliquien verehrte. Die Aussicht vom Hubertsberge fern in das Rheinthal und das Odinsthal ist unvergleichlich schön. Wer über Schlebusch eine Fußreise nach Alten-

berg machen will, und dem Bergsteigen nicht abhold ist, thuet wohl, den Weg über den Hubertsberg einzuschlagen, der viel näher als der Thalweg an dem idyllisch gelegenen Leimbacherhofe abbiegt und über Igelrath *) zu den herrlichsten Aussichten über die Hochfläche bis Altenberg leitet. Besonders schön ist vom Hubertsberge die Aussicht auf den Rhein, der gleich einer strahlenden Schlange sich durch das Thal windet — auf die Stadt Cöln, die Eifel, das Siebengebirge und das Schloß Bensberg.

Bensberg, in den ältesten Urkunden Bainsbur, Behnsburg oder Painspurg genannt, hat den Namen entweder von Bann (**jurisdictio**), oder von dem altdeutschen Bain (plattbergisch Behn) — Knochen. Schon die Römer sollen dort ein Castell gebaut haben, auf dessen Trümmern in der Frankenzeit eine Burg errichtet wurde. Engelbert **I.**, Graf von Berg, nahm diese den Ganerben von Bensberg, berüchtigten Raubrittern, ab und befestigte, bemannte den Platz zum Landesschutze und wählte ihn zum Lieblingsaufenthalte. Dreißig Jahre nachher (1198) hielt die Feste unter dem Burgvogte Curt von Arloff eine heftige Belagerung wilder Böhmenschaaren aus, die in dem deutschen Kronstreite einen großen Theil des Rheinlandes verwüsteten. Die Grafen Heinrich **I.**, Adolph **VI.**, Adolph **VII.**, Adolph **VIII.**, Wilhelm **I.** und Wilhelm **II.** wohnten meistens zu Bensberg. Im Jahre 1288 saß dort der Erzbischof Siegfried von Cöln mehrere Monate gefangen. Bis zum 17. Jahrhunderte wurde das Bensberger Schloß unter den Residenzen der Herzoge von Berg aufgeführt; doch verlor es damals seine Bedeutendheit, weil die Neuburgischen Regenten meistens in Düsseldorf wohnten und wenig thaten für die Erhaltung und Verschönerung der übrigen Schlösser. Von dem alten Schlosse wurde damals vieles Baufällige abgebrochen und die Reste zu einer Wohnung für den herzoglichen Kellner und Amtmann

*) Igelrath, von Igeln, die sich in dortigen Wildhecken häufig aufhalten. Die Schreibart Edelrath ist falsch, es müßte dann Idelrath heißen und von Adelrath herkommen.

eingerichtet. Dem umherliegenden wildpretreichen Königforste zu Lieb bauete Churfürst Johann Wilhelm II., Herzog zu Berg, (1690—1716) zu Anfang des vorigen Jahrhunderts das jetzige neue Schloß zu einem Jagdasyle. Das Gebäude ist geräumig, hat einige schöne Formen und prachtvolle Säle, doch blieb es leider unvollendet. Seine eigentliche Bestimmung wurde von den Nachfolgern Johann Wilhelms, die keine Jagdliebhaber waren, nicht aufgenommen und lange Zeit hindurch stand es leer. Mehrmals wurde es später zu einem Spital benutzt und jetzt soll eine Militärschule dort einziehen. — Die Aussicht von Bensberg in das Rheinthal und sein Anblick aus demselben ist herrlich; doch entbehrt das Schloß entsprechender Gärten. Dem Baukünstler bietet seine Construction wenig Nachahmungswürdiges dar. Ein urtheilsfähiger Schriftsteller (Freiherr von Pöllnitz Nachrichten, S. 221) sagt: Bensberg sei ein prachtvolles Gebäude, an dem man nichts als Fehler erblicke.

Unterhalb Uppersberg werden die Ufer der Dhün immer flacher. Wald und Feld begleiten abwechselnd den Bach, bis er eine Stunde unterhalb Odenthal, bei Schlebusch die Rheinebene erreichet. Dort setzt er in dem Freienthale (Freia'sthal) mehrere Eisenhämmer in Bewegung und fließt dann zögernder durch Au und Wald. Jetzt ein Dorf von ungefähr 2000 Einwohnern, die sich von Ackerbau und Manufaktur ernähren, war Schlebusch einst ein Rittersitz, der schon im frühen Mittelalter genannt wird. Im 16. Jahrhunderte war der Ort viel bedeutender und hatte Wollspinnereien und Gelbgießereien. Da brannte er zweimal ab und wurde am 7. Mai 1623 von den Spaniern gänzlich ausgemordet und zerstört. Eine Kapelle der Ritter von Schlebusch zu Schlebuschrath diente darauf zur Pfarrkirche nnd wurde, wie die Gemeinde wuchs, durch Anbaue erweitert, bis endlich im Jahre 1810 das Dorf wieder die Hauptkirche erhielt. Die Gegend um Schlebusch ist idyllisch schön und in den dortigen Landschaften die größte Abwechselung. Merkwürdig sind die Haiden, die sich unterhalb Schlebusch auf beiden Seiten der Dhün ausdehnen, wegen der dortigen Heidengräber und vorchristlicher Lagerverschanzungen.

Tausende von Rasenhügeln bergen dort morsche Urnen, worin die Asche der nach damaligem Religionsbrauche verbrannten Leichname von Römern und Germanen. Auch Reste von Waffen, Amulete, Agrafen und kleinere römische Münzen werden in meistens kaum 2 Fuß hohen Grabhügeln gefunden. Wahrscheinlich beträufte diese Haiden das Blut vieler Schlachten zwischen Deutschen und Römern, worauf auch die unverkennbaren Spuren der alten Lagerwälle zu deuten scheinen. —

In der Nähe von Schlebusch liegt, von Wassergraben umringt, hinter Tannenalleen das Schloß Morsbruch, ein alter Rittersitz, den Ritter Hans von Morsbruch und Annchen, seine Hausfrau, im Jahre 1516 dem deutschen Orden verkauften. Später war es der Sitz des Ordenscompthurs für die Ballei Coblenz. Der letzte Compthur, ein Graf von Roll, brach das alte Schloß, eine düstere Burg mit vier hohen Eckthürmen ab, ließ das jetzige Schloß in französchem Geschmacke aufführen und rings die Waldung durch schöne Alleen, Irrgänge und andere Anlagen ausschmücken. Doch alle diese Parken sind jetzt gerodet und zu nützlichen Fruchtfeldern umgeschaffen. Nach der Aufhebung der geistlichen Orden und der Einziehung ihrer Güter schenkte Napoleon Morsbruch mit 19 dazu gehörigen Meierhöfen dem Finanzminister Ayar, der es an den Kaufmann Joh. Abr. Schaffhausen in Cöln verkaufte, dessen Erben noch im Besitze sind. Es ist unstreitig eines der schönsten und bedeutendsten Güter am Rheine.

Ganz in seiner Nähe liegt in einem Buchenwäldchen versteckt die Gezelinkapelle mit ihrem heiligen Brünnlein, erbaut im 16. Jahrhundert von den Deutschordenscompthuren von Droste und von Reuschenberg, an welcher eine Legende von einem ungewissen Heiligen, dem Einsiedler Jesulinus (Jesulein) und ein Jahrmarkt haftet. Letzterer, ehedem blos eine mit Ablaß gelohnte Heiligenfahrt, ist jetzt ein allgemeines Volksfest für die Gegend. Der 6. bis 14. August sind die acht mit reicher Ablaßfülle gelohnten Gnadentage. Dann reihet sich Zelt an Zelt auf den breiten Schattenwegen im Buchenwald. Krämerbuden, Schenkgiebel, Olympische Cirkusse, Harfen

mädchen und Kunstreiter, preßhafte Wegelagerer und Seiltänzer, Leierkasten und Trödelbänke, Taschenkünstler und Guckkasten, Marktschreier und Menagerien, Carousselsund Puccinelli, Karten- nnd Würfelspieler; tanzende Hunde, trommelnde Hasen, Riesen, Zwerge, Herkulesse, Feuerfresser u. s. w. geben ein Miniaturgemälde von der Frankfurter Messe oder vielmehr von dem Markte zu Amorbach. In den Bretterbuden wird Wein, in den Leinwandzelten Bier und Fusel getrunken. Es ist ein heller Jubel, Ein Aufruf der Freude durch den des fröhlichen Treibens gewohnten Wald. Dazwischen schreit der Pajazzo, Schaaren von andächtigen Pilgrimen mischen sich lautbetend in das bachanalische Getümmel, zwar mit ernstem Gesicht, aber doch schielend nach dem bunten Trödel; Harfenmädchen singen Zotenlieder dazu, Betrunkene stolpern fluchend über die Beine der vor den Stationskreuzen knieend Betenden; ein alter Invalide dreht den heulenden Leierkasten und fistulirt eine Mordgeschichte dazu — und zu all dem Gebrause, Gekicher, Gesumme, Getöse, Musik und Geschrei schlägt die große Trommel des **Circus olympicus** den Takt. Schall und Gruppirung sind voll der größten Contraste, überall die grellsten Karikaturen; es bieten sich Scenen dar, wie sie noch kein holländischer Maler je erfunden; zumal sind die Mondscheinlandschaften aus dem Feste gar interessant; die Scene erweitert sich dann rings durchs Gebüsch, alles wirret sich bunter alsdann, das Gebet verstummt und die Schwärme trennen sich zu Paaren. Eine alte Sage, von dem heiligen Jesulinusbrünnlein, womit man in der Gegend den Fragen neugieriger Kinder zu begegnen pflegt, scheint alsdann wahr zu werden. — Vor wenigen Jahren noch sah man zahlreiche Processionen mit Kreuz und Fahnen, Priestern und Brudermeistern zu dem Feste ziehen. Dann war den ganzen Tag entlang Gottesdienst in der Waldkapelle und Procession und Predigt zwischen den Trödelbuden. Messe hören und dem tausendfältigen Spektakel zuschauen konnte man auf demselben Standpunkte zu gleicher Zeit. Es war ein großer ärgerlicher Unfug, den der hochselige Erzbischof Ferdinand August abstellte, indem er die Andacht sammt Ablaß von dem

weltlichen Trödel trennte und in die Pfarrkirche zu Schlebusch, wo der Held des Festes, Gesulinus, selber begraben liegt und als Gnadenbild auf einem Postamente steht, verlegte. Doch das Landvolk hält am Gewohnten fest; noch immer kommen illegitime Pilgerschaaren von fernen Bergen herab, von Jahr zu Jahr geloben sich fromme Leute aus einer Ferne von vielen Stunden zu dem Gnadenorte; Einige aus gewohnter Pilgerlust, Andere um sich ein Rendevous zu geben. Nach dem Gebet aber geben sich Alle den allerirdischsten Genüssen hin. Der wahre Freund der Religion findet eine wahrhaft furchtbare Andacht. —

Unterhalb Morsbruch bietet die Gegend wenig Merkwürdiges. Das Dhünthal verliert sich in der großen Rheinebene und der Bach selber verschwindet unterhalb Küppersteg, zwischen Wiesdorf und Bürrig, in der Wupper, nur eine kurze Strecke vor deren Ausfluß in den Rhein.

VI.

Die an Altenberg haftenden Legende und Sagen.

Viele Sagen und Legenden von Altenberg sind bereits in dem ersten Bande der Vorzeit erzählt. So z. B. die Sage von dem Averitter, von den Rosen und Nachtigallen, von dem Mönch Ranulph und den 11,000 Jungfrauen, vom Gesulin u. s. w. Die hier folgenden kleineren Erzählungen, theils aus dem Volksmunde, theils nach Mönchschriften aufgenommen, mögen ein Beitrag sein zur Geschichte und zur Würdigung des Klosterwesens. Daß die Klosterstiftung hier wieder den Anfang macht, wird der Umstand entschuldigen, daß selbst die Altenberger Klosterschriften diese Geschichte so verschieden erzählen.

1) Der Alte-Berg.

Es tönt in alten Sagen so manch ein schöner Klang
Von ruhmumstrahlten Helden, die längst das Grab verschlang;
Doch trauter wohl noch nimmer ein Lied vernommen ward
Als eine alte Kunde vom Grafen Eberhard.

Aus Tagen voller Greuel und Fehden singt dies Lied,
Wie Bruderlieb' und Minne das Herz zum Himmel zieht;
Wie durch der Nächte Schauern das Heer der Sterne lacht,
Strahlt es aus fernen Zeiten glanzvoll in öder Nacht.

Wohl horcht das Land der Berge den alten Mähren gern,
In welchen Ruhm erworben der Heimath hohe Herrn,
Von denen noch ein Denkmal aus tiefem Thale ragt,
Das von geschwund'nen Tagen noch späten Enkeln sagt.—

Einst schaut', wo um die Felsen der rasche Dhünbach
biegt,
Wo unter Strauch und Moose jetzt tief die Trümmer liegt,
Das Schloß von Berg weit über das grüne Odinthal,
Umwahrt von breiten Wällen und Mauern fest wie Stahl.

Vogt Eberhard vom Berge und Graf von Altena
Der hauf't' mit kühnen Mannen und frohem Muth allda;
Wo mit der mächt'gern Wupper der Elzbach sich verband,
Des Bruders Adolph Feste auf hohem Felsen stand.

Der Brüder treue Liebe, sie war ein strahlend Gold,
D'rum ihr in alten Mähren des Lobes viel gezollt;
Gemeinsam war die Sorge, gemeinsam ihre Lust
Und kein Geheimniß hüllte einander ihre Brust.

Man sah sie stets zur Seite sich in dem Kampfgefild,
Es war des einen Busen des Andern treuer Schild:
So gehn zwei Zwillingssterne im hohen Himmelskranz,
Des einen Licht erhebet des andern hellen Glanz.

Da hat Adolph der Bied're die Hausfrau sich erfreit
Und fröhlich heimgeführet die Gräfinn Adelheid.
Da sank auch über'n Bruder der Minne holder Traum,
In solchen elden Herzen da hat sie immer Raum.

Hoch auf dem schroffen Felsen die Nachbarfeste stand,
Vom Heidengöttervater Burg Odinthal genannt.
Dort wohnt mit Schwester Emma des Grafen Kampfgenoß
Und bied're Jugendfreundschaft rief Beid' von Schloß
zu Schloß.

Doch was dort Eberharden gebannt mit süß'rer Macht,
Das war die holde Emma, die sein in Lieb' gedacht.
Doch ach! zu frühem Grabe sank sie die Rose roth,
Des Grafen Wunsch und Trachten war da allein der Tod.

Er stand am frischen Grabe und sann in düsterm
Schmerz,
Leer war die weite Erde und leer sein wundes Herz;
Da traf der Ruf der Fehde des Minnewunden Ohr,
Verzweiflung riß den Grafen zum Mordgewühl empor.

Fern über'm Rhein bekämpften Gottfrieds von Brabant Schaar
Mit Limburg dem Genossen der Berge Brüderpaar.
Da donnert's in den Lüften von grimmem Fehderuf,
Da zitterte die Erde von schneller Rosse Huf.

Laut krachten Schild und Speere und schartig ward der Stahl,
Es sank so Mancher blutig ins blutgetränkte Thal,
Und mitten im Getümmel Graf Eberhard, er schien
Zu suchen sein Verderben und dieses ihn zu fliehn.

Da wanket Brabants Banner, gewonnen ist die Schlacht,
Limburg und Berg verfolgen den Feind bis in die Nacht;
Schon sammeln sich die Tapfern zum Gruße siegesfroh,
Doch Eberhard den Grafen ihn fand man nirgendwo.

Nicht lag er bei den Todten, vergeblich scholl der Ruf
Um ihn durch Wald und Felder; dort floh nur Feindeshuf.
Umsonst durchspähten Boten die Thäler und die Höh'n;
Man hatte im Getümmel den Herrn zuletzt gesehn.

Dort war er schwergetroffen gestürzt vom guten Roß
Betäubt auf feuchten Boden, wo Herzblut ihn umfloß:
Da sah er rings erstarret, zerstümmelt Freund und Feind,
Um die wohl manche Zähre verwais'te Liebe weint.

Durch ihn und für ihn lagen sie da im blut'gen Sand,
Darob sich Muth und Sinnen zur tiefen Reue wandt'.
Die Blutesschuld zu büßen, vertauscht er sein Geschmeid
Mit Pilgerstab und Flasche und strengem Büßerkleid.

Durch tausend Gnadenorte kam er zum heil'gen Rom
Und fleht um Seelenruhe dort in Sankt Peters Dom,
Besucht zu Compostella des heil'gen Jakob Grab,
Doch keiner der Apostel dem Herzen Frieden gab.

Da naht er traurig wieder dem öden Leichenfeld,
Von welchem er entflohen der trugerfüllten Welt;
Zu ihr zurückzukehren sträubt sich das wunde Herz,
Zum Himmel fleht der Arme, erneut sind Reu und Schmerz.

Da schallen Glockentöne vom Stift zu Morimund,
Es ward dem frommen Pilger des Himmels Mahnung kund;
Voll Gottvertrauen pocht er am Klosterthore an;
Dem reuigen Conversen ward segnend aufgethan.

Den g'ringsten Dienst erfleht er, der wurde ihm zu Theil,
Er trieb des Klosters Säue zu seinem Seelenheil,
Und rang im Prunkgeschmeide voll Leides jüngst sein Herz,
Des Himmels Sehnsucht heilet jetzund des Büßers Schmerz.

Um den verlornen Bruder Graf Adolph Leides trug
Und manchem biedern Ritter es tiefe Wunden schlug
Und da sich nirgend Kunde von dem Vermißten bot,
Da hielt man Seelenmessen und klagt' um seinen Tod.

Doch der vom Odinthale, der gab auf seltnen Traum
Dem frohen Wiedersehn in süßer Hoffnung Raum.
Er ward nach Welschlands Auen von Engelhand entrückt,
Wo er im Mönchgewande den Jugendfreund erblickt.

Drob zog der edle Ritter gar ferne Pilgerfahrt
Durch Welschlands Gotteshäuser; doch als er nicht gewahrt
Den Langgesuchten, kam er, von Dämmerung umgraut,
Wo er im Schlachtgewühle den Freund zuletzt geschaut.

Schon sah er sich am Abend in dichtem Wald verirrt,
Da trieb des Klosters Säue vorbei ein schlichter Hirt,
Und als um Kund' des Weges der Ritter zu ihm eilt,
In sprachlos frohem Staunen sein Blick auf ihm verweilt.

„Mein Eberhard!" — so rief er und sprang vom hohen Roß
Und eilte zu dem Hirten, den jubelnd er umschloß;
Doch der entwand dem Frohen alsbald sich fremd und kalt,
Verneinet ihn zu kennen und strebt zum düstern Wald.

Doch ihn ereilt der Ritter, entblößt des Hirten Brust,
Zeigt auf bekannte Narben und küsset sie mit Lust
Und ruft die schönsten Bilder der Jugendzeit zurück
Und wecket all das Leiden und wecket all das Glück.

Tief aus des Hirten Herzen taucht weiche Wehmuth auf,
Es zuckt sein Mund, es haben die Thränen freien Lauf:
Erinn'rung schöner Tage mischt sich mit düsterm Schmerz,
Die alten Wunden bluten, weich wird das Männerherz.

Für's Glück der Jugendtage wird nie der Busen kalt
Und auch des Büßers Seele fühlt liebliche Gewalt:
„Ich bin es, Bruder!" — rief er, gedrängt von Leid
und Lust,
Und öffnet seine Arme und lag an Freundesbrust.

Von Grüßen, Händedrücken, wie Lipp' an Lippe hing,
Und wie den Langentbehrten der Freund mit Lust umfing,
Das mag in Worten schallen, doch Wiedersehenslust
Die klingt in keinen Worten, sie wogt in stummer Brust.

So sangen's Nachtigallen ringsher in weichem Lied,
Als freuderoth die Sonne vom trauten Anblick schied
Und Amsellieder flüstern's durch dunkles Eichenlaub;
Doch waren die Genossen für alle Klänge taub.

Wer schildert ihre Wonne, der Hochgenüsse Zahl?
Wer zählet all die Blüthen im reichen Quellenthal?
Doch glücklich, wer die Größe des Lustgefühls ermißt,
Das Alles auf der Erde um treue Lieb' vergißt.

Doch ach! des Grafen Liebe riß ihn zu Schmerz empor,
Aus hehrem Freudetaumel in Leid er sich verlor.
Stumm schreiten sie zum Kloster. So bricht der Sonne
Pracht
Durch leichte Morgenwolken nach wilder Wetternacht.

Wie staunten Abt und Mönche, als in dem Knecht-
gewand
Ein edler Graf vom Berge vor ihren Augen stand;
Es gaben Graf und Ritter viel Wunderbares kund,
Es lobten Gott im Himmel die Herrn zu Morimund.

Doch als von froher Heimkehr der Odinthaler sprach,
Aus Eberharden's Auge der Thränen Fülle brach:
Nie wollt' zurück er kehren zur Welt voll Trug und Leid,
Da Frieden ihm geworden in stiller Einsamkeit.

Und freudiger jetzt priesen die Herrn zu Morimund
Den guten Gott im Himmel, der hier sich machte kund;
Man reichte Ordenskleider dem Hirten Eberhard,
Alsbald der Graf vom Berge zum Mönch gesegnet ward.

Der treue Ritter, einsam besteiget er sein Roß,
Viel Freud' und Leid zu tragen zum Neuenburger Schloß:
Die Freud', daß er gefunden des Land's, des Bruders Lust,
Das Leid, daß er im Kloster als Mönch ihn lassen mußt'.

Im kühlen Wuppergrunde manch' würzig Blümchen blüht,
Im Neuenburger Schlosse ist manche Lust erglüht;
Doch hatten nie die Blumen so süßen Duft gestreut,
Nie war im stolzen Schlosse der Lust so viel, wie heut.

Wohl war's ein guter Rappen, der frohe Botschaft trug,
Doch solcher ist der Adler der Luft nicht rasch genug.
Nie ritt der Odinthaler vom Feind verfolgt so schnell,
Es dampft die weiche Erde, der Stein sprüht Funken hell.

Die Felder und die Wälder in Eil vorüberfliehn,
Schon färbt das Blau der Ferne sich auf den Hügeln grün,
Die Höh' herab zur Wupper keucht schäumend schon das Roß
Und schon hinauf die Felsen zum Neuenburger Schloß.

Es hat der biedre Adolph den Freund von fern erblickt;
Er eilet ihm entgegen, und dieser ruft entzückt:
„Den ihr als todt beweinet, er lebt frisch und gesund
„Und singt als Mönch im Chore des Klosters Morimund.

„Und sendet Brudergrüße und Gottes Segen Euch,
„Hinfort will er nur dienen dem Herrn im Himmelreich!"
Da, heißt es, hätten Thränen des Grafen Aug' erfüllt,
Die seligste der Gaben, die Gottes Hand entquillt.

Nichts Herberes, nichts Süß'res ist auf der Welt bekannt,
Als Leids- und Freudethränen; so nah ist sich verwandt,
Was alle Herzen suchen, was alle Herzen fliehn
Und dem wir unbefangen stündlich entgegen ziehn.

Noch nie ward froh're Kunde von ferneher gesandt,
Gleich zarter Sommerseide flog Lust durch's ganze Land.
Adolph zum Kloster eilet. Die Bilder dort aus Stein
Zwar hörten viel von Liebe, doch nie so treu und rein.

Vergeblich bot Graf Adolph dem Bruder Leut' und Land,
Der tauscht um alle Reiche nimmer sein Mönchgewand;
Jedoch das Schloß vom Berge dies wählt der Fromme aus,
Die Hallen einzuweihen zum heiligen Gotteshaus.

Und Gott im Himmel priesen die Herrn zu Morimund,
Der zu des Ordens Mehrung sich also machte kund;
Doch froher zog Graf Adolph den Bruder im Geleit
Mit zwölf der frömmsten Mönche, die jenes Schloß geweiht.

Bald strebt der Kirche Kuppel hoch über'm Schloß empor,
Hell tönt die Klosterglocke zu frommer Mönche Chor;
Wo einst das Wild nur gras'te in wildem Waldesgrau'n,
Dort sah man fleiß'ge Hände das Saatenfeld bebau'n.

Nicht Schilde, Speer und Schwerter führt man herab in's Thal,
An Aexten nur und Spaten gleißt dort der harte Stahl
Und Bau an Bau entsteiget und Feld an Feld sich reiht,
Es sproßte reich der Segen, womit das Thal geweiht.

Und Eberhard der Fromme, er lebt dem Himmel nur
Und wandelte auf Erden schon dort auf Edens Flur,
Viel holde Engel winkten ihm oft in sel'gen Au'n,
Und unter diesen Emma, die Krone aller Frau'n.

Wie Duft die Blume hauchet, sein Leben still zerfloß,
Es ward sein treuer Bruder forthin sein Zellgenoß;
Die Gattinn ruht im Grabe, dem Land gebot der Sohn,
Da war die Bruderliebe der Tugend hehrer Lohn.

Und als die Sterbestunde Graf Eberharden schlug,
Eh' er zum Himmel einzog, den er im Busen trug,
Da nannt' er Tag und Stunde, die Wiedersehn verhieß,
Und zu derselben Stunde Adolph die Welt verließ.

Es ruht in Einem Grabe gebettet ihr Gebein,
Mit alten Lettern kündet es uns ihr Leichenstein
Und viele Wunder leben noch in des Volkes Mund,
Wie Gottes Wohlgefallen sich gab den Treuen kund.

Der Wunder Kund' erweckte der Pilger reichen Strom,
Noch heute viele wallen zum Altenberger Dom,
Dort sieht man sie bestaunen das herrliche Gebäu,
Doch milder noch erregt sie der Brüder Lieb' und Treu.

---

2) Die heilige Eselei.

Heilige Einfalt war unter den Mönchen die beliebteste Tugend und darum auch der Esel das beliebteste Geschöpf; denn für heilig wurde er gehalten wegen des Kreuzes, das er auf dem Rücken trägt und seine Einfalt ist sprüchwörtlich. Dazu aber leuchtete er dem Mönche vor als ein Beispiel der Demuth und der Verschwiegenheit, denn beständig sieht man ihn mit hangendem zur Erde geneigtem Kopfe, wie es die Ordensregel den Heiligen befiehlt, selten hört man seine Stimme, sein Schritt ist langsam, ernst und ehrwürdig seine Miene, Fasten und Prügel er-

trägt er schweigsam wie je ein sich kasteiender Mönch, und was seine sonstige Enthaltsamkeit anbetrifft, so stimmt sie mit der des Mönches, wie ein gemeines Sprüchwort vom Esel sagt. Dem Esel, des Mönchthums trautem Genossen zu Ehren wurde sogar in den Klöstern ein jährliches Fest gefeiert, und dies sogenannte Eselsfest fand sogar an dem römischen Hofe die günstigste Aufnahme.*) Der Esel bediente man sich zu den wichtigsten Geschäften und man benutzte sie als eine Art Orakel. So auch bei der Verlegung des Altenberger Gotteshauses von dem steilen Schloßberge in das tiefe wohlbewässerte Dhünthal. — Als der Convent die Verlegung des Klosters beschlossen hatte, konnte man über die Stelle, wo es neu aufgebaut werden sollte, nicht einig werden. Einige meinten, man solle am nördlichen Eingange des Thales, dort, wo der Schüllerhof liegt, die Baustelle wählen, Einige glaubten, unmittelbar an der Dhün sei die geeignetste Stelle, Andere wollten sie auf dem Fuße des Schloßberges finden. Da aber schlug Abt Berno das beste oft benutzte Auskunftmittel vor. Ein Gottesurtheil! Der Esel sollte entscheiden. — Dieser wurde mit den Insignien des Klosters und dem zum Bauen bestimmten Gelde beladen, vor das Thor der alten Burg geführt und dann sich selber überlassen. Langsam schritt er den Berg hinab und suchte wegen der brennenden Sonnenhitze den kühlen Schatten des Quellenthales. Die Mönche schritten von Fern hinterher, erwartungsvoll auf die Bewegungen ihres Obmanns. Oft stand der Esel still am Wege und rupfte eine Distel, aber bald schritt er wieder tiefer und tiefer, bis er endlich an die Stelle kam, wo der Kaibach von der Spechtshard herunter rieselt und damals mitten im Walde einen frischen Wiesenstreifen tränkte. Da stand

---

*) Dort freilich eine fürchterliche Ironie. Der damals aufgeklärte Italiener verspottete die ihm günstige Leichtgläubigkeit der Völker, besonders der Deutschen. Drum hieß es in einem der beim Eselsfeste gebräuchlichen Kirchenlieder:

Virtus asinaria
Portat pro ecclesia
Thus et Mirha de Saba! etc.

der Esel vor dem klaren Waldwasser, letzte seine dürre Kehle und grasete dem Ufer entlang. Endlich stand er wieder stille, mit Ernst rings um sich schauend; die Mönche fürchteten, er würde noch weiter schreiten von dieser lieblichen Stelle — da streckte sich das Vieh in den Schatten nieder, dehnte und wälzte sich und ließ dann seine gewöhnliche Stimme erschallen, laut gleich dem frohen Schmettern der Posaune. „Das ist die Baustelle!“ „Gott will es!“ riefen die Mönche und das Geschrei des Esels übertönten frohlockende Psalmen.

Also war die Baustelle durch ein schiedsrichterliches Gottesurtheil bestimmt und der Bau begann und gedieh unter dem Schutze des Himmels an der anmuthigsten Stelle des Thales. Wäre damals aber nicht grade so heiße Witterung und in dem Schatten so würziges mastiges Gras gewesen, so würde der Esel wahrscheinlich eine entferntere Baustelle angewiesen haben. —

---

3) Die eilftausend Jungfrauen zu Altenberg.

Bekanntlich wurden einige hundert Gerippe aus der heiligen Ursulaschaar durch Gottes besondere Gnade in dem Boden der Altenberger Klosterkirche gefunden, als man schrieb im Jahre Eilfhundert und Sieben und Neunzig. Da haben sich viele Wunder begeben, welche die Aechtheit der ausgegrabenen Reliquien beurkundeten, und deren einige, wie sie von den frommen Mönchen, von Augenzeugen erzählt wurden, hier zur Erbauung Platz finden mögen.*) —

Zu der Zeit, als eine große Anzahl von Gebeinen und Schädeln der heiligen Ursulalegionen in Altenberg ausgestellt war, wuschen die frommen Mönche dieselben mit Wein, bestrichen sie mit wohlriechenden Salben und stellten sie auf den Sitzen des Capitelhauses über aus-

---

*) Man sehe u. A. Caesarius Heisterbacensis in Dialogis lib. VIII cap. 88, 89 seq.

gebreiteter frischer Leinwand zum Trocknen aus. Da ergoß sich plötzlich von den Gebeinen ein schrecklicher Gestank, der Aller Nasen unausstehlich war. Abt Goswin, in Furcht, daß dieses Ereigniß durch irgend eine Schalkheit des Teufels, um die Andacht der Genossenschaft zu den heiligen Reliquien der Märtyrinnen zu stören, herbeigeführt werde, sammelte schnell einige Priester um sich, zog die heil. Gewande an, ließ auch die Begleiter dieselben anziehen und rief also bewehrt durch die halbgeöffnete Thüre des Capitelhauses: „Dich beschwör' ich, Geist der Unreinigkeit, durch Ihn, der kommen wird zu richten die Lebenden und die Todten und zu zerstören die Welt durch's Feuer, daß: wenn Du bei gegenwärtigem Gestanke die Hand im Spiele hättest, dies sofort erhelle und Dein höllisches Machwerk vernichtet werde durch sie, die der Schlange den Kopf zertreten; Du sollst Gott und diesen lieben Heiligen vergönnen die Ehre der Anbetung!" —

Wunderbar — kaum waren diese Worte den eifernden Lippen entflogen, sieh! da erhob sich ein großer Pferdeknochen vor den Augen aller anstaunenden Mönche aus der Mitte der Reliquien und flog wie vom Sturmwinde gefaßt aus dem Capitelhause, womit denn aller Gestank weg war und ein süßer entzückender Wohlgeruch sich in dem Saale und über die ganze Abtei verbreitete. Da priesen Alle den Herrn und brachten ihm Dankhymnen, weil er des Teufels Machwerk verrichtet, den Argen beschämt und die lieben Heiligen verherrlicht hatte. —

Als die heiligen Gebeine nun gereinigt waren und zum Schmucke der Kirche rings auf den Altären aufgestellt werden sollten, da trat Abt Goswin vor die Todtenschädel, segnete und fragte sie im Namen des Gekreuzigten, ihres Bräutigams und aller Heiligen, ihrer Gespielen, um Namen, Stand und frühere Heimath? Und die Schädel antworteten mit zarter lieblich tönender Stimme, und da hieß die eine Agnes und war gewesen eines Herzogs Tochter aus Engelland; die andere Amelia war des Bischofs von Jütland Schwester; die dritte Luitgardis u. s. w.

Einem Conversen, der einen Schädel aus der heiligen Ursulaschaar in besonderer Andacht mit köstlichem Weine

gewaschen und dann brünstig geküßt hatte, erschien im Traume der darauf folgenden Nacht eine überaus schöne Weibsgestalt, schöner als je eines Wachenden Auge gesehen, umfing ihn und sprach mit süßem Tone: „Als Du gestern mein Haupt salbtest, hast Du mich so liebreich geküsset, daß ich Deinen Kuß zu erwiedern nicht unterlassen kann. Er aber, seiner Gelübde gedenkend, wandte sein Antlitz, auf daß er den Kuß der Jungfrau meide. Durch diese Bewegung aber erwachte er aus seinem schönen Traume und die holde Erscheinung verschwand. —

Ein Mönch aus Heisterbach, der sich damals gerade in Altenberg befand, und Augenzeuge und Anstaunер aller jener Wunder, die heiligen Reliquien verehren half, erhielt von dem Altenberger Convente einen Rückenwirbel einer Jungfrau aus der heil. Legion zum Geschenke für seinen Abt Gebhard. Voll Freude über diesen Schatz, den er in ein Seidentüchlein eingewickelt in die Schenkeltasche steckte, gab er sich auf den Weg zu seinem Kloster. Da begegnete ihm von ungefähr eine sehr schöne Dirne und der Unzuchtsteufel *) regte in ihm den alten Adam; aber damit die Kraft der Reliquie verherrlicht werde, gewann diese plötzlich so sehr an Gewichte, daß der gute Mönch kaum fortzuschreiten vermochte, und er fühlte auf seinem Schenkel einen solchen Schmerz, als wenn er von einer glühenden Zange gezwicket würde. Der Schrecken darüber verjagte die schändlichen Bilder seiner Phantasie und mit ihnen verlor sich der Schmerz und das Gewicht der Reliquie. Als er aber nun ungehindert weiter schritt und der Begebenheit ruhiger nachdachte, da wiederholte sich die fleischliche Anfechtung und mit ihr verdoppelte sich das vorige Wunder, so daß er auf dem Wege zusammenstürzte und erst lange nachher wieder forteilen konnte, um sein Kloster zu erreichen. Dort aber trug er dies Wunder seinem Abte und der Genossenschaft vor, welche darüber nicht wenig erstaunten, der also verherrlichten Reliquie die brünstigste Anbetung zollten und sich diesen Wink des Himmels zum Fingerzeige gedeihen ließen:

---

*) Spiritus fornicationis! sagt Cäsarius.

denn seit diesem Begebnisse ging kein frommer Mönch auf Reise, ohne von dem Abte eine heilige Reliquie zu erbitten, die ihn, so lange er sie in der Tasche seiner Schenkelbekleidung trug, vor allen Regungen des alten Adams sicherte und ihn rein erhielt auf dem Wege der Reinen. Dies Wunder aber verbreitete sich ringsum im Lande durch alle Gotteshäuser und der Heisterbacher Beispiel fand Nachahmung, zum Schutze des heiligsten aller Gelübde und zur Verherrlichung der Ehre Gottes und der eilftausend Jungfrauen, woraus es denn auch erklärlich, warum man in Altenberg zu so vielen sonst vollständigen Skeletten aus der heiligen Ursulaschaar so auffallend wenige Rückenwirbelknochen findet. —

4) Der blühende Hirtenstab.

Bruno von Altena, der sechsundvierzigste Erzbischof von Cöln, aus der Familie der bergischen Grafen, war nur durch die inständigsten Bitten des hochwürdigen Domcapitels und aller seiner Freunde zur Uebernahme so hoher Würde bewogen worden, denn er war ein höchst demüthiger Mann und bedacht, dem Herrn zu dienen in tiefster Stille des Gemüthes. Deswegen sagten ihm der Prunk und die Wirrungen seiner so hohen Würde keineswegs zu und schon in dem dritten Jahre des Hirtenamtes legte er dasselbe feierlich nieder in die Hände seines Neffen Adolph und ging nach Altenberg, las dort zum letztenmale im bischöflichen Prunke ein feierliches Hochamt, stellte dann seinen Hirtenstab über dem dortigen Hochaltare auf und ließ sich mit der Cisterzkutte zum Mönche einkleiden, dessen Gelübde er ablegte. Er war der strengste und frommste Priester des Gotteshauses; seiner irdischen und kirchlichen Hoheit gänzlich vergessend, diente er nur dem Himmel in dem reinsten Wandel, bis ihn der Herr zum Loose der Seligen abrief. Als dies aber geschah, in der Nacht auf den 12. März des Jahres Zwölfhundert, und die Genossenschaft in's Chor kam, um die Vigilien zu singen, da war die Kirche mit einem

lieblichen Wohlgeruche erfüllt, und, o Wunder! der dürre Hirtenstab war ergrünt, vom frischesten Palmlaube umsprosset und die prachtvollsten Lilien blüheten rings um denselben hervor. Das war der Stab Araons, der da deutet auf das Land der Verheißung. Alle priesen den Herrn, gewahrend, daß mit dem nahenden Frühling des Jahres auch für den selig Verewigten ein schöneres Leben aufgegangen, und wie der Himmel schon gethan und durch Wunder bewiesen, zählte auch die Genossenschaft den Abgeschiedenen zu den heiligen Gottes, welches der heilige Vater zu Rom bestätigte und welches noch viele Wunder, die sich an seinem Grabe begaben, bekundeten.

---

5) Der Waldbruder.

Unter dem hochseligen Abte Gottfried, zur Zeit des heiligen Engelbert, lebte in Altenberg ein frommer Laibruder, Johann mit Namen, aus Horchheim bei Coblenz gebürtig, woher er den Beinamen Hans von Horchheim führte. In weltlichen Dingen war er ein überaus einfältiger Mann; er hatte auf nichts Acht, als auf die Klosterregel und das Geheiß seines geistlichen Vaters, des hochwürdigen Abtes, der ihn, der zuverlässigen Treue halber, meistens außerhalb der Klostermauern beschäftigte als Aufseher über die Waldpflanzungen. Da wohnte Johannes meistens in einer Hütte mitten im Walde auf der Spechtshardt, und kam nur in's Kloster herab, um dem Gottesdienste beizuwohnen. In dem Walde aber gewahrte man, wie angenehm dem Himmel die kindliche Einfalt des Laibruders und die Strenge seines Lebenswandels war; denn die Wurzeln und Kräuter, deren er sich als gewöhnlicher Nahrung bediente, wandelten sich nicht allein dem Geschmacke, sondern auch der Gestalt nach in die köstlichsten Gerichte und das scheue Wild und die Waldvöglein kamen zu der Einsiedlerhütte, unterhielten den frommen Mann in Stunden der Ruhe, lagerten sich schweigsam vor dem Betenden, halfen ihm in seinen

Pflanzungen, vernichteten oder vertrieben das schädliche Gewürm und redeten zu ihm in einer ihm verständlichen Sprache von zukünftigen Dingen, die er zur Verwunderung des Conventes im Kloster wieder erzählte. Der Mann, der von den gewöhnlichsten Dingen aus dem Leben gar nichts wußte, sagte voraus, was kein Witz aller Weisen zu berechnen vermochte, und immer geschah es, wie er gesagt hatte. So prophezeihte er den Märtyrtod des heiligen Engelbert, des Erzbischofs von Cöln, den Ausgang des damaligen Kreuzzuges und viele andere Dinge, die sich im Kloster begaben. Auch sein eigenes Hinscheiden hatte er vorhergesagt. Man fand seinen Leichnam eines Morgens mit lächelndem Antlitze, umleuchtet von wunderbarem Glanze in der Waldhütte; aber unter den Thieren des Waldes war große Trauer; die Vöglein sangen an vielen Tagen nicht mehr und die Rehe und Hirsche, das Haupt senkend, klagten umher. Dies begab sich am zwölften Mai des Jahres Zwölfhundertachtunddreißig und nachher geschahen noch viele Mirakel an dem Grabe des Johann von Horchheim, den man dieserhalb und in Betracht seiner hohen Tugenden beatificirte und dessen Gedächtniß noch bis in die letzte Klosterzeit alljährlich am zwölften Mai gefeiert wurde.

---

6) Woldus.

Je größer die Heiligkeit des strengen Weltüberwinders ist, desto höher steigert der Satan seine Schalkheit zur Verlockung zum Bösen. Dies erfuhr vor Allen auch der heilige Ordensmann Woldus zu Altenberg. Derselbe war eines beispiellos strengen Wandels; er sprach nie ein Wort, als wenn er vom Abte gefragt wurde, oder sein Gebet sagte; Fasten und Kasteiung waren seine Erholungen und Gehorsam seine Lust. Dazu war er keusch und rein und heilig wie die Engel, die oft sichtbar zu ihm als Gespielen herab stiegen und ihr Wohlgefallen an ihm durch viele Mirakel bewiesen. So war er einst-

mals, da er auf dem Söller ungefähr 40 Fuß hoch über dem Boden schlief, von den Glocken, die zum Gottesdienste riefen, geweckt worden und trat statt zur Thüre, zum Fenster hinaus. Doch wurde er nicht beschädigt, sondern Engel, die immer um ihn waren, trugen ihn auf den Händen und setzten ihn sanft auf den Boden nieder. — Ein andermal war ein wüthender Wolf in den Klosterhof gedrungen, hatte die Hunde des Meiers, hatte mehrere Schafe zerfleischt und Mönche und andere Klosterleute in ihre geschlossenen Zellen geschreckt. Doch Woldus ging herab zur rasenden Bestie, ergriff sie und führte sie, gezähmt gleich einem Lamme zu der Kette des Hofhundes, wo sie sich anschließen ließ und die Dienste desselben forthin mit der größten Pünktlichkeit wahrnahm. — Waren dem Kloster Sachen entwendet worden, so wußte er durch sein Gebet die Wiedergabe der gestohlenen Sachen sogleich zu erwirken und selbst die rohesten Raubritter vermochte er zur Erstattung des Raubes. Kein Wunder also, daß der Satan ihm gram war und auf jeden Schritt lauerte, ihn zum Falle zu lenken. Als der gute Woldus einst ohne Sprecherlaubniß vom Abte außerhalb die Ringmauern gesendet wurde, begegnete ihm der Satan in Gestalt eines fahrenden Kriegsknechtes und verlangte unter den grimmigsten Drohungen Geld von ihm. Es ging dem Bösen aber nicht um eine Gabe, sondern er gedachte den frommen Bruder zum Bruche des Stillschweigens zu vermögen, damit er das Gelübde des Gehorsams verletzen sollte. Dieser in der Einfalt seines Herzens den Argen wirklich für einen armen Gesellen haltend und von Mitleiden bewegt, gab ihm das Beste, was er zu geben vermochte, seinen Segen. Aber, o Wunder! Da floh statt des Kriegsknechtes der Satan in leibhaftiger Gestalt vor dem betenden Mönche daher. Doch kaum war dieser der Fortsetzung seiner Wanderschaft bedacht, da fühlte er sich rücklings angefaßt und durch die Luft fortgezogen hoch über Berg und Thal. So flog er mit unbegreiflicher Schnelligkeit in wenigen Augenblicken viele Meilen Weges bis auf die Zinnen der Isenburg an der Ruhr, ein hohes prachtvolles Schloß auf hohem Berge, und neben ihm stand der Versucher

in der Gestalt, worin er ihn eben fliehend gesehen und sprach: „Schaue Dich um in diesem schönen Gau; alle diese Herrlichkeit, soweit Du siehest, sollst Du zueigen haben, sobald es Dein Herz begehrt; Du sollst Schlösser, Land und Leute regieren und Schätze gewinnen, soviel Du willst, drum offenbare mir nur Deine Wünsche!“ — So sagte der Böse, damit Woldus das Gelübde der Armuth mindestens durch den Wunsch des Herzens brechen sollte; allein der Heilige war eines Bessern bedacht; er trieb den Versucher wie vormals von dannen, stieg dann die Burg hinab und trat betend den fernen Weg zur Heimath an. Da verirrte er sich bei Nacht in dichtem Walde, ein furchtbares Wetter war im Anzuge und Woldus von allem Obdache fern. Wie erfreut war er, als er endlich eine verlassene Köhlerhütte erreichte, die ihm vor dem Regen Schutz bot. Betend, wie er gekommen, ließ er sich dort ermüdet nieder, den Morgen zum Weitergehen zu erwarten; er glaubte sich allein, aber der leidige Gottseibeiuns war ihm nachgeschlichen und suchte Gelegenheit, den Frommen aus dem vornehmsten Gelübde, dem der Keuschheit zu verlocken. In der Gestalt eines bildschönen Weibes, in üppigem Gewande und mit unzüchtigen Gebärden trat er in die Hütte zu dem Ordensmanne, grüßte, liebkos'te ihn und erschöpfte alle höllische Buhlerkunst. Doch solche Pfeile drangen nicht in die eherne Brust des strengen Weltüberwinders; von unnennbarem Ekel erregt hatte er kaum den Namen Gottes erwähnt, als das rosige Antlitz der Dirne verbleichte und ihre ganze Lieblichkeit verschwand. Der Teufel stand wieder vor dem betenden Mönche, doch scheußlicher wie vorher durch die Verzweiflung über die unbesiegbare Tugend des Versuchten. Er hat es hinführo nie wieder gewagt, dem guten Woldus zu begegnen, der anderen Tages sonder Gefährde wieder zu dem Kloster kam, wo Alle in der größten Besorgniß um ihn waren. Doch wie erstaunten Abt und Genossen, als sie die Ursache des Ausbleibens vernahmen! — Des Wunderbaren ist noch viel, das dem frommen Mönche begegnete, und viel sind der Mirakel, die er im Leben, sowie nach

seinem Tode im Grabe gewirket hat, weßhalb er beatifiziret und sein Andenken alljährlich am 30. Januar in Altenberg gefeiert wurde.

---

7) Die Bienenkapelle.

Ein Converse zu Altenberg, welchem die Aufsicht über die Bienenzucht aufgetragen war, und der ein recht frommer auf den Vortheil des Klosters bedachter, aber übrigens ein höchst einfältiger Mann war, hörte einst einen Mönch von der wunderbaren Kraft der geweihten Hostien erzählen, wie z. B. bei der Hagelfeier durch Aussetzung und Umtragung des Monstranzes im freien Felde dort die Früchte vor Wetterschaden bewahrt würden und Alles reicher und üppiger sprosse. Da gedachte der einfältige Bienenpater auf Eingebung des Bösen, daß auch der Ertrag seines emsigen Völkleins durch den Leib des Herrn auf wunderbare Weise vermehret werden müßte und als die Bienen zur Sommerzeit hinausgefahren waren auf blühende Haide, da entwendete er eine geweihte Hostie und steckte dieselbe in das größte und schönste Bienenfaß, das in der Mitte des Spaliers stand. Aber, o Wunder! statt sich ferner um den Honig zu bemühen, sammelten sich Alle um die süßeste der Süßigkeiten und errichteten aus dem Wachse des Bienenkorbes eine Kapelle im Kleinen, gerade wie die Altenberger Kirche mit allen Fenstern und Pfeilern, die im gegebenen Verhältnisse so dünn waren wie Dornspitzen, mit Gewölben, Altären, Glocken und Verzierungen, so richtig und zierlich, wie kein Künstler es vermocht hätte. Darauf aber versammelten sich alle Bienen der Umgegend und umflogen summend den niedlichen Bau und die frommen Rehe und andere Thiere des Waldes knieten vor dem Allerheiligsten, damit es nicht darbe der schuldigen Verehrung. Als aber eines Morgens der Converse kam und mit Bewunderung und Schrecken dies Alles eingesehen, da lief er von Verzweiflung und Reue getrieben in's Klo-

ster, erzählte aufrichtig Alles, was er gethan und was sich darauf begeben hatte. Da zog der Convent aus in feierlicher Procession, er holte die Hostie in die Kirche zurück und stellte die künstliche Kapelle der frommen Bienen zum ewigen Andenken neben dem Sacramentshäuslein auf. An der Stelle aber, wo das Wunder sich ereignet, wurde später eine Kirche errichtet, um das sich eine Gemeinde versammelte, welche noch die Bienenkapelle (Immekeppel) genannt wird. — Der einfältige Converse aber, der durch seinen Frevel die Gnade des Himmels verscherzt zu haben glaubte, fiel in Blödsinn und starb elendig. —

---

8) Der Wasserteufel.

Ein anderes Zion ragte die neue Klosterkirche in stolzer Pracht ihrer Mauren aus dem stillen Dhünthale empor. Auf 24 Altären, die mit glorreichen Reliquien geschmückt, erneuete sich täglich eine große Anzahl heiliger Opfer; die hellen Glocken erfüllten mit ihrem Klange die fernen Thalschluchten und der Chor der psallirenden Mönche stieg stündlich empor, dem Herrn ein wohlriechend Opfer; aber der Satan, dies anschauend, wollte bersten vor Neid, und nachdem er zur Verlockung der heiligen Mönche alle List der Hölle vergeblich vergeudet hatte, sann er, das prachtvolle Gotteshaus und Alles, was darinnen, mit Einem Schlage zu vernichten. Mehrmals versuchte er dies durch eine Feuersbrunst zu bewerkstelligen; allein das Feuer der Hölle verbleichte beschämt vor dem Lichte der geweihten Kerzen und der ewigen Lampe; der oft schon sich erhebende Brand verloschen, und nun wollt' es der Arge mit dem Wasser versuchen. Tags vor Christi Himmelfahrt, am 23. Mai des Jahres 1324, versammelte Satanas oberhalb Altenberg eine ungeheure Wolkenmasse und stürzte ihre Fluthen unter Donner, Blitz und Schwefelqualmen in das enge Thal herab. Vernichtend und alles mit sich fort-

reißend schossen die Wogen gegen das Kloster herunter; allein damit sie bei der Abtei in dem dort an Umfang gewinnenden Thale nicht verflachen und verseichten möchten, stellte sich der Arge in eigener Person unterhalb die Dhünbrücke und wandte all seine Höllenkunst an, die Fluthen aufzuhalten und von allen Seiten gegen die Kirche zu treiben. Dies gelang ihm auch dermaßen, daß der ganze Klosterhof unter Wasser kam, daß die Fluth Menschen und Thiere verschlang, in Kirche und Abteigebäuden alle Vorräthe wegriß oder verdarb und Schlamm und Baumstämme dort aufhäufte. Schon zitterte die Klosterkirche unter der Gewalt des Andranges, und Alle, blos der eigenen Rettung bedacht, fanden weder die Ursache des Uebels, noch ein Mittel, das Drohende zu verscheuchen. Da gewahrte Reinhards, des hochwürdigen Abtes Scharfblick den in dem Strome unterhalb der Dhünbrücke stehenden Vater alles Bösen, vor welchem die Fluthen ängstlich herauf zischten. Schnell machte er ein gewaltiges Kreuz über dessen ganze Figur und sprach einen gesalbten Fluch, worauf der Satan plötzlich so schwach wurde, daß ihn das Wasser mit fortriß, welches sich dann allmählig verlief. So wurde das Kloster durch den derben Exorzismus des hochwürdigen Vaters Reinhard zwar vom gänzlichen Untergange gerettet, aber welch ein Gräuel der Verwüstung war dem Bösen gelungen! Zehn Mönche, von den frömmsten die da waren, hatten in den Fluthen ihren Tod gefunden, alles Vieh, selbst die zur Mast eingepferchten Hühner und Gänse waren umgekommen und den Fischen die Teiche geöffnet. Die Getraidevorräthe waren verdorben, die Mühlenwerke zerbrochen, der Hausrath beschädigt, Alles lag voll Schlamm und Trümmer; selbst in der Kirche lagen Heiligenbilder, Schlamm, Meßgewande, Bänke, Kerzen, Bücher, heilige Gefäße und Alles durcheinander. Felder, Gärten und Obstgehöfte waren ausgeschwemmt und verödet, unermeßlich war der Verlust. Aber der Satan wagte also gedemüthigt nicht mehr auf solche Weise zu schaden und gute Engel trugen dem Kloster vielfach zu, was ihm der Böse entrissen.

---

9) Die verrätherischen Schuhe.

Wenn der Satan irgend einen frommen Mann auch nicht zum Falle zu verleiten vermag, so sucht er ihm doch am Leumund zu schaden und ist mindestens bemüht, ihn in der Meinung Anderer herabzusetzen. Der Pater Meinhard in Altenberg war trotz seiner Jugend einer der frömmsten und eifrigsten Mönche, der Allen mit dem besten Beispiele vorging. Dies ärgerte den Teufel, der vergeblich versucht hatte, ihn in seine Netze zu verlocken, und drum blies er in die Ohren der Verläumder, daß Pater Meinhard mit Weibern Umgang pflege, die ihn sogar in seiner Zelle oft heimlich besuchten. Dies Gerücht lief durch's Kloster, es kam vor den Abt, Meinhard wurde verdächtig und scharf beobachtet. Da schlich der Teufel in Gestalt eines Weibes bei Dämmerung vor des Paters Zelle und verschwand dort — der Pater drinnen war ein weniges unpäßlich — und die Nachricht wurde dem Abte hinterbracht. Mit dem Prior und anderen frommen und verschwiegenen Männern kam er vor Meinhard's Zelle und fand die Thüre geschlossen; er klopfte an, langsam wurde ihm geöffnet, aber der Pater war allein, krank und kleinlaut. Mißtrauisch leuchteten die Angekommenen unter dem Bette und in der Halle umher und siehe! vor dem großen Wandschranke standen ein Paar niedliche Weiberschuhe. Höchlich entrüstet befahl der Abt, den Schrank zu öffnen und — eine bildschöne Dirne trat heraus und lief lautlachend und baarfuß aus der Zelle. Zürnend wollt' sich der Abt gegen Meinhard wenden, aber dieser gewahrte des Satans Trug, exorzirte die zurückgebliebenen Schuhe, und o Wunder! sie wurden plötzlich in zwei große Roßhufe verwandelt, die mit Gestank von dannen flogen. Da gewahrten alle Anwesenden, daß die entflohene Dirne kein Anderer als der Arge selber gewesen sei, der dem guten Pater hatte schaden gewollt, aber jetzt durch Mirakel die Würdigkeit desselben noch mehr verherrlichen half. —

---

10) Der Teufel in Glas.

Zu einer Zeit war es in dem Altenberger Kloster gar nicht geheuer, überall spuckte es; vor den Thoren und innerhalb der Ringmauern, im Kreuzgange und selbst in der Kirche wurde der Teufel mehrmals, oft in Gestalt eines zottigen Bären oder schwarzen Hundes, oft aber auch als eine schmucke Dirne gesehen, und in letzterer Form ist er frommen Mönchen immer am gefährlichsten. Besonders im Mondscheine oder in der Dämmerung ließ er sich so am häufigsten finden, es war im Kloster Niemand, dem er nicht vielfach schon begegnet, und so hatten sich Viele an den Anblick gewöhnt und kümmerten sich nicht darum, Andere aber verspürten bei so entsetzlicher Nähe ein heimliches Grauen und man versuchte darum alle Beschwörungsarten, den Unholden zu verbannen — jedoch vergeblich. Da erfand endlich ein sehr frommer Mönch den sinnigsten Spaß. Da die Kirche des Abends verschlossen war, so hatte der Satan keinen andern Weg zum Einschlüpfen als blos die Schlüssellöcher der Thüren. Diese verpichte der Mönch mit geweihtem Wachse bis auf eines und vor dieses befestigte er nach Innen die Oeffnung eines ringsum gefeiten Glases, das sich auf die geringste Bewegung mittelst eines gleichfalls geweihten Wachsstöpsels schloß. Bevor der Mönch seine Falle aufstellte, hatte er die ganze Kirche besprochen, damit der Arge nicht vielleicht schon drinnen sei und so die ganze Vorkehrung vereitelt werde. Dann schaute er erwartungsvoll dem Morgen entgegen; allein um Mitternacht schon erweckte ein furchtbares Getöse den ganzen Convent: der Böse war wirklich in die Falle gegangen und schrie mit kläglichem Geheul um Befreiung. Der Mönch aber hatte ihn im Glase und auf daß er nicht wieder entrinne, hing er die Flasche hoch an das Gewölbe des Kirchenschiffes. Dort suchte er durch Bitten, Versprechen und Drohungen seine Freiheit zu erlangen, aber vergeblich; die Mönche ließen einen so gefährlichen Vagabunden nicht frei und seine eigene Kraft erlahmte an den geweihten Wänden seines durchsichtigen Kerkers. Doch konnte man von Außen Nichts gewahren, als eine schwarze Masse, die das Glas

ganz ausfüllte, und um im Gottesdienste nicht gestört zu werden, hatten ihm die Mönche beständiges Stillschweigen auferlegt. Nur durch eine zappelnde Bewegung gewahrte man, daß der Inhalt des Glases nicht geheuer. — So war denn das Kloster lange Zeit hindurch vor den Umtrieben dieses Teufels gesichert und der Ruf des Wunders lockte eine Menge neugieriger Pilger herbei, die den Teufel im Glase sehen wollten. Diese Freude aber währte auch nicht lange, denn als man einst eine Veränderung in der Kirche vornahm und ein hohes Gerüste dort aufbaute, zerbrach ein unglücklicher Stoß die Flasche und in Gestalt einer großen schwarzen Fledermaus flog der Gottseibeiuns jubelnd davon; doch wagte er es nie wieder innerhalb der Kirche zu erscheinen und suchte um dieselbe und im Kreuzgange sich in Weibesgestalt für das enge Gefängniß an den Mönchen zu rächen. — Viel hat man von solchen Dingen erzählt und Leute, die nicht an den Teufel glauben uud die letzte Klosterzeit als Augenzeugen aufmerksam bevbachtet haben, behaupten: daß in Berücksichtigung ihrer erwähnten Bevbachtungen der Teufel in Weibsgestalt auch früher auf einem Mißverständnisse beruht habe, und die überlieferten Thatsachen (wolle man sie nicht läugnen) seien ganz natürlich zu erklären, indem bei dem Begegnen einer obenerwähnten Erscheinung sich weniger der erschreckte fromme Mönch als die liebliche Gestalt selber im Mondschein oder gar im Dunkel versehen habe. Der aber, dem die Erscheinung gegolten, mochte der Auslegung froh sein und zur Bestärkung in dem Glauben an satanischen Spuk zur eigenen Sicherheit das Mögliche beitragen. —

---

11) Die wunderthätige Einfalt. *)

Conraden, einem frommen Mönche aus edlem Geschlechte war es gelungen, seinen Geist in so großer hei-

---

*) Simplicitas miraculosa.

liger Einfalt zu erhalten, daß er nicht bis drei zu zählen vermochte. Weil aber damals Diebstähle in der Abtei sehr häufig waren, so ernannte man ihn zum Verwahrer der Speisevorräthe, in der Ueberzeugung, daß unter der gottgefälligen Einfalt alle Schätze in sicherster Verwahrung seien. Besonders an dem gedorrten Fleische, das in einer Rauchkammer neben dem Capitelhause aufgehängt war, gewahrte man häufige Verringerungen. Der Kaibach fließt dort unter einem gewölbten Kanale bis in die Dhün, und durch dieses Kanalgewölbe, welches die Diebe im Capitelhause durchbrochen und mit einem großen Steine bedeckt hatten, wurden die Schinken und Speckseiten weggeholt. Vorsichtig merkte sich nun der Verwahrer die Zahl der einzelnen Vorrathsstücke, aber da er in der Kunst zu zählen nur bis Paar und Unpaar gestiegen, so zählte er also: Ein Schinken und sein Genoß — wieder ein Schinken und sein Genoß u. s. w., bis es endlich auf Paar auslief. Anderes Tages, als er den Vorrath nachzählte, war wieder ein Schinken entwendet, und da Conrad doch wußte, daß Zwei mehr war als Eines, und die Anzahl nicht mehr auf Paar ausgehen wollte, so weheklagte er den ganzen Tag um den Verlust. Anderes Tages aber, als auch ein Stück weggenommen und die Zahl also Paar geworden, frohlockte er über die vermeintliche wunderbare Mehrung, und der Dieb, welcher ihn behorcht, stahl forthin immer zwei Stücke, welches der fromme Conrad nach seiner Zählweise nicht bemerkte, bis endlich das letzte Paar blos übrig war und zu neuem Vorrathe geschlachtet werden mußte. Doch da gewahrte man, wie Gott die Hintergehung der frommen Einfalt räche. — Wie dies zu geschehen pflegt, waren die geschlachteten Schweine an einem sogenannten Krummholze, das durch die aufgeschlitzten Hinterfüße gesteckt war, in der Fleischkammer aufgehängt und bei Nacht kam der Dieb wieder und holte ein solches Schwein, zog es durch den Kanal des Kaibachs in's Freie und trug es nun Rücken auf Rücken, indem er das Krummholz jochweise vor der Stirn trug. Nun führte ihn aber der Weg zu einer Brücke des Dhünbaches, und als er die Lehne desselben benutzte, die Last darauf zu legen und etwas zu verschnaufen, be-

hielt er, zum Fortschreiten bereit, das Tragjoch vor der Stirne. Da aber rutschte der Leichnam des Schweines durch des Diebes unvorsichtige Bewegung über die Lehne dem Bache zu, das Krummholz glitt bis unter das Kinn herab und die über dem Bache schwebende Last des Schweines drückte den Hals des vergeblich zappelnden Diebes so fest an die Lehne, daß er elendig davon erwürgt wurde. Als man des Morgens den vom todten Schweine erdrosselten Mann mit demselben auf der Brückenlehne hangen sah und in ihm einen Nahewohnenden erkannte, suchte man in dessen Wohnung nach und fand dort alle dem Kloster kürzlich entwedete Sachen. Da wurde es offenbar, wie Gott die heilige Einfalt belohne und wie kein sichererer Verwahrer hätte bestellt werden können, als der einfältige Conrad, der nicht über Zwei zu zählen vermochte.

---

12) Der Exprior.

Nicht in der frühesten Klosterzeit lebt ein Mönch zu Altenberg, der Stolz und Ehrgeiz viel zu wenig zu verbergen vermochte, als daß ihm sein Streben, des Klosters Abt zu werden, hätte gelingen können, denn diese Beförderung hing von der Gunst der Genossen ab, die der hoffärtige herrschsüchtige Mönch bei aller Heuchelei schwerlich zu erringen vermag. Doch aus angeborener Sucht, vor Andern zu glänzen schloß der Mönch, von dem ich erzähle, sich seinem Abte an, drang in dessen Geheimnisse, wurde, den Schwächen des Prälaten dienend, dessen rechte Hand und errang so die Würde eines Priors. Da hatte er denn Gelegenheit, sich an den ihm abgeneigten Genossen auf manche Weise zu rächen. Dafür ärgerten sie ihn wieder und der Unfug ging so weit, daß der Prälat endlich, der allgemeinen Stimmung nachgebend, seinen Günstling fallen lassen und ihn absetzen mußte. Mit dem Schaden hat man auch den Schimpf — sagt ein altes Sprüchwort, und der abgesetzte Prior wurde heimlich und öffentlich geneckt und geärgert. Man nannte ihn nur den Exprior. Dies griff ihm an seine innerste Seele und

machte ihn des Lebens überdrüssig. Als der Fischer eines Morgens noch in der Dämmerung, um nach den Reusen zu sehen, an den Fischteich oberhalb des Wildhofes kam, da fand er am Ufer desselben ein Paar Schuhe mit Silberschnallen stehen und in einem derselben einen Brief an den Prälaten überschrieben. Alsbald brachte der Mann diesen seltsamen Fund dem Abte. Dieser entfaltete den Brief, las und entfärbte sich. Er war wie vernichtet, bis er sich endlich wieder ermannte, dem Fischer eine Börse mit Goldstücken in die Hand drückte und ihm befahl, ihn zum Teiche, wo er die Schuhe gefunden, zu begleiten. Die Sonne stieg eben auf und zeigte ihnen die Leiche des Expriors, der im Weiherschilfe baarfuß lag. Heimlich wurde sie in das Kloster gebracht und ausgestreuet, der Prior sei plötzlich am Schlagflusse gestorben. Er wurde mit gewöhnlicher Feier beerdigt und die Sache schien abgethan. Da aber kam eine Zeitlang nachher die Sage, daß am hellen Mittage ein Mann in weißem Mönchgewande durch den tiefen Klosterweiher unten zwischen den Fischen zappelnd gesehen worden sei. Als man die Sache untersuchte, fand sich's wirklich. Ob nun die Goldstücke des Prälaten den Mund des Fischers noch nicht geschlossen hatten, oder ob man die Züge des Expriors erkannt hatte: es ward ringsum im Volke, wie auch im Kloster kundbar, daß sich der Exprior wegen beleidigten Ehrgeizes ersäuft habe und sein Geist zur Strafe hiefür im tiefen Weiher umwandeln müsse, was man am hellen Mittage, wenn die Sonne über die Spezarter Höhe gestiegen, bequem gewahren konnte. Alle Gebete der Mönche, all' ihre Exorzismen vermochten nicht die sonderbare Erscheinung zu verbannen, und drum ließ man, um das Aergerniß zu mindern, die Ufer des Teiches mit Schilf und Wasserlilien überwachsen, damit Niemand vom flachen Ufer hineinzuschauen vermochte. Doch bis heute blieb im Volke die Stelle verrufen und noch Viele soll der Anblick des in der Tiefe herumzappelnden Mönches erschreckt haben, welches denn die Sage im Andenken erhält. Was aber der Prälat in dem Briefe gelesen, den ihm der Fischer in dem Schuh des Verunglückten gebracht, das hat er Niemanden als nur seinem Beichtvater erzählt. Es

gab in Klöstern Geheimnisse, die sich von Laien nimmer ergründen lassen, wie weltlich sie auch sein mochten. Den Abt aber hat man seitdem nicht mehr lachen gesehen und auf seinem baldigen Sterbebette soll er immer nur von dem Exprior und gar seltenen Dingen irre geredet haben.

Geschichten, Sagen und Romanzen ꝛc.

Geschichten, Sagen und Anekdoten ꝛc.

Der Templer zu Burg.

(1309.)

Es steht ein Schloß an der tiefen Maas,
Mit Lilien ist es geschmücket,
Indessen von drüben blicket
Der Wundervogel, der Doppelaar,
Der schwarze Heinrich ihn pflanzte dar
Und schrieb es auf eiserne Säulen,
Daß hier die Stämme sich theilen.

Im Schloß, in den Hallen welch' gleißender Prunk!
Dort Kränze in Kränze sich schlingen
Und Becher an Becher erklingen.
Da singet es auf in Begeisterung,
Schwört Brüderschaft beim Feuertrunk;
Wie Bienen so schwärmen die Zecher
Im Schlosse durch alle Gemächer.

Der Graf erhielt aus der Stadt Paris
Vom König besiegelt ein Schreiben.
Drauf war in dem Schloß ein Treiben:

Jedweden Knappen man reiten ließ
Und Rennen und Stechen man rings verhieß,
Die deutschen und fränkischen Schaaren
Der Ritter zum Feste zu paaren.

Jetzt sind sie beisammen die Gäste all,
Es mischen sich Würde und Flitter.
Vom Tempel die mannlichen Ritter
Sie drängen sich an zum vollen Schwall,
Als gält' es gewinnen den heiligen Grall;
Der Mäntel so viel man erblicket
Mit rothen Kreuzen besticket.

Jetzt ist in regem Wirren das Fest,
Das Mahl wird aufgetragen,
Sie setzen mit Wohlbehagen
Sich rings an beladenen Tischen fest,
Geschäftige Knappen bedienen auf's Best';
Wer hätte wohl früher gesehen
Solch' hohe Feier begehen?

Der Tost er schmettert die Hallen hindurch,
Die Scheiben der Fenster erzittern —
Da drängt sich unter den Rittern
Ein Knappe zu dem Komthur von der Burg,
Ob mancher Heiduck die Stirn auch furch',
Aufhorchen rings die Hüter;
So spricht er zu seinem Gebieter:

„Der beste Rappe arabischer Art,
„Euch sandt' ihn Molay, der Meister —
„Gar wüthend schlägt er und beißt er,
„Heut Morgen noch wie ein Lamm so zart,
„Nun Krampf und Koller in ihm sich paart
„Als trank er giftige Lauge,
„Als wirkte ein böses Auge."

Der Ritter darf im Schoße der Lust
Den treuen Genoß nicht vergessen.
„Auf laßt Euch nicht stören im Essen;

„Das Roß wär' traun ein harter Verlust,
„Ich denke nicht an das Schlimmste just —
„Viel Tränke weiß ich zu brauen,
„Auf deren Wirkung zu bauen." —

Der Ritter rennet zum Stall in Eil'
Hinab die Treppen, die düstern,
Da hört er den Knappen flüstern:
„O Herr bei der Seele Hort und Heil
„Am Haare hängt uns das Henkerbeil!
„Folgt mir in allen Stücken,
„So mag das Entkommen uns glücken!"

„„Was redest du Knappe, welch grausiges Wort!""
„Hier ist nicht Weile zu spassen,
„So möge der Himmel mich hassen.
„Seht alle die Knechte und Mannen dort
„Sie brüten schon über dem gräßlichen Mord;
„Doch laßt das Erstaunen nicht sehen,
„Sonst ist es um uns geschehen."

„Denn wüßten sie, was ich erlauscht durch die Wand,
„Da sie die Waffen dort wetzten,
„Die Blöcke zurecht sich setzten,
„Mit Höllenreden zum Mord sich entbrannt —
„Sie zucken schon jetzt die Meuchlerhand;
„Doch Nichts davon sie ahnen,
„Sie lassen uns frei die Bahnen." —

Sie sind im Stalle. „Hier keine Wahl,
„Herr Ritter, nicht länger gesäumet!
„Zwei Rosse schon hab' ich gezäumet,
„Hier nehmet zur Seite den guten Stahl,
„Er hilft uns von dannen auch diesesmal.
„Jetzt frisch durch alle Gefahren,
„Der Herr mag uns schützen und wahren!"

Und jetzt aus dem Stalle hinaus im Hui,
Die Hufen im Hof laut bollern;
Schon unter dem Thore sie kollern,

Doch springen zur Wehre die Knechte hie,
Das pfiff und fluchte und tobt' und schrie,
Das Gatter fällt, daß es streife
Den jagenden Rennern die Schweife.

Dann donnert über die Brücke der Flug,
Die schnell auf des Thürmers Rufen
Sich lüftet unter den Hufen,
Doch auch im Sprunge das Roß sie trug;
Der Bolzen, von oben gesendet, schlug
Die Feder vom Festbarette,
Zersprengte die Ehrenkette.

„Umschauen, Herr Ritter, da fehlet die Zeit,
„Die Sporen dem Roß in die Weichen!
„Die Ferse am Grase muß streichen;
„Noch ist die rettende Fuhrt uns weit,
„Sie sprengen uns nach zum Morde bereit,
„Es knarret die Winde der Brücke,
„Vorsprung wir haben zum Glücke."

Wie die Schwalbe hinüber die Fluthen streicht
Im Fliegen berührend den Spiegel,
So jagen sie, haben sie Flügel
Die Matten hindurch, jetzt ist erreicht
Der Strom; hin über die Kiesel seicht,
Jetzt muthig hindurch die Wogen,
Den Feind um sein Opfer betrogen!

Der Feind schon steht auf des Ufers Rand,
Vergebens gewahrt er sein Birschen
Mit Fluchen und Zähneknirschen.
Er stampfet in eitler Wuth den Sand
Und sendet die Bolzen hinüber vom Strand,
Vergebens, sie streifen nur Wellen
Wie Knaben die Steinchen schnellen.

Die Flüchtlinge klimmen am deutschen Grund
Und schaun auf die Bahn, die durchlaufen
Und ringen nach Athem, verschnaufen

Und danken Gott mit Herz und Mund,
Der gerettet sie aus der Feinde Rund
Und der Ritter danket dem Knappen
Und koset den treuen Rappen.

Der Ritter von Burg — (die Andern zumal
Sie mußten ihr Leben enden
Unter meuchlenden Henkerhänden) —
Er schauet allein sein Heimaththal
Indessen der Tod durch lange Qual
Dem Meister vom Tempel verbittert,
Und der reisige Bund zersplittert.

Anmerkung. Durch die allgemeine Geschichte ist bekannt, wie Philipp der Schöne von Frankreich im Einverständisse mit Papst Clemens V. den reichen Ritterorden der Tempelherren, der besonders in Frankreich seinen Sitz hatte, aufhob, die verläumdeten Ritter durch Verrath und List (1309 — 1312) umbringen ließ und ihre Schätze mit dem Papste zu Avignon theilte. — Auch auf der Burg bei Solingen, wo gegenwärtige Sage von dem glücklichen Entwischen des dortigen Ritters sich im Volksmunde erhalten hat, hatten sich Tempelherren angesiedelt und ein Kloster erbaut, wo jetzt die katholische Pfarrei stehet. Nach Aufhebung des Ordens (1309) kamen die Güter, worunter mehrere noch den Namen Tempelhof führen (z. B. in Wiesdorf, Solingen ꝛc.) an die Johanniter, die bis in's 15. Jahrhundert zu Burg wohnten und noch bis zu ihrer Aufhebung (1804) die Güter, das Patronatrecht u. s. w. besaßen.

Die Schlacht bei Woringen. *)

(Am 5. Juni 1288.)

Graf Adolph V. von Berg, mit dem Zunamen Adolph mit dem Barte (gest. 1218), hatte eine einzige Tochter, Irmgard, die mit dem Herzoge Heinrich von Limburg vermählt zwei Söhne hinterließ, von denen der älteste, Adolph, das Land Berg, Walram, der jüngere, aber Limburg erlangte. Jener Adolph VI., mit dem Beinamen der Lange von Berg, starb (1256) in dem kräftigsten Mannes-Alter und ihm folgte sein Sohn Adolph VII., der Gute, einer der besten und kraftvollsten Regenten von Berg, der vom Jahre 1256 bis 1295 regierte. Herzog Walram von Limburg aber überlebte seinen Bruder um 24 Jahre, und weil er keinen Sohn gewann, der ihm in der Regierung folgen konnte, so vermählte er seine einzige Tochter Irmgard mit dem Grafen Reinold von Geldern (dessen Schwester Elisabeth Adolphs VII. Gemahlinn) und verwandte sich bei dem Kaiser Rudolph von Habsburg dahin, daß dieser auf Walrams Todesfall dem Eidam die anwartschaftliche Belehnung für das Herzogthum Limburg ertheilte. Freilich geschah dies in der nämlichen Absicht, wie auch sein Großvater Adolph mit dem Barte seine Tochter mit Heinrich von Limburg verbunden hatte, nämlich um den Enkeln und ferneren Abkömmlingen das Lehen nach altem Herkommen zu sichern. Allein Irmgard, des Grafen Reinold Gemahlinn, starb (1282) kinderlos wenige Monate nach ihrem Vater, und somit war denn nach den Reichsgesetzen, sowie nach dem Herkommen des Landes das Lehen dem nächsten Agnaten und Neffen des Herzogs, dem Grafen Adolph VII. von Berg anerfallen. Jedoch Reinold von Geldern, der gleich nach seines Schwiegervaters Tode das Herzogthum

*) Siehe Proelium Woringanum. Bruxelli 1691. In lateinischen Hexametern, wobei aber geschichtliche Noten.

Limburg in Besitz genommen und sich von den Einwohnern auf die kaiserliche Belehnung hin hatte huldigen lassen, war auch nach seiner Gattinn Tode zu keiner friedlichen Abtretung gewilligt und verlachte die Drohungen seines Schwagers, des Grafen von Berg, der mit seinen Ansprüchen hervortrat, denn Reinold zählte mächtige Freunde, und unter ihnen war auch der Cölnische Erzbischof Siegfried von Westerburg, an welchem Adolph schon längst den gefährlichsten Nachbarn hatte, vor dem er beständig auf der Hut sein mußte, was ihm hier am ungelegensten kam, weil das Erzstift gerade zwischen Berg und Limburg lag. Alle Hoffnung aufgebend, sein Erbrecht durch Gewalt der Waffen zu erringen, verkaufte es Adolph um 23,000 Mark an den Herzog Johann den Siegreichen von Brabant, der ihm früher schon durch Freundschaft verbunden war. Des Herzogs Hausmacht war bedeutender als die des Grafen, er zählte auch mächtigere Freunde, und weil Limburgs örtliche Lage dem benachbarten Brabanter günstiger, so durfte er eher auf einen glücklichen Erfolg der Eroberung hoffen und größere Opfer dem Besitze bringen. Doch obwohl die Limburger unter sich getheilt und einige brabantisch, andere gelderisch gesinnt waren, so rang der Herzog doch lange vergeblich. Außer einigen festen Plätzen konnte er nichts gewinnen, denn Reinold von Geldern und der Erzbischof von Cöln hielten das Land zu stark besetzt und die Entscheidung im offenen Felde sprach bald für die eine, bald für die andere Seite.

Doch der Erzbischof von Cöln, von dessen Macht auch Reinold erstarkt, war ein stolzer, streitsüchtiger Mann, wie sie das Feldlager bildet, und dabei ränkevoll, tückisch und grausam, welche Eigenschaften ihn mit vielen Nachbaren, nach deren Habe sein Raubgelüste stand *), so verfeindeten, daß es dem Herzoge leicht wurde, einen großen Anhang gegen den ungerechten Tyrannen zu finden und mit dessen Macht auch die Reinolds von Geldern zu zernichten.

*) Die Chronik der hilligen Stadt Cöln bewährt dies und noch mehr und sie ist von einem Geistlichen geschrieben.

Adolph von Berg hatte wohl die meiste Ursache, dem unversöhnlichen Erzbischofe zu grollen. Als des letztern bitterböser Vorgänger Engelbert von Falkenburg, der Stadt Cöln Erzfeind, gestorben war, hatte das Domkapitel Adolphs Bruder Conrad von Berg zum Erzbischofe erkoren, Siegfried aber von Rom, wo er sich aufhielt, das Pallium erkauft. Da stritt Adolph für des Bruders Recht, allein auch nachdem diese Fehde gesühnt und der Friede beschworen war, sann Siegfried in düstern Rachegedanken auf Adolphs Schaden und gleich einem verwüstenden Eber brach der Erzbischof an der Spitze übermüthiger Söldlinge in die bergischen Fluren, verbrannte Burgen, Städte und Dörfer und raubte und mordete im Lande umher, dessen Wohlstand ihm verhaßt war wie dessen Gebieter.

Graf Walram von Jülich war dem Erzbischofe nicht minder gram. Sein Vater Wilhelm hatte sich mit der Stadt Cöln, mit Berg, Mark und Andern gegen den streitsüchtigen Siegfried in ein gegenseitiges Schutzbündniß eingelassen und war in Aachen auf des Erzbischofs Aufreizungen mit drei Söhnen erschlagen worden. Darauf hatte Siegfried das verwais'te Land mit böser Fehde überzogen, hatte die Felder verheert, das Vieh weggetrieben, Scheunen und Häuser geplündert, die Städte und Burgen in Besitz genommen und viele der Güter verbrannt, viel des Blutes vergossen. Er wäre auch wohl Herr des Landes Jülich geblieben, darnach ihm der Muth stand, wenn nicht die übrigen Verbündeten ihn verjagt und seinem unchristlichen Treiben ein Ziel gesetzt hätten. Durch deren Hülfe kam denn Graf Walram wieder zu Land und Leuten und der Sohn eines Helden, einer Geißel der anmaßenden Prälaten, war kein geringer Gegner.

Auch Graf Eberhard von der Mark, der gegen den Erzbischof Verbündeten Einer hatte an demselben die oftmalige Verheerung seiner Lande zu rächen und fest stand er auf des Grafen von Berg Seite, dessen Tochter Irmgard er zur Gattinn erworben.

Graf Arnold von Lotz, ein alter erfahrener Krieger, dessen Schloß Leuberg auf dem Siebengebirge herrliche Landschaften überschauete, hatte diese oft rauchend

und verödet gesehen durch des Erzbischofs Habgier und tolle Zerstörungswuth. Auch ihm war erwünscht die Stunde der Vergeltung.

Vor Allen aber hatte die Stadt Cöln sich über Siegfrieds Anmaßungen und Tyrannei zu beklagen. Der gierige Bischof hatte die reichsfreie Stadt unter seine Knechtschaft zu bringen versucht, allein an der Macht und an dem Freiheitssinne der Bürgerschaft waren seine Bemühungen bisher gescheitert. Drum grollte er der Stadt mit dem tiefsten Hasse und fügte ihr Schaden, wo er nur vermochte, was denn mehrere Bündnisse der bedrängten Bürger mit den benachbarten Fürsten nothwendig machte. Von allen diesen Verbindungen zur allgemeinen Sicherheit blieb das reiche Cöln der Mittelpunkt, denn die Stadt, deren Wohlstand blos auf Frieden gegründet war, mußte Alles aufbieten, die Vernichtung ihres Erbfeindes zu erringen. Selbst der kraftvolle Kaiser Rudolph hatte, mit den Angelegenheiten des Reiches und seines eigenen Hauses allzusehr beschäftigt, weder die Stadt zu beschirmen, noch die limburgischen Händel beizulegen vermocht. In beiden Sachen waren von beiden Seiten Anträge an ihn ergangen, beiderseitig mit dem Anschein wirklicher Rechte begründet, und daher darf man wohl den Chronisten glauben, welche die dem Geist damaliger Zeit gemäße Abentheuerlichkeit berichten: der ritterliche Kaiser selber habe den Ausspruch gethan, das Recht durch die Waffen darzuthun. Nicht blos der Zweikampf, sondern auch die Feldschlacht galt damals für ein Gottesurtheil (Ordale) und die Fehdelust hat diesen Glauben noch lange Zeit erhalten.

Drum trat die Stadt Cöln mit den oben erwähnten Fürsten in ein Bündniß, durch einen gewaltigen Schlag alle die langwierigen Streitigkeiten auf einmal aufzuräumen. Eine große Feldschlacht sollte entscheiden, wessen Erbrecht auf das Herzogthum Limburg hinfort gelten, und ob die Bürgerschaft die Schlüssel der Stadt behalten, oder ob der verhaßte Erzbischof sie erlangen sollte. Damals aber hing man bei Allem sehr an symbolischen Andeutungen, und die Wichtigkeit ihres Beginnens mehr vor Augen zu haben, ließ die Stadt Cöln einen Wagen

bauen mit festem Kasten durch Eisenbände und viele Riegel wohl bewahrt, in welchen die Stadtschlüssel gelegt und hinausgeführt werden sollten auf die Wahlstatt. Wer dort sich als Sieger bewährte, sollte sie gewinnen und behalten und Herr der Stadt sein. — Es war im Herbste des Jahres 1287, als obiges Bündniß beschworen wurde und der Beginn des Kampfes wurde auf das nächste Frühjahr festgestellt.

Kaum hatte der Erzbischof Siegfried dies vernommen, als er Rache sinnend sich rüstete und mitten im Winter in Berg einfiel. Es war ein gräßlicher Verheerungszug, bisher ohne Beispiel bei der Jahreszeit, die sonst Friede geboten, und wegen grimmiger Kälte und der Menge des gefallenen Schnees dem armen Lande desto härter. An Widerstand war nicht zu denken, da Niemand den Feind vermuthet und ungestraft wüthete der Würger und Zerstörer das bergische Rheinthal hindurch. Mülheim ward das erste Opfer. Die für den Winter gesammelten Vorräthe der Landleute wurden geraubt oder vernichtet, die Wohnungen verbrannt. Obdachlose halbnackte Flüchtlinge sah man schaarenweise den Gebirgen zueilen; Viele, die des Schwertes Gier verschonte, kamen um durch Frost und Schnee. Glücklich waren die, welche ein Kloster oder eine der Städte erreichten. Altenberg nahm mehrere Hundert Obdachlose auf. Doch die Habe des Landvolks, die brennend die Schneenacht der Umherirrenden erhellte, wurde das Lärmfeuer zur Vergatterung. Graf Adolph stellte sich an die Spitze der Waffenfähigen und schlug die bösen Feinde zurück. Rache schwuren die Landleute dem grausamen Verwüster, ein tödtlicher Haß loderte rings gegen den schnöden Siegfried. — Auch Herzog Johann von Brabant, als er Kunde von dem Verheerungszuge des Erzbischofs im Bergischen erhalten, drang über Düren in's Erzstift ein und Siegfried mußte darum seinen Rückzug beschleunigen.

So war denn diese Gefahr für Berg vorbei, aber ringsum in allen Landen geschahen große Rüstungen für das kommende Frühjahr. Alle Waffenschmiede waren in Thätigkeit, die Mauern der Städte und Burgen wurden mit Wurfgeschoß versehen, überall sah man Rosse tum-

meln und Uebungen in Schwertschlag, Pfeilschuß und Speerwurf. Das Landvolk sogar und die Städter ließen ihre Waffen nicht ruhen und bereiteten sich vor zu gewaltiger That. Damals war fast in jeder Bauernhütte, in jeder Bürgerwohnung eine Waffe. Selbst die Kaufherren zählten ihre Rüstungen zu dem werthvollsten Hausrathe und vor Allem ansichtig hingen Schwert, Spieß und Harnisch in der Prachthalle des Bürgers. Geschah der Aufruf, so eilte aus jedem Hause ein Wehrhafter und die friedliche stille Wohnung tönte gleich einer Festung vom Schalle der Waffen. — Doch wohlgesinnte Fürsten, vor Allen der König Philipp von Frankreich und Kaiser Rudolph versuchten noch einmal die limburgische Angelegenheit auf gütlichem Wege beizulegen. Die Zusammenkunft wurde um Neujahr in Mastrich anberaumt, doch Siegfried und Reinold von Geldern erschienen nicht. Dagegen vernahm bald darauf der Herzog Johannes, daß Beide mit vielen befreundeten Fürsten und Herren auf Falkenburg in der Eifel eingeritten seien, dort ein Bündniß zu thätigen gegen Cöln, Berg und Brabant und den Rüstungen derselben zu begegnen. Ferner wurde kund, daß viele mächtige Herren, die Lützelnburger, der von Nassau und Andere diesem Bündnisse beigetreten seien und daß der Graf von Geldern seine Ansprüche auf Limburg an den reichen Grafen Heinrich von Lützelburg, des Herzogs Johann Todtfeind, verkauft habe.

Da gedachte Johann kühner ritterlicher That. Mit fünfzehnhundert Rossen stürmte er eiligst gegen die Falkenburg, die Verbündeten dort aufzuheben, allein er kam zu spät, sie hatten sich schon zerstreut, ein jeder in seine Heimath, um mit einer Menge wohlgerüsteter Fähnlein bald wieder im Felde zu erscheinen. Herzog Johannes von seinen vielen Siegen der Siegreiche und die Blume deutscher Ritterschaft genannt, einer der tapfersten und mächtigsten Fürsten seiner Zeit, wollte den Zug nicht vergebens unternommen haben und folgte dem Erzbischofe Siegfried, ihn im Schach zu halten. Er kam bis an den Rhein, bedrohte den Erzbischof in dem starkbefestigten Bonn, wohin er geflüchtet und verbrannte die Vor-

städte. Dann ließ er gleich, als ob er zur Luft daher gekommen sei, seine Falken und Jagdhunde aus Brabant holen, tummelte sein Roß in dem umfriedeten Wildbanne des Erzbischofs zu Brühl und hatte mit den Seinen ein großes Ergötzen an solcher Pürsch. Denn Siegfried, der nach der Fehde nichts so sehr liebte als die Jagd, hegte eine Menge Edelwild in seinen dortigen Parken, und sein Groll, den Todfeind im Gehege zu wissen und für den Verhaßten das Wild mit großen Kosten beschafft und gemästet zu haben, war dem männlichen Herzog ein Sporn zur lärmenden Jagd, die bis Bonn herüber klang. Er ließ endlich die Wildzäune durchbrechen, ließ das Wild hervorhetzen und soviel sie vermochten durch seine Schaaren erlegen. Dies war ein großer Jubel, zu dem auch Graf Adolph von Berg und dessen Bruder Heinrich von Windeck mit vielen bergischen Edlen und Cölner Patriziern herüber gekommen waren. Doch der gefährlichste Eber des Rheinlandes, Siegfried selber, war unterdessen Rache sinnend von Bonn gegen Thomberg geflüchtet und sandte von dort, während Johann seine Weinberge, Lustgärten und Alles, was er nur zu erreichen vermochte, zerstörte, Eilboten an all seine Verbündeten. — „Der Brabänter (schrieb er ihnen) ist mit kleinem Räuberhaufen mitten in meinem Lande. Gleich einem Wallfische, der auf dem Trocknen zappelt, ist er mit all seinem Raube unser, sobald wir nur hurtig genug sind, ihn zu ergreifen. Sputet Euch, auf daß er uns nicht entrinne!“ — Also entbot er und so gewiß war er seines Sieges; doch der verachtete Feind fürchtete trotz der geringen Zahl seiner Streitmannen den Droher nicht, schaltete wacker zu des Bischofs Schaden und berief desgleichen auch seine Bundesgenossen. Sie zogen von allen Seiten heran und auch aus Brabant nahte die Blüthe des niederländischen Adels.

So war es gegen das Ende des Maimonats, als die Cölner Bürger den Herzog baten, seine Macht gegen das Schloß Woringen zu wenden, dessen Besatzung der Stadt großen Schaden zufügte. Der Erzbischof hatte diese Burg, früher eine Römerfeste, stärker als je aufführen lassen und mit einer zahlreichen Besatzung, aus den wildesten Räubern bestehend, schon vorigen Jahres bemannet. Man

sagt, als er dem Burgvogte die Feste übergeben, habe dieser ihn um die Feststellung des Soldes gefragt, worauf er ihm aber von der Höhe des Thurmes auf die vielbesuchten Heerstraßen und die in blauer Ferne emporragenden Thürme der Reichsstadt gedeutet habe, sprechend: „Dort habt ihr reiche Erndte des Stegreifs und des Schwertes, reicheren Sold als ein Fürst euch zu verlohnen vermag!“ — Dies mußten die Kölner Kaufherren hart entgelten. Freudig zogen die Bürger jetzt mit dem Herzoge die Räuberfeste zu belagern, und weil sie von des Bischofs Rüstung hörten, so brachten sie den Wagen mit, in welchem die Schlüssel der Stadt verwahrt lagen und gedachten einmüthig hier durch glorreichen Sieg ihre Freiheiten zu bewahren, oder der Knechtschaft durch rühmlichen Tod zu entkommen. — Von der Eifel herab nahte der Erzbischof mit seinen Verbündeten, und der Graf von Cleve führte ihm viele wackere Kämpfer und die Vasallen aus dem westphälischen Erzstifte zu. Es ward ein gewaltiges Heer, das zahlreichste, mächtigste und glanzvollste, welches je einen Bischof von Cöln umgeben hatte. Die Blüthe des deutschen Adels, die berühmtesten Fürstenhäuser Deutschlands zogen zu des Erzstiftes Fahne.

Vorab der Graf von Geldern, der sich auch Herzog von Limburg nannte, mit den Gelderischen und Limburgischen Rittern, mit Reisigen und Lanzenknechten. Viertausend Helme zählt' er, der selber ein starker Degen und ein gewandter Lenker der Schlacht war. Sodann die Grafen Heinrich, Walram und Günther von Lützelburg mit ihren Vasallen und vielen Grafen und Edelleuten aus Frankreich und aus Lotharingen. Krieg war damals des Adels Glück, Ruhm und Nahrungsquelle. Man fragte selten nach dem Rechte, sondern nur nach dem Ansehen und der Macht des Heerführers, wenn sich ein Partheigänger für irgend eine Sache entschied, denn was sie suchten, waren Ruhm und Beute und diese folgten dem Siege, der sich doch wahrscheinlich auf der Seite des Mächtigeren hielt. — Graf Heinrich von Lützelburg, der Vater des nachmaligen Kaisers Heinrich **VII.**, galt für die beste Lanze Deutschlands und Eifersucht wob zwischen ihm und dem Herzoge Johann, der in zweiund-

siebenzig Turnieren den Dank davon getragen, tödtlichen Haß. Heinrich's Bruder Walram, ein eben so tapferer Streiter als höfischer Ritter und gewandter Meistersänger, verehrte den Herzog, der des Sanges und Spiels gleichfalls kundig unter den besten damaligen Dichtern Deutschlands genannt wird. Er wäre lieber dem Herzoge genahet in friedlicher Halle zum Wettgesange, aber die Ehre gebot, ihm zu begegnen mit Waffen des Todes, weil der Bruder bedroht war. Günther, der andere Bruder, war seiner ausgezeichneten Leibeskraft wegen berühmt. Den stärksten Recken rannte er darnieder mit seiner Lanze und führte die gewichtigste Streitaxt; allein er war tollkühn und mehr der Vernichtung als der eigenen Erhaltung bedacht; dies wurde sein Verderben. — Ihm glich Adolph von Nassau, der nachmalige deutsche König, Rudolphs unmittelbarer Nachfolger. Gering an Hausmacht war er (nach eignem Geständniß) aber gewilligt, große Dinge zu vollbringen. Die Schaar seiner Reisigen war nicht zahlreich, doch des Helden starker Arm galt mehr als eine Heeresabtheilung, und ging ihm auch die ruhige Besonnenheit ab, die in der Feldschlacht bei richtiger Führung geschlossener Haufen sehr oft den Ausschlag gibt, so fuhr er doch dahin, Alles niederschmetternd gleich einem vernichtenden Wetter und sein Beispiel spornte die Genossen mehr als Heerhorn, Zuruf und kunstgerechte Führung. Biedere Freundschaft verband ihn den Grafen von Lützelburg. —

Der Graf von Cleve beschädigte sich unterwegs durch einen Sturz mit dem Rosse und mußte sich wieder zur Heimath wenden. Seine Schaar aber führte Graf Walram von Falkenburg, ein kühner umsichtiger Heerführer und als gewaltiger Ritter bekannt und gerühmt, dem Erzbischofe zu. Reinhard von Westerburg, des Erzbischofs Bruder, riesengroß, stark und kampfeserfreut führte die westphälischen Reisigen. Dann die Grafen von Reineck, Hammerstein, von Wied, Isenburg, Neuenaar; die Herren von Wassenberg, Heinsberg, Bergheim, Drachenstein, Montabaur u. A. führten, selber ausgezeichnete Krieger, mannliche Streiter zu Siegfried's Heere, das sich nach den

Angaben Einiger bis über 50,000 Mannen belief. „Groß und mächtig genug war dieses Heer (sagt ein Augenzeuge von Bewunderung hingerissen), das ganze Heidenthum zu bekämpfen, und doch zog es unter Anführung eines Priesters, der zum Segnen gesalbt war, zur Vergießung des kostbarsten Christenblutes. Als der Erzbischof in der Ebene von Bergheim die weitgedehnten Reihen überschauete und, soweit das Auge reichte, Alles mit glänzenden Waffen erfüllt sah, die sich für ihn erhoben, da schwoll sein Herz in stolzer Freude; nun schien ihm nichts gewisser als glorreicher Sieg, als die Unterjochung der Stadt Cöln und all seiner Feinde gänzliche Vernichtung. Einen großen Wagen mit Handschellen und Ketten, die zu fangenden Fürsten und Edlen zu fesseln, führte er mit und pochte ruhmredig von leichter Bezwingung und Beraubung der minder zahlreichen Gegner; fast redete er irre im Uebermaß seiner stolzen Freude. „Auf dem Trocknen (sagte er unter Andern) liegt der Wallfisch in unsrer Gewalt, nur ohnmächtiges Zappeln ist seine Wehr. Was vermag gegen unsere Schlachtreihe der Fiedler von Brabant, was der kleinmüthige Berggraf und all die windigen Spießgesellen? Der Fang ist unser. Rasch auf die Beute, der Sieg ist gewiß, nur sorgt, daß Keiner entrinne!“ — So pochte der Bischof und Tausende jauchzten ihm Beifall. Doch war er noch unschlüssig, wohin er den ersten Schlag wenden sollte. Viele hielten dafür, daß jetzo der günstigste Zeitpunkt sei, sich der Stadt Cöln zu bemächtigen, deren waffenfähige Bürger sich meistens vor Woringen gelagert, und schon wandte sich Siegfried gegen die Stadt, als Botschaft von der Noth der Woringer Besatzung nahte. Die Belagerer hatten der Feste so zugesetzt, daß sie sich nicht mehr lange halten konnte. Woringen zu retten, setzte sich das Heer dorthin in Bewegung.

Es war am Abende des 4. Juni des Jahres zwölfhundert acht und achtzig, als Siegfried vor dem Stifte zu Brauweiler ankam. Dort lagerte das Heer nur eine Stunde vom Feinde entfernt. In der Abendsonne des heitern Frühlingstages gewahrten die Späher der Belagerer den ganzen Gesichtskreis von langer Schlachtord-

nung erfüllt. Die im Spätroth flimmernden Waffen und Rüstungen schienen ein Meer von Glutstrahlen. Das Brausen und Stampfen der Rosse, das absichtliche Freudengeschrei der Menge drang bis an den Rhein. Es war, als ob Siegfried den vielmal schwächeren Feind durch die furchtbare Nähe habe erdrücken wollen.

Doch der Herzog von Brabant und seine Verbündeten fürchteten die Zahl des Feindes nicht. Ein Gottesurtheil sollte ja entscheiden, und bei ihm war die Ueberzeugung der gerechten Sache. Schon am Abende war die Schlachtordnung des kommenden Tages aufgestellt.

Dicht vor Woringen, südlich, fließt ein träger Bach, durch dessen Bette bei Zeiten der Fluth das Rheinwasser hinauf stieg und den durch Regen geschwellten Bach in die Niederung aufstauchte, so daß dadurch die Sümpfe landwärts und nach dem Dorfe Fühlingen hin immer auf's neu gefüllt wurden. Jetzo ist dem Moor durch steigende Cultur dort reiches Fruchtfeld abgewonnen, Saaten grünen jetzt auf damals unzugänglichem Boden. Durch diesen führte die Heerstraße auf hohem Damme, zu beiden Seiten mit breiten und tiefen Graben umgeben, die an einigen Stellen voll Schlamm. — Hinter dieser Heerstraße, dem Rheine zu, damit durch diesen der Rücken gedeckt sei, ordneten sich die Belagerer. Johann und sein Bruder Gottfried mit den brabantischen und lüttticher Edlen und Fußknechten, mit den flammländischen Rittern und den Grafen von St. Paul und Bierson stellten sich in das Mitteltreffen. Rechts lehnte sich Graf Adolph von Berg an den Rhein und die Feste Woringen, die von den Cölner Bürgern und ihrem Belagerungszeuge umstellt blieb. Dort standen auch die bergischen Fußknechte und noch bei Nacht und am folgenden Morgen kamen auf Kähnen dorthin eine große Zahl bergischer Landleute, die der Haß gegen Siegfried den Verwüster mit Spießen, Aexten und Kolben bewaffnet. Mit Adolph sollten hier auch streiten sein Bruder Heinrich, Graf zu Windeck an der Sieg, Graf Eberhard von der Mark mit Rittern und Reisigen und so auch die Grafen Otto von Waldeck, Walram von Ziegenhain, Simon von Teklenburg und die Herren

von Homburg, Wildenburg u. A. — Den anderen Flügel führte Graf Arnold von Lotz, ein erfahrener Krieger, und mit ihm befehligten ihre Mannen Graf Walram von Jülich und dessen Bruder Gerhard von Kaster, Graf Robert von Virnenburg, dann die Herren von Reifferscheid, Merode, Bedburg u. A. Es war ein ausgesuchtes Heer, wohlgerüstete kampfgewohnte Männer voll freudigen Muthes, im Ganzen bei 15,000 Streiter, worunter über Tausend Adelige, die durch bessere Waffen und gewandtere Führung derselben doch gewöhnlich den Ausschlag gaben.

Siegfried's Heer war zwar viermal zahlreicher als das seiner Gegner, doch schützte die Stellung der letzteren zwischen dem Rhein und den Sümpfen vor Ueberflügelung und Muth und Vertrauen glichen das Mißverhältniß aus. Nach gewöhnlichem Morgengebete erwarteten die Verbündeten ruhig den Feind schon bei Anbruch des Tages. Da nahete von Siegfried gesendet ein Herold, der forderte gar ruhmredig den Herzog und die Grafen auf, die Waffen niederzulegen, was ihnen einzige Verzeihung bringe, sonst würde er sie mit seiner Waffenmacht erdrücken und in schmählichen Gefängnissen strafen für ihre unsinnige Verwegenheit. Viele schnöde Hohnreden ließ er noch verkünden — da senkten sich tausend Todesstacheln gegen den Herold und ein Gemurre des Unwillens lief durch die Reihen. Doch der Herzog vortrabend gebot Ruhe und sprach zum Herolde: „Sage dem, der dich gesendet, daß uns nicht lüste mit glatten Worten zu streiten, sondern mit dem Schwerte, weßhalb wir den Weg hierher auch vollbracht. Hofft der Bischof den Sieg von seiner Uebermacht, so hoffen wir ihn von Gott gemäß unserer besseren Sache. Der Ausgang der Schlacht entscheide. Steht ihm der Muth uns zu fangen, so mag er kommen, uns zu holen!" — Dann wandte er sich zu den Seinen und sprach: „Brüder, heut gilt es zu siegen oder zu sterben. Nur durch die Mitte der feindlichen Schlachtreihen führt der Weg in die Heimath!" — Freudig jauchzten die Schaaren ihm Beifall zu. Der Bischof aber las die Messe im Stifte zu Brauweiler und segnete die Waffen seiner Heerschaaren, dann sprach er den Kirchen-

bann aus über die Feinde, auf daß ihr Muth entsinke und verdorre die Kraft ihrer Sehnen. Dann gebot er den Aufbruch. Er hoch zu Roß in prachtvoller Rüstung vor der Mitte des Heeres mit den westphälischen Lanzenknechten in dichtgeschlossenen undurchdringlichen Reihen, um ihn die Grafen von Isenburg, Mörs, Salm und Nassau mit ihren Reisigen und der riesenhafte Reinhard von Westerburg mit der Fahne des Erzstiftes. Dem rechten Flügel gebot Reinold von Geldern, dem linken der Graf Heinrich von Lützelburg. Viele Tausende Herren waren da in glänzendem Geschmeide. Auch Prälaten und andere geistliche Herren wohlgerüstet mit Kolben und Schwert. Die Erde zitterte unter dem Hufschlage der Rosse. Niemals hatte man wohl einen schönern Anblick als dort bei heiterer Morgensonne auf die Menge der Fahnen und bunten Wappen, die blanken Helme mit ihren Wulsten und Büschen, oft Beute von Sarazenen, dann die strahlenden Schilde und Harnische, die blitzenden Waffen und vor Allem die hohen eisernen Heldengestalten auf den schönsten und muthigsten, reichverzierten Rossen. Es schauderte der Gedanke der Vernichtung des Herrlichen, aber deßhalb naheten sie. Schon waren sie unter Jauchzen und Kriegsklang von den Belagerern nur Pfeilschußweite entfernt, doch diese rührten sich nicht aus ihrer vortheilhaften Stellung, und auch Siegfried machte Halt. Da standen die Heere schweigsam einander gegenüber und schaueten sich an, unthätig, als zage ein Jeder, das Schreckliche zu beginnen. Denn Tausende ragten hier in der Fülle ihrer Kraft, die von der Schlacht gefällt werden mußten. Einige Minuten standen die Heere still, dann weheten hoch die Fahnen, Schlachtruf scholl und die Hörner schmetterten. Sechs Uhr Morgens war's, da begann das Treffen aus Brabants Schaar Herr Franko, der Bastart von Wesemalen, ein kühner starker Ritter. „Mir nach, auf die Zagen jenseits" rief er, setzte durch die Schlammgraben und warf die erste Lanze. Ihm nach rasselten die Reisigen des Mitteltreffens, Speere und Bolzen schwirrten entgegen, sie warfen sich muthig auf den Feind, doch der Feind wich nicht. Da tobte ein wildes Handgemenge,

die Lanzen zersplitterten und die Schwerter tanzten auf den Helmen und Rüstungen. Die Cölner Bürger und die Berger blieben in ihrer Stellung, gegen die sich der Bischof wandte, Brabant wurde vorn von den Westphalen, zu den Seiten aber von Geldern und Lützelburg angegriffen, aber der Herzog hielt wie ein Fels mit den ehernen Rittern und vor ihn hin in den Staub rollten die Gewaltigen. Brabant drängte vor, doch ward es umringt und im Knäuel fechtend immer mehr zusammen gedrängt. Da warfen sich die Grafen von Lotz, von St. Paul und Vierson auf Lützelburg und Geldern, während Adolph von Berg den Erzbischof beschäftigte. Das Treffen wurde allgemein, alle Schlachtordnung war verschwunden, persönlicher Haß trieb die Schaaren durch einander und riß die Führer voran. Heinrich von Lützelburg suchte den Herzog; sie trafen sich, ihre Lanzen zersplitterten, sie kamen einander im Schwertkampfe so nahe, daß sie sich faßten und mit eineinander rangen. Da rissen sie andrängende Schaaren wieder auseinander. Der Graf von Lotz und Hugo von St. Paul hatten die Lützelburger Reihen durchbrochen, die Brabanter erhielten wieder Luft, sie dehnten ihre Reihen aus und stürmten die Gelderer darnieder. Während dessen hatte Siegfried den Grafen Adolph von Berg vergeblich aus seiner Stellung zu treiben versucht. Adolph hatte den Erzbischof selber hart angerannt, daß er betäubt zurückwich. Drauf sah Siegfried der Lützelburger Bedrängniß und trieb den Grafen Walram von Lützelburg mit Hohnreden gegen den Herzog Johann, welcher furchtbar mähete in den Reihen der Feinde. Ein Zweikampf und Walram fiel durch des Herzogs Hand. Günther wurde durch den Bischof von Lüttich so schwer verwundet, daß er sich dem Kampfe entziehen mußte. Das sahen Heinrich, ihr Bruder und Adolph von Nassau, sie warfen sich auf Brabant uud des Herzogs Roß taumelte schwergetroffen dahin. Der Herzog kam in große Gefahr. Doch Arnold von Hufstadt verhalf ihm zu einem neuen Rosse und der Kampf wurde grimmer. Schon gewann der Herzog die Fahne von Lützelburg, da traf Graf Heinrich auf ihn mit furcht-

barem Schwertschlage; aber die Klinge brach und Heinrich faßte den Todtfeind an den Schultern, Beide rangen auf ihren Rossen, die hochauf bäumten, aber den kräftigen Schenkeln sich zu entwinden, nicht vermochten. Da sah Herr Walther von Bisthum, des Herzogs Lehnmann, seines Herrn Gefahr und rannte dem Lützelburger den Speer durch die Ringe des Panzers, daß er plötzlich todt zu Boden sank.*) Der Herzog freier athmend hob seine Hand zürnend gegen Walter und schalt ihn, daß er rücklings den Ritter getödtet, der seiner Tapferkeit nach verdient hätte, ewig zu leben. — Herzog Johann suchte sich andere Gegner in den Schaaren der Lützelburger. Wilhelm von Ardennen und der Graf von Nassau führten in der Erschlagenen Haufen, sie wütheten unter den Reisigen von Brabant wie die Eber unter hetzenden Hunden. Da fällte Eberhard von der Mark des Grafen von Nassau Roß und des Herzogs Mannen führten den am Boden vollenden Grafen zu ihrem Gebieter. Als Adolph den Herzog erblickte, sprach er: „mich wundert's, daß Du noch lebest, denn auf Dich hatt' ich mein Schwert gewetzt und ich dachte nicht, daß Du ihm entronnen seist!" — Er hatte nämlich fünf brabantische Heerführer erschlagen und glaubte, der Herzog müsse darunter sein. Dieser freute sich der mannlichen Worte und ließ den Grafen nachher ohne Lösegeld frei. — Solche Scenen ungebährdiger Kampfwuth, Thaten wundersamer Kraft und Tapferkeit, Züge des edelsten ritterlichen Sinnes hätte es wohl viel aufzuzeichnen gegeben in diesem Gewirre der Schlacht, aber alle die unzähligen Heldenthaten vermochten, da Stund' auf Stunde verfloß, den Sieg nicht zu entscheiden.

Während endlich hier die Lützelburger vor dem Herzoge wichen und dort Adolph von Berg den Erzbischof zum zweiten und dritten Male zurückgeschlagen und endlich mit den Cölner Bürgern sogar das westphälische

---

*) Diese Scene der Woringer Schlacht befindet sich auf Stein gemeißelt in der Cölnischen Stadtmauer in der Nähe des Weiherthores.

Fußvolk in Unordnung gebracht hatte, wurden die Jülicher von Reinold von Geldern hart bedrängt. Herzog Johann gewahrte es und führte seine siegreichen aber schon ermüdeten Streiter dorthin. Da gab es einen harten Strauß, denn nun focht mit altem Hasse neue Rachelust und die Entscheidung des so lange schwankenden Treffens war noch fern. Mittag war schon vorüber und die heißen Sonnenstrahlen vermehrten die Mühen. Da sammelte der Erzbischof Siegfried hinter dem Treffen seine Schaaren, hieß die versprengten Lützelburger sich ordnen und führte den ganzen hellen Haufen von Neuem in den Kampf. Das gab jetzt den Ausschlag, die Brabänter wichen und Jülich und Lotz wurden zurückgedrängt. Doch Adolph von Berg, das Fußvolk zur Bewachung der Feste zurücklassend, verließ die noch immer behauptete Stellung, er sprengte heran und drängte sich mit seinen noch unermüdeten Schaaren dem Erzbischofe entgegen. Brabant erholte sich und Jülich focht mit erfrischtem Muthe; Arnold von Lotz brachte die zerstreueten Haufen wieder in Ordnung. Schon thalwärts sank die Sonne und noch immer erneuerte sich die Wuth des Kampfes, fern lag der Sieg. Der Sümpfe wegen focht man in tiefen Massen. Da erholten sich denn die Streitmüden hinter dem Treffen und löseten die Fechter ab. So wäre der Tag ohne Entscheidung vorüber gegangen, wenn nicht neue, noch ungeschwächte Schaaren den Ausschlag gegeben hätten. Dies waren die Lanzenträger der Stadt Cöln und das bergische Landvolk, die zur Bewachung der Feste Woringen bestimmt, bisher noch nicht in den Kampf getreten waren. Brennend vor Begierde, sich endlich auch einmal mit dem Feinde zu messen, verließen sie ihre Stellung, die Cölner Bürger von einem brabantischen Bannerherrn, die Berger von einem Priester Walther, der Dodde genannt, geführt. Sie umgingen die Sümpfe und kamen in dichtgeschlossenen Reihen auf die Flanken und in den Rücken des Feindes. Mit furchtbarem Geschrei fielen sie auf die Westphalen und die bergischen Landleute mit Aexten und Keulen schmetterten Roß und Reiter zu Boden. Der Schlachtruf „Ruhmreiche Berge" ermuthigte die

Gegner des Bischofs, die schon zu wanken begonnen hatten, die Westphalen kamen, überall angegriffen, in Unordnung und der Graf von Geldern wurde von Hugo von St. Paul gefangen. Schon begannen einige Abtheilungen der Gelderer zu fliehen, es wankten die Westphalen, aber Reinhard von Westerburg schwang hoch des Erzstifts Banner und zwang zu neuem Streit. Siegfried focht gleich einem Rasenden den angetretenen Siegerlauf fest zu halten. Da wurde Reinhard's Roß erschlagen. Der Gewaltige focht zu Fuße hochragend mitten unter dem Bergischen Volke. Stolzen Gemüthes wollte er sich keinem Geringen ergeben. Da stürzte er hin und mit ihm die Fahne. „Ruhmreiche Berge!" so erscholl das Siegesgeschrei.

Der Erzbischof hört' es, sah es und focht und suchte seine Streiter zusammen zu halten, aber die Feinde beseelte neuer Muth, während die Seinigen die Hoffnung des Sieges aufgaben und der Rettung bedacht waren. Die Flucht wurde allgemein. Schon fern hinter den Sümpfen landwärts wälzten sich die Massen. Da wandte Siegfried durch die Leichenhügel sein Roß gegen die Feste Woringen, die jetzt unbewacht war und die er zu erreichen hoffte. Dorthin jagten mehrere der Flüchtlinge. Graf Adolph von Berg gewahrte es und sprengte dem Bischof nach. Dieser hatte noch Vorsprung genug, aber da stürzte sein Roß, von einer geschleuderten Axt in den Nacken getroffen. Der Erzbischof kann jetzt kein Neues erlangen, die Tausende, die ihm eben noch zu Gebote standen, sind, des Gebieters Ruf überhörend, der eignen Rettung bedacht, sind gefangen oder erschlagen. Zu Fuße hofft er noch die Feste zu erreichen, da er sich unbemerkt glaubt in dem Getümmel; allein Graf Adolph ritterlichen Sinnes hatte sich auch aus dem Sattel geschwungen und rannte dem Flüchtigen nach mit dem Zurufe, zu fechten oder sich zu ergeben. Hügel von Leichen der Menschen und Rosse hatten den Moorbach aufgestaucht, der vor Woringen hinabfließt. Siegfried erreicht ihn und springt kräftigen Abschwungs das rettende Ufer zu erreichen — mitten in den zähen Schlamm. Da naht von der anderen Seite Gottfried von Bierson, dem er sich

ergeben will, um nicht in die Hände des ihm verhaßten Grafen von Berg zu fallen. Doch dieser ergreift ihn und führt ihn davon im Einverständnisse mit Gottfried, der dem weiland ruhmredigen Siegfried jetzt im Bach das Gleichniß von Wallfische mit Hohn zurück gibt. Da sammelte sich bald lautjubelnde Schaar der Berger um den Gefangenen, die den Verhaßten jetzt in seiner Unmacht verspotteten. So schauet das Landvolk den bösen Wolf, der lang der Landschaft ein Schreckniß gewesen, in der Falle des Jägers und wirft ihm den Mord der Heerden und der Kinder vor. Doch Adolph gebot den Erzbischof über den Rhein zu bringen und von einer starken Wache wurde er umringt. —

Jetzo schien der Triumph vollkommen und rings tummelten die Sieger ihre Rosse, die fliehenden Edlen zu erhaschen, alle Reihen waren geöffnet, alle Ordnung verschwunden. Auch die Fußknechte machten Jagd auf die erledigt hinscheuchenden Rosse. Dies gewahrte Walram von Falkenburg, der kühne Graf. Er sammelte einen Haufen der muthigsten Reisigen um sich und bot noch einmal dem Feinde die Stirn. Hinter ihm vergatterten sich die Flüchtlinge, die Schaar wuchs und dehnte sich zur Schlachtreihe, Alles vor sich niederstürmend. Noch schien der Sieg nicht entschieden, er schien sich zu wenden durch kühne Heldenthaten des wieder anstürmenden Feindes. Da rief des Herzogs Heerhorn seine Ritter und Reisigen herzu und führte sie selber gegen den Feind, während die Grafen von Berg, Lotz und Mark gleichfalls einen Haufen zusammenrafften und den Falkenburger umzingelten. Dieser wurde durch Daniel von Bocholt, des Herzogs tapfern Lehnmann, niedergestürmt und seine ganze Schaar, meistens Edle, wurde gefangen und entwaffnet. — Nur die Limburger kämpften noch, alter Privatzwiste eingedenk und das streitmüde Heer schauete ruhig zu, wie sie sich aufrieben. Die Nacht machte dem Streite, die Erschöpfung den Verfolgungen ein Ende und mitleidig verbarg das Dunkel dem Auge viel Gräßliches.

Dies war eine der bedeutendsten Schlachten des Mittelalters, es war eine der blutigsten, die je geschlagen worden sind und besonders merkwürdig dadurch, daß der

glorreiche Sieg sich für die vielfach geringere Heereszahl entschied. Doch war der Kampf als ein Gottesurtheil angetreten und für einen Ausspruch für die gerechte Sache ward der Sieg erkannt. Große Anstrengungen und Opfer hatte er freilich gekostet, denn über 2000 Streiter fielen von bergisch-brabantischer Seite, und viele Edle waren darunter; doch von den streitlenkenden Fürsten war hier Niemand gefallen und außer den Grafen von Jülich und Waldeck auch keiner von ihnen bedeutend verwundet.

Der Verlust des Erzbischofs und seiner Verbündeten war unermeßlich. Drei Fürsten aus den vornehmsten Geschlechtern Deutschlands, worunter sogar der Vater eines Kaisers und weit über Tausend Ritter und Dynasten waren erschlagen, die Blüthe des rheinischen Adels. Ueber sechs Tausend Mannen fielen im Ganzen von Siegfrieds Heer und die Zahl der Gefangenen belief sich höher als die der Sieger. Es schien, als habe des Erzbischofs Bannfluch sich gegen ihn selber gewandt, denn unter den Gefangenen war Er selber, der Graf von Geldern, der sich Herzog von Limburg nannte und der Graf von Nassau, späterer Kaiser. Dies die Gewaltigsten; im Ganzen einundzwanzig Fürsten und mehrere Tausend Edle fielen in die Hand der Sieger. Der Erzbischof hatte noch zu wenig Ketten und Handschellen mitgebracht, sie alle zu fesseln. Groß war die Freude der Sieger, aber der Anblick der Verstümmelten und der allgemeinen Zerstörung — mehr als viertausend Rosse lagen zwischen Leichen und Waffentrümmern umher — mischte ernstere Gedanken unter den Jubel. Vor Allem bestimmte man einen Theil der Beute zur Errichtung einer Kapelle, in der auf dem Schlachtfelde für die Seelenruhe der dort Erschlagenen gebetet werden sollte. Die Verwundeten wurden nach Cöln gebracht, Freund und Feind dort gepfleget. Dorthin dröhnten schwere Wagen voll herrlicher Rüstungen, Waffen und Geschmeide. Doch auch, nachdem sie die Todten begraben, verließen die Sieger das Schlachtfeld nicht, denn die Feste Woringen trotzte noch und drohte. Endlich von der Niederlage des Erzbischofs entmuthigt und hart umschlossen und bestürmt, an Entsatz aber verzweifelnd, ergab sich die Besatzung und vermehrte

die Zahl der Gefangenen. Der Raubzwinger wurde bis in den Grund zerstört und nimmer sollte an der verhaßten Stätte ein neues Schloß errichtet werden. Dann folgten lärmende Siegesfeste. Freudig brachten die tapferen Bürger die gewonnenen Schlüssel in die freiheitsstolze Stadt zurück. Das köstlichste Gut, ihre altehrwürdige glückliche Verfassung, für die alle Herzen begeistert, war erhalten. Des Drängers erledigt, erwachte die Bürgerschaft zu regerem Leben. Der Magistrat schenkte den siegreichen Fürsten das Bürgerrecht und der Herzog erhielt jenes Haus, das noch lange unter dem Namen das Freihaus von Brabant bekannt und mit ausgezeichneten Gerechtigkeiten bedacht war. Was die Stadt Köstliches und von Freuden hatte, das suchte sie jetzo hervor, um die Helden zu belohnen; viele Bilder sollten den Siegestag verewigen, welcher der Stadt Freiheiten neu begründet, aber schöner wurde er auf religiöse Weise gefeiert. Auf der Severinstraße wurde dem Heiligen des glorreichen Tages zu Ehren die Bonifazkapelle erbaut und dorthin zogen an dem Jahrestage (5. Juni) der Magistrat und die Bürger in feierlicher Procession unter Dankgebeten noch viele Jahrhunderte hindurch.

Friede war hinfort den Bürgern und ungestört blieben sie lange Zeit auf ihren Handelswegen. Feste Bündnisse mit den Siegern sollten die Ruhe dauernder schirmen. Dies waren die großen Vortheile, so die Reichsstadt aus dem Woringer Streite gewann. Alle Sieger fanden in dem gewonnenen Antheil an Rossen und erbeutetem Zeuge, sowie durch das Lösegeld der ihnen zuerkannten Gefangenen den Lohn ihrer Tapferkeit, die höher noch durch den Ruhm verherrlicht wurde.

Reinold von Geldern entsagte zur Erlangung der Freiheit seinen Ansprüchen auf Limburg und trat es dem Herzoge Johann von Brabant ab.

Erzbischof Siegfried, der von Adolph von Berg zuerst in der Kirche zu Monheim, dann auf Neuenburg und Bensberg verwahrt wurde, war zu hochmüthig und starrsinnig, als daß er sich sogleich zu lästigen Bedingungen der Losgebung verstanden hätte. Er hoffte auf die geistlichen Churfürsten, auf Kaiser und Papst, daß diese

ihn gemäß seiner hohen Würde, von der er trunken war, befreien würden. Doch Niemand bekümmerte sich um ihn, sein Gewahrsam war eine Wohlthat für die Lande. Da er etwas über ein halb Jahr gesessen und auf gewaltsame Befreiung vergeblich geharret hatte, sank des stolzen Priesters Muth, er fügte sich, beschwor einen ewigen Frieden mit Berg und trat dem Grafen seine Besitzungen diesseits des Rheines zwischen Mäuse- und Linnenpfad, sowie mehrere andere Burgen und Güter ab. Dann erhielt er die Freiheit und schied von Adolph unter dem Scheine biederer Freundschaft, aber furchtbare Rache sinnend in unversöhnlichem, düsterem Gemüthe. Seine Anwesenheit that dem Erzstifte Noth, denn die Grafen von Jülich und von der Mark hatten ihre früher an Siegfried verlorenen Besitzungen nicht nur wieder erobert, sondern auch wilde Rache geübt wegen neulicher Verödungen. Friedensvermittler traten dazwischen und die Händel wurden beigelegt, freilich zum Nachtheile Siegfrieds, dessen Kriegsmittel so gänzlich erschöpft waren, daß er die meisten Einkünfte des Erzstiftes verpfänden mußte. —

Adolph von Berg verwandte den aus dem Kriege erhaltenen Gewinn zum Heile des Landes. Er kaufte neue Besitzungen an, baute die zerstörten Dörfer wieder auf und befestigte Burgen und Städte immer mehr, die Zahl beider vermehrend. Auch schenkte er fleißig an Kirchen und Klöster, beförderte den Land- und Bergbau und legte den ersten Grund zur Gewerbthätigkeit des Landes. Zum Andenken an den Sieg zu Woringen errichtete er das Collegiatstift zu Düsseldorf, welchen Ort er auch zur Stadt erhob und mit großen Vortheilen bedachte. Doch nicht allein durch Ankäufe vergrößerte er seine Besitzungen, viele benachbarte Dynasten, betrachtend des Grafen Ruhm und Macht und dessen persönliche Eigenschaften, boten sich ihm zu Vasallen an und stellten ihm den Lehnrevers aus. Doch nur die Noth hatte ihn vorhin zum Kriege gezwungen, seine vergrößerte Macht benutzte er nur, die Segnungen des Friedens zu erhalten. Auch als bald nach Rudolphs von Habsburg Tode (1291) neue Fehden umher tobten, sicherte Adolph seinem Lande den Frieden. Nie zuvor hatte sein Wohlstand so hoch geblüht.

Aber dies Glück sah Erzbischof Siegfried mit Neid und er nahete mit teuflischer Tücke. Er hatte Adolphen bisher geschmeichelt und dessen Bruder Heinrich sogar zum Kämmerer des Erzstiftes bestellt, auch schien er Wilhelmen, Adolphs jüngeren Bruder gleichfalls hoch in Ehren zu halten. Dagegen hatte ihn Adolph mit Anleihen bedacht und ihm manche Freundschaft erwiesen. So ritt Siegfried einmal im Herbste des Jahres 1292 von seinem westphälischen Heerzuge heimkehrend in Adolphs Schlosse zu Bensberg ein, ein freundlich lieber Gast des biedern Grafen. Die Freuden des Mahles und des Weines waren reichlich genossen, als gegen Abend der aufbrechende Erzbischof Adolphen bittet, ihn eine Wegstrecke zu begleiten. Adolph, keine Arglist ahnend, gibt ihm mit vier Trabanten das Geleite bis an den Rhein; aber dort lauern des Erzbischofs Mannen im Verstecke, ergreifen den Grafen nach vergeblicher Wehre und bringen ihn gefesselt über den Rhein nach Lechenich, in Siegfrieds Schloß. Ein düsterer Kerker ward der Lohn des Vertrauens und bitterer Hohn des Gefangenen größte Qual. Den ganzen Herbst, den Winter hindurch saß der edle Graf in Moderluft tief in Banden. Der Unmensch weidete sich an des Unschuldigen Qual und ließ ihn in langweiligen Stunden zur Kurzweil vorführen und während des Bischofs Mahlzeit in einer Ecke des Saales bei den Hunden anschließen, das Ziel des schnöden Spottes und der Mißhandlung roher Trabanten. Oft hielt der Graf flehentlich um Freiheit an und versprach reiches Lösegeld, Burgen und Land und Leute, aber dann entgegnete ihm der Priester: „Sanct Peters Schlüssel gebe ihm vollauf, was er nothwendig, er bedürfe des Grafen Habe nicht, um recht behaglich zu leben, aber an der Qual und der Erniedrigung des Verhaßten sich zu weiden, sei sein Gelüste und er wolle ihm fortan zeigen, was es heiße, einen Erzbischof gefangen zu nehmen u. s. w.“ Unter anderen sinnreichen Foltern ließ Siegfried im heißen Sommer den Grafen entkleiden, mit Honig bestreichen und in einem Eisenkäfige an den Thurm der Feste Lechenich aufhängen, damit er von den Stichen der Wespen und anderer Insecten Qual leide. Ein menschlich Erbarmen lag nicht

in der Seele des tückischen Priesters. Doch Adolphs Freunde, vor Allen der Herzog von Brabant, rüsteten sich, den Gefangenen durch Waffengewalt zu befreien. Da entließ ihn der Bischof aus Furcht, daß man ihm gleicher Weise begegenen möchte.*) Adolph kam wieder in seine Heimath, aber die dreizehnmonatliche Marter, womit ihn der geistliche Tyrann geschlagen, hatte seine Thatkraft gebrochen. Er starb auf dem Schlosse Neuenburg an der Wupper im Jahre 1295. Seine Gattinn Elisabeth von Geldern nahm in Gräfrath den Nonnenschleier. — Siegfried, fluchwürdigen Andenkens, endete elendig, voll Grames, daß er die Welt nicht zu vernichten vermochte, die ihn verabscheuete, voll Neid und Haß gegen Cöln, das ihn mehrmals geschlagen und verjagt hatte, als er die bürgerlichen Freiheiten zu stürzen kam. Ein Solches ist das Ende der Tyrannen, deren Namen auch noch durch die Geschichte gebrandmarkt wird. —

Die beiden Cisterzer,

eine Begebenheit aus den Kreuzzügen (1191).

Es trug einst Richard Löwenherz
In kühner Brust mit grimmem Schmerz,
Daß Zion sammt dem heil'gen Grabe
Der Sarazen' erobert habe.
Mit Schwert und Speer zog er dahin

*) Mehrere Schriftsteller, die nicht lange nach dieser Zeit schrieben, sagen, Adolph sei in dem Käfige gestorben. Auch ist dies zur Volkssage geworden. Doch spricht sich darin nur der Unwille aus gegen des Bischofs Grausamkeit, die selbst von den Mönchschriftstellern mit den düstersten Schmähungen belegt wird.

Nach Heidenblut stand all' sein Sinn.
Aus Deutschland, ja aus allen Landen
Der Streiter viel sich zu ihm fanden,
Auch Mönche längten seine Reih'n,
Sie wollten auch das Grab befrei'n.
So kamen sie wohl über's Meer
Mit Kreuz und Fahne, Schwert und Speer.
Der Ritter ließ dem Heid' zur Ader;
Das Mönchlein fleht zu Gott dem Vater;
Doch Kampf und Beten frommten wenig.
Zwar focht gar tapfer Englands König,
Allein der Heide Saladin,
Der war nicht minder stark und kühn,
Schlug viele todt mit Schwert und Stangen
Und nahm der Christen viel gefangen,
Dabei zwei deutsche Mönchlein waren.
Von denen hat der Heid' erfahren,
Daß sie den Wein zwar gierig schlürfen,
Jedoch von Fleisch nichts essen dürfen.
Fleisch essen aber durften Heiden,
Den Wein dafür sie mußten meiden.

Der Mönche Herz trug große Noth,
Sie grauf'ten sehr vor Märtyrtod,
Derweilen aber Saladin
Zu ihnen hegt huldreichen Sinn;
Er sandte sie, befreit der Fessel,
In's Prunkgemach auf weiche Sessel
Und sandt' zwei Heidenmädchen, schön,
Wie heller Morgen anzusehn,
Jedwede einem Mönch zu dienen.
Sie brachten Fleisch und Wasser ihnen:
Die Patres so vom Schreck gesunden,
Sie ließen sich's gar weidlich munden,
Doch als vertraut die Mädchen nahten,
Sie ihre Seelen wohl berathen
Und blieben kalt gleich Marmelstein,
Wie immer Mönche sollen sein
In Züchten nach der Regel Sinn.

So ging der erste Tag dahin;
Doch andern Tags besorgt den Tisch
Das Feenpaar mit Wein und Fisch:
Die Mönche waren von dem Rhein,
Wo edle Reben baß gedeihn, —
Zu Heisterbach im berg'schen Land
Ihr heimathliches Kloster stand —
Und zu der Heimath trauter Lust
Erhob der Wein die bange Brust,
Die Mönche fleißig aßen, tranken,
Sie wurden fröhlich über Schranken,
Die Mädchen schenkten wacker ein,
Da schmolz der Herzen Marmelstein
In Feuergluth des edlen Trankes.
Die Mönche waren voll des Dankes
Und schwuren bald in Zucht und Ehren,
Daß Heidendirnen lieblich wären.
Die Mädchen hörten Solches gern
Und kos'ten mit den frommen Herrn,
Erst Händedruck, dann Kuß und Kuß —
Zwar Sünde war's, doch kein Verdruß.
Ringsum die Nacht ward still und dunkel,
Doch als verschwand das Sterngefunkel
Und als der lichte Morgen kam,
Erwachte herb der Mönche Schaam,
Denn weh! sie lagen weich und warm,
Ein jeder eine Dirn' im Arm,
Gewecket von dem Heidenkönig.
Der lacht und jubelte nicht wenig:
„Glück auf! ihr Patres" (rief er eben),
„Das ist fürwahr ein züchtig Leben,
„Dran sich die Heiligen erbau'n!"
Die Sündigen mit Furcht und Grau'n,
Sie krochen hin auf ihren Knieen,
Um Gnade jämmerlich sie schrieen
Und schoben Alles auf den Teufel.
„Der steckt im Weine ohne Zweifel"
(So sprach der Sultan Saladin)
„Fort, eitle Thoren, geht nur hin!
„Wir Moslim trinken keinen Wein,

„Doch mag das Fleisch uns baß gedeihn.
„Ihr meidet das, so Niemand schadet
„Und übt, in Weinesgluth gebadet,
„Der Laster ärgstes taumelnd aus,
„Fort, eitle Thoren, eilt nach Haus
„Und sagt: daß des Propheten Lehre
„Vernünftiger als Eure wäre!“

Anmerkung. Cäsarius von Heisterbach, der diese Begebenheit erzählt, gibt überhaupt der Sittlichkeit der Christen in Jerusalem und der Tugend der dorthin pilgernden Ritter und Mönche kein großes Lob. Unzucht und Habgier, jede Art Gottlosigkeit, sagt er, seien die Ursache des ungünstigen Ausganges aller Kreuzzüge und in seinem Buche de tentatione lib. IV. cap. 15 heißt es sogar: „Non fuit aliquis adeo dives in Jerosolyma, qui pro pecunia sororem, filiam, vel, quod execrabilius erat — luxuriae peregrinorum uxorem propriam non exponeret, sicque illos mercedibus laborum suorum evacuaret. Ita omnes gulae et carnis illecebris dediti erant, ut nihil omnino a pecoribus different etc. . .“

Der verwünschte Hase zu Windeck.

(Eine Volkssage aus dem 15. Jahrhundert.)

Es sind bereits vierhundert und einige Jahre verflossen, seit zum Burgvogte der mächtigen Feste Windeck an der Sieg gesetzt wurde der wilde Junker Evert von der Thyr, des jungen Herzogs Adolph I. von Berg getreuester Vasall und Schwelgbruder. Eben so tapfer wie sein Herzog war Ritter Evert, eben so roh und wild, ehrsüchtig und zänkisch, aber noch viel ungerechter und boshafter. Er hatte dem Herzoge dessen ehrwürdigen Vater bekämpfen helfen, und weil der damalige Burggraf zu Windeck, ein ehrenfester Mann, jenem mit recht-

licher Treue angehangen, so wurde dieser aus dem Lande verwiesen und Evert von der Thyr erhielt das Lehen. Da waren denn die Untersassen gar übel berathen und die ohnehin schon traurigen Kriegszeiten schlimmerte des Burgvogts schnöde Ungerechtigkeit. Er, der Richter, scheuete kein noch so verruchtes Mittel zu Erpressungen und bei Schlichtung der Rechtshändel, die ihm oblag, bedachte er nur sich selber, indem er gewöhnlich noch mehr als den Gegenstand des Zwistes den Streitenden abzwackte. Seine Leidenschaftlichkeit kannte keine Gränzen, aber was die grösste Klage über ihn brachte, war die Jagdlust, welcher er bis zur Tollheit fröhnte. Mit dem Schwarme seiner rohen Spiessgesellen und Knechte ritt er ohne Unterschied der Jahreszeit und der Tage durch Wald und Flur, von Feld zu Feld, von Baum zu Baum wie unsinnig, und noch erzählt man von ihm Grausamkeiten, die an's Unglaubliche gränzen.

In den reichen Feldern bei Rosbach und Dattenfeld fraß und zertrat das Wildpret viel der Früchte und in der Verfolgung des Hirsches wurden die Saaten durch Rosseshuf zerknetet. Welcher Landmann es wagte, das Wildpret von seinen Gründen auch nur zu verscheuchen, der wurde gestäupt. Wer einen Hirsch oder ein Wildschwein tödtete oder verletzte, der wurde am Leben gestraft und Weib und Kind fielen dann dem Elend anheim, teuflischer Hohn wurde dazu noch den Gequälten. Wollten sich die armen Bauern darüber beklagen, daß das Wild ihre Saaten abfresse, so entgegnete der harte Evert: „daß den Bauern ja erlaubt sei, ihr Vieh in den herzoglichen Waldungen weiden zu lassen, von welchem Gerechtsam sie von Alters her Gebrauch zu machen, sich nicht gescheut, und daß sie darum auch aller Billigkeit nach zugeben müßten, daß des Herzogs Vieh (das Wildpret) auf den Feldern der Bauernschaft weide.“ — Der grausame Jäger hat sogar mehrere Unglückliche, die sich an dem gehegten Wildpret vergriffen, in eine Hirsch- oder Eberhaut einnähen und dann von den Schweißhunden hetzen und zerreißen lassen zur eignen und seiner rohen Gesellen Belustigung. Wer blos einen Hasen fing, der wurde oft auf's Grausamste verstümmelt und seiner Habe

beraubt. Der Ritter selber gestand, daß er gar nicht wünsche, in den Himmel zu kommen, wenn dort nicht gejagt werde und daß er keine größere Seligkeit zu erdenken vermöge, als immerfort auf Erden zu leben und zu jagen. Doch zum Heile der armen Untergebenen wurde dieser Wunsch nicht erfüllt. — Zwar hatte er von dem Landesherrn, dem Herzog Adolph, seinem Gönner, nicht zu fürchten, daß dieser sein Unwesen hemmen werde; doch waltet auch hoch über der Erde ein mächtigerer Richter, der den Hohn und Frevel an der Unschuld nie ungestraft läßt. Vergeblich waren die hierher zielenden Warnungen frommer Priester und Mönche bei dem Burgvogte; er hatte sogar nicht blos die Feier des Sonntags, sondern auch den Gottesdienst in seinem tollen Treiben oftmals gestört, hatte die jagdfrohnpflichtigen Leute mehrmals aus der Kirche mit großem Geräusche und Hörnerklang hervorholen lassen und im Heiligthum selber die Heiligen fluchend gelästert. Doch allem Bösen ist das Ziel.

Als der Burgvogt von Windeck gerade am Dreifaltigkeitssonntage in den Fruchtfeldern von Dattenfeld mit Saufpieß und Fangmesser, von seinen wilden Gesellen gefolgt zu Rosse, so eifrigst daher sprengte, als suche er den Feind des Landes — da trieben die Doggen einen gewaltigen Eber hervor, und ihm nach ging die wilde Hatz mit Rüdengebell, Hufschlag, Halloh, Hochda und Hörnerschall durch blühend Korn und Kraut auf die Berge gen Windeck hin. Der Eber hatte so viel Vorsprung, daß ihn nur die schnellfüßigsten Hunde zu erreichen vermochten, aber fern hinter ihm heulten sie bald von den scharfen Hauern zerrissen. Da stießen die Sporne heftiger in die Seiten der Rosse; nicht achtend das furchtbare Gewitter, das drohend heran zog und sich schon über dem Thale entladete, stürmten die wilden Jäger daher. Evert voran, schon auf dem Vorsprunge der steilen Höhe, auf der die Felsburg Windeck lastet, schleuderte den Spieß, der den Eber verwundete. Da kehrte sich dieser gegen den Verfolger. Das Roß, von dem wüthenden Anfalle des wüsten Thieres und einem heftigen Donnerschlage scheu geworden, steigerte und stürzte, der Burgvogt schlug rücklings über und brach das Genick; seinen Leichnam

zerfetzte der Eber. Die Gesellen der Jagd wollten hin in dichtem Gedränge, den Burgvogt zu retten — da fuhr ein Gluthstrahl mitten unter sie und Alle stürzten sammt den Pferden zu Boden. Die Fröhner, die in einiger Entfernung folgten, gewahrten die Strafe des Himmels und flohen. Ihr Dränger lag elendig zerfleischt, acht Jäger zu Roß hatte das Wetter erschlagen, die übrigen erholten sich erst langsam wieder und schlichen gedemüthigt und zitternd den Burgweg hinauf. Die Jagd war verstummt, das Wetter verzog sich. Es kamen nach beendigtem Gottesdienste die Kirchleute herauf und freueten sich heimlich. Die Landbauern dankten dem Herrn.

Der neue Burgvogt, durch dieses Begebniß zum Bessern verwarnt, auch ohnedieß mildern Sinnes, öffnete die Zwinger des Schlosses und setzte die dort wegen sogenannter Wildfrevel Eingekerkerten in Freiheit. Ohne Lebenshoffnung, halb verhungert und verelendet traten die Armen zu langentbehrtem Lichte aus Moderluft hervor. Die Leichen der vom Blitze Erschlagenen brachte man auf den Kirchhof zu Dattenfeld, wo der Leichenstein nahe der Kirchenroster noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts dem Unfall ein Denkmal war. Die Glieder des zerfleischten Burgvogts Evert von der Thyr grub man auf dem Schloßberge ein, dort, wo er gefallen war und setzte ein Steinkreuz auf das Grab, welches lange noch ein Warnzeichen blieb gegen die frevelhafte Jagdsucht.

Doch damit war des Burgvogts Strafe noch nicht beendigt. Man erzählt, daß seine Frevelthaten ihn bis jetzt im Grabe nicht ruhen lassen und sein Geist sei als ein Spuk in Gestalt eines Hasen bis zum jüngsten Tage an den Schloßberg gebannt; wie Ritter Evert von der Thyr durch seine Ungerechtigkeiten ehedem der Landleute Schrekken gewesen, so wird sein Gespenst jetzt von unbewehrten Knaben durch die Stauden gescheucht. Um Mitternacht (sagt man) sitzt dieser verwünschte Hase auf dem übermooseten Grabe des Ritters mit feurig glotzenden Augen, und wer ihn sieht, den überläuft es eiskalt. Den ganzen Tag hindurch schleicht er ängstlich auf dem Schloßberge umher oder verkriecht sich in der Ruine, wo er fast täglich aufgescheucht wird. Von der Zeit, als das

Schloß Windeck noch im Glanze stand und von großer Schaar bewohnt war, wußte man früher noch von mehrerem Spuke des verruchten Burgvogtes zu erzählen, was jetzt jedoch in dunkeln Gereden verhallt. — In dem Schwedenkriege wurde das einst so starke und prachtvolle Schloß Windeck gewaltsam zerstört, und nur die zerborstenen Reste von einigen riesenhaften Thürmen und die Fensterbogen des großen Hauptgebäudes nach der Sieg hin zeugen von ehemaliger Größe und Pracht. Doch die dunklen Trümmer in sehenswürdiger Lage über den heiteren Thalen voll Leben und Segen, Blüthen und Gesängen, von welchen die Sieg nur langsam mit großen Umwegen und vielfachen Ringeln sich zu entfernen vermag, da sie die Lieblichkeit dieser Landschaft zwischen öden Bergen wie mit wunderbarem Zauber an sich bannet — diese dunklen morschen Trümmer der Vorzeit scheinen zwischen dem blühenden Leben daran zu mahnen, daß der Fluch schauriger Gewaltthaten die Sitze der Herrlichkeit verflossener Jahrhunderte gestürzt habe.

Die unglückſame Probe.

(Eine bergiſche Volksſage.)

In der letzten Krümmung des obern leichlinger Thales liegt noch auf der Ebene, von Hügeln in fernem Ring umraget, das alterthümliche Schloß Nesselrath, dessen Mauern minder alt sind als sein Name. Das heutige Gebäude, immer noch alt genug, ist zu Anfang des 16. Jahrhunderts gebaut (im Burgthor steht die Jahrzahl 1536 eingemeißelt) und gehört jetzt dem Grafen von Westerholt. Schon frühe aber wurden die Edlen von Nesselrath (Nesselrode) genannt, die nachweislich schon vor beinahe 900 Jahren dieses Schloß an der Wupper

bewohnten, welches seitdem oft verfallen und oft auf's Neue aufgebaut sein mag, während das dorther stammende Adelgeschlecht in mehreren Landen Europens noch jetzt hohe Würden bekleidet.

Schon im Jahre 960 wird auf dem ersten Merseburger Turnier ein Ritter Nesselrath genannt und später erscheint der Name in vielen Fehden und Kampfspielen, immer mit Ruhme. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts war Wirich (Wiricus) von Nesselrath in dem Besitze des Stammschlosses. Er war ein reicher Mann, mächtig durch Güter, die ihm zinseten und durch Knechte, die ihm dienten; mächtiger aber wurde er in der Fehde durch seinen starken Arm, wie durch Muth und Gewandtheit in jeder ritterlichen Uebung. Solche Eigenschaften hatten ihm seine Ahnen vererbt, denn diese waren abwechselnd mit den Rittern von Stammheim die bergischen Truchsesse gewesen und hatten des Landes Banner, die Rose, getragen in manchem ruhmvollen Streite. So auch Wirich von Nesselrath in der Fehde gegen Mark und Cöln unter dem Grafen Heinrich **I.** von Berg. Wer sich aber Wirich's Ruhmes am meisten erfreute, war seine Gattinn Kunegunde, die Tochter des Ritters von Bodelberg (Buttelnberg), eine Frau von seltener Schönheit, vielen Tugenden und festem männlichem Muthe. Die deutschen Frauen theilten damals noch die Begeisterung für Heldenruhm und ritterliche That, und die Trennung von dem zum Kampfe ziehenden Gemahle wurde ihnen oft doppelt schwer durch den Wunsch, an der Seite des Gatten fechten zu dürfen. Solcher Gesinnung war auch Kunegunde, und sehr oft hatte Wirich ihr die Bitte, ihn im ritterlichen Geschmeide auf seinen Fahrten begleiten zu dürfen, abschlagen müssen. — Es war im Jahre 1246, als an Wirich von Nesselrath, den bergischen Truchseß, die Aufforderung erging, nach dem Schlosse Bensberg zu ziehen, um von dort den jungen Grafen Adolph **VI.** von Berg zu einer bedeutenden Reichsfehde zu begleiten. Solcher Ruf fand bei dem Ritter immer freudiges Gehör. Neue Knechte waren bald aufgeboten und gerüstet, und nachdem er seiner Hausfrau und einigen bewährten Knappen den Schutz seines Schlosses anbefohlen hatte, ritt er dem fernstrahlenden Bens-

berg zu. Er hatte aber noch keine große Strecke des Weges zurückgelegt, als er einen stattlichen Ritter, von zwei wohlgerüsteten Knappen begleitet, gewahrte, welcher ihn im eiligsten Laufe einzuholen strebte. Weil die Nacheilenden mit geschlossenen Helmen und ohne befreundete Wappenfarben erschienen, so vermuthete er feindliche Absicht, und schon gedachte er durch den vorauseilenden Knappen eine Herausforderung zum Zweikampfe zu vernehmen, als dieser verkündete, daß der nahende Ritter in Wirich's Geleit aufgenommen zu werden bitte, und daß er Freud' und Gefahr als treuer Waffengenosse mit ihm theilen werde, dabei aber unerkannt zu bleiben wünsche und daher verlange, daß er weder seinen Namen zu nennen, noch den Helm zu öffnen brauche. Ungeachtet seines Erstaunens über dies sonderbare Gesuch war der Ritter von Resselrath bereit, das verlangte Versprechen durch Ritterwort zu bekräftigen, um so mehr, als solche abenteuerliche Vorfälle in jener Zeit nicht selten waren und ein solches Geheimniß, unter welchem sich der Waffengenosse antrug, für eine bessere Empfehlung galt, als jetzt Pässe mit bunten Siegeln und ellenlangen Empfehlschreiben oder gar eigene Ruhmredigkeit, der jeder wackere Ritter so fern war als der Furcht und dem Mißtrauen. Mit stummem Handschlage empfing ihn der genahte fremde Ritter, und ihre Fahrt war forthin gemeinschaftlich. Doch als sie nun bis Angesichts des Schlosses Bensberg hinangeritten waren, und um die schwüle Mittagszeit an einen muntern Waldbach mit üppigem Wiesenrande gelangten, da wurde eine Rast gemacht, Roß und Reiter labten sich an frischem Trunke und waren dafür thätig, daß sie in dem glänzendsten Zustande unter dem gräflichen Heerbanne erschienen. Als aber die Männer von den Rossen stiegen, ihre Helme ablegten und sich in bunter Gruppe niederließen, sonderte sich der Fremde mit seinen Dienern von dem Gefolge ab und überließ den von Resselrath seinen verwirrten Vermuthungen über den erlangten Freund. Ein unerklärliches Gefühl zog ihn zu dem Unbekannten hin; Gestalt, Bewegung und all sein Wesen schienen ihm bekannt; er wünschte nichts sehnlicher, als auch nur Einen Ton von dessen Stimme zu vernehmen,

und das Versprechen, Stand und Namen unerforscht zu lassen, fing ihn schon zu drücken an. In solchem Nachsinnen und fast willenloser Neugierde verfolgte Wirich die Richtung, die sein Waffenfreund genommen hatte, und das Geflüster einer Unterredung lockte ihn abseits, tiefer in den Buchenwald. Aber auch sein Nahen wurde bemerkt, und in demselben Augenblicke, als er die Begleiter bemerkte, deckte auch der Eisenhelm ihre abgewandten Antlitze. Nur die lichtblonden Locken des unbekannten Ritters waren in der Eile nicht mit verhüllt worden und Wirich hatte von diesen zarten Goldfäden ein noch viel zarteres Geheimniß entdeckt. Freudiges Erstaunen und Besorgniß, die von Unwillen spärlich übertüncht war, sprachen sich in seiner Anrede aus.

Er hatte seine Gattinn Kunegunde in dem verkappten Ritter erkannt, und diese, welche sich früher von ihm belauscht glaubte, konnte sich nicht länger verstellen; sie mußte nun ihr Antlitz zeigen, und wenn auch der Ritter gestand, daß ihr Aeußeres wohl einen recht schmucken Ritter vorstellte, so wollte er dies ihr Abentheuer doch nicht loben, und nannte gar so viele Ursachen, weshalb sie dort, wofür es geschmiedet sei, ein Fehdegeschmeide nicht rühmlich würde tragen können. Mögen es nun auch wohl Eigennutz und Stolz verschulden, daß die Männer dem Weibe durchaus alles öffentliche Auftreten versagt haben und den sogenannten männlichen Wirkungskreis dem zarteren Geschlechte eigensinnig verschlossen halten; doch hat es die Erfahrung gelehrt, daß hier nur wenige Ausnahmen sich glänzend darstellten, und wenn gleich Wirich seine Gattinn für den Preis ihres Geschlechtes hielt, so war er doch nicht geneigt, auch hier eine Ausnahme für sie gelten zu lassen. Das Abentheuer lösete sich für Kunegunde recht eigentlich in Wehmuth auf, und sie gewann durch dasselbe nichts, als die Zusicherung des Gemahls, daß er ihren Heldenmuth erst auf die Probe stellen und dann ihr nach wohlbestandener Probe gestatten werde, wie das häusliche Glück, so auch Gefahr und Fehde mit ihm zu theilen.

Doch eben so traurig wie Kunegunde zu der schimmernden Burg an der Wupper zurückkehrte, so mißmuthig

ritt ihr Gemahl schon des andern Tages denselben Weg. Auch ihm war, wiewohl aus entgegengesetzten Gründen die Fehde, zu welcher er ausritt, versagt worden.

Bei dem jungen Grafen Adolph befand sich zu Bensberg dessen Schwager Conrad von Hochsteden, Erzbischof von Cöln, und es wurden dort gar böse Fehden besprochen. Der glorreiche Kaiser Friedrich II., dem alle wackere Deutschen so treu anhingen, war dem Papste Innocenz dem Vierten zu mächtig geworden und deßhalb in den Kirchenbann verfallen. Einige übelgesinnte Fürsten und der Klerus hatten den Grafen Heinrich von Thüringen zum Könige erwählt, und man ging mit nichts Geringerm um, als den rechtmäßigen Hohenstaufen'schen Herrscher zu bekämpfen. Conrad von Hochsteden entband deßhalb die Unterthanen von ihrer Treue gegen den Kaiser und rief zur Fehde auf, welcher sich der Graf von Berg sogleich anschloß, und der zum Zeichen, wie sehr seine Gesinnung von der seiner ruhmwürdigen Ahnen, den treuen Anhängern des Kaiserhauses, verschieden sei, das alte bergische Wappen, die Rose, mit dem Limburgischen, einem Löwen, vertauschte. Dies kränkte viele wackere Herzen, und auch der bergische Truchseß Wirich von Nesselrath verließ im Unwillen darüber das Schloß Bensberg und wollte keinen Antheil tragen an schmachvoller Fehde. So kam er gegen Abend in das Wupperthal zurück, und seine düstern Gedanken wurden nur durch die Erinnerung an das Abenteuer, das er vorigen Tages mit dem unbekannten wohlbekannten Ritter dort bestanden hatte, erhellet.

„Aus unserer fernen Fahrt ist leider nichts geworden," sprach er zu seinen Begleitern: „Drum laßt uns heute Nacht noch ein Abenteuer suchen, das uns in etwas erlustiget und wobei mehr Spaß als Gefahr ist. Laßt uns vor Nesselrath einen feindlichen Lärm machen und uns anstellen, als ob wir das Schloß erstürmen wollten. Wir sehen alsdann, wie die Vertheidigung bestellt ist, und ich habe so auch wohl Gelegenheit, meiner lieben Hausfrau den ritterlichen Geist zu verleiden. Es soll die versprochene Probe sein!"

Mitternacht wa'rs, da rumorte es um das Schloß Nesselrath, gleich als ob der jüngste Tag erschienen wäre.

Der Thurmwächter hatte gemeldet, daß Hufschlag von dem Thale herauf nahe; die Wächter hatten in die Nacht hinausgerufen: ob Freund oder Feind nahe; aber da hörte man Waffengerassel und Mordgeschrei, man verlangte die plötzliche Uebergabe der Burg unter der Drohung, sie zu plündern und alle Bewohner umzubringen. Die Wächter antworteten mit Pfeilen und Steinwürfen — da begab sich ein gewaltiges Toben der Belagerer, sie schienen sich zum Sturme zu bereiten; aber die in der Burg erschraken nicht und höhnten der Aufforderung. — Der Ritter kannte einen heimlichen Weg über die Ringmauer in der Ecke eines hohen Thurmes, gerade an der Stelle, wo die Burg unersteigbar schien. Als Knabe hatte er diesen Eingang oft erklettert und es galt nur einige lose Steinblöcke, die jedem Andern unbekannt waren, zu erheben, uud sich den Weg zu öffnen. Doch um hindurch zu gelangen, hatte er die Rüstung ablegen müssen, was ihm aber ganz ungefährlich erschien, indem er glaubte, seine wohlbekannte Stimme werde im Falle der Gefahr auch den muthigsten Streiter entwaffnen. Der Ritter gelangte in die Burg und gebot mit verstellter Stimme die Waffen abzulegen, denn das Haus sei in feindlicher Hand. Die Knechte zitterten und entflohen; aber der Ritter, dessen Kraft und Streitmuth Wirich noch jüngst bezweifelt hatte, Kunegunde, stürzte mit blankem Schwerte den vermeintlichen Räuber an. Hingeworfene Fackeln verbreiteten ein spärliches Licht, es war zu dunkel, als daß die Heldinn ihren Gegner erkennen konnte. Da rief Wirich ihren Namen und nannte sich ihren Gemahl; allein die Unglückliche erkannte bei der Aufregung der Gefahr und des Schreckens entweder die Stimme nicht, oder sie hielt Alles für Räuberlist und Verstellung — der Burgherr sank tödtlich verwundet zu Boden. Bald wurde der Irrthum klar und das Abenteuer löste sich auf: Kunigunde hatte die Probe bestanden, aber ihres Gemahls Tod war deren unglücksame Folge. In düsterer Seelenqual vertrauerte die unglückliche Wittwe im Kloster zu Gräfrath ihr blühendes Leben. Nicht der Zuspruch menschenfreundlicher Priester, nicht die Liebe ihrer hoffnungsvollen Kinder vermochten ihr zerrissenes Gemüth zu heilen.

Solches Unheil brachte ein unschuldiger Scherz, der in unserer Zeit zwar abenteuerlich und roh genannt würde, aber jenem Zeitalter des Ritterthums ganz gemäß war. Auch diese Begebenheit, in welcher eine edle Hausfrau aus dem friedlichen Kreise der Weiblichkeit heraustrit, scheint in ihrem traurigen Ausgange für diejenigen Männer zu reden, welche mit Wirich von Nesselrath das zartere Geschlecht ohne Ausnahme aus dem Kreise derjenigen Angelegenheiten bannen wollen, in welchen in der Regel nur der Mann öffentlich auftrit. Auch in unsern friedlichen Tagen, da das Geräusch der Waffen längst verschollen ist, kann man ohne alle streng mathematische Beweise aus der Natur der Sache nach vielen solchen Beispielen wohl mit ziemlicher Gewißheit sagen, daß es zwar auch jetzt noch probehaltende Heldinnen gibt, aber daß deren Heldenthum, wie in vorliegender Erzählung, nur zum Untergange ihrer Männer gereiche.

Das letzte bergische Ritteraufgebot.

(Eine wahrhafte Begebenheit.)

Man höret so viel reden von früheren guten, goldenen Tagen, höret so viel maulen von schlimmen, gedrückten Verhältnissen heutiger Zeit, und diese zu Gunsten jener herabsetzen. Möge der Landmann doch nur erwägen, daß noch in den gepriesenen Tagen des allverehrten Churfürsten Carl Theodor, den Gott mit all seinen zahlreichen Sprossen selig habe — ungefähr zwei Fünftel unseres Landes geistliche Güter und ein Fünftel freie Rittergüter waren, deren Besitzer als solche keine ordentliche Steuern zu den Staatslasten entrichteten — möge er nur erwägen, daß dann der eigentliche Bauerstand von seinem Eigenthume, das lange nicht die Hälfte des ganzen Güterbesitzthumes des Landes erreichte, alle ordentliche Landesab-

gaben zu leisten hatte, so wird er seines Wahnes viel fahren lassen und beherzigen, daß es damals gar verkehrte Landeseinrichtungen gab. Dies empfand man besonders während des siebenjährigen Krieges (1756—1763), als das Land so schwere Kriegssteuern zahlen mußte, daß der liebe Bauerstand ganz zu Grunde gerichtet wurde, während die feisten Klosterpächter und die müßigen Junker in's Fäustchen lachten. Das that dem dicken Carl Theodor wehe, und er berief in seiner Gutmüthigkeit die Landstände zusammen, um ihnen diese Sache an's Herz zu legen. Er meinte: „die liebe Geistlichkeit sei betenshalber von Abgaben befreit, und da sie bei alter Gewohnheit bleibe, so dürfe man ihr, bis sie zu beten aufgehört, nicht mit Steuer und Schatz auf den Leib rücken. Die Ritterschaft aber (meint er) habe bisher keine Abgaben entrichtet, weil ihnen als Vasallen die Heeresfolge obgelegen habe, und sie deßhalb nicht zweifach hätte belastet werden dürfen. Jetzt aber seit der Einrichtung der Soldtruppen würde jene Vasallenpflicht nicht mehr in Anspruch genommen, der Edelmann liege, unbekümmert des Landeswohles, daheim auf der Bärenhaut und sei deßhalb dem Schatz und der Steuer anheimgefallen; er möge nun auch nach Verhältniß der Größe seiner Güter zollen und des Landes Lasten tragen helfen."

Dieser landesherrliche Vorschlag wurde auf dem Düsseldorfer Landtage gar übel aufgenommen. Die Freiherren hielten sich an's Bisherige, stützten sich auf's Gesetz, auf's Ritterbuch und behaupteten, zu keiner andern Leistung, als darin enthalten, verpflichtet zu sein.

Wolle man sie für's Landeswohl in Anspruch nehmen, so möge man nur mit der Heeresfolge herausrücken; daß sie diese bisher nicht geleistet, liege nicht an ihnen, sondern an mangelndem Aufgebot; dem Geldsurrogate dieser Vasallenpflicht könnten und dürften sie sich nicht unterziehen, ihrer Erben halber, und dergl.

So schloß denn der Landtag, und die freien Junker gingen aus einander, jeder in seine Heimath ganz vergnügt, diesmal dem Fiskus wieder ein Näschen gedreht zu haben. Aber die Herren Räthe der churfürstlichen Kammer waren besser berathen. Was geschieht! Die Her-

ren Junker dehnten sich zu Hause in lässiger Ruhe, sahen dem Roßkämmen zu, ritten auch wohl selbst ein Pferd zur Tränke, machten den Vogelsteller oder den Jäger ꝛc. Aber siehe! da naht der Landesherold ganz im Schmucke der vorigen Jahrhunderte mit Wappen und Fähnlein. Der Burgherr hört die Trompete im Schloßhofe schmettern, er guckt hinaus und glaubt, eine abenteuerliche Kunstreiterbande, eine Seilkünstler- oder Puppenspieler-Gesellschaft kündige ihre heutabendliche Leistung für das Dorf an und lade eben den Herrn Junker vorab zu der niegesehenen Abendunterhaltung ein; allein o Schrecken! Es ist der churfürstliche Herold und ladet den ritterbürtigen N. zu X. ein, innerhalb acht Tagen mit Mannen und Rossen wohlgerüstet im Schloßhofe zu Düsseldorf zu erscheinen, bei Vermeidung einer Felonie. So ging's durch's ganze Land, von Burg zu Burg. Da kratzten sich die Junker hinterm Ohr, rieben sich die Stirne und wußten nicht, woran sie waren. Endlich meinten sie, denen zu Düsseldorf wirre es sich in der obersten Rundung. — Der Tag des Aufgebotes erschien, aber die Junker blieben daheim; nur Herrn Dalwigh von Unterbach bei Düsseldorf sah man daherreiten in voller Rüstung, bis an die Zähne im Stahl, mit flatterndem Helmbusch, Schild und Lanze, das klirrende Schwert an der Seite, zwei Reisigen und vier Lanzenknechte mit Pickelhauben und langen Spießen hinter ihm. Da die Fastnacht- und Apriltage vorbei waren, guckten die Düsseldorfer Bürger in den Kalender, ob es vielleicht Junglicht (Neumond) sei, was die Vorbeistolzirenden in die seltsame Vermummung geleuchtet habe; aber bald wurde die vernünftige Ursache kund. Der Ritter stellte sich mit seinen Knapven als getreuen Vasallen im Schloßhofe der Landesobrigkeit vor und fragte nach weitern Befehlen. Ihm ward die Versicherung der Gnade seines Churfürsten und die Entlassung nach Hause, so wie auch fortwährende Steuerfreiheit. Die Herren Junker aber, welche daheim geblieben waren, mußten ihres Nichterscheinens halber in den Säckel greifen.

Ritter Werner von Homburg.

Wer die Mauern des altergrauen Schlosses Homburg von Ferne schauet, groß und gewaltig, gethürmt auf steile Höhe in weitem Umfange, der gewinnt, auch unkundig der Geschichte und der Sagen jener Zeit, die diese Feste erbauet und belebt, Ehrfurcht vor dem großartigen Geiste des Mittelalters, welcher Häuser, wie für Riesen und für Ewigkeiten gebauet, aufführte, das flache Land und die Thale fliehend auf fernschauenden Höhen sich niederließ, wie der kühne Adler, der auf der Felsenstirne nistet, während das scheue Rebhuhn und der Kibitz, seine Beute, die Tiefe suchen. Wer aber der Geschichte alter Zeit kundig, der Sagen kundig, welche an der Felsenburg haften, der empfindet bei ihrem Anblicke ein wundersames Gemisch von Freude und Wehmuth. — Das Mitgefühl für Menschen, unsere Brüder, ist von keiner Zone, auch von keiner Zeit beschränkt. Theilnahme an dem Wohl und Wehe Anderer ist jedem edlen Herzen eigen, sie ist Pflicht. Darum auch Pflicht das Erkunden der Personen und Verhältnisse ferner Zeiten, auch abgesehen von dem darin verborgenen Weisheitsschatze, den sich der Geschichtsforscher sammelt. Aber wozu diese ernste Mahnung, da das Ohr so gerne lauschet auf die Kunde der Vorzeit? Welcher Bergische vernimmt nicht gerne von der einst hoch strahlenden Homburg, deren geborstene graue Thürme noch fern schauen in die Hügelverschlingungen seiner Heimath!

Werner, Herr zu Homburg, kaiserlicher Lehnsherr und schöffenbarer semperfreier Ritter, war bekannt in der Mitte des 13. Jahrhunderts als ein tüchtiger Kriegsheld und biederer deutscher Mann. Er war befreundet mit Eberharden, dem Grafen von Mark und trug dessen Banner als Truchseß in manchem heißen Treffen mit Ruhme. So auch in der blutigen Schlacht bei Soest gegen Siegfried von Westerburg, den Erzbischof

von Cöln, den die Chroniken einen gewaltigen streitbaren Herrn nennen. Dieser Erzbischof lag mit der heiligen Stadt Cöln, die er vergebens unter seine Gewalt zu bringen trachtete, wie auch mit allen der Stadt verbündeten Fürsten, namentlich dem Herzoge von Brabant, den Grafen von Jülich, von Lotz, Berg und Mark in beständiger Fehde. Graf Wilhelm von Jülich war in dem Kampfe umgekommen. Lotz und Berg hatten nach verlorenen Kämpfen mit vielen Abtretungen den Frieden erkaufen müssen. Drauf schwur Siegfried in Siegesstolz: „auch den Märker mit seinem Anhange zu vernichten"; allein bei Soest, wo der Erzbischof unter seinen westphälischen Reisigen gar tapfer focht, traf Werner von Homburg auf ihn und rannte ihn aus dem Sattel in den blutgetränkten Sand. Zwar entriß Graf Walram von Falkenburg, ein trefflicher Ritter, den betäubten, zerquetschten und verwundeten Erzbischof noch der Gefangenschaft, allein die Schlacht war für ihn verloren, Siegfried, welcher gerade von dem mächtigen Herzoge Johann von Brabant bedroht wurde, mußte Frieden schließen mit Mark, und Werner der Truchseß kam, von dem herrlichsten Ruhme umstrahlt, auf sein heimathliches Homburg zurück, dort einige Jahre dem Frieden zu leben. Die Herrschsucht des streitbaren Erzbischofs war durch Adolph **VII.**, Grafen von Berg, der sich seiner im Woringer Streite bemächtigte und ihn lange Zeit zu Bensberg gefangen hielt, mit eisernem Gebisse gebändigt worden; nicht aber die Rachsucht, die in Siegfrieds Seele düster wohnte. Die Schmach, von einem Ritter niedergeworfen worden zu sein, hatte Siegfrieds Stolz zu sehr empört, als daß er dies ungeahndet lassen sollte, und bald hatte er einen teuflischen Racheplan ersonnen. Mit offener Gewalt konnte er Homburg nicht bei, da dies von Berg und Mark umschirmt war. Drum gedachte er der List. Er vermochte den Ritter Cuno von Gimborn und Gerharden von Schoinrath, Neffen des Homburgers, ihm ihren Oheim auszuliefern und versprach ihnen einen großen Lohn hierfür. Er gab vor, den Ritter zur Sühne der bekannten Schmach blos eine kleine Zeit hindurch gefänglich halten zu wollen und dann ohne alles Lösegeld zu

entlassen, blos zur Sühne des gekränkten Ehrgeizes; und nachdem er den Rittern gelobt und mit Eiden bekräftigt hatte, den Homburger weder am Gute zu verkürzen, noch ihn am Leibe zu strafen, ja nicht einmal seine Haut zu ritzen, nahmen diese keinen Anstand, ihm zu willfahren. Homburg wußte nur zu wohl, was er von dem empörten tückischen Feinde zu befahren hatte, und war daher durch freundliche Beredung seiner Neffen nicht in Siegfrieds Nähe zu bringen. Diese mußten daher List und Gewalt vereinen, und durch ihre genaue Bekanntschaft mit dem Ritter ward die Ausführung leicht.

Sich zur Jagd, seiner fast täglichen Unterhaltung zu stärken, pflegte der Ritter jeden Morgen in einer starken Quelle unterhalb des Schloßberges seinen narbenvollen Leib zu baden, und im Vertrauen auf den Frieden des Landes und die Unverletzlichkeit der Bannmeile ging er ohne Begleitung und ohne alle andere Bewaffnung als die seines Schwertes dorthin. Es war an einem heitern Julimorgen; die Sonne, von unzähligen Sängern des Waldes freudig begrüßt, hatte eben die leichten Morgennebel durchbrochen und erhob sich mit lächelndem Antlitze über ihre smaragdenen Lieblinge, die grünen Waldberge, als das Thor der Feste Homburg sich öffnete und der mannhafte Ritter Werner, von zwei Rüden im spielenden Laufe umkreiset, den Burgpfad herab schritt. Schon war er bis zum untern Wiesengrunde gekommen, verloren in dem Anblicke des herrlichen Sommermorgens, der Blumendüfte und des friedlichen Vogelgesanges erfreut, als seine treuen Rüden anschlugen, und gegen den Buschrand hin die Zähne fletschten. In dem Wahne, daß dort irgend ein Knabe mit Holzsammeln beschäftigt sei, rief er die warnenden rauhen Wächter an, und eilte hin, sie zurück zu halten. Da brachen vier verkappte Reiter ohne Helmzier und sonstige Abzeichen aus dem Gebüsche hervor, und ehe er sich zur Wehre zu setzen vermochte, ward Werner von der Uebermacht ergriffen und fortgeschleppt. Das Hülfgeschrei der treuen Hunde aber rief die Schloßbewohner auf die Warten, und diese wollten zu den Rossen eilen, als ihnen die wohlbekannte Stimme des Gimborners, der etwas zurück geblieben war, zurief: „Seid ohne

Sorge um Euren Herrn; es gilt eine Wette und dieser Schwank ist sonder Gefährde!" —

„Es gilt eine Wette!" riefen die verkappten Reiter, wenn sie an einem Weiler vorbei gelangten, oder wenn Leute ihnen begegneten. Burgen und Dörfer vermeidend gelangten sie am Abende, ohne angehalten zu werden, bei Beuel an den Rhein und mit Hohn begrüßte der Erzbischof den gefangenen Ritter an seinem Hoflager zu Bonn. Den Ueberbringern ward die versprochene Belohnung; aber als sie sahen, wie die Rachlust mit Eiden zu spielen pfleget, so mochte sie ihre dem Erzbischofe gezeigte Willfährigkeit wohl gereuen.

Nicht lange schmachtete der gefangene Homburger im Verließe. Eine Zielscheibe des Gespöttes feiler Höflinge ward er hervorgezogen und in eine gemauerte Grube gelegt, die mit Moos, Wolle, Flaum und Rosenblättern gefüllt war. Mit denselben weichen Stoffen wurde er bedeckt, — damit, wie Siegfried sagte, seine Seele wegen des Eides nicht Gefahr laufe — und dann ward die Gruft zugemauert. So, lebendig begraben, fand der Ritter Werner von Homburg ein unwürdiges Ende. Hofschmeichler priesen die That und belachten dieselbe mit dem entmenschten Vollbringer. Alle Edle aber sprachen ihre Mißbilligung aus und murrten laut mit Cuno von Gimborn und Gerharden von Schoinrath, Siegfrieden den geschworenen Eid vorhaltend. Da lachte der Erzbischof und sprach: „Ich habe nur geschworen: den Homburger weder am Gut zu verkürzen, noch ihn am Leibe zu verletzen. Nach seinem Gute gelüstet mich nicht und in dem weichen Flaume und den Rosenblättern, aus denen die Dornen sorgfältig hervor gesucht sind, wird er seine Haut nicht ritzen. Wollt ihr, so mögt ihr ihn nach einigen Tagen aus dem Kerker abholen. Er hat den Frevel, sich an einem Gesalbten des Herrn feindlich vergriffen zu haben, gebüßt!"

So sagte Siegfried und er frevelte straflos, weil den Freunden des Ritters die Macht fehlte, ihn zu rächen.

Nur noch ein Beispiel einer solchen That hat die deutsche Geschichte aufzuweisen, da achtzig Jahre früher der Graf

von Rheineck ein gleiches Loos fand; allein Walter von Rheineck war ein berüchtigter Räuber und der an ihm begangene Meineid, die unmenschliche Strafe ging hervor aus der Gerechtigkeitsliebe des kaiserlichen Vogtes. Homburgs Untergang aber war nicht der einzige Makel der Art, welcher an des Erzbischofs Namen haftet. Auch Adolphs, des Grafen von Berg, bemächtigte er sich durch treulosen Verrath. *) Unerhörte Grausamkeit eines Unmenschen, der im Gewande eines christlichen Priesters, eines Bischofs, mit der Wildheit eines Barbaren und der geschliffenen Bosheit eines Griechen (**Graeca fides!**) frevelte! Die Geschichte hat's mit Schmach gerochen! —

Der von Siegfried von Westerburg gemordete Werner von Homburg war der letzte männliche Sprosse seines Stammes. Seine einzige Tochter Jutta war vermählt mit Gottfried, Grafen von Sayn und brachte diesem die Herrschaft Homburg zu. Die beiden Söhne Jutta's theilten ihre Besitzungen, so daß Johannes die Grafschaft Sayn und Engelbert die Herrschaften Homburg und Vallendar erhielt. Das frühere Wappen von Homburg, ein silberner Thurm in rothem Felde, behielt Engelbert bei und vererbte es an die ihm entsprossenen Linien von Wittgenstein, Berleburg, Neumagen, Sayn und Homburg.

Die acht Junker von Nesselrath.

Wie gering an Umfang das Bergische auch noch im 13. Jahrhunderte war, und obschon seine Herrscher als Reichsfürsten nicht unter den ersten Mächten standen, so waren sie doch hochgeachtet wegen ihrer Tapferkeit, welche auch die Unterthanen zu herrlichen Thaten ermunterte.

*) Wovon das Nähere in der Erzählung der Schlacht bei Woringen erwähnt wurde.

Schon im 13. Jahrhunderte wurden Bergische Kaufleute genannt, welche die Erzeugnisse des heimathlichen Kunstfleißes am Oberrheine absetzten; allein noch früher ward der Ruhm bergischer Waffen auch in entferntern Landen bekannt, und mehrere süddeutsche Schriftsteller nannten damals das Land: kriegerische Berge, oder: streitbare Berge. „Ruhmreiche Berge!" war das Feldgeschrei und die Losung der Bergischen in ihren Fehden. Sie hatten sich dieses Namens würdig gemacht und blieben stolz darauf. Wie sich aber die Adelgeschlechter der Heimath in den Fehden auszeichneten, möge das noch fortblühende Geschlecht derer von Nesselrath, ursprünglich ein bergischer Adel, bekunden!

Haus Nesselrath, oberhalb Leichlingen an der Wupper, war die Wiege dieses jetzt vielverzweigten Heldengeschlechtes. In der Schlacht bei Woringen (am 5. Juni 1288), zu welcher Berg, Brabant, Mark und Jülich 15,000 Mann gegen 40,000 Erzstiftische, Luxemburger und Gelderer führten, stritten auch acht Junker von Nesselrath, erst kurz vor diesem Kampfe wehrhaft gemacht, unter Adolph **VII.** von Berg, als dessen tapfre getreue Vasallen.

Die Woringer Schlacht, voll von Zügen des ächten Rittersinnes, war die blutigste ihres Zeitalters. Brabant und Berg schlugen die feindliche Mehrzahl. Der Erzbischof von Cöln, Adolph von Nassau, Reinold von Geldern, 1,100 Grafen und Ritter, eine Menge Söldner wurden gefangen; zwei Grafen von Luxemburg, des Erzbischofs Bruder und über 1000 andere Edle getödtet. Das bergische Landvolk hatte den Sieg entschieden und die bergischen Ritter ihn vorbereitet. Unter diesen hatten die Herren von Nesselrath sich vor Allen ausgezeichnet, und nach gewonnenem Kampfe berief Adolph vom Berge acht junge Edle, Brüder und Vettern dieses Geschlechts, den Lohn ihrer Tapferkeit zu empfangen.

Unter Adolphs vielen Tugenden war seine Bescheidenheit nicht die geringste. Mit der dem Ritterthume eignen Galanterie führte er die acht jungen wundenbedeckten Helden zu dem Herzoge von Brabant, nannte diesen den Helden des Tages, die Ehre von Deutschland, den Stolz des Ritterthumes, und bat ihn, als den Würdigsten auf

der Wahlstatt, seinen Vasallen, die solcher hohen Auszeichnung werth, den Ritterschlag zu ertheilen. Auf den ausgebreiteten Siegestrophäen, den erbeuteten Fahnen, knieeten die acht Junker Hand in Hand nieder; der alte Graf Arnold von Lotz schnallte ihnen die goldenen Sporen an; der Herzog berührte ihnen mit der Fläche seines Siegerschwertes die Schulter, hielt ihnen die Pflichten und die Würden der deutschen Ritter vor, und hieß sie als solche aufstehen, welches unter den Freudenthränen der drei älteren Ritter von Nesselrath, ihrer Väter und Onkel, geschah. Die goldenen Spornen, welche sie jetzt trugen, waren Siegesbeute, welche die Junker den Uebermältigten abgenommen.

Den Beweis so hoher fürstlicher Achtung und Ehre zu erwiedern, führte Johann von Brabant dem Grafen vom Berge desgleichen zwölf junge Edle, die sich unter Brabants Fahnen rühmlichst ausgezeichnet hatten, vor, und nachdem Adolph sie mit allem üblichem Prunke zu Rittern geschlagen hatte, mahnte Johann diese Edlen: dem Gebieter von Berg, dem tapfersten und biedersten Ritter des Reiches, in Allem nachzueifern.

Diese ist eine der vielen und herrlichen Scenen, welche uns die Erzählung der Schlacht bei Woringen aufbehalten hat, und den Geist damaliger Zeit schön bekunden helfen. Möchten deren noch mehrere zum Preise unserer Ahnen dem Staube alter Folianten und Urkunden entrissen, dem frischeren Leben dargeboten werden.

Die Belagerung von Ottenstein

am 24. Juli 1408, ein Seitenstück zu Bürger's „Weiber von Weinsberg."

(Zur Märkischen Geschichte.)

Eines der festesten Felsschlösser, die um die Gränze der Grafschaft Mark und des Stiftes Münster lagen, war das durch Gewalt der Waffen für unbezwinglich gehaltene Ottenstein, bis zu Anfang des 15. Jahrhunderts den Grafen von Solms gehörig und damals auch Residenz des Grafen Heinrich von Solms.

Graf Otto von Hoya, als Bischof von Münster seines Taufnamens der Vierte (1392—1424), war ein überaus tapferer kriegerischer Fürst, mehr Feldherr als Priester Gottes, ein Vergrößerer des Bisthums, aber eine Geißel des Volks. — „Dieweil er (schreibt die Münster'sche Chronik) so große Waffenthat vollbracht hat, ist er billig zu loben, allein hätte er ein wenig mehr Gott vor Augen gehalten und gefürchtet, das wäre löblicher gewesen. Er suchte nicht, was das Evangelium ihm befahl, das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit und kam nie zu seiner Braut, der Kirche, wie hoch auch ein Fest sein mochte. Statt die Händel seiner Unterthanen zu schlichten, unterdrückte und belastete er diese, schädigte das Land durch Fehdelust, durch Jagd und Hunde, deren er eine große Anzahl zu seinem Ergötzen hielt. Weil er seine Feinde geschlagen und viele Burgen erobert hatte, so glaubte er, Alles stehe ihm wohl an u. s. w." — So sagt die Münster'sche Chronik von ihm und so reden alle gleichzeitige Schriftsteller. Nachdem er aber am 3. October 1424 in einer unglücklichen Fehde mit dem Ritter Johann von Raßfeld aus Aerger gestorben war, erhielt er die Grabschrift, die aus lateinischen Hexametern verdeutscht:

„Otto starb und siehe, er ruht tief unter dem Grabstein,
„Er ein Lenker des Streits, ein gewaltiger Herkules-Hektor,
„Aber ein Schlächter des Volks und Verwüster der trotzenden Burgen,
„Siegreich über die Zahl der berühmtesten Helden und Fürsten.
„Gönne, o gütigster Gott, ihm zu schauen dein leuchtendes Antlitz!“ —

Gleich nach dem Antritte seiner Regierung führte er böse Fehden mit allen seinen Nachbaren, besonders mit den Grafen von Tecklenburg, Mark, Solms, Steinfurt u. A., wurde aber im Jahre 1394 von dem Grafen von Steinfurt gefangen genommen und erst gegen ein großes Lösegeld der Haft entlassen. Da schwur er dem Grafen Heinrich von Solms und dem Herrn von Ahaus, die dem von Steinfurt zu der neulichen Niederlage des Bischofs beigestanden, furchtbare Rache. Beide Herren fürchteten sich aber nicht und lagen forthin gegen den gewaltigen Bischof wacker zu Felde, allein durch Kriegslist wurde der Herr von Ahaus sammt 80 Rittern gefangen und der Graf Heinrich von Solms, einzeln zu schwach, sich mit dem Bischofe Otto auf offener Wahlstatt zu schlagen, wurde in seiner Felsburg Ottenstein umschlossen und belagert. Doch Graf Heinrich verlachte die Bedrohung, denn er war mit Lebensmitteln auf lange Zeit reichlich versehen und fürchtete den Sturm der Feinde nicht. Acht Jahre dauerte die Belagerung, ein Beweis von der Stärke der Festung, und noch immer stand sie unbesiegt, weder Sturm, noch Kriegslist hatte sie zu brechen vermocht. Jedoch weil der erhoffte Entsatz von Mark und Tecklenburg ausblieb und der Bischof die Burg immer fester umschloß, so brach da droben endlich ein so großer Mangel an Lebensmitteln aus, daß die Belagerten zur Uebergabe gezwungen waren. Im Jahre 1408 kam der Vergleich der Uebergabe zu Stande, und in den Bedingungen hieß es, die Weiber, denen der Krieg nicht

gegolten, dürften frei abziehen und, so viel sie zu tragen vermöchten, ungehindert mit sich nehmen; die Männer aber sollten sich aus der Sieger Gefangenschaft mit Gelde lösen. Als aber nun die Stunde der Uebergabe (24. Juli Morgens) gekommen war, da sah man das Thor der Feste Ottenstein erschließen und einen sonderbaren Aufzug hervortreten. Die Tochter des Grafen Heinrich voran trug ihren Vater auf den Achseln, die werthvollsten Urkunden und Geschmeide aber in der Schürze. Ihr folgten alle Weiber des Schlosses, jede ihren Vater, Sohn, Bruder oder Gemahl auf dem Rücken und so viel in den Schürzen, als sie fortzubringen vermochten.

Dem Bischofe mochte dies zwar mißfallen und die Bedingungen des Abzuges ihn gereuen, so daß er gerne dawider gesprochen oder gethan hätte, allein den mitanwesenden Grafen und Herren, die den Vergleich auch unterzeichnet hatten, gefiel die kindliche Liebesthat der jungen und schönen Gräfinn Solms also wohl, daß sie ihren lauten Beifall nicht verhehlten, und der Bischof, erfreut, die herrliche Feste endlich in seiner Gewalt zu haben, ließ sich damit begnügen und den Grafen, dem er Schlimmeres zugedacht, entschlüpfen. Zwar hätte er die unbewaffnet Abziehenden noch wohl heimlich fangen lassen mögen, aber der junge Graf von Steinfurt, des Grafen Freund und dessen Tochter stiller Verehrer, der von der Uebergabe Kunde erhalten hatte, lag mit seinen Reisigen in der Nähe, nahm die Abziehenden in sein Geleite und brachte sie auf sein eigenes Schloß, weil der Bischof sämmtliche Güter des Grafen von Solms inne hatte. Da wurde denn die edle Grafentochter des von Steinfurt Braut und der Vater gab seinen Segen dazu.

Mächtige Herren, sogar der Kaiser Sigismund, suchten forthin den Bischof zur Herausgabe der Solmsischen Güter an den rechtmäßigen Eigenthümer zu bewegen, was sie auch endlich erlangten, mit Ausnahme jedoch der Feste Ottenstein, die dem Bisthume Münster einverleibt wurde, und von wannen sie später durch Pfandschaft an die Herren von Morrien kam. —

Graf Heinrich von Solms wurde einige Jahre nach der Uebergabe der Burg Ottenstein in deren Nähe erschlagen und seine einzige Tochter brachte die Grafschaft durch Heirath an den Grafen von Steinfurt-Bentheim. — Das Andenken an die Uebergabe aber hat sich auch noch erhalten in den altdeutschen Versen:

Als man schribet vierzehnhundert und ein,
Do lachte sich Bischof Otto vor Ottenstein,
Als man schribet vierzehnhundert und acht
Do gewann er es mit Smacht (durch Hunger).

Der Zweifler.

(Eine Klosterlegende vom Jahre 1367.)

Der heilige Erpho war der erste Abt des Klosters Siegburg und ein vertrauter Freund des heiligen Anno, der seine letzten Lebenstage bei ihm zubrachte. Erpho's Frömmigkeit war allgemein bekannt. In der Strenge des Lebenswandels that es ihm Niemand zuvor und sein Geist wurde nie von irdischen Gedanken, von Welthändeln, berührt. Ernsten Betrachtungen nachzuhangen war ihm höchste Seelenwonne und jeden Tag wählte er eine Stelle der heiligen Schrift, die er vorzüglich bedachte. So war ihm in den abgebeteten Vigilien der Vers des 89. Psalms: „Tausend Jahre sind vor Gottes Augen wie ein Tag, der gestern vorübergegangen" besonders aufgefallen, und wie denn auch die frömmsten Gemüther oft vom Bösen versucht werden zur nachherigen höheren Verherrlichung der Wahrheit, so stießen ihm bei dieser Schriftstelle, die er nicht begreifen konnte, Zweifel auf, und ließen ihn nicht ruhen. Ueber Tafel konnte er an nichts Anderes denken, selbst die heilige Vorlesung ging seinem Geiste verloren und immer nur der Psalmvers erfüllte sein ganzes Gemüth. Um den Betrachtungen aber ungestörter nachhangen zu können, ging er nach Tische in den Klostergarten, und ganz vertieft in seinen Gedanken kam er den Berg hinunter in den Wald, der unterhalb Wolsdorf die Sieg begleitete, immer darüber zweifelnd, daß Tausend Jahre gleichwie Ein Tag vor Gott vorüber eilen könnten. Und sieh! da flog ein wundersam Waldvöglein von Zweig zu Zweig und zog durch wunderlieblichen Gesang den ernsten Greis aus der Tiefe seiner Betrachtung. Nie hatte Erpho einen Vogel von dieser Gestalt und Farbe gesehen. Er war von der Größe einer Taube und alle Pracht des Regenbogens, der Glanz aller Blumen und Metalle schien auf seinem Gefieder vereint. Entzückend war der Anblick, aber mehr ergötzte sein holder

Gesang, auf dessen Wohllaut der ganze Wald zu horchen schien, denn alle andere Vöglein verstummten in ihren Liedern, die Bäume hörten auf zu rauschen und selbst die Eidexen, Grillen und Käfer horchten tief aufmerksam und wandten ihre klugen Aeuglein dem prachtvollen Vogel zu. Erpho's Ohr hing an des Lieblichen Gesange gleichwie an einem Munde der Weisheit, es ward ihm wunderbar zu Muthe; sein Auge schwamm in Trunkenheit des Anschauens, seine Brust schwoll im seligsten Ergötzen und sein Geist schwelgte in den höchsten Himmelsfreuden. Aber auf einmal verstummte und verschwand das Vöglein, das den Heiligen schon bis in die Mitte des Waldes über eine Viertelstunde von dem Kloster verlockt hatte. Es schienen ihm nur ein paar Augenblicke gewesen zu sein, während er dem Gesange nachgegangen, und der gute Greis betrübte sich darüber, die für ernste Sachen so kostbare Zeit durch das Ergötzen seiner Sinne verloren zu haben. Eine halbe Stunde schien ihm verloren im Dienste des Herrn und eiligst wandte er sich dem Kloster zu, dessen hohe Zinnen die schon sinkende Sonne vergoldete. Es läutete schon die Glocke zur Vesper, und der Abt durfte auf Lustgängen keine Betstunden versäumen. Doch wie erstaunte Erpho, als er Alles umher so verändert sah! Die Klostergebäude däuchten ihm doppelt so groß, als er sie (seiner Meinung nach) vor noch nicht einer Stunde verlassen hatte; das Kloster, sowie die Stadt, Alles war verschönt. Die ihm Begegnenden schienen ihn wie ein Wunder anzustaunen, ihm selber schien es, als ob die Gegend von Fremden bewohnt sei, denn eine andere war die Kleidung der Landleute, als er sie dort gesehen, anders die Sprache der Grüßenden. Als er aber auf den Klosterberg kam und in die neuen Ringmauern trat, da läuteten alle Glocken und die Genossenschaft, ein ihm unbekannter Prälat an der Spitze, hielt einen feierlichen Umzug. Wie ein Traum erschien ihm Alles, denn er kannte Niemanden und Niemand schien ihn zu kennen.

Da ging er zum Pater Ostiarius, dem Pförtner, der ihm auch unbekannt war, sagte, daß er der Abt des Klosters sei und fragte über die Veränderungen und den neuen Convent, der seit einer halben Stunde eingewandert

sein müßte. Aber der Pförtner schüttelte sein Haupt, sagte, daß er, ein achtzigjähriger Greis, das Kloster nicht anders gekannt habe und daß die Genossenschaft auch nicht eben von gestern da sei. Der dem Ankommenden unbekannte Abt aber und der Convent von der ehrfurchtgebietenden hohen Greisengestalt angezogen, traten herzu und beiderseitigen Fragens und Staunens war kein Ende. Erpho's verklärtes Antlitz und die Lichtstrahlen, die sein Silberhaupt zu einem Heiligenschein umflossen, hielten Alle fern, ihn einen Lügner zu schelten, obwohl Niemand sich die Verhältnisse zu erklären wußte. Endlich erinnerte sich ein sehr alter Bruder, daß er einmal aus mündlicher Ueberlieferung gehört habe, daß vor bereits dreihundert Jahren Erpho, der ehrwürdige Abt des Klosters, kurz vor der Vesper auf einmal verschwunden sei, ohne daß man später je etwas wieder von ihm gehört oder gesehen habe. Dies eröffnete er dem Abte, man sah in den Jahrbüchern nach, und Allen wurde klar, daß der angekommene Greis derselbe Abt Erpho sei, der dreihundert Jahre hindurch auf wunderbare ihm selber unbewußte Weise von Gott erhalten worden sei. Als aber Abt Erpho von seinem Zweifel an der oben angeführten Psalmstelle und von dem Wundervöglein erzählte, — da priesen Alle Gott für dies Wunder, das die Wahrheit der heiligen Schrift verherrlicht hatte. Dann schritt Erpho zur Kirche, ließ sich das Abendmahl reichen, lobte Gott mit lauter Stimme, und mit betend erhobenen Händen gab er seinen Geist auf.

Dies geschah zum besonderen Frommen des Convents in Siegburg Tags nach Himmelfahrt Christi, als man schrieb im Jahre 1367, nachdem der Heilige vom selbigen Tage des Jahres 1067, also volle Dreihundert Jahre, war verschwunden gewesen.

Leben und Wirken
des
Fürstlich Neuwiedischen Kirchenrathes
Wilhelm Aschenberg
aus Remscheid.

(1771 — 1820.)

Verdient irgend Jemand durch ein uneigennütziges Streben, daß sein Name stets mit dankbarer Verehrung genannt werde, so hat Wilhelm Aschenberg, der im Jahre 1820 in Hagen verstorbene lutherische Prediger und Kirchenrath, diese Ansprüche auf die Herzen seiner Landsleute erlangt. Er war nicht nur ein treuer Hirt seiner Gemeinde, sondern auch der Bildung aller seiner Landsleute hat er sein ganzes Leben gewidmet, die Geschichte unserer Voreltern hat er mit vielen Aufopferungen aus dem Dunkel hervorgehoben und in der schwierigsten für uns und für ganz Deutschland traurigsten Zeit der Fremdherrschaft hat er die Liebe und Treue für das ursprüngliche rechtmäßige Herrscherhaus mit Erfolg zu beleben und zu erhalten gesucht. Müssen wir ihm schon Dank zollen für seine Bemühungen um die vaterländische Geschichte, so muß ihn jener Zweck, der ihn dort leitete, noch höher stellen in Aller Achtung und ihn uns noch theurer machen. Wir würden unsern Unwerth an den Tag legen, wenn wir den Namen des wahren Vaterlandsfreundes verhallen ließen. Er verdient von jedem gekannt zu sein, und so mögen denn auch hier seinem Andenken einige Worte geweihet werden.

Wilhelm Aschenberg ward im Jahre 1771 zu Remscheid in der Mitte des Herzogthums Berg und auf einer der höchsten Höhen desselben geboren. Sein wohlhabender Vater, dortiger Kaufmann und Gutsbesitzer, sandte den zehnjährigen Knaben, den er nicht für den Ge-

werbstand bestimmt hatte, in die Brüderanstalt zu Neuwied. Von dort bezog der Jüngling mehrere Lehranstalten in Sachsen und erst im Mai 1791, nach vollendeter akademischer Laufbahn, kam er wieder in seine Heimath zurück, um sich dort dem Predigeramte zu widmen. Er hatte als 19jähriger Jüngling nicht blos eine vorzügliche klassische Bildung erlangt, sondern auch durch seinen Umgang in angesehenen Familien Sachsens einen richtigen Beobachtungsgeist erworben. Auch sein Talent für die edle Dichtkunst, mit welchem er erst später öffentlich auftrat, hatte er ausgebildet und als er auf einem Jagdschiffe seiner seit 15 Jahren entbehrten Heimath zuschwamm, bewies er solches durch sein schönes Lied an die Heimath, das ihm im Anblicke des Siebengebürges aus dem Herzen floß (19. Mai 1791), worin unter anderen die Strophen:

„Land der Heimath, Land der Berge,
„Freudig wallt mein Herz Dir zu,
„Unter Deutschlands hundert Gauen
„Bot sich keiner mir zu schauen
„Reich und blühend so wie Du."

„Land der Heimath, Land der Berge,
„Treulich wallt mein Herz dir zu,
„Denn in deines Volkes Mitte
„Wohnt noch alte biedre Sitte,
„Ihr Asyl und Schirm bist du!"

„Land der Väter, Land der Berge,
„Allem Fremden schwör' ich ab!
„In dir will ich für Dich leben,
„Rastlos wirken, rastlos streben
„Und in Dir sei einst mein Grab!"

Diesen Schwur hat der Dichter gehalten. Der fromme Vater wollte den Jüngling bereden, sich einer Missionsanstalt zu widmen; doch zog dieser vor, in seiner Heimath als lutherischer Pastor zu wirken. Drum besuchte er noch blos auf Ein Semester die Hochschule zu Rin-

teln und ward dann, 21 Jahre alt, Prediger an der neuen lutherischen Gemeinde zu Kronenberg bei Solingen. Dort auf der Kronenberger Höhe, die wie Remscheid einen großen Theil des Landes überschauet, sprach sich Aschenberg's Begeisterung für seine herrliche romantische Heimath in vielen schönen Liedern aus und im reizendsten Anblicke des Heimathlandes faßte er den Plan, zur Bearbeitung seiner Geschichte sich Quellen zu sammeln.

Geselligkeit war ein Hauptzug seines Charakters. Er stiftete mehrere Vereine für Geistes- und Herzensbildung und es sammelte sich um ihn ein Kreis von talentvollen Männern, deren Namen jetzt mit Achtung genannt werden. Wie er im Leben Alles mit Freunden theilen wollte, so trat er auch als Schriftsteller nur in Gesellschaft von Freunden auf. Viele seiner schönen Lieder, meistens religiösen Inhalts, Aufsätze aller Art sind in Taschenbüchern und Zeitschriften Deutschlands zerstreuet. Da faßte er den Plan, auch für unsere Heimath ein Taschenbuch zur bildenden Unterhaltung in's Leben zu rufen. Ernst M. Arndt, Benzenberg, Böttiger, Bothe, Gramberg, Geib, Gleim, Heise, Harold, Jung-Stilling, Jacobi, Kosegarten, Starke, Stork, Schmidt und andere bekannte Männer sagten ihm Beiträge zu, und so erschien mit dem Jahre 1798 bis 1806 ein bergisches Taschenbuch, herausgegeben von Wilhelm Aschenberg, das gewiß keines der schlechtesten der damals erscheinenden war. Besonders interessant ist dies jetzt selten gewordene Werk durch den kurzen Abriß der bergischen Geschichte, welchen der Herausgeber in den Jahren 1800—1804 mittheilte. Die Niederrheinischen Blätter, welche Aschenberg in Verbindung mit mehreren Gelehrten von 1802—1804 herausgab (5 Bde.), haben auch manche nicht uninteressante Abhandlung über die Landesgeschichte, sowie mehrere recht artige Gedichte. Das Hauptstreben bei diesen Zeitschriften war, durch Erinnerung an die ehemaligen Landesregenten die Anhänglichkeit an das rechtmäßige Herrscherhaus Hohenzollern zu nähren, und dahin wirkte der freimüthige Mann als Dichter und Geschichtschreiber mit solcher Kühnheit, daß

seine Freunde in jenen düstern Tagen der französischen Herrschaft nicht wenig für ihn besorgt waren. Nach der Schlacht bei Leipzig, die er durch eines seiner schönsten Lieder feierte, galt Aschenberg bei seinen Landsleuten, denen er eine bessere, jetzt eingetretene Zukunft verheißen hatte, nur noch mehr. Seine Zeitschrift Hermann, die er schon 1814 begann, war zwischen Maas und Weser in Aller Händen und lebt bis heute noch im Andenken des Volkes. Doch Aschenberg's Hauptaugenmerk war immer noch auf die Bearbeitung der Geschichte der vereinigten Lande Berg, Jülich, Cleve, Mark und Ravensberg gerichtet, seine Lieblingsidee blieb, der Geschichtschreiber seines Heimathlandes zu werden. Schon unter Carl Theodors gepriesener Regierung hatte er diesem Werke seine Jugendkraft gewidmet und selbst unter der ihm verhaßten französischen Herrschaft wurde er seinem Lieblingsplane nicht entfremdet. Die schlimme Gegenwart fühlte er minder bei dem Troste, den er aus der Vorzeit geschöpft. Mit vielen Aufopferungen hatte er gesammelt und blos für das Material eine Summe von mehreren Tausend Thalern vor und nach ausgegeben. Seine Bekanntschaften mit den Mönchen zu Altenberg und in andern Klöstern waren seinem Unternehmen sehr förderlich gewesen und später bot ihm die allgemeine Klosteraufhebung die Gelegenheit, manchen sonst verborgenen Geschichtsschatz zu erlangen. Doch das Werk war viel zu großartig angelegt, als daß es so bald in's Leben hätte treten können. Wie Aschenberg selbst nach zwölfjährigem Sammeln und Forschen in dem sechsten Jahrgange (1804) seines Taschenbuches und im vierten Bande seiner niederrheinischen Blätter ankündigt, sollte das Werk aus acht Bänden in größtem Octav, jeden zu 32 Bogen, bestehen. Die ersten beiden Bände sollten eine Würdigung der Geschichtsquellen, eine Beschreibung und Schilderung unserer Heimath in den ältesten Zeiten, im Mittelalter und in der neuesten Zeit, sowie deren Geschichte bis zur Vereinigung mit Jülich enthalten. Der dritte, vierte und fünfte Band sollte die Geschichte von Berg und Jülich bis zu ihrer letzten definitiven Trennung im Jahre 1742 fortführen, der sechste die specielle Geschichte von

Jülich, von Cleve, von Mark und von Ravensberg umfassen (zu allen diesen Bänden sollten die Quellen, woraus der Verfasser geschöpft, in Noten angezogen werden) und der achte Band endlich aus einer Sammlung von Urkunden, Inschriften und alten Denkmalen bestehen.

Leider blieb die Arbeit unvollendet und die treffliche Schilderung der bergischen Landesgeschichte in den erwähnten Taschenbüchern zeigt uns, wie viel wir damit verloren. Aschenberg war ganz in der Vorzeit unserer Heimath heimisch, er besaß die glücklichste Darstellungsgabe und hat in dem Wenigen, was wir von ihm besitzen, einen so klaren Forschergeist entwickelt, daß unsere Landesgeschichte dadurch einen ganz neuen Gang erhalten hat. Nicht mit Unrecht möchte man den Wilhelm Aschenberg den Bergischen Herodot nennen, denn mit diesem Griechen hat er auffallende Aehnlichkeit in der Schilderung seiner Helden, und nur Herodot's Weise ist lehrreich, anziehend und bildend. Unsere Heimath darf stolz auf solchen Namen sein. Auch das Trockenste wurde durch Aschenberg's zauberische Feder interessant. Die nach ihm die Landesgeschichte bearbeiteten, sind ihm in Allem nachgehinkt, sie besaßen nicht seinen Geist, nicht seine Darstellungsgabe und drum haben sie das durch ihn gelieferte Material und seine Formen, wo sie nicht wörtlich abgeschrieben, verhunzt. Dabei noch stießen sich Einige daran, daß Aschenberg in seinem Taschenbuche nicht auf die Quellen hinwies und Alles damit belegte. Aber gehörte dies auch wohl für ein Taschenbuch? Aschenberg hatte den pünktlichen Nachweis der Quellen bis zu der ausführlichen Landesgeschichte aufbehalten und leider, leider ward dies sein Lieblingswerk gestört. Häusliches Unglück, das mit dem Tode seiner geliebten Gattinn herein brach, raubte ihm Lust und Kraft zur Vollendung des begonnenen Riesenwerkes. Zwar nahm er diese Arbeit immer wieder auf und ließ den Plan zur Herausgabe nicht fahren, allein da raffte ihn ein allzufrüher Tod dahin. Er starb am 21. November 1820 in Hagen, wo er seit dem Jahre 1802 als Prediger gestanden. Seine letzten Jahre waren sehr getrübt und wir hätten ihn länger behalten, hätten seine ausführliche Geschichte

unserer Heimath erhalten, wenn nicht der Gram an seinem Leben genagt und ihn in seinem kräftigsten Mannesalter in's Grab gedrückt hätte. Drum mögen wir zwiefach seinen Tod betrauern. Aschenberg war ein Mann von vielem Gemüth und die lauterste Herzensgüte kettete seine Freunde eben so fest an ihn, als sein lehrreicher Umgang und in besseren Tagen seine harmlose Heiterkeit, die sich in vielen seiner Gedichte ausspricht. Andern wohlzuthun war seine Wonne und dem Bedrängten half er auch dann, wenn er selber dadurch Mangel leiden mußte. Doch er war nicht gemacht, des Schicksals harte Schläge zu ertragen und darunter sank sein Muth, seine Gesundheit und Lust und Fähigkeit zum Arbeiten. Schade, daß er so Vieles unvollendet ließ; doch möchte sich der kein geringes Verdienst erwerben, der seine überall zerstreuten und mit den Taschenbüchern selten gewordenen Schriften sammeln und herausgeben wollte. Als Probe seiner klaren Schreibweise und seiner fließenden Verse möge folgende Ballade, die er nach einer wirklichen Begebenheit aus dem 15. Jahrhunderte bearbeitete, (Berg. Taschenb. Jahrg. 1800 S. 30), hier Platz finden:

Hedewig von Wolkenburg.

Am Ufer des Rheines schön Hedewig stand,
Ein Mädchen so hold wie die Engel.
Doch hing sie das Köpfchen mit trübem Gesicht;
So trauert die Lilie, wenn Regen gebricht
Und neigt sich auf welkendem Stengel.

Schön Hedewig, edel durch Körper und Geist,
War edel nicht minder durch Ahnen.
Von altem Geschlechte wohl stammte sie ab;
Mit Conrad von Schwaben am heiligen Grab
Da wehten schon Wolkenburgs Fahnen.

Drauf pochte der Vater mit störrigem Sinn;
— Die Mutter war lange vermodert —
Oft sprach er: „ich weiß es, die Liebe ist blind,
O hüt' dich, daß nimmer das Herz dir, mein Kind,
Für Bürgercanall'je entlodert.

Ich bin dir gewogen, doch grimmigen Haß
Würd' ich dann auf ewig dir schwören.
Der bloße Gedanke — er foltert mich schon.
Wie würden sie klaffen mit grimmigem Hohn!
D'rum laß dich, mein Kind, nicht bethören!"

Schön Hedewig hörte des Vaters Gebot
Und weinte darüber im Stillen.
Sie hatte mit Freuden sonst Alles gethan,
Was sie nur dem Vater am Auge sah an —
Doch konnte sie dies nicht erfüllen.

Denn Gustav, der Jüngling mit feurigem Blick,
Er hatte das Herz ihr entwendet.
Ihm floß durch die Adern kein adliches Blut,
Dagegen ward höheres, größeres Gut
Ihm reichlich vom Himmel gespendet:

Ein Herz, das mit Wärme das ganze Geschlecht
Der Menschen als Brüder umfaßte;
Ein Geist, der in jegliche Wissenschaft drang;
Ein Sinn, der zu seltener Höhe sich schwang
Und alle Verstellung haßte.

Sie trieben der Minne beglückendes Spiel
Durch fünfzehn Monde und drüber.
Sie wechselten Blicke, jetzt hier und dann dort,
Auch manchmal ein Briefchen, ein flüchtiges Wort,
Und wurden durch Zwang sich nur lieber.

Doch ach! der Verräther, wann schlummert er wohl?
Was kann nicht die Scheelsucht ergründen?
Das Bündniß der Liebenden wurde erspäht,
Und schadenfroh lächelt der Lauscher und geht,
Dem Alten die Mähr zu verkünden.

Der starret vor Schrecken, dann packt er sein Kind:
„Ha Buhlerinn! ruft er mit Dräuen —
So folgst du den Lehren, die ich dir stets gab?
Den Frevel, den büßest im Kloster du ab;
Da soll's dich, beim Teufel! schon reuen!" —

Sie stürzt ihm zu Füßen, sie weinet und fleht:
Erbarmen, mein Vater, Erbarmen!
„Das kann ich nicht ferner, das bin ich nicht mehr!
Geh! laß mich!“ — so sprudelt er wüthend daher,
Und reißt sich aus Hedewig's Armen. —

Kaum dämmert der Morgen, da rollet auch schon
Ein Wagen aus Wolkenburgs Hofe.
Das Jammern des Fräuleins durchdringet die Luft;
Der Freiherr bleibt fühllos und kalt wie die Gruft;
Laut schluchzen Bedienten und Zofe.

Am Abend erst halten ermüdet und naß
Die Rosse vor Anna-Zells Mauern.
Die ragen so schrecklich zum Himmel hinan —
O wehe den Armen, die finsterer Wahn
Verdammt, d'rin auf ewig zu trauern!

„Hier liebe den Buben, so viel du nur willst;
Ich bin denn doch sicher vor Schande“ —
Spricht höhnend der Alte. Da rasselt das Thor,
Und leichenblaß tritt die Aebtissinn hervor
Im härenen schwarzen Gewande.

„Ehrwürdige Mutter, ich weihe mein Kind
Dem Himmel nach euerer Weise.
Nur nehmt es, ich bitte, fein strenge in Acht;
Und stattlich wird von mir das Kloster bedacht,
So wahr, als ich Wolkenburg heiße.“

Sie neiget sich züchtig, schön Hedewig wankt
Zur Zelle, so düster und enge.
„Was hab' ich verbrochen, barmherziger Gott!
Ach ende aus Gnaden, daß Jammer und Noth
Mich nicht zur Verzweiflung dränge!“ —

Sie stöhnt es und sinket auf's Lager von Rohr
Mit schweigendem, brütendem Schmerze.
Nach Mitternacht, als sich der freundliche Strahl
Des Monds durch die Scheiben des Fensterchens stahl,
Da ward es ihr leichter um's Herze.

Da quollen die Thränen ihr lindernd, da schloß
Das Auge balsamischer Schlummer.
Im Traume erschien ihr die Hoffnung, und nahm
Sie sanft in die Arme, und löste den Gram
In leichten, kaum wölkenden Kummer. —

Und Wochen verströmten und Monde entflohn;
Bald droht doch der Muth ihr zu sinken.
Da wandelt spät Abends sie einsam, allein
Im schattenden Garten, gewahret beim Schein
Der Sterne hoch oben sich winken.

Und „Hedewig!" haucht's von der Mauer herab:
So hab ich dich endlich erspüret!
Wie steht es, mein Liebchen! Sag', wagst du mit mir
Wohl Alles? Dein zärtlicher Gustav ist hier,
Der dich dem Gefängniß entführet."

„Du zweifelst, mein Gustav? O zaud're nicht lang!"
Er festet behutsam die Leiter. —
Rasch herzt er die Holde, rasch läßt er sie los.
Sie schwingt sich ihm nach auf das schnaubende Roß;
Schon trägt es im Fluge sie weiter.

Sie kürzen mit trautlichem Kosen die Nacht;
Bald dämmert's; die Sterne sind trüber.
Jetzt glühet das Siebengebirge im Schein
Der kommenden Sonne — da woget der Rhein
Vor ihnen; sie winken hinüber.

Am Ufer des Stromes schön Hedewig stand
Und harrte dem Schiffchen entgegen.
Es gleitet auf goldenen Wellen dahin,
Doch klopft ihr bei bangem, stets bangerem Sinn
Das Herz mit verdoppelten Schlägen.

Sie schmiegt sich an Gustav. Was trifft ihr das Ohr?
Der Donner sich nahender Hufen.
Kaum hat sie die schüchternen Blicke gewandt —
Da sieht sie ihn jagen am kiesigten Strand
Den Freiherrn und höret sein Rufen.

„Mein Vater — ach Gustav — verloren sind wir!
Mich treffen Verachtung und Schande.
Doch — Lieber — ich wagte ja Alles mit dir;
Ich weiß es, du wagest auch Alles mit mir —
Wir sprengen die sclavischen Bande."

Sie blicket zum Himmel, sie fasset ihr Kleid,
Verhüllet die zärtlichen Glieder.
Da ist schon der Alte, von Eifer so roth.
„Du treibst mich, mein Vater, du treibst mich in Tod!"
Sie stürzt von dem Ufer sich nieder.

„Ich folge!" ruft Gustav, „vermähle mich dir,
Auf ewig, im Lande der Guten" —
Umschlingt sie noch stürzend und tauchet hinab,
Fest an sie gekettet, in's wogende Grab;
Laut rauschen die heiligen Fluthen.

Den Freiherrn durchzuckt es, als riß ihm ein Dolch
Die innersten Fäden des Lebens.
„O wehe mir armen, geschlagenen Mann!
Ach rettet! ich lohn' es; ach rette, wer kann!"
Sie eilen — doch Alles vergebens.

Da flucht er der Jagdlust mit gräßlichem Fluch,
Die ihn in die Gegend getrieben.
„Unselige Thorheit! Ha, daß ich heut kam!
Und wenn sie auch Gustav zum Weibe sich nahm,
So wär' ich doch Vater geblieben!"

Von Stund' an entsagt er auf immer der Welt,
Schenkt all seine Habe den Armen.
Ein Hüttchen bezieht er als Klausner am Ort,
Wo Hedewig starb; er kasteiet sich dort,
Und flehet zu Gott um Erbarmen.

Die bergische Rose.

(Geschichte und Sage aus dem 11. Jahrhunderte.)

Graf Adolph I. von Berg und Altena gewann durch den Ruf seiner Tapferkeit, wie auch durch seine hohe würdevolle Gestalt und sein ritterliches Wesen das Herz der keuschen Adela, der Tochter des Herzogs von Lotharingen und Limburg, welche in deutschen Landen als die schönste und sittigste Jungfrau bekannt war. Er hatte (gegen das Jahr 1038) das Glück, die Holdselige als Gattinn heimzuführen und lebte mit ihr in Liebe und Freuden auf der Burg Berg am Dhünbach. Zwei blühende Knaben, Adolph und Bruno, erhöhten das Glück der Gatten, denen nichts mehr zu wünschen und zu begehren blieb; allein selten gibt es wohl ein Menschenleben, das nicht auch der Kummer heimsucht und nur zu oft muß das höhere Glück auch mit tieferem Schmerze erkauft werden.

Graf Adolphs Kraft und Kühnheit hatten dem Lande von Innen und Außen Ruhe verschafft, und es waren seit seiner Vermählung sieben Jahre verflossen, ohne daß eine bedeutende Fehde das Glück der Ruhe und der Minne getrübt hätte. Da aber rief die Kriegstrompete die Vasallen der deutschen Krone gegen auswärtige Feinde zusammen und auch Adolph wurde in den Heerbann seines kaiserlichen Gönners, Heinrich des Dritten, berufen. Während Adela bei dieser Nachricht heiße Thränen vergoß, half Adolphen die Begier zu kühnen Thaten den Schmerz der Trennung mildern und er traf in Eile alle Anstalten, die zur Ausrüstung des Heerzuges, wie auch zur Sicherung des Landesfriedens gereichten. Nachdem er seine reisigen Fähnlein zusammen gezogen hatte, übertrug er seinem Günstling und Dienstmanne Conrad von der Auen alle Angelegenheiten der Grafschaft während seiner Abwesenheit zu schlichten und übergab ihm alle Burgen und Mannen. Besonders empfahl er seinem Schutze die Gemahlinn und seine beiden Söhnlein, hieß

ihn das Schloß Berg wohl bewachen und der Räuber und Friedensstörer sorgfältig Acht haben. Ritter Conrad gelobte dies Alles durch Eid und Handschlag, allein als Gräfinn Adela die Wahl des Burggrafen vernahm, überfiel sie ein gewaltiger Schrecken und sie fing plötzlich an zu zittern und zu weinen, als ob ihr dadurch ein Leides geschehen sei. Sie bat ihren Gemahl auf das Dringendste, doch ja nicht dem Edlen von der Auen, sondern einem Andern die Obhut des Landes und des Schlosses Berg zu übergeben, und schlug ihm dazu den Junker Walther vor, der in ihrem Dienste aus Lotharingen gekommen war und sich durch körperliche Schönheit sowohl, als auch durch ein bescheidenes sittiges Betragen, durch Muth und Treue immer vor Allen ausgezeichnet hatte. Graf Adolph war über dies ihm unerklärliche Ansinnen seiner Gemahlinn nicht wenig betroffen und fragte sie um den Grund ihrer Abneigung gegen Conraden, indem er glaubte, dieser müsse sie wohl irgend einmal beleidigt haben; allein statt eine solche Beschuldigung vorzubringen wiederholte Adela ihre Bitte immer dringender und sagte, daß diese blos von düsteren Ahnungen herbeigeführt würde. Adolph suchte die ängstliche Gattinn aufzurichten, indem er ihr vorhielt, wie Conrad vor Allen geeignet sei, den übertragenen Geschäften mit Nachdruck vorzustehen, wie erprobte Diensttreue ihn vor allen Rittern auszeichne, und sein Waffenruhm ihn in Achtung gesetzt habe, wogegen der viel jüngere Walther, der zumal auch ein Ausländer, in geringerem Ansehen stehe. Adela vermochte dagegen Nichts einzuwenden, allein sie hörte nicht auf, ihre Bitte zu wiederholen, und Adolph, gewohnt, ihre Wünsche zu erfüllen, war schon geneigt, ihr nachzugeben, und musterte schon in Gedanken alle seine fähigsten Dienstmannen — als ein düsterer Schatten plötzlich seine Stirne verfinsterte und er mit Einem Male ganz umgewandelt mit heftigen Worten betheuerte, daß er nur Conraden zu seinem Burgvogte setzen und Walthern aus dem Schlosse entfernen werde. Solches schreckte die geängstigte Gräfinn zurück, ihrem Gatten, der ihr in diesem Augenblicke ganz entfremdet, vermochte sie nichts zu erwiedern, sie vergaß Alles und gedachte nur der plötzlichen Um-

wandelung Adolphs, der sich schnell entfernt hatte, um dem schon harrenden Heerzuge den Befehl zum Aufbruche zu ertheilen. Nie hatten die Herzen der Gatten so kalt an einander geschlagen, als jetzt, da Graf Adolph seine getreue Adela zum letzten Scheidekusse umarmte. Erst als ihre heißen Augen des Gemahles heldenmäßige Gestalt vergeblich hinter der Bergesecke, wo das Fähnlein verschwunden war, aufsuchten, und sie zu den Kindern herabblickte, welche trauernd über der Mutter bleiches Antlitz aufmerksam und stumm neben ihr standen, quollen ihre Thränen unaufhaltsam hervor. Da erhob sie die Kleinen abwechselnd, umarmte sie und brach in Klagen aus, den Kindern unverständlich. Wie groß auch ihre unerklärliche Angst gewesen, als sie vernommen, daß Conrad zum Burgvogt ernannt sei, so gab dieselbe jetzt dem schmerzlichern Bewußtsein Raum, daß Adolph im Unwillen und unfreundlich von ihr geschieden sei zu fernem gefahrvollem Kriegszuge. Nur einen Augenblick hätte sie ihn zurück gewünscht, nur einen Augenblick hätte er recht freundlich sein sollen, um ihr die Qual einer so langen Trennung wenigstens nicht durch so trübe Vorstellungen noch leidvoller zu machen. Sie war bemüht, sich selber anzuklagen, daß ihr thörichter Wunsch des Gemahles Unwillen veranlasset habe, und hätte ihm nacheilen mögen, ihn um Vergebung anzuflehn und die Wolken auf seiner Stirne wieder zu verscheuchen. Allein, war sie auch schon zur Reise bereit, so fürchtete sie für die Folgen derselben. Ueberall auf allen Wegen lag dunkle Ahnung, Angst und Beklemmung. Der Tag, der gestern noch so heiter und lenzig gelächelt, schien ihr verdunkelt, Alles gestorben, verbleicht und verhallt, kein Ton, keine Farbe zog sie mehr an, selbst ihre geliebten Söhnlein weckten in ihr nur Sorge. Doch eine fromme reine Seele findet Trost, wo ein gottloses Herz verzweifeln müßte. Adela nahm ihre Zuflucht zum Gebete, und allmählig zerrannen die dunkeln Schauergestalten, eine ruhige Ergebung in Gottes Führung und ihr lauteres Bewußtsein wandelten die um sie her lastende Nacht in eine milde Dämmerung, die bald als freudeweckendes Morgengrauen mit holder

Tageshoffnung beruhigte, bald als sanftes Abendzwielicht den Frieden in ihre geängstigte müde Seele hauchte. Lange knieete sie vor dem Bilde der Dulderinn Maria und durch Gebet und Gottvertrauen wunderbar gestärkt konnte sie ruhiger über ihre jetzigen Verhältnisse nachsinnen. Ihr gütiges Herz entschuldigte des Gemahles Rauhheit immer mehr. Sie hatte ihn zwar nie so aufgebracht gesehen, als bei dem Abschiede; allein sie hatte ihm früher auch nie widersprochen, und jetzt war ihr Widerspruch auch um so thörichter gewesen, als er Sachen betraf, worüber Weiber nicht so klar zu urtheilen vermögen, als Männer. Zwar schauerte ihr einmal der Gedanke durch die Seele, daß Adolph von einem bösen Argwohn getrieben so in Heftigkeit ausgebrochen sei, allein darüber erschrak sie plötzlich, wie vor einer Todsünde und verscheuchte diesen Gedankens als ihrer Beider unwürdig für immer. Es drückte sie nieder, daß sie den edlen geliebten Gemahl für argwöhnisch gehalten und bereuete den leisen Anflug dieses Gedanken als ihren schlimmsten Fehltritt. Vertrauen ist das deutlichste Gepräge einer edlen reinen Seele, deren ganzen Adel die Gräfinn trug. Doch während sie sich bemühte, Adolphen in allem Glanze seines früheren Lichtes in ihrem Herzen strahlen zu lassen, schatteten dort wieder drohende Wolken, wenn sie gedachte, daß der Ritter von der Auen Burgvogt und sie seinem Schutze anvertraut sei. Walther's Entfernung mußte sie als ihres Herrn und Gemahles Anordnung für gerecht und nothwendig erkennen, sie wußte ja nicht, in welchen Geschäften er ausgesendet worden war; allein an den Gedanken, jetzt immer in Conrad's Nähe und in dessen Gewalt zu sein, konnte sie sich nicht gewöhnen. Es war ihr selber unerklärlich, was sie von Conrad, der doch im Rufe eines tapferen und ritterlichen Mannes stand, so gewaltsam zurück stieß. Er hatte sie nie beleidiget und war ihr immer mit der größten Aufmerksamkeit begegnet; allein wenn sie zufällig bemerkt hatte, daß des sonst schönen Mannes lüsternes Auge mit so widrigen Flammen auf ihr verweilte, dann däuchten ihr diese wie Basiliskenblike, denen man schnell entfliehen muß. Das unheimliche Gefühl, an Conrad's Umgang gebunden zu

sein, hatte sie besonders gedrängt, als bald nach Adolph's Abfahrt auch ihr Dienstmann, der getreue Walther, das Schloß verließ, um einen Auftrag des Grafen zu erfüllen, welcher jahrelange Entfernung erheischte, und sie hatte ihm zugerufen: er möge nur sobald wiederkehren, als es die Vollendung seiner Aufträge gestatten würde.

Adela lebte fortan freudenlose Tage. Nur in der Religion, die sie zu brünstigen Gebeten für ihren Gemahl anspornte und in der Pflege und Unterrichtung ihrer beiden vielversprechenden Kinder fand sie eine Stütze, die sie dem Grame nicht gänzlich zusinken ließ. Die Trennung von ihrem Gemahle wurde ihr immer weniger peinlich, je mehr von der Dauer derselben ablief, und selbst an die Nähe Conrad's gewöhnte sie sich, indem sie sich überredete, daß Adolph nur den Würdigsten zur Vogtei hätte ersehen können und es zugleich ungerecht und undankbar sei, dem Freunde ihres Gemahles, welchem sie auch den Schutz schulde, nicht freundlich zu begegnen, und sie bemühte sich daher, die nur oft allzu kleinlichen Aufmerksamkeiten des Ritters von der Auen in kindlicher Unbefangenheit freundlich aufzunehmen. So war seit des Grafen Abreise schon ein Jahr verstrichen, als eine Botschaft von demselben anlangte, daß er auch noch den folgenden Sommer im Heerbanne des Kaisers zubringen werde. — Wie traurig diese Nachricht für Adela scholl, die schon den ganzen Winter über auf die Wiederkehr vergeblich gehofft hatte, mag man sich leicht vorstellen, um so mehr, als Conrad von der Auen sich sichtbarlich darüber freute und die Gräfinn jetzt erfahren hatte, aus welcher Quelle alle dessen tückische Freundlichkeit ausströme. Denn durch Adela's Leutseligkeit kühner gemacht, hatte es Conrad gewagt, ihr seine frevelhafte Liebe zu gestehen und sie kniefällig um Erhörung seiner unredlichen Wunsch angefleht; sie aber hatte ihm im höchsten Unwillen gedroht, Alles ihrem Gemahle zu entdecken, sobald er sich einfallen lasse, solche sündhafte Absichten ferner zu hegen und laut werden zu lassen. Dies entfernte den bösen Gesellen mit Einem Male aus der Gräfinn Nähe, und sie war erfreut, den Verhaßten nicht mehr um sich zu sehen. Allein obwohl ihr nur zu sorgloses Herz keine größere Gefahr

ahnete, so war es ihr doch höchst unangenehm, sich von Conraden aus der Ferne stets beobachtet zu wissen, und sie freuete sich nicht wenig über die Ankunft des treuen Walther, der nach Vollbringung aller Aufträge endlich heimkehrte und ihr auch aus der lotharingischen Heimath, die er auf seiner Reise berührt hatte, Manches mitzutheilen wußte. Noch mehr aber erfreuete sie sich dieser Wiederkehr in der Vorahnung der heißersehnten Heimkehr ihres Gemahles, von dessen Fahrten sie mit ihrem treuen vielerprobten Walther jetzo reden konnte. Conrad hatte Adela's Freude über die Wiederkehr des Lotharingers wohl bemerkt und beneidete ihn eifersüchtig als den Günstling der Gräfinn, deren Zuneigung sein verdorbenes Gemüth wohl unlautere Absichten unterschieben mochte. Der Lasterhafte zweifelt leicht an der Tugend Anderer, und es ist das untrüglichste Kennzeichen eines verdorbenen Herzens, ohne völlige Ueberzeugung allen Schein eines Vergehens zu einem Verdachte zu benutzen und zur Anklage künstlich zusammen zu stellen. Dies mogte auch wohl Conrad thun, er mogte die Gräfinn nicht für so züchtig halten, als sie vor ihm gelten wollte, und wurde jetzt auf's Aeußerste gebracht durch die Vermuthung, daß Walther einer Gunst genieße, um die er so lange vergeblich geschmachtet, um welche er selber sich vergeblich so lange bemüht hatte. Was er durch schmeichlerische Verführungskünste zu erlangen nicht vermocht, das sollte ihm durch List und Gewalt gelingen, und in den widersprechendsten Leidenschaften einmal auf's Aeußerste gebracht, wollte er Alles wagen, seine freveln Wünsche der Rache und Begierde zu sättigen. Doch ehe ich von den Thaten teuflischer Gier und Bosheit erzähle, muß ich noch einer seltsamen Eigenheit Adela's erwähnen, welche an sich zwar nicht sehr erheblich sein mag, die aber auf das Schicksal der Gräfinn, wie auch auf diese Erzählung den größten Einfluß übte.

In des Grafen Adolph Gemüth war die Heftigkeit, in welcher wir ihn beim Abschiede von der Gattinn sahen, und auch vielleicht ein böser Argwohn, der jene veranlaßt, ein häßlicher Makel. Adela's Seele war hehr wie ihr Name und engelrein, allein an ihrem Leibe trug sie ein

seltsames Muttermal, das sich in der Gestalt einer aufgeschlossenen rothen Rose an ihrem schneeweißen Halse befand, und das sie vor aller Augen sorgfältig verborgen hielt. Nur ihren Eltern war dies Zeichen bekannt und ihrem Gemahle, der ihr dies zarte Geheimniß zu bewahren geboten hatte. Drum trug Adela den Hals nie entblößt, wie es damals unter den Edelfrauen noch Sitte war, sondern hatte ihn stets mit einer dichten Krause von selbstgewobenem Linnen bedeckt, was man aber allgemein ihrer bekannten Züchtigkeit zuschrieb. Aus eben diesem Grunde vermied es die Gräfinn auch, sich von Dienerinnen ankleiden, oder sich von ihnen im Bade bedienen zu lassen, und dies war Conraden nicht entgangen, welcher hierauf die Ausführung seiner verbrecherischen Plane gebauet hatte. Früh verwaiset war er von dem Grafen von Berg erzogen worden, und kannte daher im Schlosse alle Oertlichkeiten besser als selbst die Gräfinn, die weder durch Neugier, noch durch Mißtrauen veranlaßt wurde, sich von dem Zustande aller Gemächer und von ihrer Sicherheit allwege zu überzeugen. Allein auch nachdem sie ihr Schlafzimmer verschlossen hatte, wußte der Versucher dorthin zu gelangen. Der Bösewicht trat über die Schwelle dieses Heiligthumes, als die Gräfinn in einem Nebengemache eben im Gebete begriffen war. Sie flehete für das Wohl ihres Gemahls und ihrer Söhnlein, als Conrad durch die Hallen schlich. Auf einem Tische hatte Adela ihren Verlobungsring und die lästige Halsbedeckung niedergelegt; jenen ergriff der Versucher und stand dann bittend und drohend vor der aufgeschreckten Gräfinn, welche die Ueberraschung anfangs der Sprache beraubte. Doch als der tückische Conrad den entwendeten Ring vorzeigend und auf das Mal am Halse deutend drohete, diese Merkmale als Beweise ihrer Untreue dem Gemahle vorzulegen, wofern sie nicht gegen ihn sich freundlicher erzeige — da rief sie, mehr von der Gegenwart nie gekannter Bosheit als von der drohenden Gefahr erschreckt, dem Ritter zu, daß er sich zu entfernen oder die Entlarvung seiner schwarzen Seele zu fürchten habe. Walther, der mit den jungen Grafen im Garten gewesen war, und sie eben der Mutter zuführen wollte, wurde durch deren Hülferuf auf-

geschreckt; im Augenblicke hatte er eine Axt ergriffen, mit derselben die Thüre des Zimmers gewaltsam geöffnet, und hätte in flammender Entrüstung den ungetreuen Burgvogt niedergehauen, wenn von Adela sein Arm nicht gehemmt worden wäre. Feige, wie ertappte Bösewichte sind, aber rachedürstend schlich Conrad davon und Adela gebot ihm, Schloß und Land sofort zu meiden, wenn er nicht gerechter Strafe entgegen eilen wollte. Er war schon außerhalb des Burgfriedens, als die Gräfinn zu ihrem größten Schrecken den Ring vermißte und sich der Drohungen erinnerte, die der Bösewicht bei Wegnahme desselben ausgestoßen hatte. Kaum hatte sie dem getreuen Walther dies entdeckt, als dieser, zur Wiedererlangung des Kleinods, Conraden nacheilte. Stunden der Angst, Tage der Verzweiflung neigten sich, kein Walther kehrte wieder. Die arme Gräfinn befand sich in der peinlichsten und schrecklichsten Lage. Unschuldig, wie sie war, zitterte sie doch vor Verbrechen und vor der Strafe des abscheulichsten Verbrechens, das sie nicht verübt. Es schien (so sagt der Mönch, der uns diese Geschichte aufbehielt) als wollte Gott ein engelreines Herz für die Verruchtheit eines verdorbenen leiden lassen, damit dieses erlös't würde. — Adela hatte in dem fremden Lande außer ihrem Gemahle und Walthern keine Seele, der sie ihr Herz offenbaren durfte, diese Angelegenheit eignete sich auch wenig, sie den wackern Edlen des Landes, die sie umgaben, vorzulegen. Doch Gott dem Gerechten, der alle Geheimnisse durchschauet wie die Sonne das offene Land, nahete sie mit Vertrauen und vor ihm legte sie ihre Sache nieder, ihn allein flehete sie um Schutz an. Conrads Verruchtheit hatte sie überzeugt, daß er fähig sei, sie durch schändliche Verläumdungen zu vernichten; die Beweise, die er in Händen hatte, waren wohl geeignet, ein dem Argwohn geöffnetes Gemüth zu täuschen, und wenn sie sich die Heftigkeit vergegenwärtigte, in der Adolph sie verlassen hatte, wenn sie der von ihm gebotenen Entfernung Walthers gedachte — dann ging ihr ein fürchterliches Licht auf, oder vielmehr es wurde Nacht um sie her, wie es bei Adolphs Abschiede war, wo sie die düstere Ahnung ergriffen hatte. Wenn der Gemahl in dem Glauben an

die Gattinn wanken; wenn er dem Verläumder glauben könnte? Sollte sie Boten an ihren Gemahl senden, um demselben die Wahrheit zu berichten, ehe noch der Verläumdung Zunge sein Herz vergiftet hatte? Doch nein, das hieße ja den Geliebten lästern. Adolph dachte wohl zu edel, seine Lieb' und Achtung gegen die hohe Gräfinn waren zu offenbar, als daß er durch die Aussage eines Verräthers vermocht werden könnte zu dem schreiendsten Unrechte an dem lautersten Herzen, das ihm von Allen am treuesten ergeben war. Hatte Adela auch in einen Abgrund von Bosheit geschaut, so hatte sie doch auch in Adolphen ein ihrer würdiges edles Herz gefunden, welches für alle diese Tücke unerreichbar, und mochte auch kommen, was da wollte, so wankte doch Adela nicht im Vertrauen auf ihren Gemahl und nicht im Vertrauen auf Gott, von dem sie hoffte, daß er die Unschuld nicht werde sinken lassen und nur zur höheren Erhebung der Tugend das Laster eine Zeit lang nnd nur zum Scheine triumphiren lasse.

Dank sei der ewigen Wahrheit, daß sich hier ein edles Herz und auch Adela sich nicht täuschte. Allein die Gute dachte wohl nicht, daß die Verherrlichung der Unschuld oft nur einer anderen Welt angehöre. Auf dieser Welt wohnen doch einmal nur Täuschung, Schein und Kurzsichtigkeit, von denen das beste Herz umstrickt und befangen werden kann. In jedem Herzen schlummert so viel von verkehrter Leidenschaftlichkeit, daß es bei menschlicher Blödsichtigkeit gar leicht wird, jene anzufachen zum Verderben und zum Verkennen Anderer, auch der Tugendhaftesten. Zu ihrem höheren Wohle, zu ihrem zeitlichen Verderben aber mochte Adela dessen nicht gedenken. Hatte sie auch vor dem Gedanken gebebt, daß Adolph dem Verläumder glauben könne, so zitterte sie bald darauf wieder in der Schuld, von ihrem Gemahle so klein gedacht zu haben. All ihre Angst und Trauer, von welcher sie ergriffen wurde, war meist nur düstere Ahnung. Es wurde ihr nie klar, was sie fürchtete, und dachte sie auch der menschlichen Bosheit, die sie von einem Christen erfahren, so besorgte sie nur um ihren Gemahl, der jetzt den heidnischen Slaven und Wenden feindlich gegenüber stehe.

Die Morgen- und Abenddämmerung fanden sie für ihren Gemahl knieend beten in ihrem Rosengärtlein. Dies war ihr liebster, ihr heiligster Ort. Allda befand sich auch die Nische mit dem Muttergottesbilde, denn wie ich früher des sorgsam verborgenen Muttermales erwähnte, so muß ich jetzt vor Allem eine Eigenheit ihres Gemüthes kund geben, zu welcher Jenes eine Andeutung schien. Wie sorgfältig auch Adela die Rose ihres Muttermales verbarg, so liebte sie doch die Rosen über Alles und schmückte sich lieber mit diesen Blumen, als mit den seltensten Perlen und Edelgestein. Schon als Kind, noch auf dem Arme ihrer Wärterinn langte sie immer nach den vollen duftigen Blüthen, und an den Marken der Kindheit fand sie darin eine Lieblingsbeschäftigung, diese Blüthenstauden zu hegen und zu verbreiten, wobei sie ihrer eigenen zarten Händchen nicht einmal schonte. Selbst als sie zur Jungfrau erblühet, in der Zeit, wann andere Mädchen ihre Kinderspiele mit Einem Male plötzlich zur Seite legen und fortan kalt anschauen, ließ diese Vorliebe nicht nach, sondern sie wuchs vielmehr noch immer, und da man das Ebenbild der zartesten schönsten und duftigsten aller Blüthen immer unter diesen wandeln und beschäftigt sah, so war sie in Lotharingen unter dem Namen Rosenprinzessinn oder Rosenwärterinn noch mehr bekannt, als unter ihrem eigentlichen Taufnamen Adela, und selbst ihr Gemahl und die Eltern nannten sie nie anders als ihre geliebte Rose. Und diese herrliche duftige Rose, rein, wie je eine ihrer Geschwister den keuschen Busen erschloß, knieete in der Morgenkühle eines heitern Julitages in ihrem Rosengarten betend. Jeder Strauch reichte ihr aus sanftem Grün die zarten Blüthen entgegen, kaum wogte ein leises Zephyrlüftchen, das den Dufthauch umher trug und die eben aufsteigende Sonne bestrahlte die hellen demantenen Thauperlen auf dem sanften Roth der runden Blättlein; aber auch auf die Wangen Adela's perlten helle Thautropfen der Sehnsucht und Rührung; keine Zähre des Schmerzes und der bleichen Angst oder Beklemmung, denn solche weint eine Betende nicht, die unschuldig wie die kaum aufgeschlossene Rose ihre Brust dem Himmel öffnet. Weit entfernt von einer Welt voll Argwohn,

Trug und Bosheit träumte sie die Tage ihrer ersten Liebe, so rein, so duftig und hell. Adolph war wieder gekehrt in dem frommen Traume, Adela lag an des Theuren Brust, und er freute sich ihrer und hob sie an seine Lippen, wie man die Rose erhebt; aber sie war eine Rose ohne Dornen, und ihn verletzte kein tückischer Stachel, sondern ein beseligender Duft war's, worin sie sich auflöseten. So träumte Adela, und als sie zu dem Stamme aufblickte, da erblickte sie, wie eine volle Rose, welche sie gestern noch in ihrer schönsten Fülle gesehen hatte, schon verfallend hinwelkte. Da sprach sie halblaut vor sich hin: ja ich will ihm sein wie du Rose, ihm leben wie du, ihn schmücken und Liebe ihm entgegenhauchen bis zu meinem Tode.

So träumte und betete Adela des fernen Geliebten gedenkend; allein Adolph war nicht fern, sondern er stand dicht hinter ihr im Rosengarten. Als der tückische Conrad durch der keuschen Gräfinn Unwillen aus Berg vertrieben worden war, hatte er sich an der Gränze der Grafschaft im Gebüsche versteckt gehalten, und dem getreuen Walther, von dessen Sendung er durch Späher vernommen, aufgelauert. Mit der Armbrust hatte er den vermeintlichen Nebenbuhler und verhaßten Günstling vom Pferde geschossen und war dann in tückischer Schadenfreude dem königlichen Feldlager zugeritten, wo er die teuflischste Rache nach wohlüberdachtem Plane zu vollenden trachtete. Dort hatte er Adolphen nach monatlanger Reise gefunden und ihn mit dem schändlichsten Lügengewebe umstrickt. Er hatte ihm erzählt: Walther sei zu ihm gekommen und habe ihm, vom Weintrunke erhitzt, in sorgloser Eitelkeit erzählt, daß ihm die Abwesenheit Adolph's zur höchsten Wonne gereiche, indem er mit der schönen Adela im innigsten Verhältnisse seit Jahren lebe und jetzo darin ungestört verbleibe; schon in Lotharingen sei er ihr Vertrauter gewesen und habe dort ihre volle Gunst genossen, es freue ihn, daß Adolph so kurzsichtig sei und die beiden Söhnlein Adela's für seine eignen Kinder halte, während er der Vater sei und es sich nicht zu geringer Ehre rechne, diese einst als regierende Fürsten zu schauen. Als er Walthern so habe prahlen hören,

da sei er ihm als ein Lügner vorgekommen und habe sein Mißtrauen zu erkennen gegeben, worauf dieser ihm aber zum Wahrzeichen von einem Muttermale gesprochen, das die Gräfinn in Rosengestalt am Halse trage und habe ihm auch einen Ring vorgezeigt, den er hier dem Grafen überliefere. Da sei ihm die Sache doch verdächtig geworden, er habe, die Ehre des Grafen zu retten, den schändlichen Prahler erschlagen, ihn des Ringes beraubt und lege jetzo seinem Herrn die Sache vor, da dieser auf die Erzählung jener Umstände am besten nach der Wahrheit zu urtheilen und seiner Ehre gemäß zu handeln wisse. Bloße Sorge um die Ehre seines Gebieters und die Furcht vor Blutrache über Walthers Tod habe ihn heimlich und in Eile daher gespornet. — So ungefähr hatte Conrad erzählt, als der Graf Adolph, der ihn schon in der Erzählung manchmal unterbrochen hatte, erst zweifelnd und dann der Gattinn fluchend sich wie wahnsinnig gebehrdete und schwur, nicht eher zu rasten, bis er die Ehebrecherinn von der Erde vertilgt habe. So war er ohne Rast aus dem königlichen Heerbanne fortgeritten, und stand jetzo hinter der Betenden, noch überlegend, wie er die Entehrerinn seines Hauses strafen sollte. Die Rosen und ihr Gebet erweckten in ihm neben dem schwarzen Vorsatze die widersprechendsten Empfindungen. Holde Erinnerung begann den Zorn seiner Seele zu mildern und er wäre weich geworden, wenn er länger da gestanden und die Betende betrachtet hätte. Wie er die Blumen grausam zertreten hatte, als er im Gefühle seiner zerknickten Ehre über die Gartenbeete geschritten war, so erdrückte er jetzt alle bessere Gefühle, allen Glauben an die mögliche Unschuld Adela's. Trug doch Conrad's Erzählung das Gepräge unläugbarer Wahrheit und waren der Ring und die Enthüllung der verborgenen Rose doch überzeugende Beweise. Es fiel ihm wieder ein, wie die Gräfinn mit auffallender Heftigkeit die Burgvogtei für Walthern erbeten habe; schon damals hatte ein leiser Argwohn seine Heftigkeit und die Entfernung Walthers herbeigeführt, schon damals hatte die Hölle eine vergiftete Pfeilspitze in sein Herz gedrückt, die bei Conrads Erzählung sich mit den letzten Widerhaken ganz hindurch ge-

stoßen und allen Glauben an Unschuld und Reinheit getödtet hatte. Der Graf war ganz in der Gewalt finsterer Mächte, sein guter Engel war geflohen und der böse gab ihm das Schwert in die Hand und führte es gerade in den Nacken der Knieenden, daß es die verborgene Rose durchschnitt und das schönste Blumenhaupt von der blutenden Dolde trennte. Ohne Laut sank die Unglückliche in die Arme des Todes, ihr letzter Gedanke war ihr Mörder gewesen, für den sie gebetet hatte, und wohl ihr, daß ihre weiche reine Seele den Schmerz nicht erlebte, von ihrem geliebten Gemahle verkannt zu sein. Voll Entsetzen wendete Adolph sich hinweg, er mußte sich erst besinnen, welche schreckliche That er vollbracht habe, und dann mußte er alle Schändlichkeit einer Ehebrecherinn vor sich rufen, mußte sich Conrads Erzählung immer wiederholen zur Beschönigung seiner unseligen That. Aber auf diese folgte eine nicht minder bejammernswürdige. Die armen Kleinen kamen ihrem Vater froh entgegen, grüßten ihn und wollten an ihm empor klimmen, wie sie früher gewohnt waren; aber der Verblendete stieß die Unschuldigen rauh zurück und gab dem Ritter von Auen den Befehl, diese Brut der Schande und Sünde auszusetzen im Walde, auf daß Wölf' und Bären sie vertilgen möchten. Der Unmensch, der zu dem Schrecklichsten die Veranlassung gegeben hatte, that, was ihm geheißen wurde, mit höhnischer Schadenfreude, denn die unschuldigen Kinder waren ihm verhaßt als der Schild, der Adela's Tugend vor seinen bösen Absichten geschirmt hatte.

Der Gräfinn Leiche huben weinende Burgleute aus den blutbethaueten Rosen in einen harten Sarg und trugen sie still zu Grabe, die armen Kleinen weinten im Walde fern von allen Wohnungen an den dunkeln Waldbergen, wo Wölfinnen, Bären und Lüchse gierig nach Raub umherschlichen, den Hunger ihrer Brut und den eigenen zu stillen. In dem Schlosse Berg war der heitere Junitag in eine Nacht des Grausens und Entsetzens versunken. Zwischen Zweifeln und Ahnungen kämpfend beweinten die Burgleute den Untergang ihrer holdseligen Gebieterinn, der Graf saß, einer dunkelbeschatteten Bildsäule ähnlich, in finsteres Brüten verloren und quälte sich

selber mit den unheimlichsten Gedanken. Nur der Ritter von der Auen blieb kalt wie die Schlange oder wie der Tod, den sie mit ihrem Gifte verbreitet. So kam die Nacht, aber auf Adolphs Lager keine Ruhe. Er hatte sich in seinem Gemache auf einen Lehnsessel zu finsteren Träumen von eingestürzten Himmeln niedergelassen, als er von dem mitternächtlichen Kreischen der Eulen und dem ängstlichen Geheul der Rüden empor geschreckt wurde: da wehete es kalt wie Grabesluft durch das ganze Schloß, Thüren flogen auf und zu, und immer näher kamen leise Tritte, wie die, welche dem jetzo grausenden Adolph früher oft so willkommen geknistert hatten. Er blickte nach der Thüre und — o Schrecken! herein trat eine weibliche Gestalt ohne Haupt, am Halse leuchtete eine halbdurchgeschnittene Rose und das hellweise linnene Gewand war mit dunkeln Blutflecken bespritzt. Adolph wähnte, er habe geträumt und rieb die Augen; allein das Weib ohne Haupt kam immer näher; es war in dem Gemache hell wie am Tage, Adolph vermochte alle Gegenstände genau zu unterscheiden, so leuchtete die durchgeschnittene Rose. Da wich der Graf voll Entsetzen zurück, dem Gespenste zu entfliehen, aber dies schien sich um ihn nicht zu kümmern, sondern ging leise in das Nebengemach, wo die Bettlein der jungen Grafen standen und that, als ob es solche suche und mit ihnen kosen wolle. Da es aber die Schlafstellen mit den Händen untersuchte und leer fand, schien es zu erschrecken und setzte sich auf eins der Betten und stöhnte und faltete die Hände wie zum Gebet, bis die Morgendämmerung kam. Dann ging die blutige Gestalt zurück, leise, wie sie gekommen war. Am andern Morgen fand man den Grafen in einem wilden Fieberzustande, aus welchem er sich erst langsam wieder erholte, und wunderbar! auch der Burgvogt Conrad sah bleich wie ein Gespenst, ging unsicheren Schrittes einher, redete oft zerstreut und that, wie Jemand, dem über Nacht etwas nicht Geheures begegnet ist. Adolph erzählte dem zitternden Bösewichte sein nächtliches Gesicht und hörte von demselben, daß auch ihm der Geist des Lotharingers erschienen sei und Mancherlei gesagt habe; aber hier stockte er, und wie sehr Adolph in ihn drang, zu erzählen, so

konnte er oder mochte Conrad nichts hervorbringen, sondern entschuldigte sich bald damit, daß er Alles vergessen habe, bald aber, daß ihn der Spuk bedrohet habe, bei Verlust des Lebens ja keine Sylbe zu entdecken. Adolph war zu sehr mit sich selber beschäftigt und zu tief niedergebeugt, als daß er aus Conrads Benehmen einen Verdacht hätte schöpfen sollen, und dieser rieth in seiner Falschheit noch, einen frommen Mönch zu berufen, der in folgender Nacht den bösen Spuk scheuche, welcher nur deshalb umginge, weil beide Verbrecher in all' ihren Sünden ohne Beichte und Absolution gestorben seien.

Am anderen Abende saßen in Adolphs Schlafgemache der ehrwürdige Pater Gerhardus, der Graf und Conrad, dessen sichtbare Angst verkündete, daß er von dieser Nacht nichts Gutes ahne. Die Mitternacht kam und mit ihr trat die hauptlose Erscheinung wieder in die Halle und machte denselben Weg wie in der vorigen Nacht. Des Paters Gebet und seine Beschwörungen scheuchten die blutige Gestalt nicht, und als sie wieder an die Bettlein ging, dort suchend umher fühlte, stöhnte und die Hände rang und zum Gebete faltete, da sprach der Pater zu Adolph: „dies ist kein böser Geist, sie sucht ihre Kindlein auf und betet — dies thun die Verdammten nicht." Eiskalt überlief es den Grafen, dem Verläumder trat der kalte Angstschweiß auf die Stirne und er wollte hinweg eilen, als ihm eine zweite Gestalt begegnete, in der man trotz des verbleichten blutigen Antlitzes den treuen Walther erkannte. Des Paters Beschwörungen hemmten auch diesen Schatten nicht, bis er vor dem zitternden Conrad stand und mit heller Stimme sprach: „Bekenne, arger Verläumder, der Gräfinn Unschuld, laß den Grafen seine rechtmäßigen Söhnlein wieder aufsuchen, damit sein Haus nicht verderbe und dich ohne Gnade die ewige Verdammniß ereile!" — Conrad fiel zitternd zusammen, das Gespenst ging zurück, aber der Graf rief seine Mannen auf und befahl, den Burgvogt in dem sichersten Verließe zu bewachen. Dann setzte er sich schweigend neben den betenden Pater und war ganz versunken in den tiefsten Abgrund der Zweifel. Das Verbrechen, dessen Conrad beschuldigt wurde, war zu ungeheuer, als daß er es

selbst dem Gespenste sogleich hätte glauben sollen, und dagegen fing auch die wiedererwachte Liebe zu Adela an, ihn zu überreden, daß er ihr vertrauen müsse. Doch sträubte er sich gegen diese Ueberzeugung, wie mächtig sie sich ihm aufdrängte, denn so war er ja der Mörder der Unschuldigen und hatte all sein Erdenglück frevelnd zertrümmert. Es ist leider eine schreckliche Eigenschaft vieler biederer kraftvoller Männer, daß sie eher fähig sind, ein Unrecht zu vollbringen, als ihre vollbrachte Schandthat, war's auch nur Uebereilung, als solche einzugestehen. So kam der Tag und mit jedem Augenblicke stieg Adolph's Unruhe. Er ließ den verhafteten Conrad vor sich führen, er bat, bedrohete und beschwor ihn sogar bei dem Versprechen gänzlicher Straflosigkeit, die Wahrheit zu gestehen; allein dieser beharrte bei seinen frühern Lügen, die eben so wenig als die Drohworte des Gespenstes Adolphen ganz zu überzeugen vermochten. Da ging der Graf in den Burggarten, wo so oft Ruhe und Frieden sich in seine Seele herabgesenkt hatten, allein jetzt waren dort nur Zeugen seiner blutigen That. Der Boden war trotz der Sonnenhitze noch blutesfeucht und statt des Thaues hingen purpurrothe Tropfen auf den schneebleich gewordenen Rosen. Alle hatten wie in Leid ihr Haupt gesenkt und schienen um ihre Gebieterinn zu trauern. Adolph wollte, dem schrecklichen Gedanken zu entfliehen, ausreiten, allein als er zu den Rüstungen trat und sein Auge auf den Heerschild fiel, so sah er dort das Wappen, die drei silbernen Scepter von einem großen Blutflecken bedeckt. Er mühete sich, diesen hinweg zu reiben, allein vergeblich, die drei silbernen Scepter auf Goldgrund, seines Hauses Wappen war verschwunden und keine Kunst der Waffenschmiede, keine Anstrengung vermochte sie unter dem Blutflecken wieder hervortauchen zu lassen. Da ward es dem Grafen noch unheimlicher zu Muthe; in seiner Bedrängniß konnte er weder beten, noch weinen, und er würde im düstern Hinbrüten über all das Schreckliche seiner Besinnung beraubt worden sein, hätte ihn jetzt nicht die Ankunft eines fremden Paters geweckt und noch elender gemacht. —

Der Pater trat vor den zerknirschten Grafen und sagte

ihm, daß er einen Auftrag von der höchsten Wichtigkeit habe, den er ihm zu bringen einem sterbenden Ritter geschworen. Er habe nämlich vor einigen Wochen an der Gränze des Landes einen Rittersmann Walther aus Lotharingen, Trabanten des Grafen, auf der Heerstraße todtwund von einem Pfeilschusse gefunden. Dieser habe ihm gebeichtet und eine schreckliche Geschichte von der Verruchtheit des Burgvogts von Berg erzählt, die dem gräflichen Hause das größte Unglück drohe. Hierauf gab der fromme Pater dem verbleichenden Grafen des getreuen Walthers Bericht, sowie oben das Begebniß erzählt ist, und setzte hinzu, daß ihn der Sterbende beschworen habe, gegen Böheim zu eilen, um dem Grafen, ehe es zu spät werde, dort Alles vorzutragen. Drauf gab er kund, wie er von einem allnächtlichen Gesichte getrieben, die ferne Reise so schnell als möglich fortgesetzt, den Grafen aber schon nicht mehr im königlichen Feldlager angetroffen habe, und jetzo leider nur komme, um die Unschuld der Hingemordeten dem Mörder vorzuhalten und Tod und Strafe zu fordern gegen den schändlichen Verläumder. — Wie vom Blitze hingeschmettert sank Adolph auf diese Kunde zusammen. Verzweiflung weckte ihn zur Verwünschung seiner grausigen That und zum Jammer um die Heilige, die er jetzt vergeblich zurückrief. Nur die Rache an Conrad riß ihn dann wieder zur klaren Besinnung; doch nachdem dieser endlich Alles eingestanden hatte und, zwischen räudige Hunde gebunden, mit Steinen belastet, in einen Sumpf versenkt worden war, floh der Graf von des Wahnsinns Nacht umlagert aus seiner Burg, die Berge hinüber gleich dem verwundeten Hirsche und heulte die Namen der Gattinn und seiner Söhne durch die Wälder und Schluchten, daß es grausig klang wie das Gekrächze des Raben, der seine eigene Brut verzehrte. So tobte der Graf in kläglicher Geisteszerrüttung unaufhaltsam fort, bis er zerfetzt, blutend und todtmatt am späten Abende machtlos zusammensank, um in wilden Träumen alle Schrecknisse wieder zu schauen, die ihn am Tage umgrauset hatten.

Es war weit von der Burg Berg in den dichtesten Wäldern, wo nur des Wolfes Geheul und des Habichts

Gekreische gehört ward, dort träumte Adolph von blutigen Leichen ohne Haupt, von zerrissenen eingestürzten Himmeln und von allen Schrecknissen der Hölle. Doch als ihm der Traum die schrecklichsten Dinge vormalte, da erschien in demselben ein rettender Engel, der die häßlichen Gespensterlarven scheuchte, das Blut und den Schweiß von seinen Händen, von seinem Antlitze trocknete und ihn kosend mit theuren Namen nannte. Als er aber des Engels Namen freudig ausrufen wollte, da rief er: „Adela!“ und sie war es. Nicht als ein Gespenst ohne Haupt und kläglich seufzend und händeringend, sondern sie stand vor ihm, wie er sie als holdselige Jungfrau zuerst schamhaft erröthen gesehen, die Rose an ihrem Halse war verschwunden, aber die ganze Gestalt und ihr Wesen war zur Blume geworden, deren Zauber seine Seele aufrichtete, und den Glauben an Vergebung und Entsündigung in ihm erweckte. Als jetzt alles Bangen, aller Kampf von dem Träumenden gewichen und sein Herz friedlich pochte, da beugte sich die Rose über ihn und sagte: „Adolph, ich vergebe Dir und der Himmel wird Dir Deine Verblendung auch verzeihen. Nimm diese Knospen, die eine ersprieße zu Deinem Ebenbilde und diese andere sei dem Himmel einzig geweihet.“ — Da däuchte es dem froh Träumenden, er halte in der Hand zwei zarte Rosenknospen und ein Kuß berühre leise seine Lippen; allein als er seine Arme ausstrecken wollte und seine Augen erwachend öffnete, da sah er der Gattinn theure Gestalt zerfließen und eine ihn blendende Hellung leitete die Blicke nieder auf die beiden Knospen, die er in den Händen hielt; aber da schlummerten ihm zu Seiten die Söhnlein, unverletzt und sorglos im Arme des Vaters. Der heiterste Morgen glänzte über dem weichen Mooslager, wo sie ruheten und der Sonne entgegen strahlte rings eine dichte Hecke von Hagerosen, hinter denen der dämmerlichte Wald sich schattig erhob gleich einem hochgewölbten Bethause. Und der Vater konnte wieder weinen und beten, er kniete nieder und betete mit tiefer Inbrunst, seine Verzweiflung war übergegangen in Reue und die dunkle Leidesnacht in wehmüthigen Schmerz, der ihn als Sehnsucht immer mehr

zum Himmel zog. Er hatte wohl einige Stunden so betend gekniеet, als die Knäblein erwachten, ihren Vater liebkos'ten und ihm erzählten: lieb Mütterlein sei fortgegangen und wandle in dem schönsten Rosengarten, wo sie auch ihrer erwarte. Sie sei immer bei ihnen gewesen, seit der böse Conrad sie allein habe weinen lassen hier im Walde, wo die Wölfe heulten; sie habe ihnen Waldbeeren und Erdbeeren gepflückt, habe ihnen Gebetlein sprechen gelehrt und vom himmlischen Vater erzählt, der die Kindlein auch im öden Walde unter Wölfen, Luchsen und Bären nicht umkommen ließe; aber jetzt sei sie fort, und sie habe gesagt, daß sie nimmer wieder komme, sondern die Söhnlein müßten zu ihr kommen in ihr Rosengärtlein, aber erst nach langer Zeit — und da weinten die Kinder. Aber der Vater hob sie auf seinen Arm, liebkosete sie unter Thränen und sprach: „Ja, Gott im Himmel ist der beste Vater! Er hat Euch erhalten und genährt, nachdem der irdische Vater Euch verstoßen hatte. Aber jetzt bin ich Euer Vater wieder immerdar und will Euch hegen bis an mein Ende und will Euch so lieben, daß Ihr der Sorgfalt Eurer guten Mutter nicht entbehren sollet. Dich, Adolph, meinen Erstgeborenen, will ich zu einem tapferen Ritter bilden, der die Unschuld beschützt und den Frevel bestraft; ich will Dich zu einem mächtigen Landesherrn machen, der seiner Unterthanen Schirm und Glückstern ist und will Dir all meine Lande, Burgen und Mannen übergeben. Dich, Bruno, will ich dem Himmel weihen, Du sollst des Heilands Lehre verkünden und als Priester seine Gnaden verspenden, den reuigen Sünder wiederum auf die rechte Bahn führen und den Bekehrten und Tugendhaften speisen mit dem Brode der Seelen. So hat es mir Eure Mutter, die jetzt im himmlischen Rosengärtlein weilet, aufgetragen; so will ich Euer Vater sein und dann wird mir auch der himmlische Vater, wenn ich Euch verlassen und zur Mutter gehen muß, meine Sünden verzeihen, wie sie die Mutter mir schon vergeben hat!“ —

Als der Graf mit seinen Söhnlein im väterlichen Schlosse ankam, da ließ er die Leiche seiner unglücklichen Gemahlinn wieder ausgraben, sie mit aller Feierlichkeit

in der Schloßkapelle beisetzen und ihre Unschuld wie seine Reue durch alle Lande verkünden. Die Kinder hatten Grab und Sarg mit Rosen geschmückt und beteten die Gebetlein, die sie von ihrer frommen Mutter erlernt hatten; der Vater aber that schwere Bußen und Gelöbnisse, machte Stiftungen und baute in dem Walde, wo er die Söhnlein gefunden hatte, eine kleine der Muttergottes geweihte Kapelle, wo er tägliche Seelenmessen zum Gedächtnisse Adela's und des getreuen Walthers lesen ließ.*) Manchen Abend saß er im Rosengärtlein und betete und trauerte um die zerknickte Wärterinn und die Kinder vertauschten jeden Tag die verwelkten Rosen auf dem Grabe der Mutter und in der Nische des Muttergottesbildes. So hatte ein wehmüthiges Andenken die Verzweiflung verdrängt und Adela's Gedächtniß umschwebte Aller Herzen gleich dem Dufte einer vollen Rose, welchen der leise Zephyr über die Hügel trägt.

Der Blutfleck auf den Wappenschildern der bergischen Grafen war bei Adolphs Reue verschwunden, aber auch die silbernen Scepter fand man nicht mehr dort, sondern auf keuschem Silbergrunde hatte sich eine rothe Rose gebildet, die fortan das Wappen von Berg blieb und auch von Altena und Isenburg bis zwei Jahrhunderte später durch neue Blutthat in dem Grafenhause (1225) diese Wunderrose mit einem Löwen vertauscht wurde. Dem Beispiele Adolphs aber, der den jüngeren Sohn dem Himmel weihete, folgten auch seine Nachkömmlinge und es entstand die Sage, daß das glorreiche Grafenhaus nimmer ausgehen werde, so lange ein Zweig desselben als geweihter Priester Gottes für dessen Heil am Altare opfere. So Adolphs Sohn Bruno, von dem eben hier die Rede war und Adolphs Enkel, gleichfalls Bruno geheißen und Erzbischof zu Cöln, der im Jahre 1133 das väterliche Schloß Berg zu einem Kloster weihete, in

---

*) Es ist dies die nämliche Marienkapelle an der Dhün, die in den Annalen des Klosters Altenberg erwähnt wird und an die das spätere Kloster im Thale (1145) erbauet wurde, die man aber später, da sie zerfallen, im Jahre 1240 wieder neu errichtete.

welchem seine Neffen Adolph und Eberhard als fromme Mönche starben. So mit des letztern Adolphs (III) Söhnen Bruno und Adolph, mit deren Neffen Heribert, Abt zu Werden, Adolph, Mönch zu Werden, Heinrich, Bischof zu Würzburg, Dietrich, Erzbischof zu Cöln und vielen Andern bis auf Engelberten, der im Jahre 1225 als Erzbischof durch seinen Vetter Friedrich von Isenburg erschlagen wurde, worauf der gräfliche Stamm und die Rose erloschen und das Land an den Limburgischen Nebenzweig kam. Und in diesem neuen Zweige des Fürstengeschlechtes fort von Conrad, dem Bischofe zu Münster († 1300) bis auf Johann Wilhelm, den Probst in Xanten, der aber den geistlichen Stand verließ, zur Ehe führte und Herzog wurde, worauf mit ihm im Jahre 1609 die letzte bergische Fürstenlinie erlosch.

Bruno von Flittert,

der Schenke von Berg.

(Eine Erzählung vom Jahre 1228.)

Wie die Franzosen in feinen Sitten und im Aufschneiden, so waren die Deutschen von jeher des übermäßigen Trinkens wegen berühmt. So finden wir von einem bergischen Edlen, Bruno von Flittert, aufgezeichnet, daß er eine Kanne Weines, so schwer als sie ein starker Mann mit Einer Hand kaum zu tragen vermochte, auf Einen Zug hätte austrinken können. Daß er in zwiefacher Hinsicht ein starker Trinker gewesen, bezeugt auch die Nachricht, daß er ein großes Fuderfaß vom Boden erhoben, bis an den Mund geführt und dann aus dem Spundloche so wacker getrunken habe, daß es beim Absetzen bemerkbar leichter geworden sei. Man kannte Niemanden,

der ihn unter den Tisch gesoffen hätte, und eben dieser seltenen Tugend halber hatte ihn Heinrich von Limburg, der Graf vom Berge, zu seinem Schenken erwählet. Kam er ihm auch theuer in diesem Amte zu stehen, so versah er es doch als Vortrinker auf ausgezeichnete Weise, und machte dem Grafen das unvergleichliche Ergötzen, die berühmtesten Trunkhelden und Weinprahler vor ihm am Boden zu sehen. Bruno selber schien keinen Boden zu haben, da er an Einem Tage oft so viel trank, als er schwer war, und deßhalb doch keine auffallende Trunkenheit spüren ließ, sondern zu allen Verrichtungen gleich geschickt blieb. Weil er sich nun eben nicht viel aus der Kirche machte, und sich lieber bei lustiger Trinkgesellschaft, als in Messen und Predigten aufhielt, so munkelte man, er stehe mit dem Schwarzen im Bunde, und dieser gebe ihm die Macht, ohne berauscht zu werden, so viel zu trinken, damit er dieser leiblichen Ergötzlichkeit desto baß fröhnen und desto sicherer in die Krallen des Satans gelangen möge. Doch dem sei, wie ihm wolle; der Trinkkünstler Bruno von Flittert lag doch so ganz nicht im Argen, da er in biederer Treue seinem gnädigen Lehnsherrn zugethan war, und, wie mit dem Pokal, auch mit dem Schwerte umzugehen wußte. In mancher Fehde hatte er nicht wenig zum Siege beigetragen, und da Kaiser Friedrich II. eben einen Kreuzzug nach Palästina (1228) rüstete, und auch Heinrich, der Graf vom Berge, dazu aufgeboten war, so blieb Bruno nicht müßig daheim. Zu Palermo in Sicilien, wo der weiseste und lebensfreudigste aller deutschen Kaiser Hof hielt, lebte Bruno recht in seinem Elemente; er stellte dort sein Talent nicht unter den Scheffel, sondern ließ es herrlich leuchten, bis das Licht endlich sogar zum Kaiser drang, welcher es sich zur Lust rechnete, seine tüchtigsten deutschen Heerführer durch den von Flittert alsobald unter den Tisch trinken zu sehen. — Bei solch einem Gelage kam es denn auch einmal zu einem Gerede von feuerspeienden Bergen, und der hochgelahrte Kaiser, der als Naturforscher nicht minder ausgezeichnet war, wie als Regent, welcher sogar ein damals sehr geschätztes Buch geschrieben hat über die Natur der Vögel, äußerte:

es müsse wohl einem wackern Manne Ehre bringen, wenn er in den Schlund des Kraters hinabzusteigen und zu erforschen wage, wie es drunten aussehe. Dies hielten Viele für eine gar vermessentliche Handlung, besonders einige mit Gefahren wenig vertraute Prälaten, welche die Meinung hegten, daß die feuerspeienden Berge Thore zum Fegefeuer seien. — „Und wenn es die Hölle selber wäre" — sagte der beherzte Flitterter, er wolle hinuntersteigen und zusehen, was es da unten gäbe. Trotz aller Abmahnungen und Widersprüche reisete er sogleich nach dem eben ruhigen Vesuv, und nachdem er einige Kannen Weines genossen, stieg er hinab. Lange harreten seiner die Gefährten; jedoch er kehrte nicht wieder, und als am andern Tage der Berg wieder zu toben anfing, ward sein Tod nur zu gewiß. Da sprachen die Prälaten: „er sei seines Trinkens halber lebendig in die Hölle hinab gefahren," und stellten sein Ende auf als ein warnendes Beispiel der Schlemmerei. Das mochte von Vielen wohl gut gemeint sein und mag auch uns noch frommen; doch sagten seine Freunde, daß der Neid derer, die er schmählich niedergetrunken, solche Nachreden veranlaßt hätte, und daß gerade die, welche in dem verschrieenen Weine ein Trinkmonopol zu erwerben trachteten, gerade um das, was sie mißgönneten, so ein großes Geschrei machten. Wäre es ein wirklicher Ruhm, den die Deutschen damals in's Trinken setzten, so hatte Berg im Vesuve viel verloren. Doch merkwürdig ist's, daß der, welcher so viel Feuer verschlang, endlich auch vom Feuer verschlungen wurde.

Das Kloster des heiligen Hubert.

(Eine Märkische Legende aus dem 15. Jahrhunderte. —)

In den waldigen Ardennen
Liegt, von Felsen rings umschlossen,
In dem einsam wilden Thale
Ein gar weit berühmtes Kloster.
Sanct Hubertus, einst ein Jäger,
Drauf durch Gottes hehre Gnade
Mönch und Büßender begab sich
Hierher, aller Welt entsagend,
Stiftete zu Christi Ehren
Diese Zellen und verlebte
Seine letzten Lebenstage
Hier in frommem Büßerwandel.
Und des Himmels Wohlgefallen
That ob Heiligkeit des Gründers
Bald sich kund dem stillen Kloster:
Denn wer mit dem Höllengifte
Eines wasserscheuen Hundes
War verwundet, wurde hierher
Eilend von den frommen Mönchen
Durch Gebet und durch den Glauben
An die Wunderkraft Huberti
Von der grausenhaften Krankheit,
Von gewissem Tod gerettet. —

Hierher strebt in Sommerglühen
Aus dem fernen Land Westphalen,
Seines Leibes Heilung suchend,
Heribert, ein edler Ritter.
Einst des Wildes Spur verfolgend
Unter Jägern, Rossen, Rüden,
Ward er von dem eignen Hunde,
Den die Wasserscheu befallen,
In den Arm gebissen. Trostlos
Klagten Weib und Kind und Freunde;

Heribert in Todesängsten
Schaut vor sich ein grauses Schicksal.
Aber mit des Glaubens Tröstung
Kam zur stolzen Burg des Ritters,
Die von Jagdruf und Gelagen
Still geworden und von Jammer
Und von Klagen wiederhallte,
Gieselher, ein frommer Pater.
„Zaget (sprach der Gotterfüllte),
Zaget nicht ob Gottes Schickung;
Seine Hand führt oft die Ruthe,
Aber eines Vaters Strenge
Ist des Kindes Heil und Vortheil.
Zwar die höchste der Gefahren
Schwebet über Eurem Haupte,
Aber sucht ihr Trost im Glauben,
Wird Euch Gottes Hülfe werden.
Der des Hauptes Haare zählet,
Der des Waldes Thiere nähret,
Wird gewiß den Sohn beschirmen,
Der ihn voll Vertrauen anfleht.
Ziehet hin nach Welschlands Gränzen,
Ohne Schmuck und Roß und Waffen
Mit des Pilgers Stab und Flasche;
Wallt zum Kloster der Ardennen,
Wo in einsamlicher Stille
Zu des heiligen Hubertus
Angedenken Priester beten.
Dort wird Euch das Heil erwachsen
Und die leibliche Genesung:
Denn den Heiligen zu ehren,
Gab es Gott den frommen Mönchen,
Daß sie durch Gebet und Glauben
Solche böse Krankheit heilen.“ —

Unter brünstigen Gebeten
Seines Weibes, seiner Kinder,
Nahm der Ritter Stab und Flasche,
Unter Hoffnung, Furcht und Grausen
Wandelt er aus trauter Heimath,

Von der Lenne grünem Ufer
Fern zu Welschlands wilden Marken.
Und er zog acht lange Tage,
Bis an Deutschlands fernster Gränze
Der Ardennen Waldgebirge
Ihn in ihre Schatten nahmen.
Aber glühend strahlt die Sonne
Ihre Feuerwogen sprühend
Und die Felsen, wie die Klüfte,
Flimmerten in dürrer Hitze.
Widerprallend von den Bergen
Zog die Gluth durch dichte Waldung,
Rollt der Bäume falbe Blätter
Auf einander, sengt' und beugte
Zarter Blüthendolden Häuptlein.
Selbst die rauhe Distel lechzte
Und des Waldes scheue Gäste
Hatten in den tiefen Schluchten,
An den Quellen sich verborgen.
Selbst die kalten Salamander
Ließen von gewohnter Weise,
Sich im warmem Strahl zu sonnen;
Nicht mehr rauschten sie, gescheuchet
Von des Wandrers nahen Tritten,
Rechts und links vom Bord des Weges
Durch das Laub und dürren Haidstrauch;
Mit den Käfern hatten tief sie
Sich in kühler Erd' verborgen,
Denn die Sonne, furchtbar sengend,
Freundlich nicht zum Leben wärmend,
Sog des Körpers zarte Säfte,
Zehrt' dahin die Kraft des Lebens.

Unter dichtem Buchendache
Schritt Herr Heribert der Ritter,
Schwere Tropfen auf der Stirne,
Matten Ganges, bangen Herzens.
Ach! vergebens wölbten dichte
Aeste sich dem Strahl entgegen:
Von den Felsen wiederprallend,

Schillert Gluth durch alle Waldung
Und der Wald, dem Luftzug wehrend,
Nährte Gluth in seinem Busen.
Heribert, der Arme, raffte
Aller Mannheit Kraft zusammen,
Nicht der Qual zu unterliegen.
Tiefer sank er in Ermattung,
Die gespannten Sehnen, welche
Manchen Schwertschlag schon beflügelt,
Die des Speeres Wurf gehärtet,
Sie begannen zu erschlaffen.
Seine Hände, die des Bogens
Strang so leicht zum Kreis gespannet,
Die den Speer zu Splittern faßten —
Sie vermögen zitternd fürder
Kaum des Pilgers Stab zu halten.
Und die Kniee, die des stolzen
Fehderosses Rippen beugten,
Die mit Rüstung, Wehr und Waffen,
Ohne Handdruck, Steig' und Bügel,
Ihn zum Sattel oft geschwungen,
Beugen sich mit jedem Schritte
Immer tiefer und der stolze
Nacken, der des Helmes Schwere
Stets verachtet, nicket schwächlich.
Selbst die Füße, die in Jagdlust
Flüchtig über Thal und Hügel,
Ueber Klippen, die der Rosse
Ungelenkheit nicht erreichet,
Ihn so willig oft getragen —
Sie versagten ihren Dienst jetzt
Und sie schienen jedes Schrittes
An dem Boden fest zu wurzeln.

Doch zu grausenhaftem Loose
Führte jetzt die süße Ruhe,
So die Glieder all' verlangten.
Denn zum achten Male schaute
In des Bisses Wunde jetzt schon
Brütend Gift die Tageshelle.

Wenn das goldne Licht noch einmal
Andern freudebringend lachte,
Ehe Heribert das Kloster
Der Ardennen noch erreichet,
Bracht's ihm gräßliches Verderben.
Deshalb hielt die Angst empor ihn
Und in immer härterm Kampfe
Seiner Angst und seiner Schwäche
Stolpert er dahin die Richtung,
Welche man ihm angewiesen. —
Schon am Morgen sollt' der Arme
Auf dem angegebenen Wege
Seiner Wandrung Ziel erreichen,
Aber steigend zog die Sonne
Schon zum Mittag und bergab dann,
Doch das Kloster der Ardennen
Zeigte sich dem Blicke nicht.
Nirgend eines Menschen Wohnung,
Nirgendwo ein Mann des Landes
Zeigte sich, der Kunde gebe.
Schrecken, sich verirrt zu haben,
Irrte jetzt den edlen Ritter,
Trieb ihn hoch zum Bergesgipfel,
Dort die Gegend zu erspähen.
Der Verzweiflung Schreckniß drängte
Seine wundenmatten Füße;
Noch war Hoffnung nicht verloren,
Zeigte in dem letzten Strahle
Der schon untergeh'nden Sonne
Sich der Hafen seiner Rettung.
Aber droben angekommen
Spähet er nach jeder Richtung:
Ueberall Gebirg und Wälder
Schimmernd in dem Abendgolde,
Ueberall nur Baum und Felsen;
Keine Wohnung — ach! kein Kloster,
Rings von Menschen keine Spuren,
Alles todtenstille Oede!
Und in all der weiten Oede
Eine Menschenbrust alleinsam,

Angstdurchschauert, grambefangen;
Keine Tröstung, nur der Schrecken,
Keine Hoffnung, nur das Elend! —
Wenn noch Muth die Seele hebet,
Mangelt es den matten Sehnen
Nicht an Kraft; doch mit dem Muthe
Sinkt des Müden letzte Spannkraft.
Ach! die wunden Füße weichen,
Heribert stürzt jach zusammen,
In den Nerven Todesschwäche,
In dem Herzen Angst und Grausen,
In den Adern die Verzweiflung.
Schreckensruf des bangen Busens
Hallte aus der Ferne wieder,
Keiner Kehle Trost, als Antwort
Blos das fühllos todte Echo. —

Schwarze Nacht zog auf aus Westen,
Wolken trugen das Gewitter
Eilends über Wald und Höhen.
Blitze zuckten aus der Ferne,
Sturmwind zischte durch die Bäume,
Beugte schlanke Tannengipfel,
Kracht' an dürren Eichenknorren,
Donner rollte immer näher.
Tiefe Nacht lag ausgebreitet
Ueber'm ganzen Horizonte;
Gab es kurze Lichtmomente,
So war's Blitz, des Donners Bote. —

Heribert, in dessen Busen
Der Natur empörtes Schreckniß
Fürchterlicher wiederhallte,
Aechzte Worte der Verzweiflung
In das Brühen und das Toben:
„Muß es also mit mir enden,
Ohne Trost und ohne Rettung —
Zwiefach bin ich hier verloren.
Glaub' und Hoffnung, die mich stärkten,
Ihr habt treulos mich verlassen,

Machtlos stöhn' ich hier am Boden,
Der Verzweiflung hingegeben.
Nacht bedeckt die öde Wildniß;
Meiner Rettung Ziel zu suchen,
Hindert mich das Dunkel, hindert
Mich die tödtliche Ermattung.
Fern in meiner Heimath Auen
Zagt die Sorge, hofft die Liebe:
Kinder, Gattinn beten, weinen,
Bau'n getrost auf meine Heilung.
Voll Vertrauen hab' ich diese
Pfade mit Gebet betreten,
Aber mein Gebet und Eures,
Was hat Alles dies gefruchtet?
Stund' an Stunde schon zerrinnet,
Die Gewitternacht schon schleichet
Und der lichte goldne Morgen,
Der mich jüngst so freudig weckte
Mit der Hoffnung Labungskusse,
Drohet jetzt mit bleichen Schrecken;
Rings kein Ausweg zu entkommen,
Faßt es mich mit tausend Krallen,
Reißt mich fort zu finsterm Loose;
All vergeblich war mein Hoffen,
All vergeblich Glaub' und Beten!" —

Also klagt der Angsterfüllte,
Während Wetternacht und Schwüle,
Blitz erleuchtet, Donner brüllend,
Aber ohne Fluthentladung
Ueber ihm mit Schrecken tobte.
Schmerzvoll drückt in allen Gliedern
Ihn Ermattung und die Schwüle,
Aber seines Armes Wunde
Brannte furchtbar, sprühend kochte
Dort das Gift in offener Wunde,
Mahnet ihn an größ'res Elend,
Das so nahe ihm bereitet.
Und nach aufgegeb'ner Rettung
Drängt es ihn trotz allem Sträuben

In den langgeahnten Zustand.
Immer mehr floh die Besinnung
Durch die Phantasie gescheuchet.
Flammen, wie des Zornes Kosen,
Wie die Gluthen der Verzweiflung
Fachten auf in seinem Busen.
Krampfhaft krümmten sich die Sehnen
Wie von Schmerz und Wuth ergriffen
Und das Blut in seinen Adern
Strömte rascher mit dem Athem.
Seines Busens Brand zu kühlen,
Grub er auf die staub'ge Erde
Mit der Hände Nägel, aber
Felsen hielten sie verschlossen
Und die Finger zuckten blutig.
Seines Gaumens Gluth zu löschen,
Schälte er der Bäume Rinde
Mit den Zähnen von dem Stamme,
Sog den Saft vom weichen Splinte;
Aber ach! in Gluth verdampfte
Dieses sparsam kleine Tröpfchen,
Und er träumt sich Bärenklauen,
Dort ein kühles Grab zu höhlen,
Träumte sich des Tiegers Zähne,
Dort den Eichbaum zu zersplittern
Und des Stammes Saft zu saugen.
Ach! der Schmerz verscheucht den Traum ihm,
Denn mit Blut an Hand und Antlitz
Taumelt er zurück zu Boden
Und zur schrecklichen Besinnung.
Weh! voreilig hatt' die Angst ihn
Schon geworfen in den Zustand,
Dem er zu entfliehn getrachtet.
„Lebe wohl, du heit're Erde,
Lebet wohl all' meine Lieben,
Lebe wohl du edles Menschsein —
Weh! ich bin zum Thier geworden!"
Also rief er, des Bewußtseins
Schrecken warfen ihn in Unmacht
An den blitzerhellten Felsen.

Donner rollte fern und ferner,
Wolken zogen schnell vorüber,
Regen träufte auf die Erde.
Heribert vernahm von Allem
Nichts, und sah den goldnen jungen
Morgen, der so anmuthlächelnd
Aus Gewitternacht empor stieg,
Nicht, denn Schlummer folgt der Unmacht.

Aber in des Morgens Lächeln
Stand ein Greis im Mönchgewande
Vor dem Ritter, rief empor ihn.
Heribert, erschreckt erwachend,
Sah den Mönch, an dessen Seite
Eine zahme Hindinn, welche
Auf der Stirn ein weißes Kreuz trug.
„Sanct Hubertus sei mir gnädig!"
Rief der aufgeschreckte Ritter,
Stürzend zu des Mönches Füßen.
Huld und Ernst im würdigen Antlitz,
Fried' in seelenvollem Auge
Hob der Nahende empor ihn,
Sprach die salbungsreichen Worte:
„Nicht geziemt es einem Christen,
An des Heilands Gnad' zu zweifeln;
Sünde schon ist Zag und Bangen;
Nur dem vollen Gottvertrauen
Wird des Glaubens Trost zum Vortheil.
Von der Sinne Eitelkeiten
Aufzuschrecken straft der Himmel,
Aber gnädig lohnt er wieder
Aller Glauben und Vertrauen;
Nimmer ist der Vater ferne,
Sehnen sich nach ihm die Kinder
Und vertrauen seiner Liebe.
Aber wo die Liebe mangelt
Und das innige Vertrauen,
Lohnet nicht die Vatermilde. —
In der Jagdlust frevlem Wüthen
Folgt der Ritter unter Thieren

Wilden Thieren gleich dem Thiere.
Was ist Jägerlust wohl anders
Als des Tiegers Mordverlangen,
Das sich an der Todeszuckung
Und am Blute der Geschöpfe,
Die der Herr erschuf zur Freude,
Sich ergötzet? — Mordbegierde
Wohnt nicht in der Brust des Lammes,
Das den Menschen nährt und kleidet,
Nicht im hingeschreckten Rehe,
Das sich friedlich freut und spielet,
Aber eines Hundes Zähne,
Eines Tiegers scharfe Tatzen
Greifen aus nach Mord und Blute.
Rinder tränken mit des Euters
Milch und nähren frohes Leben;
Tieger morden das Lebend'ge —
Und der Mensch, dem Gott Vernunft gab,
Sich das Beste zu erwählen,
Willenskräfte, ihm zu folgen, —
Er trit auf der Mörder Seite.
Frevelnd nennet er es Jagdlust,
Was er Mordverlangen, Blutgier,
Was er Mordlust heißen sollte.
Solchen schnöden Trieb zu strafen
Und die schreckliche Begierde
Treulich mit den wahren Farben
Auszumalen, gab's der Himmel,
Daß des Hundes wüste Mordlust
Zu dem Aeußersten entflamme
Und der Wüthende vermöge,
Selbst den Menschen zu verwandeln
Und sogleich zu seines Gleichen
Ihn zu machen. Dieses Rasen
Trägt des eignen Todes Keine
In sich selber, ja der ärgsten
Grausenhaften Tods Gewißheit.
Deßhalb sträuben sich die Menschen
Und es schaudern Aller Herzen
Vor dem furchtbar grimmen Loose,

Sträuben sich, und nehmen dennoch
Diese Warnung nicht zu Herzen:
Heribert, Euch hat's betroffen,
Mög' es Euren Wandel bessern!
Die Genesung ist Euch nahe;
Aber laßt sie Eurer Seelen
Heil sein. Denkt des heil'gen Hubert,
Der die Hoffnung Euch gewähret.
Er auch war in bösen Tagen
Schnöder Jagdlust voll, versäumte
Seiner Seele Heil in diesem
Wüsten unheilvollen Treiben;
Aber Gott hat ihn gerufen
Zu dem Bessern. Denket würd'ger
Von dem Heil'gen, als das Volk thut,
Das als Jagdpatron ihn ehret
Und die wilde Jagd ihm weihet,
Während doch Hubertus selber
Erst, als er die Jagd verachtet
Und die frevle Lust bereuet,
Seiner Seele wahres Heil fand.
Folget ihm vielmehr im Guten!
Ihrer Jugend Schandthat üben,
Heißet nicht die Heil'gen ehren,
Sondern folgen der Bekehrung,
Die zum Bessern sie geführet,
Heißet ihnen ähnlich werden.
Nicht der Christenschaar Verfolgung
Hob so hoch empor den Saulus,
Nicht die Mordthat an Urias
Und sein Ehbruch stimmten Davids
Harfe zu den heil'gen Liedern;
Ihre Reue, nicht ihr Buhlen
Heiligte die Magdalena.
Manche Schandthat sünd'ger Blindheit
Hat die Schrift blos aufgezeichnet,
Daß der Christ ein Beispiel nehme,
Wie dem Sünder selber Heil lacht,
Wenn ihm die Bekehrung Ernst ist,
Daß kein Christ verzagen sollte

An der ungemess'nen Gnade
Gottes, die der Reu' zu Theil wird,
Gleich dem klugen Ackersmanne,
Der beim Pflügen nur das ferne
Vorgestellte Ziel im Aug' hat,
Aber weder um noch auf schaut,
Daß er nicht die Schnur verfehle,
Daß ihn nicht vielleicht die Krümme
Hinter seinem Rücken täusche
Oder gar entmuth'ge — also
Sei dem wahren Christen einzig
Seiner Seele Heil im Auge.
Nur die Wege der Bekehrung
Sucht das Auge des Bekehrten
Und die Thaten eines Büßers
Geben uns von seiner Reu' an
Erst ein heilig Tugendbeispiel.
Laßt Euch diese Warnung frommen,
Heribert, seht dort den Hafen,
Den Ihr lang vergeblich suchtet,
Der schon gestern stets Euch nah lag,
Da ihn Gottes Hand verborgen.
Gott ist ewig nahe denen,
Die ihn voll Vertrauen suchen,
Aber er entziehet immer
Sich der Zagheit und Verzweiflung.
Gehet hin zu diesem Kloster,
Dort wird Eurem Leib Genesung —
Mög' sie auch der Seele werden!"'

Also sprach der Mönch und wandte
Sich bergan und zeigt dem Ritter,
Wo das Kloster der Ardennen
Freundlich in dem Thale prangte.
Morgenglockentöne schollen,
Luden Heriberten traulich
Zu der Kirche heil'gen Hallen;
Vor ihm dicht in frischem Grase
Sprudelte die Felsenquelle
Ihm Erfrischung; neubelebet

Eilt er thalwärts und das Münster
Oeffnet seine hohen Thore.
Weihrauchdüfte stiegen wogend
Von dem marmornen Altare,
Hehre Chorgesänge schollen
Durch des Domes heil'ge Hallen.
Heribert am Hochaltare
Knieend, beichtet seine Sünden,
Er empfing das Brod der Seelen
Und der Prior legte betend
Seine Segenshand auf's Haupt ihm —
Da entfloh des Busens Bangen,
Fürder brannte nicht die Wunde,
Sie vernarbt und schloß sich plötzlich.
Dankgebet trug ihn zum Himmel,
Zeigt ihm Rettung, frohe Heimkehr
Und nach der erfüllten Buße,
Die der Prior auferleget,
Fand er Weib und Kinder wieder,
Die ihn liebend froh umfingen.

Die Genesung seines Leibes
War ihm worden; aber mehr noch,
Seine Seele fand das Wahre.
An der Lenne grünem Ufer
An dem kühlen Waldesbronnen
Sieht man jetzo noch die Klause,
Wo er, da sein Weib gestorben,
Als ein heil'ger Büßer lebte.
Und noch heute nennt man dorten
Heribertusborn die Stelle,
Wo der Ritter, wie Sanct Hubert,
Von dem schnöden Jägertreiben
Zu dem Himmel sich gewandt.

Anmerkung. Die Legende des heiligen Hubertus und die gemeine Sage von seiner noch fortdauernden Heilkraft gegen die Hundswuth im Ardennenkloster ist genugsam bekannt. Hun-

derte in unserer Heimath sind bereit, die Wahrheit dieser Legende zu verbürgen. Was übrigens den Heribertsborn angeht, deren man viele mit alten Legenden trifft, so bringt der ähnlich klingende Namen auf Herthasborn, welcher Göttinn früher die Wywasser (heilige Börnlein) geheiligt waren, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß sich die christlich mönchische Legende dem altgermanischen Heiligthume, wie es so oft geschah, anknüpfte.

Der Teufel und die Frösche.

(Bergische Volkssage aus dem vorletzten Jahrhunderte.)

In dem ehemaligen bergischen Amte Miselohe (genauer darf ich Ort und Namen gewisser Gründe halber nicht bezeichnen) lebte vor vielen Jahren ein Schneider, der wollte wohl gerne reich werden und ein unbesorgtes lustiges Leben führen, aber er wollte nicht gern arbeiten, und daher kam es, daß er oft in die tiefste Armuth gerieth. Er war unverheirathet und hatte blos für seine eigenen Bedürfnisse zu sorgen, dies kam ihm sehr wohl, allein wenn er in wenigen lustigen Tagen den Lohn von mehreren sauren Arbeitswochen versauf't und verschwelgt hatte und dann wieder aus dem heitern freien Freudeleben in die dunkle Bauernstube zu Elle, Scheere und Nadel zurückkehren mußte, um Anfangs ein dürftiges Auskommen und nachher wieder etwas Uebriges für sein Schlaraffenleben zu erringen, so war er dabei so zähe und es ging ihm so leidig zu Herzen, daß er es je länger je mehr überdrüssig wurde. So gingen ihm einmal wieder die flotten Tage zur Neige und er saß am Vorabende des Maitages mit seinem letzten Zweistüberstücke an der letzten Bierkanne, die er damit zu bezahlen hatte, und er bebte vor den Tagen, die nun wieder kommen mußten, wie der Hund, der eben den gestohlenen Braten verzehrt hat, vor der Peitsche. Ein lustiger Jägerbursche,

der bei ihm saß und immer Geld vollauf hatte, half ihm diesmal aus und entlockte ihm dafür das Geständniß über die Quelle seines Unmuths. „Nicht mehr als das?“ sagte der grüne Bursche zu ihm: „ich wollt' Dich wohl ein Stückchen lehren, daß Du der Arbeit gar nicht mehr bedürftest und doch nimmer leere Taschen hättest. Schau her! (fuhr er fort, indem er einen straffen Lederbeutel mit blitzenden Goldstücken hervorzog) sieh! so sollt' es beständig und besser noch mit Dir bestellt sein, wenn Du nur Muth hättest, aber so ein armes Schneiderlein, den ein Ziegenbart schon in Schrecken jagt, das fürchtet sich, vor die rechte Schmiede zu kommen.“ — „Pah!“ sagte der Nadelheld: „fürchten? Ich kenne keine Furcht als vor der rußigen Stube, wo die Gluth des Bügeleisens den Durst nur noch empfindlicher macht, das vermaledeite Schneiderhandwerk fürcht' ich und die Schwielen von der Scheere, die Nadelritze an den Fingern scheu ich mehr als Beulen am Kopf oder ein Mal von einem Bratspieß. Ich hör', wo es hinaus soll; ich soll mich unter die Werber begeben und auf Feindes Kosten in die Pferch kommen; das will ich, ich fürchte das Kriegsleben nicht so sehr als die vertrackte Stubenhockerei, die fürcht' ich mehr als den Teufel!“ —

„Du sprichst das rechte Wort“, rief der Grüne lachend: „ei! ei! Du scheinst das Herz am rechten Flecke zu haben, jedoch den Kopf muß ich Dir noch zurecht setzen. Du willst aus dem Regen recht in die Traufe rennen. Sobald Dich die Werber einmal gefaßt haben, ist es aus mit all deiner Freiheit; dann gibt es nur Arbeitstage, und Stockhiebe thun weher, als Nadelritze. Aber hast Du denn nimmer vom Pferdefuß gehört? Dahinter mußt Du dich machen, wenn Du nur einigermaßen klug bist. Das bringt wahren Reichthum, Freiheit und Freude ohne alle Plackerei!“ —

Der Schneider stutzte anfangs, als er an den Fürsten der Finsterniß hingewiesen wurde. Als aber der Grünrock ihm vorstellte, wie wenig er immer dabei verlieren könne, indem er ein gewisses Gut für ein Ungewisses nehme, da schienen dem Schneider die nahen Arbeitswochen noch viel entsetzlicher, als selbst die Hölle. Nur

daß das Vollaufleben blos sieben Jahre währen sollte, nach deren Verlauf er dem Satan für dessen Dienste verfallen mußte — dies däuchte ihm noch immer etwas unbehaglich und er schien daran einen Anstoß zu nehmen. Aber der lustige listige Jägerbursche wußte ihn auch diesem Skrupel zu überheben. „Sei darum (hub er an) außer Sorge, die Frist läßt sich verdoppeln, kommt Zeit, kommt Rath. Kannst Du dem Teufel irgend ein Seelchen zuführen in siebenjähriger Frist, so verdoppelt er sie Dir nochmals, so oft Du Einen ins Garn schwätzest, und das ist so schwer nicht, wenn man nur Geld hat. Magst Du so viel Jahre leben, als Du für blankes Gold Seelchen kaufen könntest, so würdest Du älter werden als Methusalem und älter als die Stadt Jülich. Hält Dir der Teufel aber nicht Wort, so ist der Verbund nichtig und er hat keine Gewalt mehr über Dich.“ — So sagte der Jäger und das wollte dem Schneider, der in diesem Augenblicke die Menschen nach sich selber beurtheilte, gar wohl einleuchten. Bald war er mit seinem Kumpan, der sich anbot, ihn vor die rechte Schmiede zu führen, auf dem Wege zum Höllenfürsten. Auf einem Kreuzwege rief er den Namen des Bösen dreimal aus und dieser erschien. Der Schneider wurde sein, doch mit dem Bedinge, daß jener ihm sieben Jahre lang pünktlich dienen müsse in Allem; würde der Satan nur Einen Auftrag unerfüllt lassen, so würde der Schneider frei und der Gewalt des Satans gänzlich ledig; auch die erstere Bedingung des Waidmanns wurde in den Vertrag aufgenommen.

Das Erste, was der Schneider nun verlangte, war Geld und Alles, was er forderte, war nichts Anderes, als immer nur Geld. Es schien, als hätte er den Satan, um den Vertrag zn zernichten, durch Erschöpfung der Höllenschätze gänzlich verarmen wollen. Täglich hinkte der Häphästos des Blocksbergs mit schweren Geldsäcken heran und es zerrollte wie Rauch im Orkan durch des Schneiderleins tolle Verschwendung. Das war ein Jubeln und Brausen, ein Zechen und Haseliren. Es ging von einer Stadt in die andere, und wo der lustige Scheerenkrösus nur hinkam, da sah man bald die Buben mit

zerrissenen Hosen und die Männer mit zerriebenen Aermeln, denn dort arbeitete kein Schneider mehr, sie lagen alle zu Gast bei dem durchreisenden Schneiderfürsten und folgten ihm, wie die Bienenschaaren dem Honigkasten, aus einer Schenke zur andern.

Doch die sieben Freudenjahre zerrannen ihm schneller wie die sechs Arbeitstage einer Woche, und an des siebenten Jahres Maiabende sah das zeither lustige Schneiderlein ein grausiges Punktum. Da lief er zu den lüderlichsten Gesellen, die er kannte und suchte sie zu verlocken, wie der Jägerbursche ihn verlockt hatte. Aber die lockeren Zeisige stutzten über seinen Antrag, sie segneten sich und schlichen von ihm wie mit eiskaltem Wasser begossen. „Was nützt uns (sagten sie) Geld und Gut, wenn wir drum nach sieben Jahren doch des Teufels sind? Wir treiben zwar eitel böse Dinge, aber wir sind noch jung, können bei vernünftigeren Tagen unsern Wandel noch immer ändern, können beichten und büßen und wollen vorab uns dem Teufel noch nicht so muthwillig ergeben.“ — So sagte der Eine, so der Andere und so Alle um die Reihe, und das Ende der sieben Jahre nahete und das Punktum schwebte dem armen Schneiderlein immer näher. Einen Rekruten zu stellen gelang ihm zur Fristverlängerung nicht, drum mußte der Teufel geprellt werden, daß der Vertrag sich auflöse. Aber wie das anzufangen? Der Schneider sann. Er hatt' es gefunden! — Ein altes Sprüchwort sagt:

„Müllerlist und Schneidertrug
„Dem Teufel selber sind zu klug“,

und so auch diesmal. In der Angst seines Herzens war der Scheerenheld in der Gemarkung seines Geburtsortes sinnend umhergewandelt. Es war ein schöner Frühlingsabend, die Bäume blüheten weiß und roth, die Nachtigallen sangen an den Bächen und im Sumpfe quackten die Frösche. So kam er an eine Stelle, da lag hinter hohen Pappeln hart am Wege ein großer Pfuhl, der Knäuelsweiher geheißen, dort saßen tausende Frösche auf dem Ufer und quackten, und als er herbei kam, da spran-

gen die Frösche, von seinen nahen Schritten erschreckt, in das nasse Element hinab. Da lächelte der Schneider beifällig, dann klatschte er freudig in die Hände und citirte den Argen. Unwillig erschien der Böse und fragte ihn, was denn noch in den letzten Stunden sein eitles Begehr sei, denn mit dem Glockenschlage zwölf werde er ihm den Hals brechen und dann habe all sein Quälen und Befehlen ein Ende. — „Der weise Mann sagt: Alles hat seine Zeit (entgegnete der Schneider), aber jetzo befehle ich Dir, daß Du mir die Frösche alle fängst, die hier im Pfuhle sind und alle zusammen auf diesen hohen Pappelbaum setzest, auf daß sie droben alle zusammen auf dem Trocknen sitzen und quacken — dran will ich denn bis Mitternacht, wann das Halsbrechen anfängt, meine Freude hören." — Der Teufel wurde über ein solches Angesinnen noch unwilliger, er gab vor, wichtigere Geschäfte zu haben, allein er mußte dennoch gehorchen, damit der Schneider vertragsmäßig nicht seiner erledigt werde und fuhr hinab in den Sumpf, daß Schlamm und Wasser über die Ufer flog; schnell raffte er zwei dicke grüne Frösche mit jeder Hand einen, stieg auf den Pappelbaum und setzte sie dort auf einen Ast; allein ehe er noch wieder drunten war, die übrigen grünen Gesellen zu erwischen und herauf zu holen, sprangen die Gefangenen den Baum hinab plumps in's Wasser, und sofort, so daß er nie mehr als zwei zugleich da droben auf dem Baume stille zu halten vermochte, welche aber immer wieder herunter hüpften, ehe er das folgende Paar erhascht hatte. Da wurde er immer zorniger, er griff hin und wieder mit Höllengewalt und machte ein solches Unwesen, daß Wasser, Schlamm und Kraut unter einander flogen, aber der schalkhafte Schneider hatte seine Freude daran, er stand droben auf dem Ufer die goldne Taschenuhr in der Hand und lachte, und als es zwölf schlug, da saß noch kein einziger Frosch auf dem Baume und die beiden, die der Teufel gerade in Händen hielt, die preßte er, daß sie zerplatzten und fuhr brummend mit abscheulichem Fluche davon, hinab in den Schwefelpfuhl.

Nun hatte der Teufel den Vertrag nicht gehalten. Der Schneider wurde frei und war durch die Angst seines

vermeintlichen jüngsten Tages auch vernünftig geworden in Vielem. Er nahm wieder Scheere und Nadel zur Hand, arbeitete fleißig und ließ das Schwärmen und Schlemmen sein. Arbeit erhielt er genug, denn er verstand sein Handwerk trotz dem besten Meister und als er sich nach siebenjähriger Jubelfahrt in seinem Dorfe als ein armer Schlucker wieder niederließ und seine Abenteuer erzählte, da wollte ihn Jedermann im Hause haben und so rissen und schlugen sich fast die Leute um ihn. Auch nahm er ein Weib, hielt viele Gesellen und schneiderte und erzählte fort noch viele Jahre, bis er ein recht wohlhabender Mann war. Er ging auch fleißig in die Kirche, und als man nicht anders sagen kann, so ist er als ein bußfertiger Sünder selig gestorben.

Ritter Curt von Arloff,

der bergische Gideon.

(Eine Begebenheit vom Jahre 1199.)

Es war in Deutschland höchst trübe Zeit, als Otto von Sachsen und Philipp von Schwaben um den Kaiserthron kämpften. Da entzügelte sich die Raubsucht der Edlen; Fürsten lagen mit Fürsten im Kampfe, Ritter mit Rittern in Fehde.

Doch unsäglich litt damals auch das Land von fremden Völkern, welche die Thronbewerber zur Hülfe herbei gerufen hatten. So von den Böhmen, die König Ottokar Philippen zu Hülfe sendete und die später das Land in wilde zügellose Horden vereinzelt durchzogen. So ging auch ein Schwarm dieser Barbaren bei Sinzig über den Rhein und zog an Königswinter vorbei in's Bergische

ein. Graf Adolph V. war gerade in Otto's Heerbanne mit den streitfähigsten Männern abwesend und keine hinlängliche Schaar vorhanden, den fremden Räubern zu wehren. Diese wälzten sich, über Tausend an der Zahl, mordend und brennend heran, nichts verschonend als was sie nicht erreichen, nicht zertrümmern konnten, aus Lust mordend, wie der Marder, der auch, wenn er gesättiget ist, noch Blut vergießet. Selbst das Heiligste blieb nicht verschont, und das wilde Volk, das theils noch den wendischen Götzen fröhnte, theils neugetauft seiner rohen Bräuche noch nicht vergessen hatte, schien es eben auf die Kirchen und heiligen Klöster recht abgesehen zu haben. Die Abtei Heisterbach wurde von ihnen rein ausgeplündert und nur die Flucht vermochte die dortigen Mönche zu retten. Die Nonnenklöster zu Rheindorf und zu Vilich hatten dasselbe Loos und der Muthwille der Böhmen ging so weit, daß sie die armen Nönnchen nackt auskleideten, erst in Theer, dann in Federn tauchten und so in Kähnen den Rhein hinunter treiben ließen. Die Abtei Siegburg, von einer Besatzung des Erzstiftes vertheidigt, wurde vergeblich belagert, allein das umlagernde Städtchen ging in Rauch auf. So alle Dörfer, über die sich der Schwarm hinwälzte, und alle Burgen, denen er vorbei kam. Obdachlose Flüchtlinge verkündeten das Nahen der Würgerbande, Blut, Brand und Verödung bezeichneten ihren Weg. Schrecken ergriff das Land, Alles flüchtete mit wegsamer Habe zu festen Schlössern oder über den Rhein. Da nahete der Schwarm auch dem Schlosse Bensberg, im Uebermuth schleunige Uebergabe fordernd; doch der Schloßvogt, Herr Curt von Arloff, war keine Memme und bot den Widerstand eines tapfern Mannes. Sieben Sommer-Wochen lag die Schaar vor der Veste; mehr als zwanzig Stürme hatte sie ausgehalten, allein hoch strebten noch die Mauern, stolz und kühn, während die Reihen der Belagerer immer dünner wurden. Ohnmächtige Wuth knirschte vor den leichenbedeckten Wällen. Zwar herrschte Mangel an Lebensmitteln in der Veste, die Geschosse gingen zur Neige; allein alles wurde da zu Waffen, selbst geschleuderte Steine schlugen

die Böhmenschädel ein, und die Besatzung hatte ein Sprüchlein:

„So lang der Böhme noch Steine frißt,
Die Veste unbezwingbar ist."

Den Muth der Besatzung, welchen der edle Arloff anfachte, theilten die Belagerer nicht; ihre Wuth verrauchte vor dem hartnäckigen Widerstande, und nach sieben Kampfwochen zogen sie drohend ab, dem platten Lande vergeltend, was sie vor der Burg gelitten. Da trieben sie es noch zügelloser, noch unmenschlicher wie vorher. Kein Weiler, kein Haus blieb verschont und des Mordens war kein Ende. Das jammerte den edlen heldenherzigen Curt, und da der Graf fern war, ersann er die Wagniß der Befreiung. Plötzlich flammten auf allen Bergen die Feuerzeichen der Noth und Boten durchflogen die Gehöfte. Es sammelten sich zu Bensberg die Flüchtlinge und vierhundert waffenfähige Männer umstanden den wackern Ritter, voll Muth, dem bösen Feinde zu begegnen. Kundschaft kam, daß die Böhmenschaar im Wupperthale unterhalb Nesselrath Ruhetag halte und nach durchschwelgter Nacht an den Flammen des dortigen Schlosses ihr Frühstück zuzubereiten gedenke. Dies bestimmte den Angriff. Die Böhmen, von reicher Beute schwelgend, hatten sich, uneingedenk des Streites, den Freuden des Weines überlassen, bis sie im Rausche hintaumelten und in wüste Träume versanken; aber da erweckte sie Schwertergeklirr und der Ruf streitkundiger Männer; die Spieße der bergischen Lanzenknechte, die Degen der Ritter und die Aexte und Keulen der Landleute fraßen in die Reihen ein. Gieriges Erz wurde gesättiget, durstender Boden getränkt. Die Böhmen, aufgeschreckt, fochten unter einander, in der Dunkelheit und im Nachtaumel des Schlafes unkundig an Freund und Feind. Der Schrecken faßte sie und die steigende Sonne beleuchtete die Flucht der Fremdlinge. Doch war der Entrinnenden nur geringe Zahl, denn das ganze Land stand auf und hemmte die Flucht durch Vernichtung; fünfhundert Böhmenleichen lagen unterhalb Nesselrath hingeschmettert und eben von den vielen Leichen, die man dort liegen sah, hieß man das Tha

Leichlingen, welchen Namen es bis auf den heutigen Tag behielt.*) Die Wupper hinauf bis oberhalb Solingen mähete blutige Wiedervergeltung in den flüchtigen Barbaren, deren von Tausend vielleicht kaum Einer die Heimath wieder gewann.

Dies that ein bergischer Ritter, der in den Tagen der Noth das Volk aufbot und mit kühnem Beispiele zeigte, wie ein gemißhandeltes Land zu retten sei. Der Name Curt von Arloff werde auch noch von uns dankbar genannt, und wenn der Bergische von Gideon und dessen Heldenthaten lieset, so mag er mit edlem Stolze sagen: „auch wir Bergische nennen einen solchen Helden unter unsern Landsleuten, jener that nicht mehr als unser Curt von Arloff. Und wenn jetzt im Herbste, von Schneestürmen der nördlichen Gegenden gescheucht, Schaaren geflügelter Räuber, Kinder Böhmens, sich in den Wachholderbeeren unserer Berge gütlich thun, wenn Vogelsteller diese Böheimer (Bihmer) zu Tausenden in weitgespannten Netzen auffangen und ihre Schädel eindrücken, so mögen sie sich ihrer wackeren Ahnen erinnern, welche einst schädlichere Landesgenossen dieser Beerenräuber mit festerem Netze umgaben und auf gefahrvollere Weise vertilgten.

*) So sagt nämlich das Fragment einer geschriebenen Chronik von Bensberg, obgleich Leichlingen seinen Namen, der von Lei (Schieferfels) stammt, früher gehabt haben wird. Doch die gemeine Sage stimmt mit dem Manuscripte überein.

Die beiden Mendikanten.

(Eine bergische Klosterlegende aus dem vorigen Jahrhunderte.)

Zwei Mönche zogen über Land,
Den Bettelsack wohl in der Hand,
Den Rosenkranz an der Seiten;
Der Eine rechts, der Andre links
Für's Kloster zu terminiren gings
Bei frommen Christenleuten.

Wo Rauch aufsteigt, wo kräht ein Hahn,
Dort pochen Bettelmönche an,
Um Butter und um Eier,
Und gibt man ihnen das sogleich,
Versprechen sie das Himmelreich
Der Bäu'rinn und dem Meier.

Wohl gehet noch ein alter Spruch:
„Der Bettelsack hat nie genug!"
Dies sah man da bewähren.
Verhaßt ist jetzt die Bettelei,
Jedoch die Mönche trieben's frei
Und sagten stolz: „mit Ehren!" —

Doch wenn nun heim mit reichem Kram
Der Bettelmönch in's Kloster kam
Und zeigte die Gewinne,
So ärndtet' er viel Lobsprüch' ein
Und trank vom allerbesten Wein
Mit ganz vergnügtem Sinne.

Doch hatt' er Wenig mitgebracht,
So hieß es: „Fauler Pater, macht
Die Sache künftig besser;
Von Luft und Wasser lebt man nicht
Und für Nichtsbringer nimmer sticht
Man an die Necktarfässer!"

So ging es grade diesesmal,
Die Mönche kamen Beid' zu Thal
Von weiter Wanderstrecke;
Das ganze Kloster lief herzu,
Es sprach der Abt in Seelenruh:
„„Nun bindet auf die Säcke!““

Es war der lange Hildebrand,
Der allererste bei der Hand —
Wie jubelten die Gäuche!
Da zeigt er Schinken groß und fett,
Und manchen guten Schluck Klarett,
So recht für Mönchenbäuche.

Auch frische Butter, gelb wie Gold,
Und Würst' und Rippchen lachten hold,
Man meint, man müßt drein beißen;
Das war so recht nach Mönchensinn,
Der Eine strich vergnügt das Kinn,
Der Andre jagt die Schmeißen.

Ein Dritter, der noch kaute just,
Sprach: „Das ist innerliche Lust“
Und Mehreres dergleichen;
Der Abt zerborst vor Freude schier,
Der Kellner mußt' dem Mönch dafür
Das Ehrentränklein reichen.

Doch unser dicke Adrian,
Der fing jetzt auszukramen an:
Ei, was für tolle Sachen!
All eitler Haber, leicht wie Spreu,
Dazwischen schwamm ein faules Ei —
Die Mönche Alle lachen.

Der Abt schaut ihn unwillig an:
„„Du Gauch, das ist nicht wohlgethan,
Für uns so schlecht zu sorgen.
Mit solchem schnöden Plunder hier
Ist wohl ein unvernünftig Thier,
Kein Gottesmann geborgen.

Wir nagten bald am Hungertuch,
Ruht auf uns Allen Gottes Fluch,
Wie auf dir, dumme Fliege!""
Der Pater schnitt ein Schaafsgesicht:
„Was man nicht gibt, das bring' ich nicht,
Ich nehme, was ich kriege;

Die Christenheit ist heuer nicht
Auf's Geben allzusehr erpicht,
Schon denkt sie auf's Verwahren;
Was ich für Mühe mir gemacht,
Daß ich dies hier zusammenbracht,
Mögt Ihr von mir erfahren:

Traf ich den Baur auf seinem Mist
Und sprach: „Gelobt sei Jesu Christ",
So sagt er freundlich „Amen";
Doch bat ich ihn um Christi Pein,
Auf Himmelspfandschaft mir zu leihn
Und etwas auszukramen,

Da war der Schelm wie Hiob arm,
Da hieß es: „Lieber Gott erbarm',
Wir haben nichts zu missen!"
Und brummt sogar, wenn ich mit Noth
Und Höll' und Fegfeuer ihn bedroht:
„Ich hab ein gut Gewissen!"

Gewissen hin, Gewissen her,
Sprach ich: Da schaut, der Sack ist leer,
Um Gott gebt Speck und Butter —
Da brüllt der Flegel: „Bettelei",
Er stank mich an mit Ketzerei
Als wie ein zweiter Luther.

Es hieß sogar an mancher Thür:
Das Himmelreich verleihet Ihr
Und habt doch Nichts verloren;
Doch was ich geb' um Gottes Lohn,
Das bin ich Leider Gottes ohn',
Wir sind nicht solche Thoren!

Kein Fluchen half, es half kein Dräun,
Sie schüchtert keine Hölle ein,
Sie rührt nicht Flehn und Beten,
Und ging ich durch die Heil'genlist',
So sprachen sie: „im Himmel ist
Denselben Nichts von Nöthen."

So war ich wahrlich froh zuletzt,
Daß ich mit diesem Hafer jetzt
Im Kloster konnt' erscheinen:
Was man mir gab, hab' ich gebracht,
Und daß man noch die Müh verlacht,
Kann ich mir nicht vereinen." —

Drauf sprach der lange Hildebrand:
„Wer zum Termine wird gesandt,
Der muß sich klüger stellen
Und sich vor allen Dingen fein
Mit süßen zarten Schmeichelei'n
Den Weibern zugesellen;

„Die sucht man auf mit frommem Blick
Und danket Gott laut für das Glück,
Daß man sie angetroffen,
Dann läßt man für ihr fromm Gemüth,
Das man aus Blick und Mienen sieht,
Sie auf den Himmel hoffen.

„Und wär sie häßlich wie die Nacht,
Vergleicht man sie mit Rosenpracht,
Mit Lilien und Narzissen,
Und ihre kleinen Kindelein,
Wie ungestalt sie mögen sein,
Die nennt man schön zum küssen.

„Dann geht man alle Habe durch,
Nennt ihre Hütt' die Zionsburg,
Wo Glück und Tugend wohnen,
Und läßt sie unter ihrem Vieh,
Als wie die heilige Marie,
In Engelschaaren thronen.

„Und lobet Alles Stück für Stück
Und preis't sogar das hohe Glück,
Es Alles anzustaunen,
Verspricht, wie schön es dort bestellt,
Allüberall durch alle Welt,
Wie Recht, auszuposaunen.

„Und ist es auch ein altes Weib
Mit rothem Aug' und eklem Leib,
Wird's desto baß behagen,
Denn sie hört dann von mir allein,
Was sie von Allen würde freun,
Das ist für Weibermagen.

„Und hat man so das Herz erweicht,
So ist das Uebrige gar leicht,
Man langet in die Kutte,
Zieht einen Heiligthum herfür,
Ein Stück gesegnetes Papier
Und eine Backwerktutte,

„Und reicht ein Stückchen Zuckerbrod
Dem Kind', und ihr für alle Noth
Was Trödel von Beguinen;
So weckt man sie zur Dankbarkeit,
Spricht dann vom Wohl der Christenheit
Und wie es zu gewinnen.

„Und ihre Güte lobt man schon,
Da man vorausssieht reichen Lohn;
Der kann da auch nicht fehlen,
Da sind sie eilig bei der Hand,
Der Sack wird voll bis an den Band
Um's Heil der armen Seelen.

„Und auch der Pater selber ist
Bei dieser wohlerlaubten List
Allda nicht schecht berathen.
Der ißt und trinkt wie ihm gefällt,
Und wird ihm gar ein Netz gestellt —
Was kann's dem Manne schaden?

„Das Liebeln ist ein alter Brauch,
Der es verachtet ist ein Gauch,
Drum küssen wir mit Ehren.
Wird erst der Mönch ein Herzensdieb,
So heißt's: man thut es Gott zu Lieb,
Was man ihm nicht mag wehren.

„Seht so, mein lieber Adrian,
Fangt's stets nur mit den Weibern an
Und Ihr sollt Wunder schauen;
Doch nur durch feine Schmeichelei'n
Stehlt Ihr Euch in die Herzen ein,
Gewinnet dort Vertrauen.

„Wißt Ihr zu schmeicheln einem Weib,
So gibt es Euch das Hemd vom Leib,
Was drüber auch und drunter;
Nur sie zu loben nimmer scheut,
Sonst gibt die ganze Christenheit
Euch Nichts als hohlen Plunder!"

Drauf Adrian im Zorne sprach:
„Der Teufel lauf den Weibern nach,
Der Teufel hol' solch Betteln!
Dafür bin ich zu guter Christ,
Lob nicht, was nicht zu loben ist,
Zumal an garstigen Betteln!" —

Da raunt der alte würd'ge Abt:
„„Herr Adrian, die Lehre habt
Ihr jetzo wohl vernommen:
Wer Weibern zu gefallen weiß,
Der spart sich vielen sauern Schweiß,
Der wird zu Etwas kommen.

„„„Das Gute all stammt her vom Weib,
Herrn Christ bracht uns der Jungfrau Leib
Und sollt ein Christ sich schämen,
Von ihnen, denen Leib und Blut
Er dankt, ein wenig Geld und Gut
Mit Freundlichkeit zu nehmen?

„„Die Wahrheit ist's nun einmal nicht,
Was ihren starren Sinn zerbricht —
Man will geschmeichelt werden!
Die Wahrheit gehet nackt und arm,
Die Schmeichelei hält fett und warm,
So geht es hier auf Erden.““ —

Anmerkung. Unter den vielen Schwänken, Sagen und Legenden, die noch in allen Kinderstuben und ringsum im Bergischen fort erzählt werden, ist vorliegendes Histörchen, das wie im Oberbergischen vom Kloster Seligenthal in anderen Gegenden von anderen Orten erzählt und belacht wird, wie roh und massiv es auch jetzo erscheinen mag, für die Bettelmöncherei recht charakteristisch, treu und treffend, eine allgemeine Volkserzählung, vielleicht nur ein Mährchen, aber so recht nach der Natur gezeichnet. Der derbe Landmann sprach sich auf diese Weise gegen den Unfug der Bettelmönche aus, wie der feinere Italiener noch jetzt durch feinere rime und Spottlieder. — In Vorliegendem ist der Volkston beibehalten, nur wenig Schminke, blos einige Gemeinheiten ausgelassen. —

Die Abenteuer Adolph's I.,

Herzogs von Jülich und Berg und Grafen zu Ravensberg.

1400 — 1437.

In des Herzogs Adolph I. von Berg Leben und Thaten spiegelt sich ganz die wildbewegte rohe, aber gewaltige Zeit, in welcher er lebte. Wie ein Feuer, wenn es dem Verlöschen nahe ist, noch einmal heftig auflodert und züngelnd um sich greift, so tobte die wirreste Anarchie, das Faustrecht, als es seinem Ende nahete. Und bei all diesem Getümmel sah man edle Keime aufsprossen

zum Heile der Menschheit. Durch das Aufblühen der Städte waren alle Künste und Wissenschaften mehr gehoben als durch die Klöster, die jetzo entartet, und das fünfzehnte Jahrhundert führte Deutschland besonders durch die theilweise Aufhebung der Leibeigenschaft der Vermenschlichung zu. Doch sah es, als unser Adolph in die Welt trat, mit Deutschland in sittlicher und politischer Beziehung noch sehr trüb aus. Die edelsten Theile des Volkes, die Fürsten und Städte lagen im blutigsten Hader, stets wucherte das Mißtrauen zwischen ihnen, die sich gegenseitig hätten kräftigen sollen, und statt des Reichsoberhauptes führten Ritter- und Fürstenvereine (Bünde) das Wort. Unter des Kaisers Wenzel unthätiger und mehr als kraftloser Regierung trieb es der niedere Adel fast so schlimm, wie in den Jahren des unseligen Zwischenreiches, und ein wackerer Fürst wagte Ehre und Ruhm mit der Annahme der deutschen Krone. Viele wackere, wahrhaft große Fürsten wurden als Kaiser klein und erbarmungswürdig. Edelleute durften sie beschimpfen, ihnen den Gehorsam aufkündigen und sie ungestraft befehden. Doch den Kaiser Wenzel kümmerten Ehre und Ruhm wenig; dagegen aß und trank er gut, gab die Reichskleinodien gegen ein Faß Rheinwein dahin und brachte alle Reichsangelegenheiten nach Kräften in Verwirrung. Da sah man wieder zwei Kaiser, die sich gegenseitig in die Acht erklärten und drei gleichzeitige Päpste, welche die Bannstrahlen gegen einander schleuderten. Tapferkeit und Heldenstärke blieben immer noch die gepriesensten Vorzüge des hochgeborenen Mannes, aber auch jeder Art Schwelgerei und Ueppigkeit zu huldigen, hieß fürstlich und galt als ein Beweis edler Abkunft. Beides sah man in den glanzvollen Ritterspielen und Hauptjagden der Fürsten, welche gemeinlich mit Gastmalen und Würfelspiel verbunden waren. Ein einziges Fest nahm oft die landesherrlichen Einkünfte des ganzen Jahres dahin und nicht selten wurde es die Veranlassung noch kostspieligerer Fehden, da die weinberauschten Männer leicht Anlaß fanden zur Entzweiung oder ein alter Groll oder der Ehrgeiz zwischen ihnen zur Zwietracht aufloderte. Rachsucht sowohl, als Ehrgeiz und Raublust machten die

Fehden blutig und verheerend. Sehr grausam wurde der Krieg geführt. Dabei aber blieb das Gemüth des wildesten Mannes offen der Religion. Diese war zwar mehr ein Schreckbild und altherkömmliches Formelwesen als eine beseligende Flamme himmlischer Abkunft. Doch die rohen Gemüther, dem Göttlichen entfremdet, bedurften solcher Geißel, solcher Zügel. Der rauhe Krieger, unter Rossen geboren, aufgewachsen zwischen Hunden, Lanzen, Schwertgeklirr und Kriegsgeschrei, welchem kein Gesetz zu heilig, kein menschliches Gefühl zu tief war, daß er nicht dagegen frevelte, und welcher allen Tugenden Hohn sprach — der beugte sich vor dem Gnadenbilde, das er an seinem Raubwege fand und knieete und kreuzte sich bei dem Schalle des Meßglöckleins, wenn er im dunkeln Gebüsch, den entblößten gierigen Mordstahl in der Hand auf den Mord an Unschuldigen lauerte. Wer dem Himmel schon abgeschworen hatte und im späteren Gefühl seines Frevels an Gott verzweifelte, der warf sich kindlich um Gnade flehend in den Schooß der Muttergottes und klammerte sich an die Reliquien und Gnadenbilder der Heiligen, dorther Fürsprache, Verzeihung und Heil erhoffend. Statt durch Vergütung des Schadens die Frevel zu sühnen, schenkte man an Kirchen und Klöster und Reue trieb aus dem Harnisch in die Kutte.

Dies sind einige wenige traurige, aber getreue Züge jener Zeit, die den Herzog Adolph bildete.

Adolph's Vater war Herzog Wilhelm I. (als Graf der Zweite) von Berg und Ravensberg, den Kaiser Wenzel am Frohnleichnamstage des Jahres 1380 von einem Grafen zum Herzoge des Reichs erhoben. Adolph's Mutter war Anna, die Schwester Ruprechts von der Pfalz, des nachmaligen Kaisers. — Es war damals so recht die Zeit der Prophezeihungen, der geheimen abergläubigen Künste und der Sterndeuterei, die durch die neulichen Kreuzzüge aus Arabien nach Deutschland herüber gekommen war, und, wie bei jedem Fürstensohne, hatte man bei Adolphs Geburt (1371) von dem kleinen Prinzen gewahrsagt: daß er ein tüchtiger Kriegsheld werden würde, dessengleichen noch wenige im Lande gesehen worden. Diesen Aus-

spruch legten die Zeitumstände auch nahe, denn gerade damals lag Adolphs Vater in einer blutigen Fehde mit dem Bischofe Florentin von Münster, welche dem Lande viele Opfer gekostet, allein des Ruhmes gar wenig einbrachte. Herzog Wilhelm war überhaupt in allen seinen Händeln nicht glücklich und drum sprachen sich an der Wiege seines vermuthlichen Nachfolgers die Wünsche des Volkes in Prophezeihungen aus. Freilich sind diese in Erfüllung gegangen, aber nicht zum Heile des Landes, dem mehr Noth thut, als was damals so hoch gepriesen war, der Ruhm der Waffen. —

Adolph erwuchs zu einem schönen kräftigen Jünglinge. Eine hohe Gestalt, verbunden mit männlich schönem Antlitz, besonders eine hohe gebogene Nase und ein helles, fast flammendes Auge waren der bergischen Herrscherfamilie eigenthümlich und zeichneten auch den jungen Adolph besonders aus. Schon als Knabe redete und träumte er von nichts als von Waffen, Rossen und Ritterspielen. Solches blieb hinfort seine ganze Thätigkeit, seine Arbeit und Erholung, und darauf war auch seine ganze Erziehung beschränkt. Als er ein Roß zu tummeln und das Schwert zu schwingen vermochte, wurde er, der damaligen Sitte gemäß, von den Eltern entfernt und an dem Hof seines Oheims, des Pfalzgrafen Ruprecht zu Heidelberg, erzogen. Nachdem er dort als Edelknabe einige Jahre sich wild umher getummelt, kam er mit mehreren edlen Söhnen seiner Heimath an den lotharingischen Hof zu Nanzig, wo neben Turnieren und Ritterspielen damals die größte Pracht und Schwelgerei herrschten, was dem Gemüthe des ehrsüchtigen Prinzen die unseligste Richtung gab. Denn Prachtliebe und Schwelgerei, Ehrgeiz, Herrschsucht und Streitsucht trieben ihn all sein Leben zu den größten Ungerechtigkeiten. Dagegen aber waren seine Tugenden nicht minder groß. Man rühmt von ihm die Festigkeit des einmal gegebenen Worts, Beharrlichkeit, Kraft und Entschlossenheit, einen hellen Blick in die verwickelten Verhältnisse damaliger Zeit, — kräftige Glieder, Riesenstärke, Gewandtheit im Kriege und Muth in Gefahr, dabei ein Gefühl für Recht und Treue, das jedem Deutschen unveräußerlich inne-

wohnt. Den Beeinträchtigten in seinen gerechten Ansprüchen zu schützen, wäre es auch nur um eines Pfennings Werth gewesen, hätte er sein Leben gewagt und Land und Leute aufs Spiel gesetzt; allein die eigenen Leidenschaften und Schmeichelei seiner Umgebung, die nicht zu den besten gehörte, verleiteten ihn dann wieder zu größern Verirrungen, bei denen das Wohl des Landes unterging. — Der Ruf von Adolphs Ritterlichkeit, seine Siege in den besuchtesten Ritterspielen erfüllten die Lande, als seine Heimath Berg den langgetragenen Ruhm der Waffen verlor.

Herzog Wilhelm I. war in keinem Dinge ausgezeichnet. Die Geschichte seiner fast vierzigjährigen Regierung läßt uns kalt für den Fürsten, der nur durch seinen traurigen Ausgang als unglücklicher Vater unser Mitleiden erwirbt. Aus Gewinnsucht führte er die meisten Fehden, allein sie gediehen ihm weder zum Ruhme, noch zum Vortheile. Auch wo er die Uebermacht dem Feind entgegenführte, mußte er unterliegen; seine Besitzungen verringerten sich, seine Güter geriethen in Pfandschuld und zuletzt wurde er sogar von räuberischen Nachbaren im eigenen Lande umhergetrieben und verlor Burgen und Güter. Im nördlichen Theile des Herzogthums hauseten die Grafen von Cleve und Mark, im Süden aber Heinsberg-Loß, Nassau, Sayn, Schauenburg und andere kleinere Dynasten. Da kehrte Adolph in die Heimath zurück und das Kliegsglück wandte sich bald aufs Neue den Bergen zu. Graf Dietrich von der Mark, der mit großem Heerbann im Wupperthale lag und die Feste Elberfeld belagerte, fiel bei tollkühnem Sturm durch einen aus der Höhe geschleuderten Wurfpfeil eines gemeinen Schützen (am 14. März 1498) und mit wenigen Rittern, die dem jungen Helden nacheiferten, trieb Adolph die Märker über die Gränzen des Landes hinaus. Beute und Gefangene folgten dem Siege. Auch schlug er die Clevischen bei Wipperführt, machte dort den Grafen von Limburg zum Gefangenen und ließ ihn den Lehneid schwören. Da verstummte der Siegjubel der Feinde und rings umher geschahen große Rüstungen, den Flug des jungen Adlers

zu hemmen. Allein dem bergischen Heerführer erwarb sein rasches Glück jetzt viele Helfer. Die unruhigen Adeligen waren damals meistens Partheigänger, die dem zufielen, der gesiegt hatte und die meiste Beute versprach. Auf Adolph's Charakter bauten die raubgierigen Geier ihre Hoffnungen. Da sah sich der junge Held bald im Stande, die nach neulicher Schmach im Cleverham von Wilhelm an Cleve abgetretenen Besitzungen wieder zu gewinnen und schlug die Clevischen, wo sie sich nur im Felde zeigten.

Doch das bergische Amt Lindlar mit seinen Burgen und zum Theil auch Steinbach und Windeck hatten der Graf von Lotz, die Herren von Heinsberg und die Nassauer noch im Besitze. Adolph erstürmte (1400) den Neuenberg bei Lindlar sammt den übrigen Burgen, vereinigte das Land wieder mit Berg und jagte den Feind über den Siegfluß. Im tiefen Thale zu Dattenfeld an der Sieg schlug er Lotz und Heinsberg, die sich mit Nassau zur Entsetzung der festen Burg Windeck zum großen Heerhaufen vereinigt hatten, zu großem Ruhme, gewann Windeck sammt reicher Beute an Waffen, Rossen und Gefangenen und nahm viele neue Lehnmannen auf. Dann zog er die Sieg herunter dem Rheine zu, eroberte die Löwenburg, auf denen die Heinsberger hauseten, nach kurzer Belagerung und brachte die Herrschaft Leuberg als gleichnamiges Amt wieder an Berg. Doch während er sich der herrlichen Siege erfreute und auf der hohen Löwenburg seine Lust hatte an Spielen und Gelagen und seine Ritter seine Freigebigkeit priesen, da zogen die geschlagenen Feinde von rheinischem Adel verstärkt sich in Linz am Rheine zusammen, um Löwenburg wieder zu gewinnen. Der eben so kühne als umsichtige Adolph aber wartete nicht auf den Angriff; kaum hatte er Kunde von jener Rüstung, so führte er seine siegesfreudigen Mannen mit wehenden Panieren und lustigem Kriegsspiel das schöne Rebenthal hinauf. Vor ihm der Triumph seiner Siege erzeugte hier Selbstvertrauen und Zuversicht, dort Schrecken und Zagheit. Mit Muth und List eroberte er schnell die Schlösser Rheineck, Sternenberg, Ecken-

fels, Schonberg u. a., schlug die Feinde überall und trieb sie vor sich her, überall siegreich und Beute gewinnend.

Da ereilte den Sieger die Nachricht, daß die Märker, den Tod ihres Grafen Dietrich zu rächen, mit mehreren Verbündeten in Berg eingedrungen seien, daß sie das schöne Dorf Mülheim am Rheine geplündert und verbrannt hätten und daß die Cölner eben mit der Belagerung der Feste Reuschenberg bei Opladen beschäftigt seien. Herzog Wilhelm war in Düsseldorf um die Vergrößerung des Collegiatstiftes bemüht, des Streites wenig bedacht. — Da endete Adolph die begonnene Fehde, er verkaufte die eroberten Schlösser an die früheren Besitzer wieder (so Sternberg an den Grafen von Schauenburg um 1500 Gulden) und nahm nach also gepflogener Sühne viele der früheren Feinde in seinen Heerbann auf. Dann zog er rasch den Rhein herab, schlug die Cölner, jagte sie über den Strom und nahm und verbrannte ihnen zur Vergeltung ihrer Verheerungen mehrere Schiffe. Darauf ereilte er die Märker, schlug ihre Heerhaufen, gewann viele Beute und eroberte Städte und Burgen an der unteren Ruhr. Dann kam er wieder rheinaufwärts gegen die Stadt Siegburg, dessen reichsunmittelbarer Abt, Herr Pilgerin von Drachenfels, auf Anreizungen der Cölner das bergische Schirmvogteirecht geläugnet, dem Herzoge abgesagt und Stadt und Dörfer in Besitz genommen hatte. Die adeligen Mönche, die des Hargnisches und des Schwertes eben so kundig waren als der Kutte und des Weihwedels, standen in Waffen und übten mit ihren Söldnern den kräftigsten Widerstand. Doch eroberte Adolph die Stadt und trieb die Mönche auf ihr festes Zion, von wannen sie die tief liegenden Häuser durch Feuerpfeile in Brand schossen, so daß die Herzoglichen den Flammen weichen mußten und alles Gut der unschuldigen Bürger elendig unterging. Dafür verheerte und plünderte denn Adolph die Meierhöfe und Probsteien der Abtei und dem Kloster brachte der kriegerische Sinn seiner Mönche geringen Vortheil. — Auch an Cöln rächte Adolph sich auf alle Weise. Viele raubgierige Edlen, die der Städte Reichthum mit Neid gesehen, reichten

Adolphen die Hände, die Handelswege wurden der Reichsstadt unsicher gemacht, und gab Adolph auch zu allen Wegelagerungen nicht den Namen her, so fanden doch die Räuber bei ihm Schutz und Vorschub, was die Bürger wohl erkannten und an Berg zu vergelten trachteten. Erst im Jahre 1402 kam eine völlige Sühne zu Stande und allseitiger Vortheil floß den Bergen zu.

Adolphs Ruhm durchscholl alle Lande, aber dieser Ruhm vergiftete sein ehrsüchtiges Herz. Um ihn her versammelte sich eine Schaar von Schmeichlern, sie beschatteten völlig die Sonne, deren Glanz sie priesen. Auf die glorreichen Siege folgten jetzt im Frieden schwelgerische Gelage uud unsinnige Ausschweifungen. Adolphs reiche Thatkraft verrauchte zwar nicht in dieser Ueppigkeit unter verworfenen Günstlingen, aber sie erhielt eine verkehrte unselige Richtung. Die Siege hatten ihm Ruhm gebracht und sein Herz dürstete nach Heldenthaten. Dazwischen trat sein Vater, der sprach: „ich bin Herr des Landes und will den Frieden!“ Dagegen raunten in Adolph's Ohr die Schmeichler, seine bösen Dämonen: es sei nicht Zeit, die siegreichen Waffen niederzulegen, sondern den gedemüthigten Feind ferner zu bekämpfen und die Siege zu verfolgen zu ewigem Ruhme. Zu diesem herrlichen Zwecke müsse Adolph Herrscher sein; Er sei vor Allen der Würdigste und Fähigste, der schwache geistesarme Vater müsse ihm die Regierung abtreten. Nur zu leicht gab Adolph solchen Einflüsterungen Gehör. Wie sein Ruhm nach Außen sich immer weiter verbreitete, so wuchsen innen in seinem Herzen flammender Stolz und ungebährdiger Ehrgeiz. Von so vielen Siegen aufgebläht, drängte ihn ungestümer Thatendurst. Seiner Herrschsucht regierte der Vater zu lange und sein Hang zu Prunk und Verschwendung brachte häufige Zerwürfnisse. Längst trug er mit Unwillen die väterliche Gewalt, und nur zu bald kam es zum offenen Bruche zwischen Sohn und Vater. Den Besitz der in neulicher Fehde eroberten Burgen und Vogteien hatte sich Adolph gesichert und dieselben durch seine Günstlinge befehligt. Gänzlich aber Herr im Lande zu werden, überfiel er den greisen

Vater, führte ihn gefangen davon und ließ ihn auf der Feste Neuenberg bei Lindlar von gewissenlosen Günstlingen bewachen. Dann maßte er sich des Herzogtitels, der Regierung an, ließ sich förmlich huldigen und das Gerücht verbreiten: „Dem alten Herzoge thue Geistesschwachheit halber Bewachung Noth.“ — Viele glaubten dies oder schmiegten sich den Verhältnissen; Andere aber schrieen über widernatürlichen Frevel, über Versündigung gegen die heiligsten göttlichen und menschlichen Gesetze und riefen Strafe herab auf den pflichtvergessenen unnatürlichen Sohn. Sie Strafe aber zögerte noch lange. Das Freigericht, die Vehme regte sich zwar und drohte, Adolph aber verlachte die Drohung und die Wissenden scheueten des Herzogs Macht und Kühnheit, sowie alle seine Nachbaren durch die neulichen Siege waren eingeschüchtert worden. Der Kaiser Ruprecht aber war zu fern und der war mit Reichsangelegenheiten viel zu sehr beschäftigt, als daß er den bösen Handel beizulegen vermocht hätte. Adolph schaltete hocherfreut als alleiniger Herr im Lande; es war unter seinen Günstlingen und den Raufbolden ein großer Jubel, denn die wohlgesinnten Unterthanen, die dem alten Herzoge angehangen und ihren Unwillen laut werden ließen, verloren Aemter und Güter und wurden des Landes verwiesen. Die Folge lehrte, wie neben dem Frevel hier Adolph so unklug gehandelt. Seine Günstlinge erhielten Güter und Würden. Dem Unrechte schien der Sieg gesichert. Doch des Frevlers Glück hat nicht Bestand. —

Ein Ritter Heinrich von Ahr, Lehnträger und Vertrauter des Erzbischofs Friedrich **III.** von Cöln, auch Freund und früherer Waffengenosse Adolphs, hatte diesem, dessen Verschwendung weit über die von dem kargen Vater ausgesetzten Prinzengelder hinaus reichte, eine bedeutende Summe Geldes vorgestreckt und die fürstliche Versicherung von ihm erhalten, daß er, sobald er zur Regierung gelangt, diese Summe mit Dank und Zinsen zurück erstatten werde. Jetzo kam Herr Heinrich von Ahr und errinnerte den jungen Herzog an Schuld und Zusage. Da aber erbosete dieser, nannte Herrn Heinrich einen Krämerdiener, einen Pfaffenschmeichler und vermaß

sich hoch und theuer, ihm keinen Heller jener Schuld zu erstatten. Drauf pflog der beschimpfte Ritter mit dem Erzbischofe Friedrich Rath, wie er sich rächen und zu dem Seinigen gelangen könnte. Auch der Erzbischof war dem jungen Herzoge gram und ging seinem Lehnmanne gerne zu Handen. Bei der zweideutigen Gesinnung aber, die in Berg für Adolph herrschte, fand dessen Feind ein leichtes Spiel. Durch geheime Anhänger des alten Herzogs erfuhr er bald die Gelegenheiten des Neuenbergs und erhielt einen Nachschlüssel zu dessen Verließe. Mit mehreren Gesellen in Mönchskutten vermummt geleitete er eine vorgeblich klösterliche Weinfuhr hart am Neuenberge vorbei, nachdem er der dortigen Besatznng eine verstellte Kundschaft davon zugewehet hatte. Die räuberischen Schloßwächter nahmen (so wollte es Herr Heinrich) die Fässer hinweg und thaten sich ein Uebriges gütlich an dem mit betäubenden Pflanzensäften vermischten Weine. Mit dem dunklen Novemberabende sank auch tiefe Nacht auf die Augen der betrunkenen Neuenberger. Verrath am neuen unrechtmäßigen, Anhänglichkeit für den alten Herzog öffnete dessen Kerker. In Mönchstracht auf bereit gehaltenen Rossen trabten die nächtlichen Flüchtlinge unaufgehalten bei Monheim an den Rhein. In der Frühe fuhren sie dort hinüber und kamen nach Zons, wo der Erzbischof ihrer harrte, den Herzog Wilhelm gar wohl empfing und ihm zum Solde der Befreiung das feierliche Versprechen abnahm, die Schuld seines Sohnes an den Ritter Heinrich von Ahr zu bezahlen. Da war großer Jubel in der Reichsstadt Cöln, denn die Bürger hatten gerechte Ursache den Herzog Adolph zu hassen, der ihnen mit Fehden und Wegelagerungen also lästig gefallen. Sie hätten ihn um Alles gern aus der Nachbarschaft gewußt, weil sie sich auch forthin nichts Gutes von ihm zu versehen hatten. Mit dem alten Herzog Wilhelm waren sie beständig befreundet gewesen, von ihm hatten sie nichts zu fürchten, und sie hofften denselben an Adolphs Stelle wieder im Regimente zu sehen. Drum holten sie wie in einem Triumphzuge den alten Herzog in die Stadt, dem auch der Erzbischof mit seinen Prälaten das Geleite gab, sie hielten ihn hoch in Ehren und

bewirtheten ihn aufs köstlichste, wie es einem so hochgeborenen Herrn ziemte, während man Spottlieder dichtete auf den ungerathenen Sohn und diese, wie damals gebräuchlich, an allen Straßenecken mit Schalmeien, Bungen und Bassungen absang. Solcher Spottlieder, auch von Adolph, haben sich bis jetzo noch viele erhalten, und es ist diese alte Sitte ein unzweideutiger Beweis, wie sehr die Untugend der Fürsten das Volk empörte. Dies Liedersingen blieb lange Zeit hindurch eine Art von Sittengericht, das seine gute Wirkung niemals verfehlte. —

Adolph wüthete, als er des Vaters Flucht vernahm; er strafte die Wächter zu Neuenberg am Leben, vertrieb viele Edlen, die er für heimliche Anhänger des Herzogs erkannte, aus dem Lande, ließ auch seine Mutter, die ihn mit Vorwürfen verfolgte, über den Rhein bringen und vermaß sich, sie wie den Vater stets ferne zu halten. Doch die entrüstete Mutter, Anna von der Pfalz, des Kaisers Ruprecht Schwester, eilte hinauf gen Heidelberg und verklagte dort den Sohn bei ihrem Bruder. Adolph kam in die Reichsacht und diese wurde zu Cöln, Neuß und anderen Städten gar bereitwillig verkündigt und an allen Straßenecken abgesungen. Als aber die Cölner die Reichsacht mit Waffengewalt zu vollziehen und den Geächteten aus dem Nachbarlande zu vertreiben versuchten, da fanden sie ihn also auf der Hut, daß sie mit Schaden und Schimpf wieder abziehen mußten. Doch des Geächteten Oheim, der Graf von Cleve, legte diese mißliche Angelegenheit vergleichsweise bei. Der junge Herzog kam (1405) aus der Acht und theilte das Herzogthum mit seinem Vater, so daß dieser das Land südlich von der Wupper, Adolph aber die andere Hälfte zwischen Wupper und Ruhr nebst der Grafschaft Ravensberg erhielt. Der alterschwache, tief gebeugte Vater kam wieder über den Rhein und lebte in lässiger Ruhe auf seinem Schlosse Bensberg voll Kummer über den, dessen jugendliche Heldenthaten ihn zu so schönen Hoffnungen berechtigt hatten. Adolph ließ es auch jetzt noch an Kränkungen gegen seinen Vater nicht fehlen und den Städten, die jene Reichsacht so freudig aufgenommen hatten, schwur er ewigen Haß. Auch des Vaters Be-

freiung gedachte er den Cölnern einzuträuken. Offen durfte Adolph nicht auftreten, weil er die ihm ungünstige Stimmung der Fürsten in Erfahrung gebracht und drum unterstützte er die Feinde der Stadt, die auf ihren eigenen Namen handelten, mit Geld und Leuten. Ein Ritter Arnold von Defft, der in der Nähe von Ratingen hauſete und deſſen Vater von den Cölnern war umgebracht worden, Erbfeind der Stadt, handelte beſonders in Adolphs Plan. Arnold ſandte der Stadt und dem Erzbiſchofe einen Abſagebrief, ſammelte einen großen Haufen von kühnen Räubern um ſich, machte die Straßen unſicher, nahm Schiffe weg, verbrannte die Rheinmühlen und that der Stadt großen Schaden mit Rauben, Brennen und Morden. Sogar bis dicht vor die Mauern der Stadt trieb Arnold nächtlich ſein Unweſen mit Verwüſtung der Gärten und beraubte ſogar das Nonnenkloſter Mochteren, das auf dem jetzigen Ziegelfelde lag. Obwohl Adolph, um den Verdacht einer Theilnahme an dieſer böſen Fehde abzuwälzen und die Freundſchaft der Fürſten zu gewinnen, nach Mainz gezogen war, wohin Kaiſer Ruprecht einen Reichstag ausgeſchrieben hatte, ſo wußten es die Cölner doch zu wohl, wer dieſe Händel angeſponnen hatte, ſie waren der Vergeltung bedacht, und ſandten den beiden Herzogen von Berg, denen auch Adolphs jüngerer Bruder Wilhelm, der Biſchof von Paderborn beiſtand, den Fehdebrief. Als an Adolph dieſe ihm willkommene Botſchaft kam, ſaß er mit mehreren hohen Herren, luſtigen Zechgenoſſen in der Herberge zum gekrönten Helm, der Würfel und des Weines nur zu ſehr bedacht, denn in dem Spiel, das ihm anfangs günſtiger, hatte er durch Trunk betäubt, Roſſe und Kleinodien verloren, und dazu kam er durch die Nachricht, daß die Cölner ihn unterwegs aufzuheben trachteten, in große Noth, die Heimath zu erreichen, wo ſeine Anweſenheit doch ſo dringend erheiſcht wurde. Doch die fürſtlichen Zechgenoſſen, der Städter Feinde, ſprangen ihm hülfreich bei und verſahen ihn mit aller Nothdurft. Sie gaben ihm ein Roß und eine Mönchskutte, kleideten auch ſeinen Wegweiſer darein und halfen ihm über den Taunus und den Weſterwald gegen das Ravensbergiſche

hin, weil ihm das Rheinthal unsicher gemacht war. So flüchtete Adolph, der Schrecken der Städte, nur von einem Mönche begleitet, ohne Waffen als friedlicher Mönch und ängstlich der Entlarvung, wie ehedem sein Vater furchtsam vor ihm entflohn. So flüchtete Adolph, während seine Knechte das Zeug der verspielten Rosse den Rhein hinunter traurig nachtrugen, um damit ihre Zechen und Herbergen bis in die Heimath bezahlen zu können.

Doch die Cölner warteten des Herzogs Wiederkehr nicht ruhig ab. Mit großen Gewalthaufen zogen sie über den Rhein, drangen verheerend bis Ratingen vor, eroberten und verbrannten die dortige Vorstadt, erstürmten und schleiften die Burg Arnolds und verheerten alle dessen Güter. Dann nahmen sie Solingen ein, raubten allenthalben bis Wipperfürth, und gewannen auch diese Stadt. Allein während sie sich dort gütlich thaten, schoß der Vogt Krubel von dem Schloß aus Feuerpfeile in die Stadt, daß sie gänzlich abbrannte (Mai 1406) und die Cölner, wie ehedem die Berger in Siegburg, mit den Einwohnern abziehen mußten. Zehn Tage hatten die Cölner ungestraft also im Herzogthume gehauset, da hatte der heimgekehrte Adolph sich in Ravensberg aufs eiligste gerüstet und zog mit sieggewohntem Heerbanne heran. Doch ehe er die Feinde erreichen konnte, waren sie mit ihrer Beute über dem Rheine und in Sicherheit. Auch dahin folgte ihnen der kühne Adolph und ängstigte sie zu einem ihm vortheilhaften und ehrenvollen Frieden (September 1406), gemäß welchem Erzbischof Friedrich den Ritter Arnold von Oefft zum Amtmanne über Arensberg setzen und die Stadt den neulichen Raub und Schaden erstatten mußte. Nachdem diese Sühne beschworen war, kam Adolph nach Cöln, feierte dort auch das Christfest und schien der früheren Feindseligkeit gänzlich vergessen. Das ganze folgende Jahr hindurch befand er sich im Gefolge des Kaisers, seines Oheims und half ihm und dem Herzoge Reinold von Geldern gegen Brabant, wodurch er des Ruhmes nicht wenig erwarb und zugleich stieg in der öffentlichen Meinung, die bisher nur gegen ihn sprach. — Am 23. Januar des Jahres 1408 schloß Herzog Wilhelm I. sein

kummervolles Leben und Adolph gelangte forthin in den alleinigen Besitz des Landes.

Jetzo durfte Adolph gänzlich nach wilden Leidenschaften schalten und hob die Fehden wieder an; doch seines mißhandelten Vaters Fluch ward offenbar. Obwohl meistens Sieger im Streite gereichte dieser doch zu des Landes Schaden. Im Verfolge der Geschichte drängt sich uns die Ueberzeugung auf, daß nach einem solchen Vergehen, wie Adolph an seinem Vater beging, Niemanden etwas Gutes mehr gelingen könne, und daß über dem Frevler ein dunkles strafendes Geschick schwebe, das alle Früchte seiner Talente und Bemühungen zernichtet. — Merkwürdig widersprechend sind die Chronisten, wo sie Adolphs Charakter zu würdigen bemüht sind. Während die einen seine Heldenthaten preisen und ihn einen edlen biderben Herrn nennen, tadeln die Anderen alle seine Handlungen, schelten ihn ungerecht, blutgierig, und wortbrüchig. Beide haben gewiß im Einzelnen Recht, denn der Leidenschaftliche, mag er noch so gute Eigenschaften besitzen, wird oft aus deren Bahn gerissen und durch die Zeitumstände und Adolphs Erziehung und nähere Verhältnisse, wozu besonders der durch seine Verschwendung herbeigeführte beständige Geldmangel gehört, machen manchen Vorwurf erklärlich und mildern ihn. Das in gegenwärtigem Werke bereits erwähnte Fragment der zu Bensberg von dem Hauskapellan Adolphs geschriebenen Chronik sagt hierher bezüglich: „he was eynn stoltz schoyn man, eynn stadeliche Ruyter jnd guetliche fründ unbedectich jnd gnedentlich; mer he was eynn boyse viant, denn die stede jnd Heren alziit forchten. Mann sach inn stetz tzo perde jnd up schadenn was syn Gesinnen alziit, he was meglich jachtzornigh jnd syn tzornen stund ime gar mennlich, datz es eynn wonder tzo syn was alsus eynn lew inn grimmen. mer he was wederumb vredeliche jnd guetliche tzo spreken jnd mildeliche tzo denn armen jnd wysen alz tzo der helligin kirch tzo eren des almechtighen gotz jnd der guden sent Marien wi sulches eynn getzüchnis is by vil Luyden ..... Leider scheint Letzteres nur auf spätere Zeit anwendbar,

als so viele widrige Schicksale des Helden Ungestüm gebrochen und Schaden ihn belehrt hatte. Vorab erscheint er nur als ein ungeschlachter, rücksichtlos leidenschaftlicher Krieger, der überall einen Anlaß suchte, seiner Fehdelust zu genügen. —

Die ersten sechs Jahre hindurch, nach Adolphs alleiniger Regierung in Berg, kam es zu keinem bedeutenden Kriege. Er schlug sich meistens in kleineren Fehden herum, gab und besuchte Gelage, Ritterspiele und war oft im kaiserlichen Gefolge. So focht Adolph besonders in Westphalen und in Brabant und hielt sich, nachdem sein Oheim Ruprecht (19. Mai 1410) gestorben, lange im Gefolge des Kaisers Sigismund, den er zur Huldigung und Krönung begleitete, welcher ihm überaus freundlich gesinnt war und ihn in Rücksicht auf den vorigen Kaiser immer seinen freundlich lieben Oheim nannte. Als zur Abstellung so vieler kirchlicher Irrungen und namentlich auch der dreifachen Päpstlichkeit das Concil zu Costnitz (1414) zusammen berufen wurde, und aus der ganzen Christenheit Fremde dort zusammen eilten, so daß über 30,000 Pferde und mehr als 100,000 Gäste dort gezählt wurden, befand sich auch Adolph im Gefolge des Kaisers, welches aus 1000 adeligen Personen bestand, Alle durch prachtvolle Rüstung ausgezeichnet. Die Ursache dieses Zusammenströmens war die Neugier: endlich einmal zu erfahren, wer von den drei Päpsten, die sich gegenseitig verfluchten, das eigentliche Oberhaupt der Kirche sei; die Folge des Zusammenkommens aber war bei Fürsten und Herren große Verschwendung durch Pracht und Aufwand, durch Spiele, Gelage und jederlei Ausschweifungen, wobei Adolph wie gewöhnlich nicht der hinterste blieb, und wodurch ihm denn manche Pfandschaft zugezogen wurde. Doch aus friedlichem Jubel rief es ihn bald wieder zu Rossen, Lanzen und feindlichem Schwertgeklirr. Eine größere und ernstere Fehde als er je ausgefochten, entspann sich in der Heimath. Es galt nichts Geringeres als das Erzbisthum Cöln. —

Die dem Erzstifte nachbarlichen Fürstenhäuser kannten zu wohl den vortheilhaften Einfluß, den ein günstig gesinnter Bischof auf ihre Lande übte, und suchten daher

mit der größten Eifersucht jede neue Wahl ihrer Familie zuzuwenden. Seit vielen Jahrhunderten hatte ein solcher Kampf zwischen Berg, Jülich, Wied, Mark, Cleve, Geldern, Mörs u. A. heimlich und offen gewährt; weder Bestechungen, noch Drohungen waren gespart worden und oft hatte das Blut sogar tausende Schwerter deshalb geröthet. Diese Ränke, diese Kämpfe wiederholten sich, als nach Friedrichs III. von Saarwerden Tode (1414) das Domkapitel zur neuen Wahl schritt und bergische und mörsische Gelder und Versprechungen die Wähler theilten. Herzog Adolphs Bruder, der Bischof Wilhelm von Paderborn, erhielt die meisten Stimmen und glaubte sich schon im Besitze des erzbischöflichen Stuhles, als des Papstes Gunst dem in Rom anwesenden Grafen Dietrich von Mörs das Pallium ertheilte. Dies war dem Herzog Adolph eine erwünschte Gelegenheit zur Fehde und er vermaß sich, den Bruder auch ohne Papst und Pallium auf dem Erzbischofstuhle zu schützen. Beide Partheien suchten Verbündete und Wilhelms Sache schien anfangs günstig, weil die Stadt Cöln sich für ihn erklärte. Doch auf Drohung des päpstlichen Legaten wandte sich diese Dietrichen zu und Wilhelm kam aus dem Besitze. Da gab es diesseit und jenseit des Rheines viele blutige Händel. Adolph gedachte Siegburg zum Hauptwaffenplatze zu machen, und wollte es Dietrichen, der dort mit großer Heeresmacht lagerte, abgewinnen. Da kam es nach vielen kleineren Neckereien auf der Wahner Haide (17. Juli 1415) zu einer blutigen Schlacht, welche die Sache entscheiden sollte. Auf beiden Seiten wurde mit großer Erbitterung gefochten, lange schwankte der Sieg, bis er sich endlich für die Bergischen zu entscheiden schien. Herzog Adolph, seines Triumphes gewiß, machte mit seinen Rittern eine verstellte Bewegung, um dem weichenden Feinde den Rückzug abzuschneiden. Dies gewahrte der Führer der bergischen Reisigen, Krubel geheißen, er hielt es für Flucht und machte sich mit 400 Rossen eiligst aus dem Staube. Das machte dem bedrängten Feinde Luft und entmuthigte und schwächte die verbündeten Berger und Clever so, daß sie zu weichen begannen und mit vielem Verluste

das Schlachtfeld räumen mußten. Zwar stellte Adolph die Ordnung wieder her, daß der Feind keine Verfolgung wagte, allein der Abend machte dem Kampfe ein Ende, der Tag war verloren und siegesfreudig in hellem Triumphzuge brachte der Erzbischof Dietrich die erbeuteten Fahnen nach Cöln und ließ sie über dem Dreikönigenchore des Domes als glorreiche Trophäen aufstellen. Dies war der St. Alexiustag (17. Juli 1415), nach so vielen Siegen für Berg eine große Schmach, mit welcher die Bergischen noch lange in Liedern verhöhnt wurden.*) Der Erzbischof Dietrich aber, der die bergische Kriegsmacht im offenen Felde zernichtet glaubte, gedachte auch die feindlichen Burgen zu brechen. Vor allen hatte er's auf das nahe Mühlheim abgesehen und bauete jenseits die Nieler Burg mit vielen Wurfmaschienen. Doch die Entfernung, die Breite des Stromes machte die Geschosse unwirksam und an tapferer Gegenwehr ließ es die Besatzung zu Mühlheim nicht fehlen. Da ließ der Erzbischof ein großes niederländisches Frachtschiff mit Brustwehren und Belagerungszeuge zu einer beweglichen Festung, die er den Quälgötz nannte, ausrüsten und wohlbemannt vor Mühlheim anfahren. Allein diese List fruchtete nicht, der Quälgötz ward so übel empfangen, daß er hart beschädigt aus dem Kampfe fliehen mußte.

Einige Tage darauf, an einem heißen Tage des Monats August, kam der Mühlheimer Pastor, Billig mit Namen, nach Cöln und sah, daß die Mannschaft der schwimmenden Festung in einer Badestube am Frankenthore ihres Leibes pflegte, und der Quälgötz ohne Bewachung am Werfte liege. Da trat der Pfarrer freundlich herzu, badete sich, scherzte mit den Kriegsleuten, ließ Wein holen und machte sie berauscht. Sodann schlich er heimlich hinaus und eilte mit Botschaft des Obigen nach Mühlheim, auf daß man komme und sich des Schiffes bemächtige. Schnell waren da die Bergischen zur Hand, fuhren auf Kähnen zum Quälgötzen, nahmen dessen

---

*) Aler ist noch jetzo ein Hetzwort zum Streit, sogar für Hunde.

Geräthschaften und kappten schon die Ankerseile, als die gewarnten mörsischen Wächter die Harnische über den nackten Leib warfen und sich grimmig zur Wehr setzten. Blut färbte das Schiff, der mörsische Befehlshaber und vier seiner Knechte fielen; die Bergischen verloren einen Herrn von Nesselrath und drei Lanzenknechte. Doch würden sie des Schiffes mächtig geworden sein, wenn nicht Nachricht gekommen, daß der Erzbischof selber mit großer Schaar heranziehe und verlange, daß man ihm zum Angriffe das Thor öffne. Damit aber zögerten die Reichsstädter, bis die Bergischen sich in Sicherheit geflüchtet hatten. Obwohl aber die Cölner, eifersüchtig auf ihre Gerechtsame und dem Erzbischofe wenig Ruhm gönnend, dem Kampfe nicht nur ruhig zugeschauet, sondern auch den Ueberfall verhindert hatten, so konnten sie doch nicht unterlassen, den Fliehenden allerlei Spottrufe darüber nachzusenden, daß sie das bekämpfte Schiff am Werfte lassen mußten, was denn manche Rauferei brachte, in deren Folge die Feste Deuz (am Charfreitage 1416) gänzlich niedergebrannt wurde.

Herzog Adolph hatte sich jetzt aufs beste gerüstet, so daß er die neuliche Schmach auf der Wahner Haide auszumerzen hoffen durfte. Mit 6000 Reisigen und zahlreichen Lanzenknechten setzte er über den Rhein, schlug den Erzbischof mit all seinen Bundesgenossen, plünderte und zerstörte Alles umher bis an die Ville und brachte des Raubes viel in die Heimath. Dies war (so sagt die Cölner Chronik) der herrlichste Ritt, der je in Fehde geschehen. Kaum aber hatte Adolph bei bevorstehender Erndte seine Schaar aus einander gehen lassen, da überzog Erzbischof Dietrich von Deutz aus die bergischen Fluren, erschlug das Landvolk und zündete Dörfer und Getreidefelder in Brand. Eben war er beschäftigt, die Burg Rath unterhalb Bensberg zu gewinnen, als Adolph (12. August 1416) ihn ereilte und zu einer so verwirrten Flucht nöthigte, daß der geharnischte Erzbischof nur durch die Schnelligkeit seines Rosses der Gefangenschaft entkam. Hierauf wagte er keinen Einfall mehr ins Bergische. Ueber zweihundert Mannen hatte Adolph gefangen und er ließ den Erzbischof wissen, daß er diese

Mordbrenner alle würde hinrichten und die Stadt Cöln in Brand stecken lassen, wenn diese den Schaden der Verheerung nicht büße. Doch entließ er die ersteren gegen großes Lösegeld und zur Vollziehung der anderen Drohung brachte er durch Geld und Versprechen drei Buben dahin, daß sie nächtlich Feuer in der Stadt anlegten, wodurch auch vier Häuser abbrannten. Doch die Brandstifter wurden von den Bürgern ertappt, zum Geständnisse gefoltert, lebendig verbrannt und ihre Reste auf einem Brette gegen das bergische Ufer hin vom Werfte abgestoßen, wobei ein Zettel: **„Die des mortbrennen gaven, den rait, Den senden wir dit gebrait.** Erst am 17. Juni 1417 kam durch die Vermittelung des Kaisers Sigismund eine Versöhnung zu Stande, welche durch eine Heirath noch mehr befestigt werden sollte. Bischof Wilhelm von Paderborn trat aus dem geistlichen Stande und heirathete des Erzbischofs Nichte, Anna von Teklenburg, eine Schwester des Grafen Friedrich von Mörs; er übergab Dietrichen sein Bisthum Paderborn, entsagte zu dessen Gunsten den Ansprüchen auf das Erzstift und erhielt von seinem Bruder die Grafschaft Ravensberg zum Eigenthum. Von der Stadt Cöln und dem Erzbischofe erhielt Adolph eine große Summe Geldes und eine Menge Eide wurden allseitig geschworen. Doch die Schleifung der Festen Deutz, Riel, Mühlheim und Monheim, welche Bedingung der Kaiser Sigismund besonders auf den Antrag der Cölner Bürger gestellt hatte, fand Widerspruch und würde die Kriegsfackel aufs Neue entzündet haben, wenn nicht des Kaisers fernere Vermittelung dazwischen getreten wäre, gemäß welcher die Stadt Cöln die Kosten des Abbruches übernahm. Da eilten die Bürger freudig hinaus und zerstörten gemeinsam die nachbarlichen Zwinger, die sie so vielfach gefährdet hatten.

So war denn Friede mit Cöln und Mörs, aber im Lande Berg scholl wieder das Getümmel kriegerischer Rüstung. Herzog Adolph, jetzt Wittwer, hatte zur Ehe gehabt Jolande, die einzige Tochter des Grafen Robert von Baar und mit derselben einen Sohn, Robert,

gezeuget. Nach des Großvaters Tode (1418) war Robert rechtmäßiger Herr der Grafschaft, allein die benachbarten Lotharinger hatten, zu keiner friedlichen Abtretung gewilligt, das Land in Besitz genommen. Da rüstete sich Adolph aufs beste und zog mit 4000 Helmen hinaus zur Eroberung der Erbschaft, schlug auch die Feinde in mehreren Treffen und eroberte viele Burgen. Allein die Verheerung des Landes, damalige Fehdeweise, brachte Mangel an Lebensmitteln, die Rosse fielen in Seuchen und die Reisigen erkrankten durch den Genuß des wilden Honigs. Adolph mußte sich mit vielem Verluste wieder zur Heimath wenden. Hier ließ er seinen Unwillen über das Mißlingen des Zuges zuerst an der Stadt Cöln aus, deren Magistrat ihm eine Anleihe zur neulichen Kriegsrüstung abgeschlagen hatte. Durch seinen Dienstmann, den vielberüchtigten Krubel, ließ er die Rheinmühlen verbrennen und übte manchen anderen Schaden. Als aber Erzbischof Dietrich sich mit mehreren Fürsten zur Unterdrückung der Stadt verbunden hatte, versprach der Magistrat Adolphen große Summen, wenn er der Stadt Partei nehme, und er, dem es stets an Gelde gebrach, folgte der lockenden Aussicht, solches zu gewinnen. Er fiel mit den Bürgern, uneingedenk des beschworenen Friedens, in das Erzstift ein, schlug den Erzbischof, erstürmte das zum Schaden der Stadt wieder befestigte Schloß Woringen, schleifte es und plünderte in Dörfern und Städten. *) Kaum war diese Fehde durch gütlichen Vergleich beigelegt, so schloß sich Adolph (1420) einem Kreuzzuge gegen die Hussiten an, zankte sich aber schon unterwegs mit den verbündeten Fürsten und zog wieder heim, wo ihm die jülichsche Erbschaft, die ihm nach dem Tode seines Oheims, des Herzogs Reinold **III.** von Jülich und Geldern anerfallen, neue Händel brachte. Sechs volle

---

*) Adolphs Kriegskunde bewies sich hier auch durch die Anlegung von Bollwerken zum Vortheil der Stadt, welche die Cölner Chronik genauer beschreibt. Auch lieh Adolph der Stadt seine große Büchse, das erste Geschütz, das auf Cölnischen Wällen donnerte.

Jahre hindurch stritt er mit Cleve und Geldern um den Besitz des Herzogthumes, bis er ihn endlich errang und ein Waffenstillstand zu Stande kam. Durch solche Machtvergrößerung ermuthigt gedachte er ernstlich wieder an die Eroberung der Grafschaft Baar. Im Frühjahre 1424 brach er dorthin auf. Seine Rüstung war ausgezeichnet und glänzend. Der Ruhm des Helden und sein Kriegsglück rief Nahe und Entfernte zu seinen Fahnen. Sechstausend Reiter folgten ihm, worunter fast tausend Ritter mit prächtigem Zeuge und trefflichen Rossen. Die Kriegsfahrt glich einem Feierzuge. Der Spielleute war eine große Schaar und ein jeder that das Beste, sich recht zu zeigen auf der abenteuerlichen Fahrt. Der Feind wurde geschlagen, die Burgen erobert, das Land huldigte dem Herzog Adolph und seinem Sohne Robert. Da gab es lärmende Siegesgelage und prächtige Waffenspiele. Die fremden Ritter zogen, durch Adolphs Freigebigkeit erfreut, da kein Feind mehr zu schlagen war, anderen Fehden zu und Adolph und Robert blieben mit ihren Jülichern und Bergischen zurück, um die Verwaltung der neuerworbenen Provinz näher zu ordnen. Adolph glaubte nach so viel herrlichen Siegen sich gesichert im ruhigen Besitze, als er eine Dalila fand, die ihn der Heldenlocken beraubte. Sorglos durchstreifte er in Jagden und anderen Vergnügungen das schöne Land und Wittwer und Freund des schönen Geschlechtes zog er auf nächtliche Abenteuer umher. So hatte er unter andern auch mit einer schönen Nonne einen Liebeshandel angeknüpft, aber zwei bergische Edelleute, die er jüngst seines Vaters wegen aus der Heimath vertrieben hatte und die, jetzt auf Rache lauernd, all seinen Schritten folgten, kundschafteten die Gelegenheit und verriethen ihn der Aebtissinn. Diese unterhandelte mit dem Feinde und so wurde er zur Nachtzeit, wie der Marder im Taubenschlage, aufgehoben und von den erbitterten Lotharingern durch Strauch und Dorn davon und nach Nanzig geschleppt. *) Die führerlose Schaar

---

*) At dum nocte quadam intromissus in coenobium cum sacratis Deo virginibus inter saltus amplexaque tran-

konnte sich nicht halten, Baar ging verloren und Adolph mußte seine Freiheit durch Verzichtleistung auf das Land und durch theures Lösegeld erkaufen.

Doch während Adolph bemüht gewesen, seine Macht durch entfernte Ländergebiete zu vergrößern, kam er in Gefahr, sein schwererworbenes Herzogthum Jülich wieder zu verlieren. Obwohl Adolphs Erbrecht auf dies Herzogthum die Ansprüche Arnolds von Geldern weit überwog, so hatte Adolph doch selbst unter den Jülichschen Adeligen viele Gegner. Die Stimmung war wenigstens getheilt, und darum benutzten Arnold von Geldern und der Herzog von Cleve die Abwesenheit des Herzogs Adolph, sich in Besitz des ganzen Landes zu setzen. Schon hatten sie mit großer Heeresmacht das ganze flache Land eingenommen und viele feste Plätze erobert, als der wieder in Freiheit gesetzte Herzog von Berg seine ganze Streitmacht sammelte, die Räuber zu vertreiben. Das ganze Frühjahr 1425 hindurch dauerte diese Jagd, Adolph säuberte nicht nur sein Erbe von Feinden, sondern schaltete mit 5000 Reisigen so gar übel in den Landen Cleve und Geldern und Mark, daß es bald zu einem für ihn vortheilhaften Frieden kam und Kaiser Sigismund belehnte Adolphen feierlichst mit Jülich und Zütphen am Donnerstage vor Pfingsten des Jahres 1425; Geldern aber, das Adolph gleichfalls zu gewinnen trachtete, blieb dem Grafen Arnold.

Erzbischof Dietrich hatte dem Herzog Adolph in letzterer Fehde manchen Vorschub geleistet und dies befestigte die Freundschaft zwischen beiden Nachbaren dermaßen,

---

sigit, obrutus captusque jus suum omne resignare coactus fuit etc. sagt Schaten lib. II. p. 544. Auch in einem altbergischen Volksliede hat sich diese Begebenheit noch bis heute erhalten. In der Sammlung von Kretschmer, Berlin 1838, lautet dasselbe:

„Verstolen geht der Mond auf,
Blau blau Blümelein!
„Die Klosterzelle thut sich auf
Rosen im Thal Mädchen im Saal
O schönste Rose! u. s. w.

daß Dietrich forthin für den Vortheil des Herzogs sehr besorgt war. So vermittelte er im Jahre 1426 eine Heirath zwischen Adolphs Sohne Robert und Maria, der einzigen Tochter des Herzogs von Geldern, wodurch Adolph das Land Geldern zu gewinnen trachtete, indem der Herzog keine Hoffnung hatte, einen Erben zu erhalten. Die Hochzeit wurde in Cöln mit großer Pracht gefeiert und der Erzbischof selber vollzog die Trauung. Doch Robert starb schon drei Jahre nachher, ohne Kinder zu hinterlassen, noch vor seinem Vater.

Die Jahre 1426 bis 1428 waren die friedlichsten, die Berg unter Adolphs Regierung gesehen. Doch die Erschöpfung des Aerars, nicht Friedfertigkeit gebot diese Ruhe, und Adolph, der sich damals meistens in Düsseldorf aufhielt, verschönerte das dortige Schloß und die Collegiatkirche, um sich auf andere Weise zu verewigen. So ließ er auch einige Jahre nachher, wie er selbst sagte, dem „guten Sanct Johann zu Liebe“ die Kirche zu Burg mit 12 Gulden wieder herstellen. — Im Jahre 1428 starb Wilhelm von Ravensberg, früher Bischof zu Paderborn und Adolph eilte dorthin, sich von den Ständen der getreuen Grafschaft zum zweiten Male huldigen zu lassen. Bei dieser Gelegenheit gab er, ein Freund des Weines und kostspieliger Gelage, den Ravensbergischen Edlen und seinem aus 200 Rittern bestehenden Gefolge einen Schmaus, wofür er dem dortigen Amtmanne 2901 Mark 3 Schilling 6 Pfenninge schuldig bleiben mußte — eine für damalige Zeit sehr bedeutende Summe, die er laut Verschreibung von den nächsten Landeseinkünften einzuholen erlaubte. So schlimm war es damals mit dem Finanzwesen bestellt und zumal waren durch Adolphs Fehden dessen Einkünfte so unzulänglich, daß fast alle Gefälle, ehe sie noch eingingen, zur Deckung der Schulden angewiesen werden mußten.

Als im Jahre 1429 der Herzog von Geldern starb, gedachte sich Adolph auch dieses Landes zu bemächtigen, allein während er mit dem Herzoge von Cleve um den Besitz desselben kämpfte, erwählten die gelderischen Stände einen Junker Egmont, Herrn zu Arkel, zu ihrem

Grafen, und beide Herzoge erlangten den Zweck ihrer Fehde nicht. Diese Fehde selber aber wurde zu beiderseitigem Schaden mit großer Erbitterung fortgeführt und obwohl der Herzog von Cleve von drei bergischen Edelleuten war gefangen worden, so nahm der Krieg doch kein Ende, weil der Herzog von Cleve lieber in Gefangenschaft verharren, als die ihm nachtheiligen Friedensbedingungen eingehen wollte. Die vielen Kriege jedoch, die Adolph führte, hatten seine Lande so kläglich verwüstet und die Unterthanen also belästiget, daß die Jülicher einem so kriegerischen Herrn nicht länger mehr dienen mochten. Sie sagten ihm den Gehorsam auf und riefen die Gelderer ins Land, daß sie dasselbe gewinnen und vor den Bergischen schützen sollten. Egmont von Geldern fiel daher (1433) in die Provinz ein, eroberte alle Plätze und trieb die dem Herzoge von Berg Ergebenen aus dem Lande oder warf sie ins Gefängniß. Darauf ließ er sich huldigen, nannte sich Herzog von Jülich und Geldern und ließ alle Landesmünzen umprägen mit seinem Bilde und obiger Devise. Adolph hatte weder Geld, noch Leute, um den eingenisteten Feind zu vertreiben.

Damals hatte sich noch kein Steuersystem im heutigen Sinne gebildet. Die Einkünfte der Herzoge von Berg bestanden in dem Ertrage ihrer eigenen Güter und der Lehen, in den Gefällen des Zolles und anderer Regalien. Im Kriege zogen die Vasallen mit ihren Knechten den Fahnen zu auf eigene Kosten. Nur ausnahms- und bittweise sagten die Stände des Landes bei außerordentlichen Ausgaben ihren Regenten eine Summe Geldes zu, die nach Art der heutigen Steuer auf das Land repartirt und von den sogenannten Landpfenningmeistern erhoben wurde. Diese Abgabe jedoch wurde nimmer vom Herzoge ausgeschrieben, sondern auf sein Bitten aus besonderer Liebe zu ihm vom Lande verwilligt, woher sie auch Bede (Bitte) oder Liebniß genannt wurde, und bei jedesmaliger Erhebung derselben mußte der Landesherr die Versicherung geben und eidlich und schriftlich versprechen, daß ihm diese Bede aus besonderer Gunst und nicht als fortwährendes jährliches Gerechtsam zuer-

kannt worden sei, und daß er nie mehr um ein solches Opfer anstehen werde. *) Was dann dem Regenten zur Erlangung nothwendiger Summen als Mittel übrig blieb, war das Verpfänden der herzoglichen Güter und Gefälle. War aber, wie damals bei Adolph der Fall, Alles zu Verpfändende schon verpfändet, so mußte das Land, sollte geholfen werden, doch wieder mit Gestattung einer Bede hervorrücken. Zu Solchem aber war damals das Herzogthum Berg nicht gewilligt, oder so verarmt, daß es dieselbe zu leisten nicht vermochte, und Herzog Adolph kam in große Sorge, das Land Jülich verloren zu haben. Doch die Cölner Bürger, all das Böse vergessend, das Adolph in jungen Tagen an ihnen geübt, blos eingedenk seiner Hülfleistungen gegen den Erzbischof und aus deutschem Gefühl für des Herzogs gutes Recht in dieser Angelegenheit sprangen dem Bedrängten zur rechten Zeit bei. Mit ihrer Hülfe brachte er ein Heer von 4000 Reisigen und vielem Fußvolke zusammen. Noch einmal schmetterte seine sieggewohnte Heldenkraft die Feinde zu Boden. Die Gelderer sammt deren Verbündeten schlug er, wo sie sich nur außerhalb den Mauern zeigten; allein vier Jahre gingen darüber hin, bis er sich in dem ruhigen Besitze des Landes gesichert sah, und im December des Jahres 1436 wurde ein vierjähriger Waffenstillstand geschlossen. Diesen Frieden hatte beiden Parteien die Noth geboten, denn in den langwierigen Fehden hatte Geldern sowohl, als Berg alle Burgen und Güter verpfändet; für viele Jahre waren alle Landeseinkünfte in die Hände der Gläubiger übergegangen. Dabei hatten die Kaufleute die Straßen nicht benutzen können und das Land war kläglich verwüstet worden, überall begegneten Mangel und Elend. Besonders im Lande Jülich sah es kläglich aus; viele Landleute hatten sich zu Raubhorden

---

*) Merkwürdig, daß alle derartige Reverse auch die letztere Clausul enthalten; doch kümmerten sich die Herzoge nicht darum und baten das andere Jahr wieder und so fort, bis endlich eine jährliche Bede entstand unter dem Namen Steuer, deren Größe zu bestimmen aber bis zum Jahre 1806 bei den Landständen blieb. —

geschlagen, viele waren ins Bergische und Cölnische ausgewandert und wo noch jüngst Aecker reiche Früchte getragen, da sah man öde Wildniß um abgebrannte Wohnungen.

Adolph, jetzt bei vorgerücktem Alter, schauete mit Reue auf die blutigen Pfade, die er gewandelt. Gewissensbisse trieben den weiland ruhmstrahlenden Odysseus in den Schooß eines Klosters, wo er von mönchischen Bußübungen Heil erhoffte und Vergebung für das, was er an seinem Lande, an seinem Vater verbrochen. Die Jahre des Greises sind im Geiste der Kindheit näher als die des Mannes. Der Eltern Fluch schien ihn jetzo zu erdrücken. Schaam hielt ihn ab, in sein Land zu kommen, wo nicht zwei Burgen mehr unverpfändet waren; er hatte sich in dem Patalevusstifte zu Cöln vor den Blicken der Welt verborgen. Ein solches war das Ende einer mehr als dreißigjährigen kampfvollen Regierung, dies das Ziel der ehrgeizigen Plane eines hochherzigen Fürstensohnes, dies die Erfüllung der Prophezeihungen, die ihn schon an der Wiege zum Helden erhoben.

Doch jetzt bewies sich erst recht die Unterthanentreue und Anhänglichkeit der Berger für ihr Fürstenhaus, wie auch das Gute, was die Ausschweifungen Adolphs endlich gefördert. Die Ritter, die Städte und das Land waren in Opladen an der Wupper zusammen getreten und hatten in der Abwesenheit des Regenten sich über des verwais'ten Landes Wohl berathen. Sie hatten ein für ewige Zeiten bindendes Gesetz entworfen, daß den bisher so tief empfundenen Irrungen zu steuern und der Willkühr leidenschaftlicher Regenten entgegen zu treten, diese Zusammenkunft der Stände alljährlich in Opladen stattfinden sollte; daß ferner ohne Bewilligung dieses Rittertages kein Herzog hinfort irgend eine Fehde anheben oder ein Gut und die landesherrlichen Einkünfte verpfänden dürfe. Solches und vieles Andere, was hinfort die Grundlage der bergischen Landesverfassung blieb, beriethen die Stände, legten es dem Herzoge vor, welcher es gut hieß und in allen Theilen für sich und alle Nachfolger zu halten beschwor. Dies wurde niedergeschrieben und das rothe Buch, das Ritterbuch, oder

das Opladner Ritterrecht genannt. Darauf schrieb man eine Bede aus, welche hinreichend war, die verpfändeten Domainen wieder einzulösen, und nachdem dies geschehen, holten die Ritter und Städte ihren Herzog in sein schuldbefreites Land zurück. Adolph kam, dankte den Unterthanen und versprach nochmals, daß weder er, noch einer seiner Nachfolger je eine Burg des Landes verpfänden sollte. Doch seine Thatkraft war gebrochen. Der Tiefgebeugte zog sich bald wieder in die klösterliche Einsamkeit zurück. Er starb im Kloster Sanct Martin zu Cöln am 14. Juli 1437 und wurde im Kloster Altenberg, in der Gruft seiner Väter beigesetzt. Doch über ihm, welcher all sein Leben den Frieden geflohen, stürzte auch die Halle des Grabes feindlich zusammen. Möge (wie die halbverloschene Grabschrift sagt) seine Seele ruhen in Frieden!

Die Müllerstochter.

(Aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts.)

Hör' ich die Klosterglocken mit hellem Feierklang,
Der Athem will mir stocken, es wird mir weh und bang;
Und däucht mir das Geläute auch jetzt so trauervoll,
So denk' ich, wie's zur Freude mir noch vor Tagen scholl.

Dort waren dreißig Priester vereint im Mönchenchor,
Der schönste aller Mönche zum Liebchen mich erkor.
Der schönste aller Mönche, die sich dem Herrn geweiht,
Der hat so treu und innig mich arme Magd gefreit.

Wie manche Stunde haben in Lieb wir zugebracht,
Wie floß aus seinem Munde dann holder Rede Macht!
Wie hat er mich mit Gaben so liebevoll entzückt,
Wie war in seiner Nähe ich arme Magd beglückt!

Er hat die Pacht der Mühle dem Vater stets bezahlt,
Der schwieg drum, wenn die Tochter mit ihrem Buh=
len dahlt';
Der Mutter schenkt' er Kleider, dem Bruder Rock und
Schuh,
Mir bracht' er goldne Spangen und liebte mich dazu.

Doch als dies arme Würmchen mein Heimlichthun
verrieth,
Da war es, wo die Freude für mich von dannen schied:
Da führt' man mich zum Richter, dem rauhen harten
Mann
Zu sagen, was ein Mädchen gleich mir nicht sagen kann.

Der Richter sah so zornig, sein Auge sprüht den Tod;
Doch auf mein wahres Wörtlein da ward er stumm
und roth.
Ich sagt': „gestrenger Schultheiß, ich weiß noch Allerhand,
Wollt' man um Väter fragen, würd' oft Eu'r Nam' ge=
nannt.

Viel Mütter ohne Männer, die haben Euch verflucht —
Zu fluchen meinem Liebsten bin nimmer ich versucht.
Viel besser, als Ihr, Schultheiß, wohl mein Gemahl
mag sein,
Gab mir ihn auch die Welt nicht: vor Gott da ist er
mein!

So sprach ich vor dem Richter und weinte bis nach
Haus.
In Sündenhemd' und Strohkranz stand ich die Strafe
aus,
Und als ich an der Kirchthür' der Welt zur Schande
stand,
Kam meines Kindes Vater in weißem Mönchgewand.

Die Leute gingen höhnisch vorbei an meinem Schmerz,
Der Mönch im Ordenskleide sank schluchzend an mein
Herz;

Die, der die Andern fluchten, nannt' er sein theures Lieb,
Er fluchte — seinem Vater, der ihn ins Kloster trieb,

Er fluchte — seiner Mutter, die ihn dazu beschwätzt
Und fluchte der Gelübde, die er mit mir verletzt.
„Er redet irre!" riefen die Mönche allesammt,
„Bringt weg den Tollen!" heischte der Abt, von Zorn entflammt.

Da rissen sie den Armen hinweg zu Kerkernoth,
Ich sah's, es war mir ärger als Folterpein und Tod.
Noch hört' ich lang sein Stöhnen (mir wähnt, noch hör' ich's dort!)
Da trieb mit harten Hieben der rauhe Vogt mich fort.

Die Gassenbuben warfen mir Koth und Steine nach
Und schrieen, was ich arme gequälte Magd verbrach;
Daheim mein Vater grollte zu manchem rauhen Wort,
Er gab mir schlimme Namen, trieb mich mit Schlägen fort.

Mein Liebster in dem Kloster dem Leiden unterlag,
In seinem wunden Herzen da ward es nimmer Tag;
Des Klosters Thür erbrach er hinaus in wildem Lauf —
Tief in dem Klosterweiher hört' all sein Klagen auf.

Da irrt' ich nun, ich Arme, so manchen Tag umher,
Von tiefem Leid zerrissen find' Lust ich nimmermehr;
Viel gute Leute gaben mir Obdach, Speis' und Trank,
Doch das, was ich verloren, das macht mich todeskrank.

An jedem frühen Morgen geh' traurig ich hinab
Wohl an den Klosterweiher zu meines Lieben Grab;
Dort wein' ich heiße Thränen hinab in kalte Fluth,
Mir jammern hilft das Kleine, das mir im Arme ruht.

Doch als ich heute Morgen mich noch nicht ausgeweint,
Da naht' der Abt, mir däuchte, ich seh' den bösen Feind.

Er schmeichelte mir Armen, der arge Mann verschwor,
Es zu ersetzen, was ich im Liebsten hier verlor.

Er bot mir seine Rechte so voll von rothem Gold —
Ich stieß ihn fort, daß Alles hinab ins Wasser rollt'.
„Weh! rief ich, Euch Hochwürden, daß Ihr so ganz vergeßt,
Warum Ihr meinen Theuren in Todesnoth gepreßt.

Geht! geht! Ihr böser Heuchler mit Gold und Schmeichelei,
Mein Liebster ist im Himmel, den lieb ich heiß und treu,
Und weil ich nicht mich freuen und kosen mit ihm kann,
So wein' ich hier und klage um den verlornen Mann.

Doch Euch, Hochwürden, fluch' ich und auch dem Kloster dort,
Der Himmel wird erhören der armen Wittwe Wort:
Das Kloster soll zerfallen wie Sodom einst in Brand,
Die Mönche soll man jagen hinaus in alles Land.

Ihr habet ihn gemordet, der mir so theuer war,
Gott wird mit Schande treffen der Mörder schlimme Schaar.
Gott gab uns ja Gesetze, die heißen Lieb' und Treu —
Ihr habet sie verhöhnet, drum ew'ger Fluch Euch sei!"

* * *

So klagt die Leidzerriss'ne und zagt in düsterm Harm
Und weint; es half ihr weinen das Kindlein auf dem Arm.
Bis einst an frühem Morgen da winket aus der Fluth
Des Weihers ihr entgegen ihr Liebster treu und gut.

Da ward sie ihm vereinet, aus war da ihre Pein,
Sie wird fortan im Himmel wohl wieder fröhlich sein.
Charfreitag war's, da brachte der Schultheiß sie in Noth
Und vierzehn Tag nach Ostern da war sie roth und todt.

Doch was sie in dem Leiden verwünscht — es ward erfüllt:
Das Kloster sank wie Sodom in Flammen gierig wild,
Die Hallen liegen öde, dort wohnt nur Modergraus,
Man jagte Abt und Mönche in alles Land hinaus.

Die Hallen liegen öde, umsonst ist man bedacht,
Aus Trümmerschutt zu heben des Baues vor'ge Pracht;
Der Stein bleibt halbbehauen, der Pfeiler weicht vom Loth
Und schon das Werkgerüste dort zu vermodern droht.

Das ist der Sünden Erndte, das ist des Fluches Ziel,
Und Kunst und Kraft der Meister verwehn wie Kinderspiel.
Für ewig mußte stocken der Hallen lauter Chor,
Die hellen Klosterglocken sie steigen nie empor.

Das Gottesurtheil.

(Geschichte und Sage aus dem 13. Jahrhunderte.)

Mittsommer war's und um Sankt Johannesmessen, als zum ungebotenen Gedinge,*) das Graf Heinrich I. von Berg auf Neuenburg an der Wupper hielt, die bergischen Lehnsmannen und schöffenbaren Edlen dort ein-

*) Das ungebotene Gedinge war der verfassungsmäßige Gerichtstag, der alljährlich an gewissen Tagen gehalten wurde. Die gebotenen Gedinge wurden von dem Schultheißen oder von dem Grafen, wenn sie nothwendig waren, anberaumt.

ritten. Lebhaft wurde es in dem Schlosse und auf dem ganzen Berge, denn die Kirchweih wurde gefeiert an St. Johanns des Täufers Tage (24. Juni wahrscheinlich des Jahres 1232) und die Lehenbauern und zinsigen Leute kamen zum gleichzeitigen Lehntage herauf, die Laudemien zu entrichten und den Zins, Besthaupt, die Gnadenhafer u. s. w. abzutragen, während der Graf mit Schultheis und Schöffen Recht sprach über Ritterlehen und gewaltliche (peinliche) Sachen. Das Gericht wurde dem Herkommen gemäß unter einer großen Eiche am südlichen Abhange des Schloßberges gehegt, und nachdem eine feierliche Messe und eine Predigt, die meistens aus Klagen über die Drangsale der Gläubigen in Palästina bestand, Edle und Volk erbauet hatten, nahmen der Graf mit seinen Hofbeamten, die Schultheise und freiadeligen Schöffen ihre Sitze an der Dingseiche ein. Oben an der Tafel saß der Graf, neben ihm stand ein Edelknabe, der das entblößte Schwert ihm vorgetragen hatte und jetzt emporhielt und ihm zu beiden Seiten sein Truchseß, der Thürwart, Küchenmeister, Kämmerer, Schenke u. s. w., darnach die Schöffen, jeder sein entblößtes Schwert in der Hand und unten an der Tafel der Herold, zu welchem die Ankläger traten. Als die Versammlung vollzählig war, nahm der Graf das Schwert aus der Hand des Edelknaben und schlug zu dreien Malen mit flacher Klinge auf die Tafel. Dann legte er den Stahl vor sich nieder und ein Gleiches vollbrachten die Schöffen, zum Zeichen, daß das Gedinge seinen Anfang genommen habe. Der Herold rief aus, daß die, welche eine Anklage auf Leib und Leben hätten gegen Jemanden, zu ihm treten möchten, um das Recht darüber sprechen zu hören. Da trat zu ihm der junge Engelbrecht vom Boldenberg, erhob seine Rechte und sprach: „Ich züchtige hier vor wohlgehegtem Gewaltgedinge Gerharden von Steinbach, der sich nennt zum Stein und hier unter den ehrenfesten Schöffen den Dingstuhl makelt, der Felonie und schmachvoller unritterlicher That und stelle dazu zwölf unbescholtene Eideshelfer. Den edlen Gerlach, Sohn von Scherven, hat er sonder Fehde meuchlings erschlagen im Schwelmer

Walde, da dieser gegen den Märker im Streite lag und den Feind dadurch erstarkt, so daß es uns zehn wehrhafte Mannen im Strauße gekostet, den der Ungetreue vermieden. Kann er, so mag er sich reinigen, aber bis dahin soll er das Angesicht unbescholtener Schöffen meiden."

Ein lautes Gemurre erfolgte ringsum auf diese Anklage, denn der edle Steinbach war als ehrenhaft jedermänniglich bekannt. Doch der Graf gebot Ruhe und der Beschuldigte nahm sein Schwert von der Tafel, er trat vor den Ankläger und nannte diesen einen Lügner und Verläumder, weil er den von Scherven weder zum Vorschub des Feindes, noch auf heimliche boshafte Weise, sondern in gerechtem gleichem Zweikampfe der eignen Nothwehr bedacht und ohne Arglist gefället habe.

Da rief der Graf die Eideshelfer vor und diese beschworen die Anklage; die Schöffen beriethen sich und erklärten, daß der Beschuldigte, bis er sich von dem zweifachen Verbrechen gereinigt habe, zu ächten und des Schöffenrechts verlustig zu erklären sei. Da schlug der Graf mit umgekehrtem Schwerte dreimal auf die Tafel, das Zeichen der Aechtung, und der Herold rief diese aus. Aber Gerhard von Steinbach rief nach Roß, Speer und Schild und auf die Tafel warf er seinen Handschuh und forderte die Ankläger heraus, in gerechtem Zweikampfe durch das Urtheil Gottes ihre Sache zu erweisen. Der vom Boldenberge aber versagte es, mit einem Geächteten und Ehrlosen in die Schranken zu reiten und die Schöffen verwarfen den Zweikampf und raunten von Bahrrecht, von Feuer- und Heiligenprobe. Der von Steinbach aber zu Roß, auf's Höchste entrüstet, schwur auf sein Schwert, daß er unschuldig sei, er behauptete, daß die ihm anheimgestellten Unschuldproben keines wehrhaften Mannes würdig seien und deutete die jähe Bergwand hinab auf die Wupper, die dort unter Felsen rauscht. So will ich (rief er) den steilen Felsen dort, den nie eines Renners Huf betrat, hinuntersprengen mit Roß und Wehr, und die Raubfische drunten im Flusse mögen meinen zerschmetterten Leichnam zur Beute gewinnen, wenn ich nicht der Felonie und des Meuchelmordes und jedes Ehrenmakels baar die Hand jetzt empor hebe und

meine Unschuld nochmals betheuere!“ — Mit flammenden Augen durchflog er die Reihen der Schöffen, aber ängstlich schauten alle Anwesende hinab den schwerzuklekternden Abhang, den selbst der bergkundige Fußgänger in gerader Richtung zu steigen vermeidet, und schaudernd gedachten sie der schwindlichten Höhe, die sechs auf einander gesetzte Kirchthürme nicht erreichten.

„Ist es möglich?“ fragte Gerhard von Steinbach, „daß mit dem besten Rosse der gewandteste Reiter durch Rosses und Manneskraft ohne sichtbare Hülfe Gottes, die nur dem Schuldlosen zu Theil wird, diese jähe Wand ohne Schaden hinunter gelangen könnte?“

„Nein!“ — riefen die kühnsten Männer, „das ist über Reiterthat, das hieße, sich in's offene furchtbare Grab hinunter stürzen, wenn nicht ein sichtbares Wunder den Günstling des Himmels, der sich zu solchem unterstände, retten wollte!“

„So sei denn Gott und seine glorreiche Mutter dem Schuldlosen gnädig!“ — rief der Ritter hoch zu Roß und setzte die Sporen ein, gegen die steile Kluft gewendet. Alle Anwesenden faßte ein bleiches Entsetzen, als Gerhard von Steinbach den Rand des Berges erreichte. Auch das gute Roß wollte seitwärts lenken und bäumte sich, scheu vor der schwindlichten Tiefe, allein der Ritter riß es schnurgerade hinab und donnernd polterte der Hufschlag mit immer rascheren Stößen über die fast senkrechte Ziegenweide, über die Felsen und das nachrasselnde Steingerülle hinab. Gleich einer Schwalbe schoß er daher im Fluge. Von droben sah man das Unmögliche geschehen zur Bekräftigung der Wahrheit, zum Beweise der Unschuld. Quer über den sogenannten Eselspfad (auch dieser sogar für Rosse unersteiglich) schoß der Reiter dahin und dann von dort, von thurmhohem Felsen in mächtigem Sprunge hinab in den Fluß. Unversehrt gelangten Roß und Reiter hinab, nicht einmal wankte der Ritter im Sattel und Speer und Schild hielt er wie er sie oben gefaßt hatte. Und die droben wurden irre an ihren Sinnen, sie sahen es und wähnten, es sei ein kühner Traum, was sie gesehen, und Aller Blicke waren festgebannt an den mannlichen Ritter, der drunten in der

Wupper dem Himmel mit lauter Stimme dankte. Dann aber wandte er sich gegen die Felswand, er schaute die entsetzliche Rutschbahn, die er eben hinabgesprengt, empor, und auch ihn faßte ein heimlich Grausen, als er sah, wie die von den Huftritten gelöseten Steine noch nachrasselten und in hüpfenden Sprüngen in den Fluß hinab schossen; als er sah, wie die festen Häuser der Burgleute gleich Schwalbennestern über der schwindelhohen jähen Wand angeklebt schienen und wie die Stämme der einsamen Eichen dort sich gegen die höhere Wand lehnten und noch die Kronen von ihr nach der Thalseite hingedrängt wurden. Da erhob Ritter Gerhard seine Hand entrüstet über den überflogenen schnurgeraden Pfad und rief: „So müssen Gras, Moos und Strauch dort vergehen und nimmer wieder sprossen, wo die Hufen meines Rosses gestreift, auf daß ein ewiges Mahl bleibe und alle Welt sich erbaue daran, wie Gott dem Unschuldigen beistehet und die gekränkte Ehre des freien Mannes rein wäscht vom Gifte der Verläumdung.“ — Dann lenkte er sein Roß zum Ufer und ritt getrost des Weges weiter, unbekümmert um Kläger und Richter da droben und um die Wendung des Urtheilsspruches. Denn wer sein Gewissen frei hat, wie Ritter Gerhard von Steinbach und reinen Lebens ist und ohne Ehrenmakel wie er, der zagt nicht, zum Beweise seiner Unschuld selbst in die Hölle hinabzusprengen, weil er des höchsten Schutzes gewiß ist, und viel weniger noch mag er, von innerer Richterstimme freigesprochen, sich kümmern um ein noch so wohlgehegtes Gewaltgedinge.

Die Stelle aber, wo der kühne Ritter durch Gottesurtheil seine Unschuld kund gab, wird noch heute an der südlichen Wand des Burger Schloßberges gezeigt, nie wächst Gras dort, Moos oder Strauch, und so bleibt in diesem kahlen Streifen, der sich vom Scheitel des Berges bis zur Wupper hinabzieht, ein ewiges Denkmal jenes wahrhaften Gottesurtheils.

Der seltsame Schildknappe.

(Eine Geschichte aus dem zwölften Jahrhunderte.)

Auf der hohen Löwenburg im Siebengebürge, wo jetzt die zerborstene Ecke eines epheuumrankten Thurmes kaum noch über die Waldkronen schauet, strahlte einst ein herrliches Schloß im Trotze seiner Unbezwingbarkeit und schaute vornehm hinab auf die niederen Wohnungen in dem paradiesischen Rheinthal. Dort hauſ'te zu Ende des zwölften Jahrhunderts Herr Gottfried vom Leuenberge, ein gewaltiger kühner Ritter und dazu ein frommer Biedermann, Gottes und der Menschen Freund, ein lieber Herr seinen Untergebenen, ein zärtlicher Gatte und glücklicher Vater. Doch die damalige wildbewegte Zeit, die Spaltung im Reiche und die Fehden und Räubereien der Adeligen ließen einem mannhaften ehrenfesten Ritter wenig Muße, sich daheim des häuslichen Glückes zu erfreuen. Von Fahrt zu Fahrt, von Fehde zu Fehde rissen ihn die Lehnspflicht, die Bedrohung böser Räuber, oder die eigene Ruhmbegier. So war der Ritter Gottfried vom Leuenberge im Jahre 1198 in des Kaisers Philipp von Schwaben Vorhut durch Ottos IV. Schaar mit seinen Genossen angefallen und sein Haufen in der Nähe von Aachen gänzlich erschlagen oder versprengt worden, so daß er von Wunden bedeckt mit genauer Noth entronnen und alleinsam, sogar ohne Schildknappe, gar wenig besuchte Wege zur Heimath ritt. Da gewahrte er, als er in der Morgendämmerung von der Anstrengung der nächtlichen Flucht ermüdet und wundenmatt vom Rosse stieg, um sich auf thaufeuchtem Boden zur kurzen Rast niederzulegen, einen bildschönen schlanken Jüngling, der ihn mit anmuthsvollen Worten und lieblichem Anstande bat, ihn in seine Dienste zu nehmen. Das einnehmende Wesen des goldgelockten schlanken Knaben, seine freundlichen Worte thaten dem ermüdeten Ritter gar sanft und er versprach, ihn wohl zu halten, wenn er ihm als Schildknappe dienen und seines Amtes getreu

warten wollte. Nicht sobald hatte der Jüngling des Ritters Zusage erhalten, als er dessen bei der Ruhe beschwerliche Rüstung mit der größten Behendigkeit abschnallte, dann aus Moos und dürrem Grase ihm ein weiches Lager bereitete, seine Wunden verband und darauf des Rosses eben so wahrnahm. Der holde Anblick und die Gewandtheit des Knaben hatten den biedern Ritter so eingenommen, daß er gar nichts Böses argwöhnte, den Diener ruhig gewähren ließ, ihn nicht einmal nach Namen, Herkunft und dergleichen fragte und sich sorglos auf das schnell bereitete Lager zur Ruhe niederließ. Als er aufwachte, da sah er vor sich ein bescheidenes aber reinliches Mahl bereitet, wie es ein flüchtiger Ritter wohl selten finden mag; seine Wunden waren durch des Schildknappen Verband gänzlich geheilt und Roß und Waffen gestriegelt und blank, Alles wie zu heimischem Feste im schönsten Glanze. Der Ritter dankte Gott für das Glück, einen solchen dienstfertigen und gewandten Schildknappen gefunden zu haben, und weil dieser in ehrerbietiger Entfernung vor seinem neuen Herrn verharrete, so rief er ihn zu sich und lud ihn ein, das Mahl mit ihm zu theilen. Erfrischt und neugekräftet schwang sich der Ritter auf's Roß, die Heimath zu erreichen und der Schildknappe, jeglicher Gegend kundig und ihn die heimlichsten Wege führend, lief nebenbei, unermüdlich, mit der Schnelligkeit des besten Rosses.

So war der Ritter ungefährdet bis in die Nähe des Rheinstroms gekommen, die freundliche Gesprächweise des Dieners hatte ihm den Weg verkürzt und die Gewandtheit und Fröhlichkeit desselben seinen Trübsinn über den verlorenen Kampf gescheuchet. Schon zeigten sich, von der Abendsonne herrlich bestrahlt, die hohen Thürme und breiten Zinnen der stolzen Löwenburg, da donnerte es hinter ihnen von hurtigen Roßhufen, es naheten die grausamen Feinde, die des flüchtigen Ritters Spuren erkundet und verfolgt hatten. Sie naheten mit Jubelruf und Siegesgeschrei, froh der Beute und der Befriedigung ihrer Rachelust. Vorn den Rhein und im Rücken und zur Seite den jagenden Feind war an kein Entrinnen zu denken. „Wir sind des Todes, denn hier vom

Feinde, dort vom Strome umschlossen bleibt uns kein Weg der Rettung offen!“ rief der Ritter seinem Schildknappen zu. Dieser aber lächelte und sprach: „Seid nur immerhin gutes Muthes, lieber Herr, denn das Ungestüm der wilden Feinde soll Euch nicht bekümmern; mir ist der Rhein bekannt und ich weiß eine schmale Furth gerade vor uns, diese will ich Euch führen und die jubelnden Feinde sollen um ihr Opfer betrogen sein zu ihrer eigenen Schmach!“ — Darauf faßte er des Rosses Zügel und führte es gerade querüber durch den Fluß. Dem Ritter graute es dabei, denn er hatte von einer solchen Fuhrt je etwas weder gesehen, noch sagen gehört. Doch der kundige Schildknappe führte ihn sicher und schnell hindurch, während dieser bis an die Schulter, das hohe Roß aber bis zur Hälfte des Sattels im Wasser ging. Als er in des Stromes Mitte gelangt war und umschaute, da hatten die anfangs stutzenden Feinde das verlassene Ufer erreicht und sprengten, im Vertrauen, die Furth sich wohl gemerkt zu haben und in der Hitze der Verfolgung von den Verfolgten getäuscht, hinein. Jedoch sie sanken hinab in schwarzen Abgrund und kamen nie wieder empor, die schwere Rüstung hielt sie nieder und fast Alle ertranken, Roß und Mannen. Die Wenigen, die entkommen waren, schlichen zaghaft davon, denn als sie das Wasser so tief fanden, glaubten sie, ein *guter* Engel oder der Teufel selber habe ihren Feind wohlbehalten durch den Strom geführt.

Bald dankte der Leuberger auf heimathlichem Gestade dem Himmel für zwiefache Rettung und wurde dem wackern Schildknappen nur noch mehr zugethan. Als er auf der Burg seiner Väter angekommen, wußte er die großen Dienste seines getreuen Knappen nicht genug zu rühmen und diesem öffneten sich Aller Herzen; aber der Diener selber verlor Nichts von seiner bescheidenen Dienstfertigkeit, Allen ging er zur Hand, er wußte und kannte Alles. Wenn der Burgherr seiner nicht bedurfte, so ging er herum im Schlosse und half mit der größten Geschicklichkeit, wo es nur etwas zu thun gab. Dem schon erwachsenen Burgfräulein Jutta und ihrer Mutter half

er in der Küche und an ihren Geweben, lehrte sie künstliche Blumen in das selbstgesponnene Linnen, wie in die Wolle einwirken uud hegte und säete Rosen und andere Blumen in dem Burggarten so schön, wie vorher noch keine dort gestanden. Den Knaben schnitzte er aus Holz Rößlein und Ritter, womit sie spielten, dem Burgpater malte und schnitzte er die schönsten Heiligenbilder für das Schloßkirchlein; dem Schmiede lehrte er den Stahl schöner glätten, unterstützte den Müller und Bäcker in ihrer Arbeit und beschenkte sie Alle mit Geräthen, die er in Stunden, die Andere zur Ruhe bedurften, gefertigt hatte. Gegen alle Gebrechen wußte er Heilmittel, und wo nur Jemand krank darnieder lag, da eilte er hin, bereitete wunderkräftige Tränklein und Salben und stellte Alle wieder her zur freudigsten Gesundheit in gar kurzer Zeitfrist. Da waren ihm Alle überaus hold und ein regeres freudigeres Leben schien in der Burg zu sein, seit der flinke Schildknappe dort eingekehrt war. Nichts aber glich seiner Dienstfertigkeit, Pünktlichkeit und Unterthänigkeit, mit welchen er seiner Verpflichtung als Schildknappe nachkam. Der Ritter stieg nie zu Pferde, nie herab, oder er hielt ihm den Steigbügel oder gab oder nahm die Zügel, und dies Alles mit solcher Aufmerksamkeit, Hurtigkeit und einem solchen Anstande, daß es wirklich zu bewundern war. Dabei blieb er stets unverdrossen, heiter und erheiternd. Nie brauchte ihm etwas befohlen zu werden, denn er sah Jedermann an den Augen an, was er wünschte, und vor dem Ausspruche der Bitte war die Gewährung erfolgt. Als der Winter kam, wußte er die sonst langweiligen Abende durch die unterhaltendsten Künste und Mährlein zu kürzen. Im Lautenspiel, wie im Gesange war er überaus gewandt und that es in Lieblichkeit der Stimme, wie in Erfindung gefälliger Weisen den besten damaligen Minnesängern zuvor. Niemand konnte traurig verbleiben, wo der holde Jüngling genahet.

Vor Allen aber hatte des Ritters älteste Tochter, die schöne Jutta von Leuberg, ein wohlgefälliges Auge auf ihn geworfen und mancher verstohlene Seufzer, manches brünstige Gebet vor dem Muttergottesbilde in der

Schloßkapelle galt dem schönen Jünglinge, der auch für die Anmuth der Jungfrau nicht unempfindlich schien. Unter dem Burggesinde, wie in der Nachbarschaft verlautete, daß des Ritter Gottfrieds Schildknappe kein Anderer, als ein verkappter Jüngling aus edlem Geschlechte sei, der sich blos darum verstellt habe, um sich dem schönen Fräulein in Knechtsgestalt minniglich zu nähern. — So ging der Winter in Freude dahin, als aber der Frühling kam, da begannen auch die Fehden wieder und zu ihnen folgte der getreue Schildknappe seinem ritterlichen Herrn. Nie sah man einen Knappen unerschrockener und rascher im Streit, und doch zog er ohne Rüstung mit in seiner gewöhnlichen leichten Bekleidung. Die verschossenen Bolzen holte er aus der Mitte des Feindes wieder, vertauschte die zersplitterte Lanze des Ritters mit neuem Speere und sprang mit wunderbarer Gewandtheit auf die anstürmenden Rosse der Gegner, riß diese rücklings aus dem Sattel, oder gab, indem er ihnen in den Arm fiel, den drohenden Waffen eine verkehrte Richtung, so daß der Leuberger überall Sieger blieb, wohin der Schildknappe ihn nur geleitete. So ging es von Triumph zu Triumph, als den siegesfreudigen Ritter die Nachricht ereilte, daß seine Gemalinn daheim auf den Tod erkrankt sei und ihn vor ihrem nahen Ende noch einmal zu sehen wünsche. Da verließ der treue Gatte die Bahn des Ruhmes und eilte zu seinem Schlosse. Er fand seine Hausfrau in den letzten Zügen, alle Kunst der Aerzte war vergeblich angewandt worden und stündlich befürchtete man ihren Hingang. Der dienstfertige Knappe aber, als er den Zustand seiner Gebieterinn erforscht hatte, trat tröstend zu seinem tiefgebeugten Herrn und sagte: „Gebt nur die Hoffnung zum Leben Eurer liebwerthen Gemalinn mit Nichten auf, denn ich weiß, wenn sie in Löwenmilch gebadet würde, so würde sie ihre völlige Gesundheit dauernd wieder erlangen.“ — Den Ritter nahm dies Wunder und er fragte: woher man denn solche Milch erhalten könne, da doch nur viele hundert Meilen über'm Meere solche Ungeheuer wohnten und Jahre vergingen, ehe das Heilmittel hierher geschafft werden könnte. Darauf sprach der Jüngling: „Ich werde die Arzenei Euch bringen!“ —

er eilte zu Fuß davon und nach Verlauf einer Stunde erschien er wiederum mit einem gefüllten Fasse, die Edelfrau wurde in der Milch gebadet, wurde gestärkt, genas von Stund' an und erhielt ihre früheren Kräfte, ihre vorige Munterkeit wieder. Der Ritter war hocherfreuet darüber und voll Dankes für seinen getreuen Schildknappen. Als er aber nachher der Sache tiefer nachdachte, da drängte es ihn, die Art und Weise zu erfahren, wie der Jüngling so schnell zu der wundersamen Arzenei gekommen und weil auch der Burgpater Nichtgeheures witterte und über den Schildknappen schiefe Reden vernehmen ließ, so konnte der Ritter nicht umhin, denselben ernstlich darüber zu befragen. — „Ich holte (antwortete der Schildknappe) jene Milch aus den Gebirgen Arabiens; dort fand ich in ihrer Höhle die Löwinn, trieb die Jungen fort, melkte die Mutter und kehrte sogleich zurück auf den Flügeln des Südostwindes." — Drauf erstaunte der Ritter noch mehr und er fragte: „Wer bist du denn, daß du ein Solches vollbringen kannst, dessen kein Sterblicher sich unterfängt?" — „Dies kümmere Dich nicht (antwortete jener), denn ich bin ja Dein getreuer Diener und Du hast mich immer redlich befunden, werde Dir auch forthin ohne Namen, wie bisher, aufrichtig dienen, so daß es Dich niemals gereuen wird." — Doch jetzo war des Ritters Neugier auf's höchste gespannt, ihm war schon das obige Gerede wegen des Verständnisses seines Dieners mit Jutta, seiner Tochter, zu Ohren gekommen, er hatte den Jüngling seines adeligen Wesens halber für einen verkappten Edelsohn gehalten, hatte drum mit Fragen über Herkunft und Namen ihn nicht belästigt und bisher auf fröhliche Ueberraschung, auf das Glück seiner geliebten Tochter und auf einen solchen Eidam, wie er sich keinen liebern zu ersehen vermochte, gehofft, wenn nur das freiadelige Blut, woran er keinen Zweifel hegte, in dessen Adern rann. Doch jetzo fing es an, ihm unheimlich zu werden bei dieser Sache und er ließ nicht nach, den Knappen um seine wahren Eigenschaften und seine Herkunft auszuforschen. Da gestand endlich der Jüngling, daß er kein sterblicher Mensch sei, sondern ein Geist, einer von den heidnischen Göttern, die da mit

Luzifer=Othin*) gefallen sind. Der Ritter staunte dessen noch mehr und er sprach: „Wenn du ein Teufel bist, wie kommt es denn, daß du einem Menschen also treu dientest ohne Falsch und Allen wohlthatest, die deiner Hülfe und deines Rathes bedurften?“ — Der Jüngling antwortete: „Ich bin Baldur, der schönste aller deutschen Götter, einst Freund aller Götter und Menschen und Mittler zwischen ihnen; es ist mir nichts Tröstlicheres, als unter guten Menschen, wie unter meines Gleichen zu weilen. Wo ich bin, da bring' ich Heil und Glück, Lieb' und Frieden, und ich hoffe auch forthin Euch mit treuem Dienste beizustehen.“ — Doch der Ritter, ein ängstlich=frommer Mann, fand es gegen sein Gewissen, einen sogenannten Teufel, wenn auch einen gutgearteten, länger in seinem Dienste zu behalten, und obgleich der Jüngling flehend schwur, daß es ihm nimmer, weder zeitlich, noch an der Seele, schaden würde, wenn er ihn bei sich behielte, so bedeutete der Ritter ihn dennoch, auf seines Beichtvaters Rath, daß er ihn entlassen müsse und bat ihn, für seine getreuen Dienste einen so hohen Lohn zu verlangen, als er nur immer begehre. Doch der Teufel sagte: „er solle nur an ein Kloster fünfzig Talente geben und damit eine Spende stiften zur Linderung des Mangels dürftiger Menschen.“ — Mit trauerverbleichtem Antlitz ging der Jüngling hinweg und wurde nimmer wieder gesehen. Der Ritter Gottfried vom Leuberge stiftete die Spende, wie der Schildknappe für seinen Dienstlohn gefordert hatte und widmete ihm zeitlebens ein dankbares Andenken, trotz den Vorwürfen des Beichtvaters, der sogar die von dem guten Teufel geschnitzten und gemalten Bilder in heiligem Eifer aus der Schloßkapelle schaffen ließ und mit anderem Geräthe, das jener Ausgestoßene verfertigt hatte, feierlich

---

*) Dieser Heidengott verbürgt das Alter der Sage. Es ist merkwürdig, wie die jüdische Sage mit der heidnisch=deutschen im Mittelalter vermengt wurde. Doch kam dies durch die Mönche, die von den Ahnenmährchen erzählen hörten und Alles zu biblisiren und daher auch zu hetraisiren bemüht waren.

verbrannte. Fräulein Jutta aber, die zu dem holdseligen Jünglinge in Liebe befangen war, härmte sich nach seinem Abschiede in unsäglichem Herzenleide, die Burg war plötzlich an Freuden verarmt, Alles todt und verhallt, verstummt und verschollen. Weil nun noch Mönchenwitz der Jungfrau unschuldige Minnegedanken zu großen Verbrechen ausschrie, so floh sie in ein Kloster, wo sie den Schleier nahm.

Diese Geschichte von dem menschenfreundlichen Teufel, der in eines Schildknappen Dienste trat — die an langen Winterabenden noch oft in der Gegend des Siebengebirges erzählt wird, hat auch ein Mönch *), der zu des Ritters Gottfried vom Leuenberge Zeit gelebt, niedergeschrieben, zum Zeugnisse, wie er sagt, daß nicht alle Teufel Schreckensgestalten und den Menschen zu schaden bedacht sind. „Denn (so lauten seine eigenen Worte) sind die meisten Teufel auch so bösartig, daß sie lieber mit einer Seele zur Hölle fahren, als in das Paradies eingehen mögten, so gibt es doch auch gutmüthige menschenfreundliche Wesen unter den gefallenen Engeln!“ — Der gute Mönch hält dafür, daß der dienstfertige Schildknappe einer von den mit Lucifer gestürzten Engeln sein müsse. Andere, die von Erd-, Luft-, Wasser- und Feuergeistern zu reden und zu träumen gewohnt sind, wollen gar einen Luftgeist aus ihm machen; doch scheint es am wahrscheinlichsten, daß er, wie er auch selber berichtet, einer der deutsch-heidnischen Götter gewesen ist, die von den zum Christenthume bekehrten Deutschen noch Jahrhunderte hindurch erst als heimliche Götter verehrt und dann als Teufel gefürchtet und geflohen wurden.

---

*) Caesarius Heist. cit. lib. V. de Daemonibus.

Die Churfürstinn Anna auf der Jagd.

(Eine Begebenheit aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts.)

In den finstern Tagen der Jagdlust, in der vielberüchtigten Junkerzeit, als der Edelmann noch keinen höhern Genuß, keine edlere Beschäftigung kannte, als das gepriesene Waidwerk, das ihn, unter Thieren den Thieren nachtrabend, aller edleren Bildung vergessen machte — als der Mann von Adel noch bei Aufzählung seiner Theuren zuerst das Leibroß, dann den Falken, hierauf den Schweißhund, und nach noch Anderem endlich seine Frau und Kinder nannte, welche letztere ihm desto lieber waren, je weniger er sie sah, und denen er, selber zu sehr mit der Dressur der Saufänger beschäftigt, einen Hofmeister beigab, welcher ihnen die Heraldik und den sogenannten guten Ton, d. h. die Aeußerung des Bewußtseins einer edleren Race, einbläuete — in dieser unglücksamen Zeit, als der Stamm-, Frei- und Gerichtsherr die Fluren derer, die seinem Schutze anbefohlen waren, mit wildem Jagdschwarme schonungslos niederritt und zerknetete, insoweit das gehegte Wild noch nicht Alles abzurupfen vermocht hatte -- in dieser Zeit herrschte über Berg (1690 bis 1716) Johann Wilhelm II. von der Pfalz, dessen Andenken durch viele Bauten, die er aufführte, durch viele Denkmäler von Erz und Stein im Bergischen noch lange fortbestehen wird, welcher aber viel mehr noch, als durch diese Kunstwerke, sich im Herzen aller Bergischen ein unvergängliches Denkmal gestiftet hat durch seine Begünstigung der Fabriken und Manufacturen, die jetzt so herrlich fortblühen, durch seine Förderung des Ackerbaues und aller Gewerbe, wie auch durch seine Gerechtigkeit, Milde und Leutseligkeit, in welchen er nicht allein als Fürst, sondern als ein gütiger Vater aller seiner Unterthanen Wohl förderte und, wie noch viele Erzählungen im Volksmunde bezeugen, stets als ein freundlicher lieber Herr unter ihnen auftrat. Wurden je Klagen über ihn laut, so veranlaßte diese sein Hang zur

Jagd, welcher ihm aber mehr als allgemeine Eigenheit der Zeit, wie als eine besondere Geistesrichtung anklebte, wie dies nicht allein der starke Wildbestand auf den Kammergütern, und auch der Bau des prachtvollen Jagdschlosses zu Bensberg, sondern auch die großen Jagdapparate, die sich in seiner Umgebung vorfanden, bewiesen. Doch wie er auch als Jäger den Landesvater nie vergaß, beleget uns folgende Erzählung.

Seine zweite Gattinn, Anna Louise von Toskana, ein stolzes italisches Weib, unkundig deutscher Sprache und Sitten, fühllos für das Elend und die Klagen der Unterthanen, war diesen in eben dem Maße verhaßt, als der gute Churfürst beliebt war. Jagd war ihr Lieblingsvergnügen, und hoch zu Pferde, das tödtliche Geschoß in zarter Hand, von wildem Hetzschwarme umgeben, zerknetete sie ohne Erbarmen die Felder des weinenden Landmannes, der ihr in seinem Unwillen darob den Spottnamen „die Zerrutscherin“ gegeben.

Als sie einst an der Seite ihres hochherzigen Gemahles ein Dorf durchfuhr, dem ihre Jagdlust die Aussicht einer nährenden Ernte rauben half, und als die hungernden Einwohner, deren gepreßte Kehlen nicht zu Vivatrufen oder andern andressirten Huldigungen gestimmt waren, um den Wagen liefen und mit kläglichen Gebehrden über Hunger schrieen und um Brod und milde Fürstengabe flehten, wunderte sie sich über diese seltsame Begrüßungsform, ließ sich die Ausrufe der Flehenden verdollmetschen und rief ganz verwundert entgegen: die Leute möchten doch nur Semmel und holländischen Käse speisen, um sich von dem drückenden Gefühle des Hungers zu befreien.

Die Churfürstinn mochte wohl nie ein geringeres Gericht genossen haben, und wohl nicht glauben, daß so gemeine Speise den armen Leuten versagt sei; doch dem Churfürsten griff es ans Herz, er fühlte die Noth seiner Landeskinder und empfand für sie den Hohn der Gemahlinn. Er gedachte sie mit eigenen Worten zu schlagen.

Bald darauf an einem schwülen Sommertage wurde eine große Jagd gerüstet, welche das Fürstenpaar unter

halten sollte. Der Churfürst hatte den Jagdplan gemacht, und als die Mittagszeit kam, sah sich der Jagdzug auf öder schattenleerer Haide. Die Fürstinn, ermüdet und lechzend, spähete nach Schatten, nach Labung; allein es schien, man habe sich nicht vorgesehen, und der Churfürst trieb die Schaar immer weiter fort. Da sank endlich die ermüdete Anna von niegefühltem Drängen des Hungers und dem Quälen des Durstes gepeinigt nieder und äußerte, sterben zu müssen, wenn man ihr nicht Labung reiche. „So esset denn Semmel und holländischen Käse, meine Liebe" sagte ihr Gemahl.

„Ja, wenn ich es hätte, wie würde mich das stärken! Reichet mir Solches! Aber es ist ja nichts vorhanden und Ihr spottet mein!" — So sprach die Lechzende; aber ernst entgegnete ihr Gemahl: „Spottetet Ihr denn nicht auch der armen Schlucker, als sie jüngst Euren Wagen umliefen und Hungers schrieen?" Wenn diese Semmel und Käse gehabt hätten, so würden sie sich an solchen wohl gesättigt haben. Jetzt fühlt Ihr es, wie Jenen war und wie Eure Worte weher thun mußten, als selbst der Hunger!"

Die Churfürstinn schwieg und wagte vor Scham keinen Blick zu erheben. Sie soll später eine gute Landesmutter geworden sein.

Guter Churfürst Johann Wilhelm, der du auf dem Düsseldorfer Schloßhofe in weißen Marmor gemeißelt stehst und auf dem Marktplatze in Erz gegossen auf hohem Rosse reitest und mit deinen gutmüthigen edlen Zügen auf die Urgroßenkel deiner Unterthanen noch herablächelst — der harte kalte Stoff deiner kunstreichen Büsten ist zwar kein Bild deines weichen und warmen Herzens, doch sei er ein Gleichniß des liebevollen Andenkens an dich, den guten Landesvater!

Der wilde Herm mit dem Stummel und der gute Vater Heribert.

(Geschichte und Sage aus der Mitte des 14. Jahrhunderts.)

Als von verderblichen Kleinkriegen (Fehden) und vom wüsten Faustrechte das deutsche Reich mehrere Jahrhunderte hindurch war beunruhigt worden, da sah man alle Lande voll, wie besäet mit Burgen und Festen, die, erst zur Sicherheit gebauet, die Ruhe am meisten gefährdeten, denn fast alle diese Burgen waren Raubschlösser und Rauben hieß Adelig, Ritter und Räuber waren fast gleichbedeutend geworden.*) Auf jedem dazu geeigneten Hügel stand ein solches Raubschloß, die meisten derselben aber an vielbefahrenen Flüssen, am Rheine und der Mosel z. B. und an gangbaren Heerstraßen. Solche Schloßherren sorgten nicht für nährenden Anbau um ihre Festen — sie verachteten und störten ihn. Sie wohnten oft mitten im wilden Wald oder auf ödem Fels und lebten von den Vorüberziehenden, die sie beraubten und von den Landgütern, auf die sie einbrachen, wobei die Fuhren der Klöster und das Gut der Kirche am meisten gefährdet waren.

Eine solche Raubburg stand auch auf dem jetzigen Rittersitze Grünscheid in der heutigen Gemeinde und Bürgermeisterei Burscheid in tiefem Waldthal auf einem Hügel mit steilen Mauern, rings von tiefen Graben umfaßt. Schon im Jahre 1160 wird ein dort wohnender Ritter Wolfhardus **de Groneskeit** und im Jahre 1216 ein Ritter gleiches Namens, wahrscheinlich des Vorigen Sohn, genannt, von denen aber nichts bekannt ist, als

---

*) **Praedones quippe sub nomine equitum superabundant, villas et agros invadebant, Colones domi forisque spoliabant** — sagt das Chron. Urspr. p. 280, und die Cölnische Chronik sagt S. 132 hinsichtlich des Straßenraubes, daß diejenigen, die den Wanderer hätten schützen sollen, gerade die schlimmsten Wegelagerer gewesen seien.

die in Urkunden als Zeugen eingeschriebenen Namen. Von einem hundert Jahre später auf Grünscheid hausenden Ritter wissen wir mehr. Es war dies der wilde Hermann von Grünscheid, vulgo Herm mit dem Stummel geheißen, welchen Beinamen er von einem halbgelähmten ungestalten Beine erhielt, auf dem er seine Lebtage mühsam herum humpeln mußte. Aber wollt's zu Fuß auch nicht recht hurtig fort mit ihm, so saß er doch desto fester im Sattel und dessen waren die armen Wanderer und Gutsbesitzer wenig erfreut. Es ist ein altes Sprüchwort, daß alle die, so Gott auf solche Weise wie den Herm mit dem Stummel gezeichnet hat, nicht sonders viel taugen und mag es auch lieblos sein, dem Sprüchworte überall Glauben beizumessen, so hatte es sich doch vollkommen bewährt an dem Grünscheider, der einer der verrufensten Buschklepper war. Ihm war keine Beute zu gering, kein Verbrechen zu groß, um nach jener zu langen, und wer ihm unter die Hände fiel, der hielt nichts, und wollt' er sich widersetzen, sogar nicht einmal das Leben; wo er irgend in ein Haus einbrach, da blieb nicht eines Hellers Werth; war es auch noch so pfiffig versteckt, so wußte er es doch herauszumausen, und fand er weniger, als er vermuthet hatte, so ließ er den rothen Hahn gar noch drüber krähen, d. h. er zündete das ausgeplünderte Gebäude an und immer führt' er Stahl, Stein und Zunder bei sich zu diesem Zwecke. „Er fegt wie Herm der Stummel" blieb zur Bezeichnung eines verrufenen Räubers noch lange sprüchwörtlich in der Gegend und von diesem Fegen stammt auch der Name Besenritter, wie Strauch- und Krautjunker von dem Auflauern hinter Gebüsch und Farrenkraut; Wegschnapper, Greifer, Raubtasche und Nachtbränder sind wunderliche Beinamen für so einen Edelmann aus der vielgepriesenen Ritterzeit, und doch thaten sich diese Ehrenmänner wirklich etwas darauf zu gute, unter diesen Namen gefürchtet zu sein. Dabei aber suchten sie doch ihr Wesen so viel wie möglich vor mächtigen wohlgesinnten Fürsten geheim zu halten und wenigstens ihren Mordthaten und Brandstiftungen andere Thäter unterzuschieben, denn war auch

der Raub, besonders im Streite nicht hart verpönt, so gab es doch Fürsten, die mit Brandstiftern und Mördern nicht viel Federlesens machten, und dieselben, sie mochten auch noch so hochadelige Herren, noch so edel von Blut sein, am ersten besten Baume mit dem Strange bestraften oder durch Henkerschwert bluten ließen. Freilich ist es merkwürdig, wie dabei lange Zeit hindurch ein solches Unwesen getrieben werden konnte, wie es der Herm mit dem Stummel verübt, zumal Graf Adolph **VIII.** von Berg, hohen ritterlichen Gemüthes, keine Mord- und Brandflecken an seiner Ritterschaft duldete; allein dazu muß man erstlich erwägen, daß solche hartverpönte Thatsachen bis zur Bestrafung eines Ritters sehr strenge bewiesen sein mußten, daß bei dem Beweise gegen einen Adeligen das Zeugniß der gemeinen Leute wenig galt, daß damals keine Inquisitionsgerichte bestanden, die den Verbrechen auf die Spur zu kommen suchten, und daß der hochmögende Graf, die oberste richterliche Gewalt, sich meistens in Fehden herumschlug, selber im Großen übend, was er im Kleinen verpönte und was ihm keine Zeit ließ, allen Klagen sein Ohr zu leihen. Zum Andern aber muß hierbei erwägt werden, daß die Schnapphähne und Buschklepper nur verkappt, d. h. mit festgeschlossenem Visir, von oben bis unten in Stahl und ohne ihr Wappenzeichen, oder der Täuschung halber sogar unter fremden Farben ihr Handwerk trieben und sich wohl hüteten, Leuten von Gewicht aus der Nachbarschaft, die sie kannten, beschwerlich zu fallen. Aber war der Raubritter angeklagt, so konnte er sich durch Zweikampf von dem Verdachte reinigen, und der Grünscheider war als ein starker eisenfester Raufbold gescheuet weit und breit, weshalb ihn so leicht Niemand züchtigte. Er zog oft meilenfern in Begleitung seiner Knechte und Spießgesellen umher, änderte auf jeder Wegstrecke seine Abzeichen und trieb sein Wesen bald als Wolf, bald als Geier oder Drache. Aber dem Stummel, dem scharffegenden Besen war auch in naher Nachbarschaft eine ergiebige Nährquelle, die große Heerstraße, die er fegte; und diese damals vielbesuchte Straße zwischen Cöln und Westphalen war vielleicht auch die Veranlassung ge-

wesen, daß die Burg Grünscheid entweder zum Schutz oder zur Plünderung derselben von Hermanns Vorfahren erbauet war, denn, wie im Eingange erwähnt, traf man an Heerstraßen und schiffbaren Flüssen die meisten Raubburgen, und wie jetzo dort die Adler und Falken, Wölfe und Bären, Leuen und Drachen, Scorpionen und Schützen von den Wirthshausschildern herab auf die Taschen der Reisenden lauern, so thaten es damals die wunderlichen Wappenthiere auf den Steinbildern über den Burgthoren. Das Eine, wie das Andere sind und waren den Reisenden gefahrvolle Klippen, beide kosten und kosteten ihm Gut und Geld, nur mit dem Unterschiede, daß die Einkehr bei ersteren wenigstens zu Trank und Speise verhilft, während in Burgen niedergeworfene Reisende bis zur Erlegung des Lösegeldes hungern und dursten mußten zwischen schaurigen Kerkerwänden.

Die erwähnte Straße, die an Grünscheid vorbei führte, war bis zum Jahre 1774, als die Chaussee über Lennep und Wermelskirchen angelegt wurde, mit der alten Wipperführter Straße über Herborn und Herweg die gangbarste Verbindung zwischen Cöln und Westphalen. Jetzt ist der Weg verkommen und dem Unkundigen schwierig aufzufinden; nur alte Leute noch wissen seine Richtung von der Untern Burg durch die sogenannte Rheinfurth der Wupper entlang über die Höfe Strohn und Glüder, dann die Höhe hinauf nach Schaarweg, über Herrscheid nach Martinsholz, dann hinab nach dem sogenannten Cölnischen Brünnchen auf Grünscheid, von dort hinauf gen Dierath (welche Strecke noch jetzt der Ritterpfad genannt ist), dann auf Biefenbach, wo das Alter des Weges durch die Aushöhlung besonders bemerkbar, und unfern Quettingen hinab auf die Bürriger Haide, vor Küppersteg die Richtung der jetzigen Heerstraße zwischen Mühlheim und Opladen verfolgend. Diese Heerstraße kam kein Reisender, der nicht von den Luchsaugen des Grünscheiders beobachtet wurde. Die Sage erzählt, daß er in seinem Schlafgemache, wo er angekleidet und in Waffen ruhete, ein Glöcklein gehabt, das er, sobald es dunkelte, mit Schnüren in Verbindung setzte, welche über die nur auf

Wurfweite entfernte Heerstraße gespannt waren, um zu erkennen, ob Jemand bei Nacht die Straße zog. Dann gings sogleich hinaus mit den Knechten, gleich Adlern auf die Beute, und war es irgend ein armer Schlucker, bei dem Nichts zu holen war, so wurde er auch wohl aus Rache todtgeschlagen, weil er des Ritters Ruh um Nichts gestört. Die Leichname der in der Nähe der Burg Gemordeten soll er in einen dortigen Keller begraben haben.

Besonders die Kaufherren, die aus Westphalen nach Aachen oder Cöln zogen, mußten ihm hart herhalten. Dort hatte er seine Kundschafter, von denen er Nachricht erhielt, wann eine fette Beute vorbei zog, und war diese, wie damals häufig, durch ein reisiges Geleite gedeckt, so verband er sich mit seinen Spießgesellen aus der Nachbarschaft zum gewaltsamen Ueberfall, der dann durch Fallgruben und gefällete Baumstämme, die den Weg verrammten, vorbereitet wurde. Viele solche Räuberkniffe erzählt man von ihm, lange hatte er sein Unwesen ungestört getrieben und mit rohen Gesellen vom Schweiß und Blute braver Christenleute geschwelgt und geschlemmt, ohne daß eine offene Anklage ihn getroffen. Aber lange Zeit war ringsum ein Gerede gegangen, daß es mit dem Aufwande des Grünscheiders keine richtige Sache sei, — daß verkappte Männer bei Nacht in und aus der Burg schlichen und daß die Räubereien und Mordthaten, die in der Nachbarschaft immer häufiger wurden, von dorther ausgingen. Der Name Herm Stummel war der Schrecken der Gegend, das Gespenst der Wanderer und der Kaufleute.

So war es, als einst an einem regnigten Novemberabende der Stummel unterhalb des Hofes Weidenbach, unfern dem Cölner Pützchen, mitten in dichtem Walde auf den Fang lauerte. Er hatte Kunde erhalten, daß ein reicher Soester Kaufherr (dessen Namen leider nicht angegeben ist) mit seiner schönen Tochter, Ida geheißen, und mit vier von kostbaren Waaren belasteten Saumrossen im Anzuge sei. Derselbe kam von Cöln und gedachte auf der Neuenburg an der Wupper zu übernachten. Zur Sicherheit in der verrufenen Gegend

hatte er vierzehn Reisige im Geleite. Das war dem Grünscheider eine zu starke Huth; er mußte Helfer suchen und fand dazu einen gewissen Ritter Heribert aus der Nachbarschaft (auch dessen Geschlechtsname findet sich nicht angegeben), der ihm mit vier reisigen Knechten zuritt. Herm hatte sechs bei sich, zwei zu Roß mit Lanz' und Schwert und drei mit Spieß und Axt, dazu auch einen fertigen Armbrustschützen; also waren ihrer im Ganzen zwölf. Die beiden Ritter, des Sieges und ihrer Beute gewiß, machten unter sich aus, daß letztere zu gleichen Theilen getheilt werden sollte. Dann besetzten sie die bezeichnete Stelle in tiefem Hohlwege. Des Stummels Knechte hatten Schaufeln und Hacken mitgebracht. Damit machten sie zuerst eine tiefe und breite Grube von Gleis zu Gleise in den Weg, schlugen darein dicht neben einander zugespitzte Pfähle und bedeckten diese mit umgewandten Rasen. Sodann stiegen die drei Knechte mit ihren Aexten und Spießen auf den Rand des Hohlweges, legten sich die mitgebrachten aus Hanfseilen gefertigten Schlingen zurecht und duckten sich mit dem schußfertigen Armbrustschützen in die Ginstern. Der Grünscheider lauerte hinter einer Biegung des Weges, die Wanderer, sobald sie an die tückisch verborgene Pfahlgrube gelangt, mit seinen zwei berittenen wohlbewaffneten Knechten von vorn anzugreifen. Der Ritter Heribert, ein hochgewachsener schöner Jüngling, dessen schlanke Heldengestalt und männliches Antlitz unvereinbar schienen mit der eben vorbereiteten That, stellte sich abwärts im Gebüsche auf, um das Geleite des Kaufherrn, sobald es vorbei war, im Rücken anzufallen. So lauerten die Räuber, der Stummel voll Raubbegier gewohntem Frevel fröhnend, Heribert trotzenden Muthes, in jugendlicher übermüthiger Thatenlust durch das Gewöhnliche solcher Ritterzüge über deren Recht oder Unrecht nicht nachsinnend. Eben brach die Abenddämmerung herein, als von der Mühle herauf Roßgetrabe vernehmbar ward. Bald wurden die Auflauernden auch der Männer ansichtig, die zu Zwei und Zwei, den Kaufmann mit seiner Tochter und die Saumrosse in der Mitte, dichtgeschlossen und kampfbereit heran ritten, als ob sie einen

plötzlichen Ueberfall vermutheten. Beklommen schauete die schöne Ida und faltete die Hände zum Gebet, als der Hohlweg immer tiefer wurde und ihre ängstlichen Blicke an den von grünen Ginstern überdeckten Thonwänden die freie Aussicht verloren.

„Besorgt und fürchtet nun Nichts mehr" — rief der Führer der Reisigen dem Kaufherrn zu, indem er bergan langsamer ritt und sich mit der Rechten auf den hintern Sattel stützend umwandte: „da drunten ist es wohl nicht geheuer, aber dem Stummel war das Wetter zu schlecht, oder er ist nicht in seinem Revier, denn sonst wär' er ohne Zweifel einmal zum Vorschein gekommen, als wir an seinem Neste vorbei zogen, und hätt' uns gemustert und gefragt, was wir in den Säcken führten und hätt' sich darüber geärgert, daß Ihr nicht allein seid mit Eurer holdseligen Tochter und den Saumrossen."

„Ich habe wohl von dem Stummel raunen hören" — entgegnete der Kaufherr: „der muß ein böser Strauchdegen sein. Schande, daß dem nicht einmal das Handwerk gelegt und allem solchen Gesindel der Garaus gemacht wird, auf daß man ohne Sorge die Straße ziehen könne. Doch laßt uns von Anderem reden, denn seht! meine Tochter entfärbt sich, wenn sie von den Strauchhelden hört, sie erinnert mich an das Sprüchwort: Nennt man den Wolf, so ist er da." „Der wird sich hüten!" hub der Geleitsführer in übermüthigem Tone wieder an: „der kennt meine Handschrift, die ich ihm verwichener Michelmissen mit diesem Flammberg auf den Nacken gezeichnet, daß er wohl quitt gewesen wär', hätt' ein Pfuscher seinen Helmkragen geschmiedet. Da wollt' er mit zwei Gesellen einem fahrenden Spielmann drunten auf der Haide die Mähre abnehmen, aber ich kam über ihn wie der Blitz und er war froh, daß er Reißaus nehmen konnte mit den beiden Schächern. Der Stummel wagt sich nimmer an ein festes Geleit, dazu ist ihm auch der Muth nicht gewachsen, mögt's ihm auch jetzo nicht rathen, denn" —

Da stockte er plötzlich in dem Flusse seiner Rede und stürzte blutig vom Rosse, ein Bolzen von unsichtbarer Hand war ihm unter die Pickelhaube, gerade durch eine

Augenhöhle gedrungen. Die Reisigen stutzten und der Kaufherr und seine Tochter stießen einen Schrei des Entsetzens aus. Da rasch hinter ihnen Roßhufe und Waffengeklirr; in der engen Hohlstraße konnte man nicht gewahren, wie viel der Verfolger, aber es schien der wilde Jäger mit seinem ganzen Heere losgelassen, solch ein Mordgeschrei und ein Getöse machten die Räuber, Ritter Heribert mit hochgeschwungenem Schwerte, ein gewaltiger Recke an ihrer Spitze. Vorwärts trieben die Reisigen und der Kaufherr ihre Rosse, aber diese stürzten in die verdeckte Pfahlgrube, verwundeten die Hufen und Knöchel, steigerten, stürzten und warfen die Reiter dahin. Der Grünscheider vorn und der Ritter Heribert im Rücken mit ihren Reisigen drangen ein, während die Knechte von den steilen Wänden des Hohlweges herab ihre Schlingen um die noch sattelfesten Reisigen warfen und sie von ihren Rossen zerrten. In wenigen Minuten war der ganze Geleitshaufen entwaffnet und geknebelt. Die Jungfrau lag ohnmächtig in den Armen ihres Vaters. Auch diese beiden befahl der wilde Herm zu fesseln, als der Ritter Heribert, der lange im Anblick der wunderschönen Engelgestalt versunken gestanden, die Knechte wegstieß und schwur: den Beiden solle kein Leides geschehen.

„Was willst du, unbärtiger Knabe?" fuhr der Grünscheider ihn an. —

„Nichts als die Jungfrau und ihren Vater für meinen Theil der Beute" — erwiderte Jener: „nehmt Ihr die Saumrosse mit den kostbaren Seidenstoffen, nehmt die erledigten Rosse und laßt Euch die Reisigen sich lösen, aber den Kaufherrn und das Fräulein laßt Ihr mir!" —

Die Jungfrau war eben wieder zu sich gekommen und schauete furchtsam nach dem Grünscheider, mit Besorgniß nach dem Ritter Heribert hinüber. Sie sah beide im Streit und ihr Herz sagte ihr, daß sich der schöne Ritter zu ihrem Anwalte aufgeworfen habe. Wahrlich hatte sie sich in dem Vertrauen zu Heriberts deutschem edlem Gemüthe nicht betrogen und seelenvolle Blicke lohnten ihn. Er sah einen langgeahnten Himmel in den Blicken

der goldgelockten angstbleichen Jungfrau, die ihm verklärt wie eine Heilige erschien und er hätte ihr kniefällig mit einem Handkusse seine Huldigung dargebracht, wäre der Herm, das böse Gespenst, nicht zwischen ihn und seinen Engel getreten. — „Nun nicht lange Federlesens mehr, der Graben ist aufgeräumt, Alles ist getheilt und gepackt; hier, Heribert, habt Ihr die Hälfte der Waaren und die Rosse gesammt; die Gefangenen sind mein! Rasch den Krämer mit seiner Tochter gebunden und dann fort zu meiner Burg! Der Graf kommt vielleicht heut Abend noch den Weg herauf!“ So grollte der Grünscheider und selber wollte er die Jungfrau aus den Armen ihres Vaters reißen und beide binden, aber Ritter Heribert warf sich trotzig dazwischen und schwur bei seinem Schwerte, daß er die beiden Gefangenen nicht nach des Stummels Burg entführen ließe. „Ich bin nicht hierher geritten (sprach er), die harmlose Unschuld zu bekämpfen oder eine wehrlose Jungfrau fesseln zu sehen. Das ist unritterlich, was Jeder, der ein Schwert führt, verhüten muß. Fort, Teufel, Du hast keinen Theil an diesem Engel!“

„Bist Du toll, Bursche (rief der Stummel entrüstet), daß ich, der den Anschlag machte und von dem das ganze Unternehmen ausging, Dir den besten Theil der Beute überlassen soll? Der Alte mag morgen nach Hause laufen, aber er muß mir erst schriftlich geloben, wie hoch er die Dirn auslösen will und da wird der Geizhals wohl mehr herausklauben müssen, als der seidene Plunder dort werth ist. Dazu muß er auch ewiges Schweigen und Urphed beschwören aufs Evangelienbuch, sonst reiß' ich ihm die Zung' aus.“

„Zurück von ihr!“ schrie Heribert, „oder Du bist des Todes!“ —

„Verwegener, was willst Du mit dem Täubchen, willst Du es heimführen und kirren, Milchbart?“ fragte der Stummelfuß höhnisch.

„Frei soll sie sein (antwortete der Gegner fest und feierlich); bei dem Heile meiner Seele! frei soll sie diese Straße ziehen und ich will ihr das Geleite geben, bis sie in Sicherheit ist sammt ihrem Vater, oder hier will

ich sterben zu ihren Füßen, so wahr ich wünsche, daß Gott mir gnädig sei!"

„So geht es, wenn man Knaben mitnimmt, wohin nur Männer gehören" — hohnlachte der Räuber: „das nenn' ich doch Wahnsinn! Sperre Dich nicht, Bursche, die Hand juckt mir schon nach Deiner Kehle. Greift an, ihr Knechte, bindet den Rasenden und werft ihn zu den Andern!" — Die Knechte wollten auf den Jüngling eindringen; aber dessen wackere Reisige warfen sich dazwischen und es setzte in der engen Gasse harten Kampf, zu dem auch der Grünscheider sein schon blutiges Schwert zog. Während dessen aber hob Heribert die Jungfrau auf sein eigenes Roß, half auch dem Kaufherrn hinauf und bedeutete sie, unter Begleitung des einen Knappen eiligst davon zu sprengen zu seiner Burg, die nnfern auf der anderen Seite der Wupper lag. Dann, nachdem er selbst das Roß zur Flucht angetrieben, wandte er sich zu seinen Reisigen, die von dem Stummelfuß zurückgedrängt wurden, und ein wüthender Kampf begann. Zwei feindliche Knechte lagen schon im Blute und der Grünscheider selber war an der Schulter hart verwundet, — da warf dessen Knecht oben von dem Hohlwege die Schlinge und zog den Ritter Heribert nieder. Vorüber stürmte Herm, den Flüchtlingen nach. Auch Heribert, mit Hülfe zweier treuer noch unverwundeter Knappen rang sich los und schwang sich auf ein Roß, aber das Schwert entsank ihm, denn die Axt eines feindlichen Fußknechtes hatte seine Rechte zerschmettert. Die Geknebelten, die Todten und Verwundeten blieben allein im Hohlwege, die Uebrigen jagten Heriberten nach, ungewiß, zu welchem Ende. Rasch sprengte der Ritter rechtshin durch Berg und Thal, des Stummels Spur verfolgend, — da hörte er endlich im düstern Walde, der das große Grünscheid genannt, Hülferuf von weiblicher Stimme. Er eilte dorthin. Die Flüchtlinge waren von dem wuthrasenden Grünscheider eingeholt worden. Ihr Roß hatte er gefällt und Heriberts Reisigen erschlagen. Die Gefangenen, Vater und Tochter, hatte er mittelst Stricken, deren er am Sattelknopfe immer vorräthig, auf des Reisigen

Roß gebunden und wollte so mit ihnen hinweg — da ersah ihn Heribert und rief ihm drohend entgegen.

Der Unmensch, ungewissen Kampf vorhersehend, voll Bosheit, Neid und hähmischer Rachgier schwang hoch sein Schwert und rief dem Ritter, der von steiler Anhöhe nur langsam zu nahen vermochte, mit Hohnlachen entgegen: „Komm her Knabe, auf Halbpart sind wir einig geworden und von Allem sollst Du deinen Theil haben!“ — So rief er und erschlug die wehrlosen Gefangenen und hackte sie in der Mitte des Leibes durch, gefühllos, wie ein Metzger sein Schlachtvieh in Stücke haut. — Wüthend stürzte Ritter Heribert daher, aber da war nichts mehr zu retten und er selber, ohne Wehre sank unter dem Schwertschlage seines Feindes betäubt zu Boden. Sich um ihn und seine Reisigen fürder nicht mehr bekümmernd, sprengte Herm der im Hohlwege verlassenen Beute zu. Alle die gefangenen und geknebelten Reisigen wurden ein Opfer seiner Wuth, vielleicht auch der kalten Vorsicht. Die lange Nacht ging dazu hin, die Gemordeten zu begraben und die Beute in Sicherheit zu bringen. Heriberts Knechte hatten ihren schwergetroffenen Herrn fortgetragen. Die Leichen des Kaufherrn und seiner Tochter Ida ließ Herm zu den Uebrigen in den Mordkeller seiner Burg vergraben und alle Blutspuren sorgfältig vertilgen, wozu denn auch der bei Nacht heftig strömende Regen Vieles beitrug. Am Morgen ritt Graf Adolph vom Berge vorüber über den stummen Schauplatz der gräßlichen Mordscene und gewahrte und ahnete Nichts von Allem, was geschehen. Keiner der Ueberfallenen war entronnen und außer dem Müller und seinem Gesinde, die von dem Stummel auf den Tod hin zum Schweigen bedräuet waren, hatte kein Unberufener von der Schandthat weder etwas gehört, noch gesehen. Die finstere Novembernacht und der Mordkeller hatten Alles bedeckt, was ein Zeugniß gegen den Frevler zu geben vermochte. Als der Graf Adolph vorbeigeritten war und Herm seinen Lehnsherrn ganz unbefangen gegrüßt und eine Wegstrecke begleitet hatte, sprach er zu seinem Vertrauten, dem Armbrustschützen: „Es wird kein Hahn mehr nach der ganzen Mordgeschichte krähen, denn der tolle Bursche

Heribert wird wohl zu Sinnen gekommen und nicht so verrückt sein, daß er plappere." — So sagt' er und war froh der Beute.

Ritter Heribert befand sich auf seiner Burg, die in der Nähe lag. Ihr Name, der auch wahrscheinlich der Name seines Geschlechtes, ist uns leider nicht aufgezeichnet worden. *) Lange rang der mehrfach verwundete Jüngling in heftigen Fiebern; seine Dinstleute fürchteten, er sei wahnsinnig geworden; immer sprach er von der Kaufmannstochter. Oft fuhr er aus dem Schlummer auf mit dem Rufe: „Rettet! rettet! sie ist mein! der Stummel ist der Teufel, das seht ihr ja an seinem Fuß, am Pferdefuß; der Teufel hat keine Gewalt über den Engel! Rasch, alter Vater, der Rappe ist gut; gleich komm ich nach, es ist meine Braut, die ich zu dir auf's Roß hebe. Der Rapp' ist gut. Eile! ich komme sogleich nach zur Hochzeit." — Solches und Aehnliches rief er wie im Traume und dann sank er zurück und jammerte um seine Braut, die der Teufel Herm gemordet und fluchte diesem, daß es dem Burggesinde grausete. Diese ließen einen frommen Pater holen, der sich auf die Heilung vieler Krankheiten verstand. Der war Tag und Nacht bei dem kranken Ritter und unter seiner Pflege genas dieser, zwar mit Verlust seiner zerschmetterten Rechten und all seiner früheren Heiterkeit. Der Grünscheider kam mehrmal herzu und wollte sich mit Heriberten bereden, aber der Pater ließ ihn nicht vor und sagte: dem kranken Ritter sei das letzte Stündlein nahe, der sei nur mit ewigen Dingen beschäftiget und wolle Niemanden vor sich lassen. Dieses Bescheides war der wilde Herm erfreut, denn er dachte: wenn der Gelbschnabel todt ist, so hab' ich einen schlimmen Zeugen weniger gegen mich, und sagt er es auch dem Pater in der Beichte, so darf der um seiner Seligkeit willen Nichts verplaudern.

Dies währte bis eines Morgens frühe. Da waren der Ritter Heribert und der Pater verschwunden; Nie-

---

*) Wahrscheinlicher als Leiensiepen war es der Rittersitz Widdert jenseits der Wupper, unfern Solingen.

mand wußte, wohin, aber auf dem Tische, woran sie zu sitzen pflegten, lag ein großer Brief, an den jüngeren Bruder des Ritters überschrieben. Der Bruder las denselben und fand darin, daß Heribert ihm die väterliche Burg und Alles, was dazu gehörte, geschenkt habe und selber seine übrigen Tage in einem Kloster oder als büßender Einsiedler Gott weihen werde.

Einige Wochen darauf, spät an kaltem Winterabende (es war um Weihnachten) wollten einige Landleute, die von Witzhelden kamen, den Ritter Heribert in einem schwarzvermummten reisigen Haufen den Weg auf Grünscheid haben reiten sehen. Das sagten sie dem Müller, der eben vor der Thüre stand und dem ungewöhnlichen Zuge nachschauete. „Gnade Gott Herm dem Stummel!“ rief dieser und faltete seine Hände: „das sind, Gott sei mir gnädig! sind“ — — „„die Rächer verborgener Frevelthaten!““ scholl es wie Hundert Stimmen zugleich aus der Ferne von Grünscheid herüber und die erschrockenen Leute stoben aus einander. Auf dem Burghügel Schrei der Verzweiflung, dann Roßgetrapp und die Nacht war stille.

Anderen Tages wurde es ruchbar, daß der Grünscheider im eigenen Burggemache von der Vehme ergriffen und hinausgeschleppt worden sei auf die Höhe zwischen Grünscheid und Dierath. Dort aber hart am Heerwege stand ein riesenhafter Eichbaum, an welchem in frühester Zeit das Gericht gehegt zu werden pflegte. In den Stamm dieses Baumes schlugen die schwarzen Männer einen großen Nagel und erhängten Herm den Stummel daran. Seine Frau aber (und diese erscheint nur hierbei in der Erzählung und auch die Sage weiß sonst Nichts von ihr) schnitt noch bei Nacht die erstarrte Leiche los und begrub dieselbe in den Mordkeller zu Grünscheid. Den Nagel in dem Eichbaume aber versäumte sie wegzunehmen und der blieb, so lang der Baum stand, ein Mal der Strafe des heimlichen Gerichtes, und die Stelle, die früher am Dingbaum oder an der Dingeiche genannt war, heißt von jenem Nagel der Nagelsbaum bis zum heutigen Tage.

Die Sicherheit in der Gegend bei Grünscheid und die Straße blieben nach Herms Hinrichtung ungestört. Nicht so aber die Burg, wo der Frevler gehauset, denn im Grabe fand der Bösewicht keine Ruhe und es war oft ein solcher Rumor im Hause umher, als ob eine Wildhatz darin gehalten würde mit Jägern, Rossen und Hunden. Klägliches Gewimmer scholl um Mitternacht aus dem Mordkeller und den Herm, eine lange, etwas gebückte Gestalt, sah man bisweilen sogar am Tage durch die Pferdeställe und dann vom Söller in den Keller hinken. Manchen sonst kühnen Mann hat die Erscheinung dieses Gespenstes um so mehr erschreckt, als die Kunde von des Raubritters schrecklichen Thaten sich fortpflanzte von Geschlecht zu Geschlecht, und keine Beschwörung, kein Weihwasser exorzirender Mönche vermochten den Spuk zu bannen, der bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts gewährt, wie viele Augenzeugen berichtet haben und wie sich die Nachbarn noch heute erzählen. Daher kam denn die Burg und später das auf ihrer Sohlstätte errichtete ländliche Haus sehr in Verruf. — Aber auch eine Jungfrau in weißem Gewande (nämlich die von Herm gemordete Ida, des Soester Kaufherrn Tochter) hat man oftmal aus dem Keller durch die Räume des Hauses schwebend gesehen. Vor ihr erschrak Niemand, und man sagt, daß ihre Erscheinung Glück bedeutet habe, während aber das Gespenst des Stummels Alle in bleichen Schrecken versetzte.

Viele Jahre darnach, als der Herm von dem heimlichen Gerichte den Strang zum Lohne seiner Frevelthaten erhalten, wohnte ein Eremit in dem benachbarten Walde, das große Grünscheid genannt, der sich zwischen Burg Grünscheid und der Wupper in üppiger Fülle über die Bergabhänge des obern Leichlingen hin erstreckt. Mitten in dichtem Gehölz an einem klaren Waldborn stand des Klausners kleine Hütte, wo er betete und sich aus den Wurzeln und den Waldkräutern ernährte. Im Winter brachten die Landleute ihm Nahrung, und Alle verehrten den Greis als einen überaus heiligen Mann. Er wurde ein Wohlthäter der Gegend, denn er war weit umher, sogar im gelobten

Lande gewesen und hatte Vieles erfahren, womit er den Landleuten, besonders den Kranken zu helfen stets bereit war. Am meisten aber gedieh der Segen des frommen Greises durch weisen Rath und durch Ermahnungen, die er auch unberufen ertheilte, und er wurde der Vermittler vieler Zwiste. Er war das Orakel der Gegend und sein Ausspruch galt gleich einem heiligen Gesetze. Mehrmals sah man ihn zwischen Streitende treten und sein bloßer Anblick schon entwaffnete auch die wüthendsten Kämpfer. Auch von Fürsten und Prälaten wurde er oft um Rath gefraget und er erhielt reiche Geschenke, womit er meistens den Mangelleidenden beisprang. In der ersten Zeit seiner Erscheinung ließ er neben seiner Waldhütte, an der Thalstelle, wo einst der Kaufherr mit seiner Tochter erschlagen wurde, eine Kapelle aufbauen und hier betete er alle Morgen und Abende. Woher er sei und wie sein früherer Lebenslauf gewesen, erzählte er nie, und Ehrfurcht vor dem hohen Greise machte der Neugier Fragen verstummen. Man nannte ihn nur den guten Vater Heribert, und dieser Name, sowie die Errichtung der erwähnten Kapelle und die Verstümmelung seiner rechten Hand, lassen es ohne Zweifel, daß der Greis jener Ritter Heribert gewesen sei, dessen Jugendgeschichte zwar den Landleuten aus Erzählungen ihrer Eltern bekannt war, allein Niemand lebte mehr, der ihn bis zu dem Verschwinden von der väterlichen Burg gekannt hatte. Man sagt, er sei in einem Alter von mehr als hundert Jahren gestorben, und als er in der von ihm errichteten Kapelle begraben wurde, da war Trauer in der Gegend und eine allgemeine Leichenklage gleichwie um den nächsten Verwandten. Aber auch nach seinem Tode blieb Vater Heribert ein Wohlthäter und Schirmer der Landschaft. Wer auf nächtlichen Frevel ausging und schon das Verbrechen des Raubes oder Mordes betreten hatte, dem erschien der Greis in ehrfurchtgebietender warnender Stellung und so hat er manches Böse verhindert, der gute Vater Heribert, dessen Kapelle noch bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts, als die Gemeinde Burscheid längst lutherisch

war, von frommen Katholiken besucht wurde. Jetzt ist das Kirchlein sammt der Klause verfallen und seit dreißig Jahren ist keine Wallfahrt mehr dorthin gehalten worden. Doch zeigt man heute noch die Baustelle und das mit Steinmauern umfaßte Waldbrünnlein, und noch heute führt die Stelle, dem Ritter zum Gedächtnisse, den Namen Heribertusplatz.

Ob der wilde Herm Söhne hinterlassen, ist nicht bekannt. Auf dem Rittersitze Grünscheid aber wohnten noch bis ins 16. Jahrhundert Adelige dieses Namens. Dann kam es an die Edlen von Driesch und wurde im 17. Jahrhunderte erst in zwei Theile und einer davon wieder in fünf kleinere Güter zersplissen. Die andere Hälfte blieb im Besitze derer von Driesch, bis zum Jahre 1749 diese von Johann Friedrich von Driesch auch an Unadelige verkauft und getheilt wurde.

Die hölzerne Säge.

(Eine Begebenheit aus dem 14. Jahrhunderte.)

Unterhalb dem Dünnwege liegt östlich an der Landstraße, die von Straßerhof auf Wermelskirchen führt, in grünem Thal unter dunklen Waldbergen der aus acht Wohnungen bestehende Weiler Burrekusen, ursprünglich Burghausen genannt, früher ein ansehnlicher Rittersitz, der den Edlen von Burghausen den Namen gegeben, im Jahre 1644 aber von Gottfried Freiherrn von Steinen Herr zu Scherven und Lehrbach nebst dem dazu gehörigen Freigute Dünnweg mit Jagd und Fischerei für Neunhundert Dahler, jeden zu 52 Albus, einen adeligen Verzichtpfenning von 30 eben solchen Dahlern und eine trächtige Kuh an Degenhard Pott, einen Unadeligen ver-

kauft wurde. Damals schon lag die feste Burg in Trümmern und jetzo bemerkt man dort nur wenige Spuren der Grundmauern, der Kellergewölbe und der tiefen Burggraben, die mit Wasser gefüllt waren.

In der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts wohnte dort der ehrenfeste Ritter Bruyn oder Bruno von Burghausen, der seiner Biederkeit und Rechtlichkeit halber der Richtmann genannt war. Es war damals eine höchst traurige Zeit, wegen der vielen Räuber, die im Bergischen, sowie im ganzen Deutschland die Straßen unsicher machten, sogar die schwächeren Edelhöfe plünderten und in Brand steckten und Gräuelthaten jeder Art mit der größten Kälte, Grausamkeit und Frechheit verübten. Zwei Brüder Zappen waren die frechsten dieser Räuber und trieben lange Zeit ihre Frevel, aber nicht ungestraft, denn Ritter Bruyn der Richtmann fing einen der Brüder auf seinen bösen Schlichen und erhängte ihn und mehrere seiner Raubgenossen. Auch säumte er nicht, mit anderen mannhaften Biedermännern den übrigen Räubern überall aufzupassen und, wo er sie nur fand, ihnen den Garaus zu machen. Dies erbitterte das schändliche Gesindel aufs Heftigste und der eine Zappen sann, den Tod seines Bruders auf's Fürchterlichste zu rächen. In einer stürmischen Herbstnacht hatte er alle seine Raubgenossen um sich versammelt und es gelang ihnen, die Burg zu erklettern, ehe es im Innern derselben Jemand gewahret hatte. Mordlärm schreckte den Ritter und die Seinigen aus dem Schlafe und sie Alle fielen als ein Opfer schnöder Rachewuth unter den Schwertern der Räuber. Weiber und Kinder sogar wurden aufs Grausamste umgebracht. Doch Ritter Bruno, von den Räubern entkleidet und gebunden, starb den grausamsten Martertod. Mit einer hölzernen Säge, die man zuvor zu diesem Schandwerke geschnitzt, wurde er langsam durchsägt unter dem Hohngelächter seiner Mörder, die darauf die Burg plünderten und in Brand steckten.

Solche fast beispiellose *) Grausamkeit, durch schänd-

---

*) David verfuhr also gegen das ganze Volk der Amalekiten. 2 Samuelis XII. 31.

liche Räuberhände verübt, hat sich von Geschlecht zu Geschlecht in der Sage uns überliefert, und es heißt, daß die frechen Mörder, die bald nach jener That sämmtlich eines gewaltsamen Todes gestorben, als nächtliche Poltergeister in der nach dem Brande wieder aufgebauten Burg umgegangen und die Bewohner geschreckt hätten. Darum haben denn auch die Herren von Steinen, die durch Erbschaft damals in deren Besitz gelangt, den Rittersitz verfallen lassen und nicht wieder aufgebauet. Die thörichten Leute aber, die dort nach verborgenen Schätzen gegraben, wovon noch viele Sagen, sind leer ausgegangen, denn auch in damaliger Zeit war man so klug, Gold und Silber nicht unter der Erde zu verstecken.

Die Hexenfahrt.

(Bergisches Volksmährchen aus dem 15. Jahrhunderte.)

Es war vor ungefähr 350 Jahren, da noch der Hexenunfug manchen guten Christen beunruhigte, als auf einem Meierhofe zu Dingskirchen im Bergischen zwei recht hübsche Landmädchen wohnten mit Namen Odilia und Adelheid. Rücksichten erlauben mir nicht, den Hof und den Familiennamen der Mädchen zu nennen, und dies um so mehr, als beide noch in den Marken unseres Landes bestehen. Doch verstößt dieses nichts in dem Verständnisse der Begebenheit, und ich erzähle weiter, daß die hübschen Kinder, einzige Töchter eines sehr wohlhabenden Landmannes, demselben in dessen Wittwerstande die Haushaltung führten. Allein wie sehr auch die Aussicht einer reichen Erbschaft die Schaar der Freier ködern mag, so hatten diese Mädchen, an der letzten Gränze ihrer schönen Jahre stehend, noch keinen ernstlichen Brautbewerber nahen gesehen. Dies mag uns heutzutage wohl gar seltsam erscheinen, allein denen, die mit damaligen Zeitverhältnissen vertraut sind, darf ich nur sagen, daß die Verschmähten aus einem der Hexerei bezüchtigten Geschlechte abstammten, und sie werden darin einen hinreichenden Grund der für fast dreißigjährige Jungfrauen sehr kränkenden Zurücksetzung gewahren. Die Großmutter, sowie die Urgroßmutter und deren vier Schwestern waren als offenkundige Hexen von den hochwürdigen Herren Dominikanern bezeichnet und nach ihrem ausgefolterten Geständnisse zum Triumphe der Christenheit feierlich verbrannt worden. Die Mutter, wie sehr auch die Töchter ihren Tod als zu frühe beweinten, mochte wohl noch eben zur rechten Zeit an einer natürlichen Krankheit verschieden sein, denn man munkelte damals schon viel von ihren verbotenen Teufelskünsten, und die etwas leichtsinnige Adelheid soll als zehnjähriges Kind einer ihrer Gespielinnen vertraut haben, daß ihre Mutter den Absud von Kröten und Froschlaich in Hexelstroh gieße, woraus

Raupen entständen, welche sie in die Gärten der Nachbaren trage. Auch soll sie erzählt haben, daß ihre Mutter sie schon allerlei Kunststückchen durch Teufelsmacht lehre, und daß sie schon verstehe, bei Mondschein abgefallene Birnen in langschweifige Mäuse zu verwandeln, und sie dabei nur noch nicht mit dem Geheimnisse vertraut sei, dieselben auch mit Haaren zu versehen. Solcher nackten Mäuse soll sie auch wirklich zur Belustigung ihrer staunenden Gespielinnen vor deren Augen geschaffen haben und dergl. — Als sie aber von älteren Leuten um diese Sachen gefragt wurde, läugnete sie, wahrscheinlich von der Mutter ausgescholten und belehrt, Alles, und so blieb es denn auch fortan bei zweideutigen Gereden. Selbst nachdem die rüstige Meiersfrau gestorben war, mochten etwas empfindliche Leute, die leicht Hexereien wittern, den Hof nicht gern betreten, und wunderten sich auch Fremde über den guten Fortgang der Bewirthschaftung, und priesen des Meiers gesegneten Fleiß, so hieß es: „Alles hat seine Ursachen und dort sind es nicht die christlichsten, weil's nicht mit guten Dingen zugeht.“ Dabei verschob man die Schulter und erzählte von Leuten, die ohne viel Schweiß und Schwielen zu hohem Wohlstande gelangt seien; von einem Hausgeiste, von Heckethalern, von Hahnenei und dergl. Dies verfehlte denn auch insoweit seine Wirkung nicht, daß die Jungfern Odilia und Adelheid keine Freier erhielten, bis sich endlich zwei junge beherzte Bursche aus der Fremde im Kirchspiele niederließen. Diese waren Meister Peter, der lustige Schneidergesell und Johannes, der Ackerknecht. Beide sagten, man müsse den Teufel nimmer fürchten, sondern seiner spotten, um ihn vom Leibe zu halten, und so wagten sie es, die hier nichts zu verlieren und viel zu gewinnen hatten, mit den schönen Meierinnen, von denen sie gar wohl empfangen wurden. Bald waren die Pärchen vertraut und man sprach schon vom Heirathen. Da mußten die wackeren Bursche jeglichen Abends, wenn die Arbeit ruhete, ihre Schönen besuchen, wie es so unter dem lieben Landvolke bei Freiersleuten noch jetzo Brauch ist, und dann sorgten die züchtigen Mädchen dafür, daß die übrige Hausgenossenschaft

nicht Zeuge ihrer heimlichen Angelegenheiten sei, sondern schon das Pfühl der Ruhe gesucht habe. So kam denn auch die Mainacht, für welche sich die Bäuerinnen unter allerlei Vorwänden den sonst so freudenreichen Besuch verbeten hatten. Die Bursche aber, weil sie nicht lassen konnten von liebgewonnener Gewohnheit, oder weil sie unheimliche Ahnungen, oder aber gar Eifersucht antrieb, eilten um gewohnte Zeit dem stillen Meierhofe zu, wo schon Alles zu schlummern schien. Sie waren rings um das Haus geschlichen, ohne etwas regen zu hören und wollten sich schon, ärgerlich geworden, entfernen, als sie in der Küche des Hauses Licht erblickten und wohlbekannte Stimmen dort flüstern hörten. Schnell stiegen sie an das Küchenfenster und bemerkten, wie ihre beiden Liebchen dort mit ihrem Feiertagsschmucke beschäftigt waren, und hörten sie von den Freuden eines Festes erzählen, das sie eben besuchen wollten. Soviel konnten die gespannten Lauscher zwischen dem Lachen und Kichern der Schwestern heraushorchen; allein was dies Alles nun eigentlich heißen sollte, gewahrten sie erst, als jetzt ein wohlverschlossenes Töpfchen aufgedeckt wurde, worein Odilia und Adelheid die Finger tauchten und sich dann Hals und Nacken rieben, indem sie die Verslein sprachen:

„Mit Windesbraus
„Zum Schornstein 'raus!
„In's Hexenreich
„Ueber alle Hecken und Sträuch'!"

Kaum war das letzte Wort verklungen, als beide Mädchen vor den Augen ihrer erstaunten Galane sich erhoben und auf einem Besen reitend, schnell wie der Wind, durch den Rauchfang hinauf flogen.

„Das ist ein Hexenritt, leibhaftige Hexen sinds!" rief der Ackerknecht Johannes gar unmuthig. — „Laß es sein, was es will!" sagte der leichtfertige Schneidergeselle Peter: „das Töpflein steht noch da, ich habe den Hokuspokus gar wohl abgesehen, und jetzt ist es an uns, die Schätzchen zu überraschen auf ihren heimlichen Schlichen!" — „In's Hexenland Afrika?" brummte Johannes: „in des Teufels Reich? Da mag der Kukuk hinreiten. Wenn mir auch nicht bang ist vor dem Teufel,

so scheu' ich doch so halsbrechende Arbeit!" — „Sei kein Dummkopf (entgegnete der Begleiter), wo's Adelheidchen ist, da ist's mir gut genug, und nun komme, Bärenbeißer, und laß dich mit der Teufelssalbe flinker machen, als du bisher warest!" — Johannes überlegte noch, allein der beherzte Peter wußte ihn durch die Geläufigkeit seiner Zunge dermaßen zu rühren, daß ihm die Zeit lang wurde, bis er Odilien gesehen; er kroch durch den bekannten Schlupfwinkel mit seinem Freunde in die Küche, und nachdem dieser ihm die wohlgemerkten Ceremonieen noch mehrmals vorgemacht hatte, bot er seinen breiten Nacken willig zur Salbung dar. In Ermangelung eines Besens hatte Peter eine Ofengabel, Hans aber einen Rechen ergriffen, und nachdem sie sich genugsam gesalbt und ihre seltsamen Pferdevertreter an sich genommen hatten, sprachen sie den Hexenspruch aus, wobei sich aber der tölpelhafte Johannes im Schlusse versah, und statt „über" „durch alle Hecken und Sträuche" sagte, worauf beide, von unsichtbarer Macht aufgenommen, mit Windesschnelle zum Schornstein hinaus, durch die dunkle Nacht hinschossen: Peter hoch über Land und Wasser, Hans aber durch Hecken nnd Sträuche, so daß er elendig von Dornen und Zweigen zerstochen und zerkratzt eben nicht die angenehmste Fahrt hatte. Zwar schützte der Kamm des Rechens, den er zum Glück über seinen Kopf hinaus hielt, ihn vor dem Schlimmern; doch gings arg genug her, und nur die Schnelligkeit der Bewegung und der Schrecken der Ueberraschung, sowie die Erwartung der Dinge, die er schauen sollte, ließen die Schmerzlaute, die sich in seiner Brust bildeten, nicht austönen. Doch aller Schmerzen vergaß er, als er sich mit Einem Male in einem großen lichterfüllten Saale sah, wo der durch keine Hecken und Sträuche aufgehaltene Genoß Peter nach dem Staunen und dem Jubel der Ueberraschung schon mit seiner Adelheid im Ringelreihen tanzte. Dort war eine Pracht und eine Lust, die sich nicht beschreiben lassen, und obgleich Alles nicht mit guten Dingen zuging, und der Teufel selber den Vortanz führte und die Gäste mit Wein und Confect bediente, so war diese Bedienung und der verbreitete Jubel doch der Art, und Alle hatte eine

solche Ausgelassenheit in aller möglichen Ergötzlichkeit ergriffen, daß auch Hans und Peter ewig dort hätten verbleiben mögen. Jedoch das Reich des Satans dauert nicht lange, und als die Mitternacht vorbei war, als der Oberste der Teufel die Morgenluft zu wittern begann — da hieß es aufgebrochen, und jedem Gaste wurde ein Thier zum Heimritte gesattelt. Johannes, der von Odilien durch Hexenkunst von den Dornstichen wieder gänzlich geheilt war, mußte sich, den Rechen statt einer Peitsche in der Hand, auf ein dreitägiges Kalb, Peter mit seiner Ofengabel auf einen dreijährigen Ziegenbock setzen, welche Thiere ihnen die Meierinnen vorführten mit der Bemerkung, daß diese Hexenpferde sie beim ersten Antreiben in drei Sprüngen würden hinbringen bis in die Küche des Meierhofes; nur dürften sie sich weder umsehen, noch ein Wort reden. Da flogen die Mädchen wie der Wind auf Fledermäusen davon, links und rechts, rund herum sauste es durch die stockfinstere Nacht von luftigen Reitern — da stießen auch die beiden Burschen ihre Thiere in die Rippen und schwangen Rechen und Gabel. Dicht neben einander gings mit Einem Sprunge über ein großes Meer, wo erhellte Schiffe drunten in der Nacht sichtbar wurden; dann mit dem zweiten Sprunge wohl hundert Meilen über's Land, über Flüsse, Städte und Berge. Da hielten die Thiere etwas an, als wollten sie verschnaufen. „Holla!“ keuchte Johannes: „Das heiß' ich aber zwei gute Sprünge für ein dreitägiges Kälbchen!“ — Kaum hatte er's gesagt, so lag er, so lang er gewachsen, am Boden — fort durch die Luft sauste das Kalb zurück, Peter vorwärts mit seinem Ziegenbocke. Der unglücksame früher wie Lazarus zerfetzte, jetzt wie Ismael verlassene Hans lag da, rings war's dichte Nacht und er wußte nicht, wo er war, noch was er beginnen sollte. Im Rausche, den er auf dem Hexenfeste sich angetrunken, schlief er ein und dachte, am Tage werde er wohl den Weg nach Hause gewahren. Der Tag kam, Johannes erwachte und sah sich in einer ganz fremden Gegend, auf hohem Berge, nur unbewohnte Höhen um sich, und tief unten im Thale einen Schaafhirten, der auf einer grünen Wiese seine

Heerde trieb. Von den seltsamsten Erinnerungen begleitet, von den sonderbarsten Vorstellungen gequält, nahete er dem Schäfer und fragte denselben um den Weg nach Dingskirchen, seinem Dorfe. Der Schäfer sah ihn staunend an, als ob er ihn nicht verstehe, und zuckte die Achsel. Da bat der zerzauſete Ackerknecht: der des Dorfes unkundige Mann möchte ihm sagen, wohinaus denn die große weltberühmte heilige Stadt Cöln liege, die seinem Wohnorte nachbarlich gelegen; doch jener sah ihn wiederum mit großen Augen an und knurrte als Jemand, den man zum Besten haben will: „Wos woaß i von Cölen! Gang Er sain Weg und hob mi nit z'm Narr, i g'si holt gons Tyrol dürichlaufa und woaß nix von ainer Stadt Cölen!“ — Wie erschrak der arme Johannes, als er hörte, daß er wohl hundert Meilen von seiner Heimath entfernt, in einem Lande sei, wo man ihm den beschwerlichen Heimweg nicht einmal zu zeigen wisse. Erst in Inspruck, das er darauf erreichte, erfuhr er die Richtung des Weges und kam endlich nach drei Monaten — die Erndte war schon vorbei — nachdem er durch Betteln sein Leben kümmerlich gefristet, zerlumpt und abgezehrt in Dingskirchen an, wo er gleich bei seinem Eintritte erfuhr, daß sein Genoß Peter das Schneiderhandwerk niedergelegt, die reiche Meierstochter Adelheid geheirathet und Alles vollauf habe. Doch als Peter seinen todtvermeinten Freund wiedersah, nahm er zum letzten Male die Scheere und Nadel zur Hand, putzte ihn, wie es einem Freier ziemt, und führte ihn der sehnsüchtigen Odilia zu. Auf dem Meierhofe vergaß man über der lustigen Hochzeit bald aller Abenteuer der Mainacht, und die beiden Frauen versprachen, sich nimmer wieder mit Hexensalbe zu salben, nimmer wieder mit dem leidigen Satan zu verkehren. Dies haben sie auch redlich gehalten und sind ehrliche und christliche Bäuerinnen geblieben in langer Lebensdauer bis an ihr seliges Ende. Auch ist es von ihren vielen Nachbaren keinem mehr eingefallen, Hexerei zu treiben, und wenn auch noch nachher im Bergischen Weiber und Männer wegen Umgangs mit dem Teufel und abscheulichen Unfugs halber angeklagt und verbrannt

wurden, so hat sich dies Unwesen jetzt doch schon längst gelegt, und kaum weiß man nur noch zu sagen, daß diese oder jene Person aus einem Hexengeschlechte (von Hexenart) abstamme, daß ihre Großmutter des Nachbars Kuhstall behext, des Küsters Kind verwünscht oder dem Metzger X Finnen ins Schlachtvieh gezaubert habe. Was dem heiligen Dominikus und seinen Folterkammern, seinen Blutwerkzeugen und Scheiterhaufen nicht gelang, das hat mit ihrem beseligenden Lichte die göttliche Aufklärung bewirkt: wir haben jetzt keine Hexen mehr. Mag man auch jetzt noch in unserem Lande bei so vielen holden Mädchen von einer Zaubergewalt sprechen, so ist nichts Satanisches darunter zu verstehen, sondern etwas Himmlisches und gar Liebliches. Solche Zaubereien verbrennen wir nicht mehr, sondern wärmen unsere Seelen an ihrem süßen Feuer.

Die Ritter zu Stammheim.

(Eine Begebenheit aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts.)

Wie gottgefällig das Werk eines frommen Kreuzzuges sei, gab sich durch viele Wunder kund, die uns bis jetzt aufbehalten blieben. Der Kranke genas, für den sich ein wackerer Streiter gegen Jerusalem gelobte; die Frau desjenigen, der die Heiden zu bekämpfen nach Palästina ging, kam ohne Schmerzen nieder und manche edle Jungfrau (sagt ein treuherziger Mönch) wurde dadurch, daß sie ihren ritterlichen Bräutigam zur Vertilgung der Sarazenen als dem Mittel, ihre Hand zu erwerben, anspornte (welche hohe Gnade!), zum Heile des Nonnenlebens bekehrt. Da sah man rings viele Kreuze am Himmel; am Tage dunkel, aus Wolken gebildet, bei Nacht aber feurig

und leuchtend, gleich den Fixsternen. Alles eilte zum heiligen Kriege, was nur eine Lanze zu tragen vermochte. Wer, nachdem er das Gelübde der Fahrt gethan hatte, zu arm, zu alt oder zu schwächlich zu solcher Rüstung befunden wurde, durfte zwar gegen sonstige gute Werke daheim bleiben; der wirklich fähige Mann aber setzte sich dem Zorne des Himmels Preis, wenn er aus Furcht, Geiz oder Liebe zum Wohlleben die gelobte Fahrt nicht willig antrat.

Um diese Zeit, im Jahre 1206 wohnten zu Stammheim am Rhein in festem Ritterschlosse zwei Brüder, der ältere Hugo, der jüngere Günther von Stammheim geheißen. Beide waren wackere Ritter und mächtige reiche Herren, die ersten unter den Vasallen des Grafen von Berg. Hugo war verheirathet und hatte fünf Söhne, Günther hingegen war unvermählt, aber Bräutigam und gedachte in kurzer Zeit eine eben so schöne, als tugendhafte Braut als Gattinn heimzuführen. Da wurde in Deutschland von allen Kanzeln ein Kreuzzug gepredigt, und Hugo, von dem Elende der Christen in Paläſtina aufs Innigste gerührt und im Zorne gegen die wilden Sarazenen, die das heilige Grab mit Schmach bedrohten, nahm gläubig das Kreuz und gelobte die Fahrt zur Vernichtung der Ungläubigen. Als aber der Tag der Abreise heran nahete, da fiel es ihm schwer auf die Seele, von Weib und Kind und trauter Heimath sich trennen zu müssen, und er ging traurig sinnend umher, und fand keinen Vorwand, die Fahrt abzulehnen. Da wohnte aber in der Nähe ein reicher Wucherer, ein Müller, der, wie solche gewöhnlich sind, viel pfiffiger zu sein glaubte, als andere ehrliche Männer, der hatte auch das Gelübde gethan und sich mit 5 Talenten Silbers von demselben losgekauft. Er sah den Ritter Hugo eines Morgens gebeugten Hauptes und traurig vorbei reiten, und da er die Ursache dieses Trübsinnes errieth, so rief er den Ritter an und überredete ihn, wie er selber gethan, sich für 5 Talente loszukaufen, damit er bei Weib und Kind ungefährdet daheim verbleiben könne, was doch viel vernünftiger sei, als sich in fernem Land ein frühes Grab zu suchen. Kaum aber hatte der Müller diese

gotteslästerlichen Reden ausgestoßen, so vernahm man ein Getümmel in der Mühle, als ob die leeren Steine sich rieben. Der gottlose Wucherer verließ den Ritter und eilte hin. Aber da begegneten ihm zwei feuersprühende schwarze Rosse und auf einem derselben ein pechschwarzer Reiter, der ihn zwang, den ledigen Rappen zu besteigen, worauf er spornstreichs in des Ritters Anblick mit ihm zur Hölle eilte. Dort mußte er (so rief es der schwarze Reiter) in Ewigkeit auf einem glühenden Stuhle sitzen und neben ihm seine Gattinn, die im Schrecken darüber, daß ihr Mann geholt wurde, hinter ihn auf das Roß gesprungen war. — Dies Alles sah, dies hörte der Ritter Hugo von Stammheim und sein ganz verzagtes Gemüth wurde dadurch noch mehr alles Trostes beraubt. Er konnte sich nicht ermannen, den gelobten Zug anzutreten, und das Gelübde zu brechen hatte er in Erinnerung an des Müllers Ausgang eben so geringen Muth. Deshalb ging er von Beichtvater zu Beichtvater und endlich gar zum Bischofe und erfuhr, daß er seines Gelübdes Lösung wohl ohne allen Schaden an Leib und Seele erlangen könne, wenn ein ebenbürtiger Ritter die Fahrt ihm zu Liebe nnd für ihn unternehme. Da jammerte und flehte er so lange, bis sein Bruder Günther von seinem Jammer gerührt wurde und versprach, an seine Stelle einzutreten. Frommen Gemüthes gab die Braut dazu ihren Beifall und Ritter Günther zog über Meer, der wackerste von allen Streitern Gottes. Da begab es sich, daß die unfern Edessa lagernden Christen durch den Sultan von Babylon in einer blutigen Feldschlacht hart gedrängt wurden. Ritter Günther war schwerverwundet und vom Blutverluste ohnmächtig in sein Zelt getragen worden. Als er zur Besinnung wieder erwachte, da hörte er immer näher dringen den Siegjubel der Ungläubigen und bald wimmelte das Lager von Entmuthigten und von Verwundeten, die das Heil in der Flucht suchten, wo es doch nur im Kampfe zu erwerben war. Dies empörte den auf den Tod verwundeten Ritter Günther von Stammheim dergestalt, daß er sich von seinem Lager erhob und seine blutigen schartigen Waffen ergriff. Da sah er die bleiche Erscheinung seines

Bruders Hugo, dessen Gattinn und Kinder jammernd an seinem Zelte vorübereilen, dort in den Grund tauchen und verschwinden. Den Halbentseelten belebte plötzlich höhere Kraft. Den Schild hoch emporhaltend und das Schwert schwingend stürzte er daher, als ob ihn keine Nadelritze verletzt habe, mitten gegen die dichteste Schaar der andrängenden Feinde und den Kreuzrittern ein fester Schutzwall, hinter welchem sie sich sammelten, schlug er die Ungläubigen nieder oder sprengte sie aus einander. Die entmuthigten Christen gewannen durch dies Wunder neue Kraft, der drohende Feind wurde zurück gestürmt und endlich vollkommen besiegt. Ritter Günther von Stammheim focht gleich einem Macchabäer, seine Wunden waren geheilt und seine Kraft verdoppelte sich mit jedem Schwertstreich, der das Haupt eines Sarazenen spaltete. Da war Günther der Held des Tages und Alle naheten ihm mit Lobpreisung seiner Heldenthaten. Er aber, des augenscheinlichen Wunders und der Erscheinung seines Bruders eingedenk, gab Gott die Ehre, und war erfüllt mit Besorgniß um die theuren Angehörigen. Nachdem der Feind gedemüthigt und Jerusalem den Christen gesichert war, schiffte er sich zur Heimath ein, kam wohlbehalten an den Rhein und fragte nach seinem Bruder -- da war dieser mit Weib und Kindern verschieden an dem nämlichen Tage und in der nämlichen Stunde, als er aus dem Fiebertaumel seines Blutverlustes erwacht und zur Vernichtung des Feindes durch Gottes Wunder mit neuem Leben erstarkt war. Dies bedeutete auch die Erscheinung der bleichen Gespenster der Verblichenen.

„Daran wird klar (sagt uns der Mönch, der dies berichtet) wie Gott beisteht denen, die seinem Rufe folgen und wie er diejenigen schlägt, die sich fürchten, für ihn zum Streite zu ziehen, denn wer sein Leben zu erhalten gedenkt, der wird es verlieren, und der es muthig dran setzt für den Herrn, der wird es erhalten."

Ritter Günther aber führte freudiglich seine tugendsame Braut heim und pflanzte sein Geschlecht fort in der väterlichen Burg. Er lebte noch viele Jahre in ungetrübtem Glücke und sah Söhne und Töchter und deren

Kinder blühend heranwachsen. Von seinen Söhnen wurde Bruno der Mundschenk des Erzbischofs von Cöln und Adolph als tapferer Truchseß des Grafen von Berg genannt (1224 — 1238). Sein Enkel Adolph, des vorigen Adolphs Sohn, war (1238—1276) seinem Großvater ähnlich an Muth, Rittersinn und Biederkeit. So auch machten dessen Nachkommen Adolph (1271 — 1309), Paul, Lothar und Wilhelm ihren Ahnen Ehre, bis das Geschlecht derer von Stammheim zu Stammheim erst im 16. Jahrhunderte erlosch und die Güter an die Herren von Diependahl kamen.

Der Heiligenborn und die Heiligthümer zu Gräfrath.

(Klostergeschichte und Sage.)

In dem Thaleinschnitte, der sich von Gräfrath der Heerstraße entlang gegen die Wupper hinzieht, findet man unfern von dem jetzigen betriebsamen Flecken oder der sogenannten Freiheit eine starke klare Quelle, die jetzo noch den Namen Heiligenborn führt. So wie von dem nachbarlichen Sonnenborn zu Sonnborn und dem Heidenpützchen zu Burg haben sich von diesem Waldwasser dunkle Sagen aus uralter Zeit im Volke erhalten, welche alle darauf hindeuten, daß diese Quelle ein im deutschen Alterthume den Asen geheiligtes Wywasser war, zu welchem fromme Heiden weither waldfahrteten, worein sie die Neugeborenen tauchten, wo sie opferten und sich mit diesem heiligen Wasser die Leibesgebrechen, wie auch die von ihren Eltern angeerbten und außer Meineid und Verrath auch die selber vollbrachten Sünden abzuwaschen glaubten. Wie aber die Christenbekehrer den

heidnischen, übrigens sehr sinnigen Gebrauch des Wywassers (Weihwassers) bei den damals mehr wie jetzt an allem Herkömmlichen festhaltenden Germanen zu verdrängen nicht vermochten, eben so unmöglich war es, den Ruf der Heiligkeit, in welchem der Ort stand, wo das Wywasser quoll, verschwinden zu machen und die Pilgerfahrten dorthin auf einmal zu unterdrücken. Sie ließen dem Volke den Glauben an die Heiligkeit des Ortes und schoben blos christliche Legenden und Wundersagen unter,*) wodurch die heidnischen Namen allmählig vergessen wurden. Die Sache aber blieb nach wie vor. Anfangs wurde das heilige Wasser für die Kirche auch noch aus den heiligen Quellen geschöpft und dann gesegnet; nachher jedes frische Wasser ohne Wahl zu Weihwasser gesegnet. Damals aber, im achten Jahrhunderte, als die Gegend von Gräfrath für immer zum Christenthume bekehrt wurde, war dort von jetzigem Anbau noch ein gar geringer Anfang gemacht. Rings um die Quelle und wo jetzo der Flecken mit seinen Gärten und Obsthainen so freundlich die Hügelabhänge bedeckt, grauete finstere Waldung. Als diese allmählig gelichtet wurde und Weiler und Gehöfte fleißige Anbauer umschlossen, zählte man diese zu der Gemeinde Wald, wo schon frühe eine christliche Kirche erbauet war, über welche der Abt des Benedictinerklosters Deuz das Patronatrecht übte. Um aber dem gläubigen Vertrauen zum heiligen Born und den Wallfahrten dorthin die altdeutsche Bedeutung zu nehmen und ihn zum Ziele christlicher Frömmigkeit umzuschaffen, erbauete man dort eine der Muttergottes geweihete Kapelle, die der Kirche zu Wald unterworfen blieb, wohin die Wallfahrten **) noch lange fortdauerten und wo sich die alten Wunder der Heidengötter jetzt auf christliche Weise wiederholten. Noch im-

---

*) So lehrten die Briefe des Bischofs Daniel von Wincheſter an Bonifacius und Papst Gregor den Großen.

**) Der Name Wallfahrt, deutsch-heidnischen Ursprungs, kommt nicht her von Wallen, sondern bedeutet eine Fahrt in den Wald, wo die Götter verehrt und die Heiligthümer besucht wurden.

mer blieb die nähere Umgebung der Kapelle unbewohnt, oder es befanden sich in ihrer Nähe doch nur ärmliche Hütten, die zur Aufnahme der ferneher ziehenden Pilger nicht genügten. Zu deren Bequemlichkeit aber und wegen der Heiligkeit des Ortes, die auch der Gott der Christen forthin durch Wunder bewies *), verfielen fromme Leute darauf, dort ein Kloster zu errichten, und die Mönche zu Deuz und zu Gladbach suchten die reichen Gläubigen hierzu anzuregen. Gegen die Mitte des 12. Jahrhunderts wurde die Sache besonders in Anregung gebracht und Anfangs hieß es, die obigen Klöster und der Erzbischof von Cöln würden die Stiftung anheben, doch unterblieb es, bis die Wittwe des Grafen von Molbach (in der Eifel) mit ihrer Tochter und ihrem Tochtermanne sich dem frommen Werke unterzogen und gemäß einer Urkunde vom Jahre 1177 die zur Errichtung und zur Erhaltung des Klosters nothwendigen Mittel darreichte. **) Doch der Bau unterblieb, bis im Jahre 1185 die Aebtissinn Elisabeth von Vilich die Sache wieder aufnahm. Am 15. December des obigen Jahres fundirte sie die Stiftung unter Bewilligung des Erzbischofs von Cöln, Philipp von Heinsberg und des Abtes Florenz von Deuz, der zum Vortheil des frommen Werkes auf sein dortiges Patronatrecht feierlich verzichtete. ***) Der Bau begann mitten im Eichenwalde und als das Gebäude fertig, die schwesterliche Genossenschaft dareingezogen und die Einrichtungen getroffen waren, weihete der Erzbischof Philipp das Kloster sonderlich zur Ehre Gottes und der Jungfrau Maria, bestätigte am 31. Juni 1187 die Stiftung und unterwarf sie der Abtei Vilich, von wo sie ausgegangen durch die fromme Aebtinn Elisabeth. Das also gestiftete Kloster wuchs bald an irdischen Gütern, sowie an Heiligkeit. Es zählte über

---

*) Teschenmacher ann. cit. pag. 418; Gelenius vita S. Engelberti pag. 265.

**) Cremer ak. Betr. cit. tom. III. p. 55.

***) Cremer l. c. pag. 58 — 60. Binterim, die Erzdiözese Cöln, Bd. I. S. 87.

dreißig bedeutende Meierhöfe, meistens Geschenke der Grafen von Berg und benachbarter Adeligen, sowie der Erzbischöfe von Cöln. So z. B. Groß-Eigen, Mönchhof, Bofert, Zurlinden, Höhe, Grünwald, Steibeck, Klusen, Hemmelrath, Heiderhof, Flockenholz, Steinsiepen u. A. — Den schöngelegenen Buchenhof an der Wupper erhielt es von Wolfgang dem Ritter von Kronenberg als Sühnopfer für dessen Nonnenraub im Jahre 1237.*) Auch standen dem Kloster mehrere Patronatrechte, wie das zu Grüten, Homberg und Düssel zu; es besaß mehrere Weinberge am Rhein und den Gräfratherhof binnen den Stadtmauern von Cöln, sowie viele Gerechtsame, worunter besonders merkwürdig das Weinschenkmonopol binnen Gräfrath, welches das Kloster anfangs selber geübt, nachher aber für jährliche 40 Reichsthaler verpachtet hatte.

Die Kleidung der Nonnen war von weißer Leinwand, die Kopfbedeckung weiß und schwarz; das Leben der Augustinerregel gemäß. Zu mehreren Malen aber wurden Reformen nothwendig wegen Ausschweifungen, wozu leider noch in jüngerer Zeit skelettirte Beweise aufgefunden und begraben wurden. Bis zu Anfang des 14. Jahrhunderts war Gräfrath ein bürgerliches Stift, von da an aber sollten blos 18 Gräfinnen oder freiadelige Baronessen, die die Adelprobe auszuhalten vermochten, Aufnahme finden, woher es kam, daß der Convent zuletzt so dünn wurde und man der Geselligkeit halber sich wieder bequemen mußte, zu den Stiftsdamen auch Bürgerliche aufzunehmen unter dem Namen von Chorschwestern. — Besonders die Adelseigenschaft verursachte, daß es mit der Regelstrenge nicht ganz genau genommen wurde. Die Stiftsjungfrauen durften sogar selbander lustwandeln, und mit Besuchen nahm man es gar nicht genau, wovon denn noch manche Curiosität zu erzählen wäre, wenn man solche Sachen nicht lieber mit

---

*) Am heiligen Annatage, den 25. Juli, der, wie Katharina und St. Augustin, bis zur Aufhebung Hauptfesttage blieb. Siehe Vorzeit 1. Bd. S. 210.

Stillschweigen übergehen möchte. Dessenungeachtet hatte man das Noviziat zuletzt auf zweijährige Dauer verlängert. — Von sonstigen merkwürdigen Schicksalen des Klosters wird besonders ein zweimaliger Brand erwähnt. Bei dem ersten Brande wurden Kirche und Kloster zerstört; beim anderen blieb die Kirche stehen und die Nönnchen wohnten sieben Jahre in einem Nebengebäude, der Klosterweinschenke, bis die Aebtissinn, eine Gräfinn von Landsberg in Westphalen, die jetzigen Gebäude errichtete und auch an die Kirche einen unsymmetrischen Anbau machte gemäß ihrer geschmacklosen Zeit. Die übrige Geschichte des Klosters bietet wenig Anziehendes dar. Bei der Aufhebung unter der Aebtinn von Poseck im August des Jahres 1803 waren noch acht Fräulein und zwei Chorschwestern vorhanden, sich der langersehnten Freiheit zu erfreuen. Nach der Aufhebung war die Schule (die auch früher vom Kloster dotirt) und 17 arme Familien in dem Gebäude. Als im Jahre 1816 der Landwehrstamm dort Wohnung fand, riß man ein Drittheil des Gebäudes, den Flügel, welchen die Nonnen bewohnt hatten, ab.

Viele vornehme Damen haben sich im Kloster Gräfrath dem Himmel geweihet, am berühmtesten aber wurde es durch die Nonne Catharina, eine geborene Gräfinn von Hückeswagen (Hoikeshoven), die im Jahre 1303 ins Kloster trat und dort im Geruche der Heiligkeit (1316 am 25. November) starb, sowie durch die vielen damals hochgeschätzten Heiligthümer, die diese bergische heilige Katharina durch eine Partikul von ihrer orientalischen Namensschwester vom Berge Sinai auf wunderbare Weise vermehrte. Die Geschichte dieser Heiligen stellt den Geist und die Wundersucht damaliger Zeit so getreu ins Licht, daß sie wohl hier eine günstige Aufnahme finden möchte. *)

Die Nonne Katharina entfloh dem Glanze der Welt, legte ihre kostbaren Gewande ab, schor ihr Haupt und diente in Demuth dem Himmel bei Wasser und bei Brod, ihrer einzigen Nahrung. Ihr Bette war der harte Boden und ihr Hauptpfühl ein Holzblock, ihr Tagewerk

*) Vergl. unter Andern Th. Ray l. c. p. 122. et p. 198.

Gebet und ihr Ergötzen die schärfste Kasteiung. Auf bloßem zartem Leibe trug sie ein rauhes härenes Gewand, an verschiedenen Stellen durch Wollkratzen noch beschwerlicher gemacht und es umgürtete die Lenden eine schwere Eisenkette, deren scharfe Kanten tief in das gequälte Fleisch drangen.*) Solche harte Bußübungen vergütigte ihr Gott durch viele Wunder und Gnadenbezeugungen. Als sie, die aller Sinnenergötzung abhold, einmal durch den Gesang der Nachtigallen im Gebete gestört worden, beschwor und bannte sie diese Vöglein, daß sie den Ort bis auf die heutige Stunde meiden mußten. Größere Gnade wurde ihr im Jahre 1309 zu Theil. Da befand sie sich eines Tages in brünstigem Gebete für ihren Bruder, der, ein Ordensritter des Sanct Johannes auf Rhodus, eine Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande angetreten hatte und flehete um dessen glückliche Heimkehr in sein Vaterland. Während sie so da kniete in himmlische Andacht verloren, da erschien vor ihr ein wunderschöner Jüngling, legte ihr ein reichverziertes silbernes Kästlein in den Schooß und verschwand dann, holdlächelnd wie er gekommen. Die Heilige öffnete das Kästchen und fand ein Beinlein nicht größer als ein Waizenkorn in demselben, dessen Bedeutung sie nicht zu erklären wußte. Doch verwahrte sie gar wohl das Geschenk des Engels und hoffte von der Zeit eine Aufklärung darüber. Einige Monate darauf kam ihr Bruder, der Ordensritter, in der Heimath an und besuchte seine Schwester. Da erzählte er ihr, wie er allerbetrübt darüber sei, daß er eine schöne Reliquie von der heiligen Katharina, ihrer morgenländischen Namenspatroninn, erworben und ihr zum Geschenke bestimmt habe, auf dem Meere aber bei entstandenem Ungewitter dieselbe in die Wellen haben werfen müssen, um den Sturm zu stillen und Schiff und Mannschaft zu erretten. Darauf erzählte er ferner, daß diese Reliquie, die

---

*) Diese Kette wird noch zu Gräfrath als eine Reliquie aufbewahrt und wurde ehedem den kreisenden Frauen aufgelegt, damit sie leichter gebären sollten. Ray l. c. p. 198.

er auf dem Berge Sinai am Grabe der Heiligen von einem frommen Eremiten erhandelte, in einem Beinlein bestanden habe von der Größe eines Waizenkornes und daß dies in einem reichverzierten silbernen Kästlein verschlossen gewesen sei. Als sie nun den Ritter fragte, an welchem Tage er das Kästlein ins Meer geworfen habe, da fand sich, daß es gerade zur selbigen Stunde gewesen, als ihr der Engel erschienen war. Nun holte sie das von ihm erhaltene Geschenk und der Ordensritter erkannte es für dasselbe, mit welchem er den Meersturm gestillt und Schiff und Bemannung errettet hatte. Es dankten beide Gott und der heiligen Katharina aus frohen Herzen und beteten an die heilige Reliquie, die ihre Aechtheit also deutlich bewiesen hatte.

Doch dies ist nicht das einzige Wimder, das die Annalen des Klosters Gräfrath von dieser heiligen Reliquie berichten. Man hat nicht nur mit großer Andacht und Bewunderung erfahren, wie das an einem seidenen Faden aufgehängte Beinlein zu gewissen Zeiten getanzt, hin und her geschwungen hat mit ungewöhnlichem Getöse, sondern es sind demselben auch bei feierlicher Gelegenheit sieben Gaben in ein völlig trocknes Geschirr entflossen, als Wasser, Oel, Manna, Klaret, Milch, Honig und Blut, wovon viele Personen ein Zeugniß abgegeben und dies mit Brief und Siegel auf ewige Zeit bekräftiget haben. Vom Jahre 1312 bis 1323 liegen nicht weniger als zehn solcher Zeugnisse auf Pergament in glaubhafter Form ausgestellt noch jetzo zu Gräfrath vor und Hunderte derselben sind durch den Brand des Klosters vernichtet. So sagt z. B. **F. Jacobus de Torri**, ein Mindererbruder aus dem Trierschen, der im Jahre 1313 am Feste Christi Himmelfahrt zu Gräfrath war, in dem über das fragliche Wunderbeinlein ausgestellten Zeugnisse: — „daß, da er an jenem Tage in der Procession in einem chrystallenen Geschirre das wundersame Beinlein der heiligen Katharina getragen, dasselbe in stäter Bewegung gleichsam aufspringend ein ungewöhnliches Getöse machte, so er für einen Vorboten eines bald folgenden Wunderwerks hielte, wie es dann auch war. Denn als er nach der Procession am Altare der

heiligen Katharinä die Messe las, hat die Bewahrerinn dieser Reliquie, Katharina genannt, gesagtes Beinlein aus dem chrystallenen in ein anderes gläsernes völlig trockenes Geschirr eingelassen und nächst bei ihm auf den Altar gesetzet. Nach seiner Messe ist dieses Geschirr mit klarem Oel über die Halbscheid angefüllt gefunden worden, zur höchsten Consolation aller Anwesenden. Gegeben im Jahre 1314 am Feste der hh. **Primi und Feliciani u. s. w.**

So sind fast alle Zeugnisse, die das Kloster zu hoher Berühmtheit brachten und ihm der Wallfahrer viele zusandten, die auch in anderen unzählbaren, eben so seltenen, als merkwürdigen Heiligthümern hinreichenden Gegenstand der Verehrung fanden. *) Diese Reliquien, deren mehrere sich in einer silbernen Büste der heiligen Katharina vom Sinai befanden, sind unter folgenden Rubriken aufgeführt:

Erstens von Jesus: 1) Ein Stück von der Krippe, worin der neugeborene Heiland gelegen; 2) desgleichen von dem Tuch, worein Maria den neugeborenen Heiland gelegt; 3) desgleichen vom Heue, worauf Jesus, der Weltheiland, gelegen; 4) vom Weihrauch der heil. drei Könige; 5) vom Gürtel, mit welchem Jesus bei der Fußwaschung umgürtet gewesen; 6) desgleichen vom Tische, an welchem Jesus mit seinen Jüngern das Abendmahl genossen; 8) desgleichen von den Stricken, mit welchen Jesus bei seinen Leiden gebunden; Koth und Haare von dem Esel, worauf er am Palmsonntage geritten; 9) ein Stück vom Tuche, womit Jesus bei seinen Leiden umgeben; 10) desgleichen vom Schweißtuche Christi; 11) Zwei vollständige Dörner aus der Dornenkrone Christi; 12) eine vollständige Geißel, womit er gegeißelt; 13) ein Stück

---

*) Diese Reliquien sind aufgezählt und ihre Aechtheit ist bewiesen in vielen alten Pergamentrollen aus dem 12. bis ins 16. Jahrhundert, die noch zu Gräfrath in Kisten verpackt sind. Auch ist das Verzeichniß in „Fastenandacht zu den sieben Blutvergießungen von Joh. Harspelt, Pastor in Gräfrath, Coloniae 1728" — und „Bruderschaftsbüchlein der heil. Magdalena zu Gräfrath, Coloniae 1726." —

vom Rohr, womit sein Haupt geschlagen; 14) desgleichen vom weißen Kleid, worin er verspottet; 15) vom Schwamm, aus welchem Christus mit Galle und Essig getränket; 16) vom Speer, mit welchem seine heilige Seite geöffnet; dann 17) schöne Partikeln vom heiligen Kreuz Christi; 18) desgleichen vom Tuche, worein sein heil. Leichnam durch Joseph von Arimathia gelegt worden; 19) desgleichen vom Grabsteine Christi; 20) vom Grunde, worauf er im Garten getreten; 21) von den Sandalen Christi; und endlich 22) auch etwas von dem mirakulösen Korporal in Waldthüren.

Zweitens von der Muttergottes Maria: 1) Ein Stück von ihrem Schleier; 2) von ihrer Milch, damit der Erlöser getränket; 3) von ihrem Pelze (de **pelliceo Sctae Mariae**); 4) von ihren Sandalen; 5) von ihren Kleidern; 6) von ihren Haaren, und sodann noch gar 7) das Bild Mariä, so der heil. Evangelist Lukas gemalet.

Drittens von den heil. Aposteln und Evangelisten: Von Jedem nach der Reihe etwas', Alle namentlich angegeben.

Viertens Andere Heilige u. s. w. Aus dem alten Testamente ein Stück von der Ruthe Aarons und eine Sprosse aus der Jakobsleiter, dran die Engel aufgestiegen sind; sodann Gebeine oder Stücke der Bekleidung von 125 namhaft gemachte Heiligen und 72 heiligen Jungfrauen und Wittwen, wobei das letzte reichhaltigste Verzeichniß sagt: „Es sind neben obengenannten auch unterschiedliche andere Reliquien allhier, von deren vielen die Namen verloren und abkommen (vielleicht weil für die Dauer zu absurde) und einige zwar mit Namen, die aber leider Alters halber nicht mehr zu lesen."

Doch liegt in obigem Verzeichnisse hinlänglich genug vor, um zu erfahren, wie hoch es abgeschmackte religiöse Betrügerei zu bringen vermochte. Den guten gläubigen Nonnen hat es wohl viele Mühe und große Kosten verursacht, alle diese Schätze aufzuspeichern, deren viele jetzt in Polterwinkeln unbeachtet vermodern. Doch zogen sie ja auch den höchsten Nutzen aus eben diesem Betruge und das Kloster wäre ohne seine Reliquien schwerlich in

Flor gekommen. Sie haben auch den Flecken Gräfrath gegründet, und schon im Jahre 1322 stifteten Graf Adolph **VIII.** von Berg und Johann von Hammerstein der einzigen Reliquie zu Ehren die Sankt Katharinenvikarie. Selbst nach der Reformation, die den größten Theil des damals schon ziemlich volkreichen Ortes der Reliquienverehrung entriß, blieben die Wallfahrten zum Kloster, die Bewirthung der Pilger und die Abnahme der Waaren durch dieselbe Nahrungsquelle und Erwerbgelegenheit für den Flecken, der jetzt durch rege Betriebsamkeit zu höherer Blüthe emporstieg, nachdem ihm jene Heiligthümer, denen er sein Entstehen verdankt, jetzo durchgängig nicht einmal mehr bekannt sind.

Der Hopsa.

Eine Räubergeschichte aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts.

Der Hopsa war ein geborener Schneiderjunge und hieß eigentlich Franz Röthlich. Sein Vater Christian Röthlich, ein armer Tropfen, mußte sich bald nach dem dreißigjährigen Kriege mit Scheere und Nadel gar kümmerlich ernähren und that seinen Jungen, der durchaus große Abneigung gegen die Stubenhockerei hegte, schon frühe an sein eigenes Handwerk, um sich so durch ihn zu ernähren, da er selber in der ewig rauchenden Stube sehr blödsichtig geworden war und nur wenig zu arbeiten vermochte. Da begriff der Knabe bald, daß mit der Scheere viel mehr, als mit der Nadel zu verdienen sei, und daß durch erstere die ganze Familie gekleidet werden müsse, was schon den ersten Keim zu Diebsgelüsten bei ihm hegte. Doch das Stubensitzen wurmte dem Knaben, und je mehr er erwuchs, desto verhaßter wurde ihm seine

Beschäftigung. Dazu gefiel es ihm am wenigsten in dem elterlichen Hause zu Blecher bei Odenthal, denn der Vater war daheim außer dem Wirthshause beständig übel gelaunt und benutzte die Schneiderelle meistens nur zur Strafruthe; die Mutter war frühe gestorben und bei den drei übrigen Geschwistern mußte Fränzlein, als ältester Sohn, sogar die Dienste einer Kindermagd verrichten. Dies wurde ihm für die Dauer unerträglich, und als er einmal wieder wegen muthwilliger Knabenstreiche des Vaters strafende Elle verwirkt hatte, floh er aus dem elterlichen Hause hinweg, um nimmer wieder zu kehren.

Er hatte in dem benachbarten Kloster Altenberg vielen Verkehr und der dortige Kellner, ein höchst launiger und spaßhafter Mann, hatte an dem muntern Jungen dessen witziger Einfälle und sonderbarer Anschläge wegen viel Behagen gefunden. Zu diesem ging er, klagte ihm sein Leid und bat ihn um eine Versorgung. Der gutmüthige Kellner ging zu dem alten Röthlich, fand sich mit demselben ab und ließ das aufgeweckte Fränzlein auf der Schneiderwerkstätte des Klosters arbeiten. Dies war für den ohnehin schon verdorbenen, verschmitzten und boshaften Burschen eben keine Tugendschule. Er übte nebst listigen Unterschlagungen und Diebereien allerlei komische Schelmstreiche, die von dem Pater Kellner und dessen Klostergenossen weidlich belacht und gefördert wurden. Fränzchen wurde der Hofnarr der Mönche und in ihrer Langeweile (die größte Plage der Klöster) drängten sich Alle um den schnurrigen Zeitverkürzer. Dies machte denselben immer frecher, je mehr ihm die Aufmerksamkeit und der Beifall der geistlichen Herren zu Theil wurde, und er verübte sogar großen Muthwillen an den ernsteren Mönchen, die mit ihrer Strenge und Grämlichkeit den lustigeren Brüdern oft lästig fielen. So z. B. hatte er dem alten Prior auf dem Wege zur Kirche einmal ein buntes Schwänzlein an die Kapuze genähet, welches er den ganzen Tag hindurch zur ungemeinen Belustigung der Uebrigen getragen; einem Andern hatte er das Weihwassergefäß mit Dinte gefüllt, womit er sein Gesicht und sein weißes Habit befleckte; einen Dritten hatte er in der

Rolle eines Gespenstes fast zu Tode geschreckt, hatte einmal alle angebrannten Dochte von den Altarkerzen geschnitten und sie mit schwarzen Kohlenstäbchen vertauscht, wodurch er dem Küster vielen Verdruß bereitet; auch war er an die Mettenglocke geklettert, hatte sie umgestülpt mit Stäben festgestellt und mit Wasser gefüllt, so daß der Glöckner, als er hastig läuten wollte, gar tückisch getauft wurde — und solcher Schalkheiten mehr, die ihm viel Beifalls, aber auch viele Feinde brachten, denn wo nur ein solches Unwesen bemerkt wurde, da hieß es sogleich: „der Schneider Fränzchen hat dies angerichtet.“ Aber auch Betrügen und Stehlen lernte er immer mehr ohne sonderliche Mühe. — Wie es in Klöstern zu gehen pflegte, stahlen alle Bediente und Handwerker desselben gleich den Raben, oft begünstigt von einem der Mönche, dessen heimliche Angelegenheiten sie besorgten. Darin zeigte denn auch Schneider Franz großen Nachahmungstrieb und erlangte darin außerordentliche Fertigkeit. Sollte er ein Gewand zuschneiden, so legte er den Stoff immer doppelt und verkaufte das eine Exemplar an Hehler, die in der Nähe der Klöster nie selten waren. Aber auch andere Sachen stibitzte er und Nichts war so kostbar, Nichts so geringe, das nicht Aufnahme bei ihm fand, wenn er es nur fortzubringen und zu verkaufen oder selber zu benutzen vermochte. Dies wurde endlich ruchbar und sein Gönner, der gute lachlustige Kellner, der ihn um Alles nicht gern verlieren mochte, mußte ihn aus der Schneiderwerkstätte nehmen und bestellte ihn nach vielen Ermahnungen zum Viehhirten.

Anfangs behagte dem leichten Zeisige diese Beschäftigung unter freiem Himmel. Wenn er aber von der Heerde davon schlich, um im Kloster irgend etwas zu erwischen oder Schelmstücke anzurichten, so brachen die Kühe in Felder und Gärten ein, und dann setzte es für den Kellner Verdruß und für Fränzchen derbe Züchtigung. Da wurde letzterem diese Aufsicht ganz verleidet, und weil sein bisheriges Ansehen im Kloster sehr gesunken war, so wurde ihm auch das Kloster verhaßt und er gedachte sich anderweitiges Unterkommen zu suchen, wozu ihn auch die Drohung des Kellners, daß

er bei nächstem Fehltritte schmählich fortgestäupt werden sollte, noch besonders veranlaßte. Doch muthwillige Bosheit trieb ihn erst, sich an dem Vieh, das durch Ueberlaufen der Aecker ihn in seinen Lieblingsgängen gestört und verrathen hatte, zu rächen. Er schnitt sämmtlichen Kühen die Sehne des einen Hinterschenkels durch, so daß sie nicht weit mehr zu laufen vermochten, und als diese nun im Nachhausegehen stutzten, stolperten und hopsten, da schlug er grausam drauf los und rief zu ihrem Schmerzgebrülle in Einem fort: „Hopsa! Hopsa! Hopsa!“ und hatte daran seine boshafte Freude. Die dies sahen und hörten dauerte das arme Vieh, das so elendig gequält wurde, und der boshafte Schelm wäre wohl nicht mit heiler Haut davon gekommen, wenn man seiner mächtig geworden wäre, allein er kannte zu wohl alle Schliche der Gebirgsgegend, er war flink genug zu entwischen und ließ seinem Gönner, dem Kellner, dauernde Vorwürfe darüber, daß er einem so nichtswürdigen Buben Aufnahme und Vorschub verstattet habe zu des Klosters größtem Nachtheil. Selbst diejenigen Mönche, die früher ihr größtes Ergötzen an dem Schneiderjungen gefunden, fielen bärbeißig über den Kellner her und der gute Mann hatte Vieles zu leiden. — Von jenem Vorfalle aber und seinem Rufe Hopsa! Hopsa! nannte man das Schneiderfränzchen forthin den nichtsnutzigen Hopsa und diesen Namen behielt er und hat er noch bei dem Volke, das seinen wahren Tauf- und Familiennamen längst vergas. —

Zu seinem Vater durfte und mochte der flüchtige Schlingel nicht wieder heimkehren. In der Nähe war auch Niemand, der ihn aufzunehmen gewagt hätte. Seine Mutter, die aus der Gegend von Wipperfürth zu Hause war, hatte dort einen Bruder, der das Köhlerhandwerk betrieb und zu diesem eilte der junge Hopsa und fand an des Oheims Beschäftigung, der in wildem Wald die Kohlenmeiler bauete, ein sonderes Behagen. Dem Köhler gefiel der flinke Neffe auch also wohl, daß er ihn gern bei sich behielt und, weil er keine Kinder hatte, an Sohnes Statt aufnahm. Der Oheim aber trieb neben dem Kohlenbrennen noch eben so lustiges, als

gefährliches Gewerbe, was dem Pflegesohne im einsamen Walde gerade das meiste Ergötzen gewährte. Er merkte nämlich bald, daß der schwarze Pflegevater ein Wildschütz war und mit mehreren Wilddieben der Gegend in genauem Verkehre stand. Am Tage zwar sah man ihn nur mit Holzbeil und Schaufel beschäftigt; in den hellen Mondscheinnächten aber, wann rings im Wald ein lautes Pfeifen vernommen wurde, zog er seine Kugelflinte aus dem Versteck eines hohlen Baumes hervor und dann gings mit finsteren Genossen auf den Anstand an die Waldbäche, und schwere Beute wurde oft in den unterirdischen Versteck der Köhlerhütte geschleppt. Wildfleisch gab es alle Tage in der Köhlerhütte zu speisen und dies behagte dem entlaufenen Schneider-Viehhirten besser, als ein Paar schale Rüben oder Kartoffeln, womit des Vaters Tisch bestellt war, wenn er gleich die fette Klosterküche entbehrte, was er aber gern that gegen die Freiheit, deren er im Walde genoß. Weil er große Lust an des Oheims nächtlichen Abenteuern äußerte, so machte ihn dieser mit den Schlupfwinkeln, den Pfiffen und Kniffen, mit allen Angelegenheiten und Gelegenheiten der Wildschützen bekannt und brauchte ihn Anfangs zum Lauscher gegen die aufpassenden Waldförster, wobei er so viel Geschick zeigte, als ob er zu einem solchen Handwerke geboren sei, und bald gab ihm der Oheim eine Flinte, lehrte ihn schießen, zeigte ihm die Fährten des Wildes und dessen Eigenschaften, unterrichtete ihn in der Fertigung und Anlegung von Schneusen und Schlingen und sandte oder nahm ihn mit zur nächtlichen Jagd. Der gelehrige Bursche wurde in kurzer Zeit der glücklichste Schütze und gewandteste Spitzbube, der alle Pässe und Schliche in den Waldgebirgen kannte und die Wildschweine, Hirsche und Rehe der Gegend aufzuzählen wußte, als ob es die Viehheerde des Klosters wäre, zu deren Hüter er bestellt.

Das Treiben des Köhlers und seiner nächtlichen Gesellen war lange ohne Anstoß geblieben, bis es endlich zu einem feindlichen Ueberfalle kam, bei welchem Hopsa's Oheim durch einen herzoglichen Förster erschossen

wurde. Damals ging es mit den Wilddieben hart her, man sah den unberufenen Erleger eines Hirsches für verruchter an, als selbst den Mörder, der Menschenblut vergossen hatte, auf die Wildschützen wurde Jagd gemacht, wie auf Wölfe und Bären, und wo man sie fand, wurden sie niedergeschossen. Die Wildschützen aber thaten an den Förstern ein Gleiches. Rings in den Wäldern um Bensberg sieht man noch viele bemoosete Steinkreuze, die den Ort bezeichnen, wo ein Wilddieb oder Förster bei solcher Pürsch gefället wurde und auf den Kirchhöfen weiß man noch viele solcher Gräber zu zeigen. Allein auf dem Friedhofe zu Heumar sollen bei fünfzig erschossene Förster und Wilddiebe begraben liegen. Diesmal, als der Köhler mit seinen Genossen die nächtliche Pürsch hielt, und eben ein Hirschkalb niedergeschossen hatte, traf ihn die Kugel eines auflauernden Försters, der zu seinem Unglücke nicht ahnete, daß der schwarzen Gesellen noch mehrere umher standen. Kaum aber hatte er den Köhler gefällt, so scholl ringsum ein furchtbares „Halt an!“ und zu allen Seiten sah er im hellen Mondscheine die Mündungen auf ihn gerichteter Büchsen. Der Hopsa, seines Oheims Tod auf's Furchtbarste zu rächen, hielt die rohen Gesellen davon ab, den Förster sogleich zu erschießen, oder, wie es in damaliger Wildschützen-Sprache hieß: ihm das Licht auszublasen. Nachdem der Unglückliche vor der Uebermacht Gewehr und Hirschfänger abgelegt hatte, band ihn der Bursche an einen Eichenstamm und dort diente er zur Zielscheibe der grausamen Wilddiebe. Beinahe zwanzig Streifkugeln zerfleischten ihn und doch hatte er, zwar gänzlich zum Krüppel geschossen, keine tödtliche Verletzung, denn die Schüsse waren absichtlich so gerichtet worden, und es gilt als ein Beweis für die Geübtheit der nächtlichen Waidmänner, keine Kugel fehl zu schießen und doch nicht zu tödten. So verstümmelt verließen die Unmenschen den überall blutenden Förster, der von seinen Kameraden, die auf jene Schüsse herbei eilten, aufgefunden und nach Hause gebracht wurde. Er hatte den Köhler und seinen Neffen erkannt; dies wußte Letzterer und mußte über die Landesgränze flüchten.

Der Hopsa ging über den Rhein, wo er vor allen Nachstellungen gesichert war, und ließ sich dort als ein Schneidergeselle nieder. Dies hielt er aber, weil er die unstäte Lebensweise liebgewonnen hatte, nicht lange aus. Jede Nacht war er zu ähnlichen Abenteuern, wie er sie diesseits getrieben, auf den Beinen und daher hatte er am Tage keine Lust zur Arbeit. Und als es im Dorfe verlautete, daß der Nachtvogel nicht blos nach verliebten Abenteuern ausfliege, sondern im Verkehr stehe mit verdächtigem und gefährlichem Gesindel, da jagte ihn sein Meister fort. Er hatte sich (gewiß nicht auf die ehrlichste Weise) so viel erworben, daß er einen gefüllten Trödelkasten zu kaufen vermochte und mit diesem zog er darauf von Dorf zu Dorf, von Hof zu Hofe und verkaufte und stahl bei Arm und Reich, bis sein Treiben ruchbar wurde und er auf's Neue flüchten mußte. Da kam er wieder in's Bergische, wo man seiner bereits vergessen hatte. Er war schon in dreißigjährigem Alter und hatte sein Aeußeres so verändert, daß ihn Niemand, der ihn blos vor seiner Flucht über den Rhein gekannt, wieder zu erkennen vermochte. Einige Stunden unterhalb Wipperfürth kaufte er ein kleines Gütchen, das fern von andern Wohnungen auf einsamem Waldberge lag, und fing dort sein Schneiderhandwerk, verbunden mit einem kleinen Kram wieder an. Seine Pürschbüchse aber hatte er im Versteck im Walde und an Pulver und Blei mangelte es ihm bei Nacht so wenig, als bei seinen Mahlzeiten an Wildpret. — Allein wie schlau und verschmitzt der immer mehr gewitzigte Hopsa sein heimliches Gewerbe auch trieb, so bangte er doch selber dafür, daß er es hinter Scheere, Nadel und Trödelkasten für die Dauer nicht werde verstecken können, und weil er denn doch einmal ein verruchter unchristlicher Bursche war, an dem Nichts zu verlieren, und der um Seel' und Seeligkeit sich eben nicht viel kümmerte, so legte er sich mit den Schwarzkünstlern an und erlangte durch die Macht des Bösen, daß ihn nie ein Häscher zu fangen und keine Kugel zu verwunden vermochte. Der Teufel machte ihn hieb-, stich- und schußfest und lehrte ihn, sich in einen Wachholderstrauch so täuschend zu verwandeln, daß er jedem Häscher da-

mit entkommen könne, und daß kein Mensch vermögend sei, in der Verwandlung etwas Anderes zu sehen, oder nur zu ahnen, als blos einen wirklichen Wachholderstrauch. Ferner lernte der Hopsa durch die Schwarzkunst auch das Festmachen, das im Christoffelbuche sattsam beschrieben ist. Damit vermochte er jeden Menschen in der Stellung, worin er sich gerade befand, kraft weniger Worte so zu bannen, daß er kein Glied zu rühren mächtig war und so stehen, sitzen oder liegen bleiben mußte, bis er ihn durch gewisse auf eigene Weise ausgesprochene Worte wieder erlösete.

Durch diese Künste, die er auch außer Noth zu seinem Ergötzen und zur Neckerei an seinen Mißgönnern fleißig übte, glaubte sich der Hopsa vor den Nachstelluugen der Gerichtsboten, Landreuter und Waldförster hinlänglich gesichert und lange trieb er sein Unwesen ohne Störung. Da er mittlerweile Lust zum Heirathen bekommen, würde es ihm nicht schwer geworden sein, eines der reichsten und bravsten Bauermädchen zum Weibe zu erlangen, denn er war ein derber rüstiger Bursche, stand im Rufe der Wohlhabenheit und nichts Böses verlautete damals von ihm in der Nachbarschaft. Jedoch in seiner Herzenswahl bewährte sich oder führte ihn das alte Sprichwort: „Gleich zu Gleichem gesellt sich gern," und er nahm zur Ehe eine Zigeunertochter, die Wittwe eines hingerichteten Spitzbuben, die in der Schwarzkunst und Wahrsagerei sowohl, als auch in allen Diebskniffen einen hohen Grad der Meisterschaft erlangt hatte. Sie lebten mehrere Jahre in vergnügter Ehe zusammen und zeugten Söhne und Töchter. Uebrigens blieb Schneider Franz Röthlich der alte Hopsa und der alte Fuchs, dessen Höhle doch endlich in Verruf zu kommen anfing, denn fast jede Nacht hörte man dort umher schießen, die Förster richteten ihre Aufmerksamkeit vorzugsweise dorthin und fanden oftmals das Ausgeweide des Wildprets, erfuhren auch, daß der Hopsa mit verdächtigem Gesindel verkehre, daß er die Nächte selten zu Hause zubringe und sich fast ausschließlich von Wildbraten ernähre mit Weib und Kind. Weil dies einmal ruchbar wurde, so schien es leicht, den Wildschützen auf frischer That zu ertappen. Ein großer

Schwarm Förster fand sich zusammen und umstellte den Wald, in welchem der Schneider Franz, durch seine geheimen Künste kühner gemacht, sogar am Tage mit Hund und Waidtasche offenbar jagte. Es war dieser Wald das sogenannte wüste Herrscheid, unfern welchem des Wildschützen Wohnung stand, und welches damals viele Hirsche, Rehe und Wildschweine nährte. Die Förster hörten einen Schuß fallen, und als sie darauf zueilten, gewahrten sie den Hopsa mit dem Ausweiden eines Zwölfenders eben beschäftiget. Seine Büchse stand an einen Baumstamm angelehnt und sein Hund hielt die Wache. Doch sobald der Bracke anschlug und Hopsa die nahenden Förster erblickte, so nahm er seinen Hund in die eine, seine Büchse in die andere Hand und machte sich zum Strauche. Die beständig mit ihrem Gewehr nach ihm zielend keinen Blick von ihm gewandt hatten und ihn doch so plötzlich verschwinden sahen, rieben sich die Augen und vermeinten in der Täuschung, daß er sich hinter den Wachholderstrauch geduckt habe oder hinter eine nahe Eiche gesprungen sei. Die eilten dorthin, allein sie fanden zu ihrem Befremden Niemanden und hetzten rechts und links ihre Hunde, damit diese die Spur des Flüchtlings aufsuchen sollten, da sprangen die Hunde gegen den Wachholderstrauch und bissen darein, aber die Wachholdernadeln stachen sie in die Schnauze, daß sie heulten und brummten, und weil sie dem Hopsa, den sie wohl erkannten, der aber vor den Augen aller Menschen verborgen blieb, doch etwas Unangenehmes erzeigen wollten, so hoben sie Alle eines ihrer Hinterbeine auf und pisseten in den Strauch und scharreten Rasen und Sand darein, daß es dem Hopsa in die Augen flog. Die herzoglichen Waldknechte aber trieben die Hunde hinweg und durchsuchten Berg und Thal nach dem Hopsa vergeblich. Des Geredes von dessen Waldfrevel aber wurde immer mehr.

Einige Tage nach der Strauchgeschichte sah ihn ein Förster, der auf einer Anhöhe stand, drunten eine Schlucht mit Flinte und Hund ausspüren. Der Waldknecht rief ihm zu, er solle stehen bleiben und sich verantworten über die Befugniß, ein Gewehr zu tragen in herrschaftlichem Wildbann. Drob lachte der Hopsa laut und entgegnete

ihm, daß er einer so unhöflichen Anfrage keine Rede stehe; der Förster möge den Hut abnehmen und ihn artig anreden, dann wolle er ihn auch gleicher Weise bescheiden. Statt dessen erhob jener den Kolben seiner Büchse, jedoch ehe er zu zielen vermochte, schoß Hopsa ihm den Hut vom Kopfe, ohne ihn sonst zu beschädigen und fing sogleich wieder an, sein Gewehr zu laden. Weil es also Ernst geworden schien, schoß auch der Förster ohne Hut; die Kugel aber fing der Hopsa mit der Hand auf, zeigte sie dem erschreckten Manne und gebot ihm, auf der Stelle zu weichen, denn diesmal solle ihm sein Leben geschenkt sein, wenn er sich in Zukunft nur höflicher gegen die Wildschützen benehmen wolle. Da zog der herzogliche Waldknecht ab.

So war der Hopsa auch einmal unterhalb Bensberg auf der Jagd gewesen und hatte sich, da ihm einige Förster aufstießen, zum Strauche gemacht, sein Hund aber, der gerade Wildspur verfolgte und zu fern war, als daß er ihn in den Strauch aufzunehmen vermocht hätte, lief einen der Förster an und dieser lag schon im Anschlag, um den Bracken zu fällen, da sah es der Hopsa frühe genug und machte den Spruch, der den Waidmann feststellte im Anschlag, so daß er regungslos stehen bleiben mußte vom Morgen bis an die Abenddämmerung. Die Kameraden des Försters kamen herzu und versuchten ihn fortzureißen, aber nicht einmal ein Glied vermochten sie an dem Festgebannten zu bewegen und mußten ihn stehen lassen im dichtesten Regen, bis der Hopsa ihn wieder gehen hieß.

Daran hatte der Hopsa ein groß Ergötzen, allein daß ihm neulich die Försterhunde seine Beine bewässert und ihn als Wachholderstrauch mit Sand überscharret hatten, dies konnte er dem Teufel nicht vergessen. Derselbe hatte ihm versprochen und einen schriftlichen Vertrag mit ihm dahin abgeschlossen, daß ihn Niemand in der Verwandlung erkennen sollte. Nun aber klagte er gegen den Teufel und beschwerte sich darüber, daß dieser den Vertrag nicht gehalten habe. Der Teufel aber läugnete den Grund der Klage und die Sache ging zu Proceß. Um Mitternacht wurden der Schultheiß zu Bens-

berg und sämmtliche Gerichtsschöffen vom Satan in den Amtssaal des alten Schlosses geholt und vor wohlgehegtem Gericht brachte der Hopsa seine Klage an. Jedoch der Teufel legte den geschriebenen Vertrag vor und der Richter und die Schöffen, die es mit dem Teufel hielten, behaupteten, der Vertrag sei durchaus nicht verletzt worden, weil die Hunde den Kläger erkannt hätten, sintemalen unter dem „Niemand" im Vertrage keine unvernünftigen Hunde, sondern Menschen zu verstehen seien; Kläger müsse, so lange er nicht beweisen könne, daß Menschen ihn im Strauch erkannt hätten, von der erhobenen Klage abstehen und **pro termino** die Kosten bezahlen. So lautete das Urtheil. Das ging dem Schneider Franz Nöthlich nahe und er würde dem Schultheisen, der das Urtheil publizirte, die Zähne eingeschlagen haben, hätte ihn sein Schirmherr, der Teufel, nicht davon abgehalten. Die Gerichtskosten aber blieb er schuldig zur Rache, und wenn sie die siegende Gegenpartei nicht abgetragen hat, so stehen sie noch heute offen im Sportelbuche.

Dieser Vorfall aber und die fortwährende Wilddieberei brachten es zu Wege, daß bei dem lange verdächtigen Hopsa eine förmliche Haussuchung nach Wildfleisch beschlossen wurde. Der Schultheis, die Schöffen und mehrere handfeste Förster und Amtsjäger gaben sich auf den Weg durch das wüste Heerscheid und kamen in die Wohnung des Hopsa, als er gerade beschäftigt war, einen abgezogenen Hirsch zu zerlegen. Seine Frau hatte einen Kessel mit Wasser an dem Heerdhaken aufgehängt und schürte das Feuer, die verbotene Speise zu bereiten. Da wurde sie des Gerichtspersonals ansichtig und raunt es ängstlich ihrem Manne zu, doch der ließ sich nicht stören und sagte: „desto besser, so hab' ich Gelegenheit, dem saubern Gericht heut die Hölle heiß zu machen, laß sie nur ruhig heranwackeln!" Die Angekommenen, von der Fußreise ermüdet und vom Regen durchnäßt, setzten sich um den Heerd, und der Schultheis wollte sofort anheben, den verschmitzt lachenden Wildschützen zu inquiriren, als dieser die Herren allesammt auf ihrer Sitzbank fest bannte und schwur, sie für ihren neulichen Richtspruch tüchtig schwitzen zu lassen. Darauf schürte er das Feuer mit

trocknen Reisigbündeln, daß die helle Lohe hoch aufschlug und die Flammen weit umher züngelten, daß den Festgebannten Kleider und Haare versengten und der Schultheis laut aufschrie vor Schmerz. „Das ist dafür (rief der Hopsa), daß ihr es neulich mit dem Teufel hieltet und nun sollt ihr Alle des Teufels werden!“ — Die Gerichtsherren und die Waldwärter jammerten, sie beschworen den Hopsa und versprachen ihm alles Mögliche, wenn er sie nur abziehen lasse in Frieden. Doch der wilde Hopsa, der wohl einsah, daß jetzo seines Bleibens nicht länger sei in der Waldhütte, suchte seine beste Habe in der Eile zusammen, nahm seinen Trödelkasten auf den Rücken, zündete dann sein Haus an allen vier Ecken an und wanderte mit Weib und Kindern hinaus in die weite freie Welt. Den Bitten der Festgebannten lieh er kein Gehör und schien sich um dieselben nicht zu bekümmern, bis er auf eine Höhe gelangt, von wo aus er seine verlassene Wohnstätte überschauen konnte. Da wandte er sich um und sah das ganze Gebäude in lichten Flammen. Schnell sprach er das vom Bann erlösende Wort und hinaus durch Dampf und Flammen stürzten die versengten Förster und Schöffen mit noch brennenden Gewanden, schweißtriefend und im Gesichte glühend, als ob sie die Hölle angeblasen hätten. Der Schultheis kam zuletzt ganz in Flammen mit brennender Perücke, deren feurigen Schweif er gleich einem Kometen nachzog. Und wie sie nun auf ihren verschrumpften und zerbröckelten Schuhen umherhüpften vor Schmerz und bemüht, die Flammen der Gewande zu löschen, da hohnlachte der Hopsa und rief: „Hopsa! hopsa! frisch auf, ihr Herren und nehmt den eingebrannten Denkzettel für Euer Urtheil mit.“ Weil die Arggequälten aber weder Macht, noch Muth hatten, den Gauch zu verfolgen, so entkam er ungefährdet mit Weib und Kindern. Die andern dachten nur an das Nothwendigste, an Brandsalben.

Hopsa's Schelmstreiche aber, deren er viel mehr verübt hatte, als eben erzählt sind, wurden jetzt überall ruchbar, er wurde für vogelfrei erklärt (geächtet) und man versprach eine große Summe Geldes demjenigen, der ihn todt oder lebendig der Obrigkeit überliefere. Doch den

Hopsa zu ergreifen, war auch für den geschicktesten Häscher eine eben so schwierige, als gefahrvolle Aufgabe, denn der ehemalige Schneider Franz Röthlich war ein durchaus verschmitzter Bursche, er kannte alle Schliche und Schlupfwinkel des Landes, hatte fortwährend Viele, die es mit ihm hielten und vermochte durch seine Teufelskünste die Verfolger zu täuschen und selbst aus den festesten Banden, aus Thurm und Mauer sich loszuwinden. Er hatte es in seiner Schwarzkunst so weit gebracht, daß die Eisenfesseln um Mitternacht abfielen und die Riegel der Verließe sich öffneten, wenn er dieselben unter gewissen Worten berührte. Aber bei dem Allen mußte er auf dem Boden stehen, daß der Satan ihm helfen konnte. Denn der Teufel vermag nicht, denen zu helfen, die von oben schwebend erhalten werden, wie aus den alten Akten der Hexenprocesse hinlänglich zu ersehen.

Man wußte im Bergischen lange Zeit nicht, wo der Hopsa sich aufgehalten, fast war er verschollen — da erschien er zuerst wieder in seinem Geburtsorte Blecher mit Weib und Kindern. Dort hielt er sich einige Zeit hindurch seßhaft, allein verschiedener Diebstähle halber kam ihm die Polizei wieder auf die Spur, er mußte sich entfernen und blieb fortan in unstätem Lebenswandel, in beständiger Flucht vor den Häschern, vielen Landleuten, die sich vor seinen Drohungen fürchteten, ein höchst unwillkommener, aber wohlbewirtheter Gast. So lag er die Sommernächte hindurch meistens auf dem einsamen Hofe Pilzenberg (Bölzberg) bei dem Halfmanne des Klosters Altenberg mit Weib und Kind und andern sogenannten Gänglersleuten (Vagabunden) in der Scheune. Die Bäuerinn brachte ihnen Trank und Speise und den Kindern Bedeckung. Dagegen bedachte Hopsa die Küche seines Wirthes reichlich mit Wildbraten, denn ein alter Bracke, ein alter Wildschütz und ein alter Fuchs, diese drei können des Jagdgelüstes sich nimmer entschlagen. Dies Alles aber blieb nicht verschwiegen und der Halfmann wurde von der Obrigkeit bedräuet, daß er dem Hopsa fürder kein Obdach mehr gebe. Der Bauer aber sagte, daß er dessen nicht umhin könne, wenn er nicht den rothen Hahn auf Haus und Stallung schauen wollte.

Er verschwieg dem Hopsa diese Bedräuung des Richters der Herrschaft Odenthal. Die Bäuerinn aber, wie Weiber einmal sind, konnt's nicht lang auf dem Herzen behalten und erzählte dem Hopsa gleich des nämlichen Abends, daß er verrathen sei und die Hausleute in grossen Schaden bringen werde, wenn er länger verweile. Da zog der Hopsa mit der einen Hand ein Messer, mit der andern ein Pistol aus dem Gürtel, hielt beides der verzagten Bäuerinn auf die Brust und vermaß sich mit gräßlichem Fluche, sie zu entleiben, wenn sie ihm Verräther und Bedroher nicht augenblicklich entdeckte. Dies that die schreckensbleiche Frau in ihrer Todesangst sogleich und der Hopsa betheuerte, daß er dem Ersten, der die Hofhaltung um seinetwillen in Schaden bringen werde, er sei Amtmann oder Schultheis, das Messer im Leibe herumdrehen und ihm den rothen Hahn aufs Haus stecken werde, so wahr er der alte Hopsa genannt sei. Er paßte auch dem Richter auf, da dieser auf der Jagd eben sein Gewehr abgefeuert hatte. Da sprang er hinter einem Baum hervor, zog sein Messer heraus und schnitt dem bestürzten Gerichtshalter einen Knopf vorn vom Rocke, den er ihm vorhielt, indem er sprach: „Seht, so schneid' ich Euch den Hals ab und schneid' Euch auf Riemen hernach, wenn Ihr Euch wiederum beigehen laßt, die guten Hofleute da droben um meinetwillen zu bedräuen!" -- Der Richter, der froh war, daß er mit ein wenig Schrecken und mit Verlust eines vergoldeten Rockknopfes davon gekommen, sah nun wohl ein, daß der einsam wohnende Bauer blos darum keine Hehlerschuld trage, weil er dem wilden Hopsa eine Herberge einräume und daß er dies wohl aus Zwang thun müsse ohne alle Weigerung. Der Hopsa aber ließ sich auch mehrmals von dem Gerichtsboten dem Patrimonialgerichte zu Odenthal freiwillig einliefern und in den Stock schließen. Doch am andern Morgen fand man Verließ und Ketten immer wieder leer. Dies vollbrachte er durch Teufelskunst mit Kreuzwurzel und Christoffelbuch und noch in der nämlichen Nacht stahl er denn jedesmal dem Häscher das Fanggeld wieder ab. Leuten, die ihn nicht gutwillig aufnahmen oder Speise reichten, machte er die Brunnen trocken, verdarb ihr Vieh, bestahl sie,

oder senkte ihre Behausung in Brand. Die ihn aber aufnahmen, wurden nie geschädigt und nimmer bestohlen. — So war er lange Zeit der Schrecken der Gegend, fest vor Hieb und Stich, unergreifbar, und selbst wenn er freiwillig in die Banden gegangen, sogar im festesten Verließe nicht verwahrt. Doch man erdachte endlich ein Mittel ihn festzuhalten für immer, denn als er sich einmal wieder hatte einfangen lassen, da zog man ihn im Burgverließe zu Strauweiler mit den Ketten vom Boden in die Höhe und band ihn also, daß er über dem Boden schwebend baumeln mußte. Da konnte ihm seine Schwarzkunst nicht mehr loshelfen und er wurde, da man in Düsseldorf neugierig war, den berühmten Gauner zu sehen, nach dieser Hauptstadt abgeliefert. Dort ließ man einen Eisenkäfig machen, sperte ihn darein und hängte diesen vor dem Rathhause dem Volke zur Schau. Als aber der Tag nahete, daß er peinlich verhört und zum Lohne seiner Verbrechen hingerichtet werden sollte, da fand man ihn frühmorgens todt in dem Käfige liegen mit solchen Zeichen, als ob er über Nacht gewaltsam erwürgt worden sei. Einige vermutheten, daß dies böse Leute gethan, seine Zuhälter, die von seinen Geständnissen fürchteten; Andere aber, seiner Schwarzkunst eingedenk, wollten es behaupten, daß ihm der Teufel selber den Hals gebrochen habe, welches auch nach Verbürgung der ganzen Geschichte und jener höllischen Künste hier das Wahrscheinlichere bleiben muß.

Nach Hopsa's, des ehemaligen Schneiders Franz Röthlich Tode war die Gegend seiner Heimath von einem sehr gefährlichen Verbrecher erledigt und der bösen Diebstähle und Beschädigungen geschahen weniger. Seine Frau und zwei Söhne starben auch in der Haft; eine Tochter aber blieb zu Blecher wohnen. Alte Leute haben noch Lebenden erzählt, daß sie diese unter dem Namen: die Hopsas Liese gekannt hätten. In der alten Burg Strauweiler aber zeigt man noch jetzt das Verließ, wo der berüchtigtste aller hiesigen Gauner eingekerkert gewesen, und im Volksmunde leben Hopsa's Thaten, sein Prozeß mit dem Teufel und seine Strauchverwandlungen fort

und fort. Sogar sprüchwörtlich ist sein Name geworden, und will der bergische Landmann einen recht wilden verkehrten Menschen bezeichnen, so nennt er ihn so wild und so nichtsnutzig, wie der Hopsa.

Das Johannisopfer.

(Eine Begebenheit aus der Mitte des 14. Jahrhunderts.)

Von dem Zusammenflusse der beiden Bergschwestern Sülz und Agger hinauf zieht sich zwischen beiden rings von düsteren Wäldern und Haidbergen umgrauet die Scheiderhöhe, eine der anmuthigsten und fruchtbarsten Hochebenen unserer Heimath. Reiche Fruchtfelder werden von Weilern und Gehöften unterbrochen, denen die Ackerschaft Wohlstand verleihet und es mangelt dieser Landschaft eben so wenig an Getreide, als an Holz und den tieferen Schätzen der Berge. Daß diese Gegend schon in sehr früher Zeit bewohnt gewesen, bezeugt uns der ehemalige freiadelige Rittersitz Schoinrath, jetzt in den Händen von Ackersleuten in viele Splisse zertheilt, mit geringen Spuren der ehemaligen Auszeichnung. Doch war es noch vor wenigen Jahrhunderten eines der festesten Schlösser des Landes. — Dort hausete in den guten Zeiten des Grafen Gerhard I. von Berg der Ritter Hansen von Schoinrath, ein reicher angesehener Freiherr, ein glücklicher Vater und Gatte. Seine geliebte Gemahlinn, Agnes von Vilkerade, hatte ihm drei Söhne und zwei Töchter gegeben, alle blühende, vielversprechende Kinder. Der älteste Sohn, wie sein in der bergischen Landesgeschichte als tapferer Ritter und bergischer Truchseß hoch berühmter Großvater, Reiner geheißen, war als Edelknappe im Gefolge des Herzogs Gerhard, die beiden

jüngeren Knaben, sowie die Töchter befanden sich noch in dem Schlosse unter der Pflege ihrer frommen und ehrenfesten Eltern. Ein schönes heiteres Frühjahr hatte eben seine Blumen und Freuden verspendet und der St. Johannistag (24. Juni) war mit seiner Lust und Angst genahet. Die Lust nämlich bestand in dem schönen Sommerfeste, das damals in ganz Deuschland, wie jetzt noch in Schweden, wo sich deutsches Alterthum erhalten hat, hoch und herrlich gefeiert wurde, und dabei gab es zu Schoinrath zwiefache Feier, denn eine große Procession oder Gottestracht, zu der sich die nahe liegenden Gemeinden vereinigten, zog durch die reichen blühenden Fruchtfelder der Scheiderhöhe, mit Priestern, Kreuz und Fahnen stattlich geschmückt, betend und singend in die Kirche zu Altenrath und dann wurde auf dem Burghofe zu Schoinrath, den der Feierzug berührte, eine Raste, d. h. ein Altar im Freien aufgerichtet, wo der die Heiligenfahrt führende Priester das Allerheiligste niedersetzte und dem Volke den Segen spendete. Wer, wo solche Processionen und Rasten noch bestehen, diese glanzvolle Feier von Kind an jährlich an dem schönsten Tage des Jahres erscheinen sah, wer mit frommen Kindeshänden bis an die Jünglingsjahre hinauf solche Altäre bauen half, oder Maien und Blumen herbei holte zum Schmucke der Raste und des Weges, der dem Feierzuge vorgezeichnet ist — wer dann im Anblicke des so reich gezierten Altares unter Gottes freiem heiterem Himmelszelte in Kindeseiufalt freudiger unter den frommen Schaaren betete, weil er durch seine Bemühung der Feier Glanz erhoben sah, der wird die Johannistage zu den erhabensten Stunden seines Lebens zählen und dem fröhlichen Feste mit frommer Sehnsucht entgegen schauen; es wird ihm in der Erinnerung der schönste von allen Jahresfesttagen bleiben, wenn nicht gerade andere durch freudige Lebensepochen mit stärkerem Lichte hervorleuchten. So war es wenigstens damals auf der Burg zu Schoinrath, wo der St. Johannistag mit hoher Lust die Herzen von Jung und Alt belebte. Doch auch geheimnißvolle Schauer, Angst und trübe Ahnung brachte dieser frohe Tag. Einer alten in Deutschland damals allgemeinen Sage gemäß,

die auch jetzo noch in einigen Gegenden, wenigstens in unserer Heimath fortlebt, heißt es: der heil. Johannes der Täufer, der durch Weiberränke den Tod des Schwertes gestorben, fordere an seinem Jahrestage ein dreifaches Todtenopfer; jedesmal erfahre man, daß an diesem Tage drei schuldlose Menschen verunglücken, und zwar Einer im Wasser, der Andere auf festem Boden und der Dritte in der Luft (d. h. durch einen Sturz). — Auch jetzt noch ist der Glaube an diese Sage noch nicht ganz zerstoben und Mancher, von diesem Sagenschauer gedrängt, meidet dann Gefahren mehr als jemals, auf daß er nicht zum Opfer werde, und alte Leute wissen noch aus jedem Jahre, soweit ihr Gedächtniß reichet, drei am Johannistage Verunglückte zu nennen. Vor fünfhundert Jahren aber, in der Zeit, von welcher ich hier erzähle, war man von der Wahrheit der alten Sage noch allgemein überzeugt und Jeder fürchtete für sich und die Seinigen.

Aengstlich hatte Frau Agnes von Schoinrath ihre Kinder ermahnt, sich an diesem Tage doch nur keiner Gefahr auszusetzen, denn ein düsterer Traum hatte ihr die Schrecken des Johannisopfers noch näher vor Augen gestellt. Zwar gingen die Kinder, wie sie gewohnt, hinaus, um die frischen Blumen zum Schmucke des schon errichteten Altares in der Morgenfrühe zu suchen, allein sie hatten versprechen müssen, sich nicht über den Gesichtskreis der Burg hinaus zu entfernen. Beide Mädchen gingen den Feldrand hinauf und zogen die blauen Cyanen aus den Roggenfeldern, die Knaben aber, die den Thauregen der bewegten Sträuche weniger fürchteten, suchten die schönsten Aquilegien und die Glockenblumen aus dem Rain des Hochwaldes, der sich dicht oberhalb Schoinrath die Hügelkette hinaufziehet. Da rauschte ober ihnen von einer hohen Eiche ein gewaltiger Flügelschlag, und als sie aufblickten, da flog ein Adler von dem Neste, wo er eben seinen Jungen Nahrung gebracht hatte, denn die Knaben sahen die Köpfe der Brut sich über das dürre Reisig des Nestes bewegen. Da wurde rasch berathen, rasch gehandelt. Die muthige Jugend vergißt die ängstlichen Lehren der Alten nur zu bald. Trotz dem ängstlichen Rufen der Schwestern kletterte der älteste Bruder

empor, um die Brut auszuheben; des Kletterns kundig, freuete er sich schon im Voraus des Triumphes, wenn er die jungen Raubvögel mit nach Hause bringe, und dazu war es wahrscheinlich, daß die jüngst vermißten Tauben und Küchlein dieser Brut zur Nahrung waren geraubt worden. Aengstlich sahen es die Schwestern, wie der Knabe den Gipfel einer jungen schlanken Buche erkletterte und sich dann mit demselben an die untern Aeste des höheren Eichbaumes schwang. Doch der muthige Knabe sieht in dem Schrecken seiner Zuschauer nur die Bewunderung seines Wagestückes und dies spornt ihn zu Gefahrvollerem. Ast auf Ast erreichte der Kletterer mit der größten Sicherheit, bald vermochte er den Hauptstamm der Eiche zu umfassen, schon wurde er dünn wie ein Stab — da hörte er, wie er schon die Hand nach dem Neste ausstreckte, die Geschwister ängstlich schreien. Eine Wölfinn war durch den Roggen geschlichen, war dem Walde zugesprungen, hatte den unter der Eiche zum Bruder erwartungsvoll emporblickenden siebenjährigen Knaben ergriffen und zur Nahrung der Jungen fortgeschleppt. Der Kletterer sah des Bruders Gefahr, er sah das Raubthier mit ihm im Dickicht verschwinden und Schmerz- und Angstgestöhn schollen um Hülfe empor. Der Kletterer war des Adlernestes vergessen, aber auch der Vorsicht. In unbewußter Hast wollte er hinunter klettern, aber es wurde dunkel vor seinen Augen und zerschmettert lag er am Boden. Heulend stürzten die Mädchen der Burg zu. Die gute Mutter, von Ahnungen gedrängt, stand vor dem Gitterfenster des Wohngebäudes, sie sah die Kleinen und rief ihnen zu. Doch diese, betäubt vom Schrecken und von Wölfen sich verfolgt wähnend, vergaßen zum sicheren Wege an das Burgthor umzubiegen, sie eilten dem Rufe der Mutter blindlings entgegen und stürzten sich in den tiefen Wassergraben, der die Burg Schoinrath umgibt. Die Gitter des Fensters wandten größeres Unglück ab. Der Vater aber kam mit seinen Dienstleuten für eine der Töchter zur Rettung zu spät. Sie ward schon das dritte Opfer des Tages; die andere erholte sich wieder, um den Eltern Grausiges zu verkünden.

Die zweite Leiche fand man bald, die dritte aber erst

mit vieler Mühe, nachdem die Gottestracht in eine Wolfsjagd war umgewandelt worden. Nur wenige Tage vermochte die Mutter den Schmerz eines so grausenhaften Anblickes und solcher Verluste zu tragen, sie wurde zu ihren Kindern zu Grabe gebracht. Der Jammer hatte auch des edlen Ritters Hansen Kraft und seinen Lebensmuth gebrochen. Das einzige, was er noch in der Welt that, war die Errichtung einer Kapelle in dem Walde, wo die zerfleischte Leiche seines Sohnes in einer Wolfsschlucht in tiefem Dichicht, unfern dem Feienberge gefunden wurde, und wo er für die Todten eine allwöchentliche Messe stiftete. Dann entfloh er, wie es nach solchen Vorfällen in damaliger Zeit gewöhnlich, der Welt, und beschloß im Kloster Bödingen an der Sieg *) seine gramverdüsterten Tage, die dem Gebete für die verlorenen Theuren und für das Glück seines noch einzigen Sohnes Reiner geweihet waren.

Reiner von Schoinrath wurde ein wackerer Ritter, dessen Name besonders in der Schlacht bei Cleverham (7. Juni 1397) rühmlichst genannt wird. Leider hatte dort der von Berg glorreich errungene Sieg traurige Folgen. Denn in dem Jubel des Triumphes wurden die zur Verfolgung des geschlagenen Feindes aufgelöseten Fähnlein von den Bundesgenossen der Clever überrascht und mußten aus dem Felde weichen. Da war Reiner von Schoinrath unter den Gefangenen, die sich mit großen Summen lösen mußten.

Die von Ritter Hansen von Schoinrath gestiftete Kapelle und sein Eintritt in das Kloster gaben Veranlassung, daß die Kunde dieses Johannisopfers vom Jahre 1358 bis auf uns gekommen. Von dem darauf folgenden Jahre aber, vom 24. Juni 1359 ist uns ein mehr bekanntes Unglück aufbewahrt, das auch, wie viele Klosterschriften sagen, durch furchtbare Vorzeichen und Gesichte im Lande Berg vorherverkündet war. Es war

---

*) Die interessante Entstehung dieses Klosters im Jahre 1345 und dessen Geschichte werden im dritten Bande dieses Werkes erzählt werden.

dies das traurig berühmte Tournier zu Schleiden in der Eifel, das Herr Johann zu Schleiden gehalten. Als dort Gerhard, Erbprinz zu Jülich und Graf von Berg gegen Arnold von Blankenheim in die Schranken ritt, trieb beide längstgenährter Hader so hart gegen einander, daß des Blankenheimers Spieß Gerharden mitten durch den Leib fuhr und jener auch eine tödtliche Wunde in der Seite erhielt, worauf Herr Johann von Schleiden, Gerhard's Freund, im Zorn über dessen Fall dem todtwunden Arnold das Haupt zu Thal schlug. Darauf blieb's aber nicht bei dreien Opfern, denn auf diesen Vorfall nahmen Alle Partei und aus dem Tournier wurde, wie oft geschehen, ein allgemeiner Kampf, daraus nicht mancher Ritter heil hervor trat und der manchem getreuen Knappen an's Leben ging. Solche Vorfälle haben denn den Glauben an die Sage vom Sanct Johannisopfer aufrecht erhalten und auch aus heutigen Tagen hört man noch Belege. So ereignete es sich unter den Augen des gegenwärtigen Erzählers, daß am St. Johannistage 1824 ein Knabe, der geladenen Jagdflinte unkundig, seine eigene Schwester erschoß und daß im nämlichen Dorfe zur nämlichen Stunde ein Kind von dem Rade eines Wagens zerdrückt und getödtet wurde. Das dritte Opfer, einen Ertrinkenden zog der Erzähler aus dem tückischen Waldbache, in welchem sich der Jüngling hatte baden wollen, doch raffte ihn ein Bluthusten dahin. Wunderbar wenigstens sind, neben die bestimmte Sage gehalten, auch diese Zufälligkeiten und da jene kein Raum umgränzet, innerhalb welchem die Opfer fallen sollen, so wird sie, fast jährlich genährt, sich noch lange erhalten.

Daß die Sage aber im deutschen Heidenthume fuße, ist unbezweifelt. Wie allen altheidnischen Festen ein christliches unterschoben wurde, so wurde dem germanischen Sommerfeste die Verehrung Johannis, des Täufers untersetzt und die früher dem Wodan geschlachteten Menschenopfer blieben den Neubekehrten so lange erinnerlich, bis sie sich zur dunklen Sage gestalteten. Die drei deutschen Hauptgötter waren sobald noch nicht vergessen, und als man ihnen die Opfer nicht mehr schlachten durfte,

kam das Volk, durch Zufälligkeiten verleitet, in den Wahn, daß sie selber diese holten. So Hertha im Wasser, Wodan (Tan, Fan) über der Erde und Thor auf der Erde. Daß die Namen der Götter, von denen die Christen wie bekannt noch lange als von Teufeln geängstigt wurden, in die Kalendernamen des Tages, woran sie früher ihre Opfer erhielten und abholten, verschwanden, liegt nahe und beruht auf der durch Vergessenheit entstandenen Verwirrung.

Adolph von Wiehl,
der
wackere Ritter und gottselige Klosterbruder.

(Eine Legende aus den Jahren 1230 — 1280.)

Klein war die Burg des Ritters Adolph von Wiehl, seiner Knechte war eine geringe Zahl und seinen Burgbann unfern der Agger vermochte ein Blödsichtiger zu überschauen; doch war darum er nicht minder geliebt von seinem Lehnsherrn und nicht minder gefürchtet von den Gegnern wegen der Kraft seines Armes, der Tapferkeit im Streite und ob seinen klugen Rathschlägen. Es war damals um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts so recht die Zeit der Turniere und des Faustrechts, wo der Mann nur nach seiner körperlichen Kraft und seiner Kühnheit geschätzt wurde. Adolph hatte bei seiner Riesenkraft eine große Gewandtheit in allen ritterlichen Uebungen erlangt; in einem Turniere zu Worms, wo nach den Kampfbedingungen das Roß des Besiegten dem Sieger anheim fallen sollte, gewann er zwölf Rosse nach einander und ihm wurde unter den dort turnirenden Rittern, die den Kern des deutschen Adels ausmachten, der

dritte Preis zugestanden. Adolph der Sechste von Berg, mit dem Beinamen der Lange, machte den Ritter von Wile zum bergischen Truchseß und als solcher focht er unter seinem kriegerischen Fürsten (1255) in der Schlacht bei Wolfskamp in Westphalen. Nach dem tragischen Ende seines Lehnherrn, der um Ostern des Jahres 1257 auf dem Turnier zu Neuß *) umkam, setzte ihn dessen Nachfolger, der ritterliche Adolph der Siebente zum Vogte über die zu Berg gehörige Grafschaft Windeck, die Adolphs **VII.** Mutter, Margaretha von Hochsteden zum Wittthum überlassen war. Durch strenge Gerechtigkeitsliebe und durch feste Treue zu seinem Lehnsherrn zeichnete sich Adolph in diesem Amte rühmlichst aus, bis seine Vogtei durch die Heirath der Wittwe Margaretha mit dem Grafen von Hükeshoven erlosch und die Burg und die Grafschaft Windeck dem Grafen Heinrich von Berg, Adolphs jüngerem Bruder zu Lehen gegeben wurde. Adolph von Wiehl stritt nun als ein Vasall des Grafen Heinrich in der Fehde mit dem Erzstifte Cöln und mit vielen unruhigen Dynasten der Heimath, welche in der vielbewegten Zeit des Faustrechts den Frieden des Landes ungestraft zu trüben vermochten, weil das deutsche Reich damals ohne Oberhaupt und überall die größte Unordnung eingerissen war. Auch eigener Fehden mit unruhigen Nachbaren hatte der Wiehler mehrere zu bestehen, die er aber alle siegreich ausfocht, da sein Arm in dem begonnenen Streite mehr that, als ein Haufen Reisiger. — So vom Ruhme begleitet und trotzend auf eigene Kraft zog er einst aus seiner Burg, um auf einem Turnier, das in Boppart am Rhein gehalten werden sollte, neue Lorbeeren zu erfechten. Doch das Ziel seiner Reise änderte sich bald.

Er war bis über die Gränzen des Landes hinauf geritten, dort wo das Siebengebürge und andere Hügel rheinaufwärts unzählige Burgen trugen, die von Edelleuten bewohnt waren, unter denen Viele sich ein Geschäft

---

*) Siehe 1 Band der Vorzeit S. 88.

daraus machten, Vorüberreisende mörderlich anzufallen, die Kaufleute und Klostertransporte, um deren Gut zu erschnappen, fahrende Ritter aber, um sich Ruhm im Kampfe mit ihnen zu erfechten. Herr Adolph ritt dort blos von zweien Knechten begleitet, als er auf dem Wege einen vom Haupt bis zu den Fußsohlen geharnischten Ritter erblickte, der ihm entgegen rief: mit ihm um Roß und Waffen zu streiten auf Tod und Leben. Herr Adolph war gezwungen, der Aufforderung des verkappten Ritters zu willfahren, denn dieser hatte seine Lanze schon eingelegt und wollte, den breiten Schild vorhaltend, eben dem Rosse die Sporn geben. Aber Adolphen schüchterte ein Solches nicht, er war ja hinausgezogen zu kämpfen und fand schon hier auf dem Wege, was er ferne suchen wollte. Mit verhängtem Speer rannten sie ohne weiter ein Wort zu verlieren gegen einander, daß beide sammt den Rossen zu Boden stürzten; der fremde Ritter rücklings, von dem Speere Adolphs durchbohrt, und dieser zur Seite, von dem Stoße seines starken Gegners blos betäubt. Als nun die beiden Knechte des Ritters von Wiehl herbei sprangen, ihrem Herrn wieder aufzuhelfen, da flohen die Knappen des auf den Tod getroffenen fremden Ritters auf's Eiligste davon. Bald erwachte Herr Adolph wieder, aber mit starrem Entsetzen sah er auf den Erschlagenen und schien der Beute gar nicht erfreut. Schnell bestieg er sein Roß und lenkte es den Weg, den er eben gekommen, zur Verwunderung der Knechte, deren Siegesruf das veränderte Antlitz ihres Herrn verstummen machte. Er sagte ihnen nicht, wohin er wolle und wollte nicht, daß sie ihn begleiten sollten. Er schenkte ihnen die erworbene Beute und trabte dem Siebengebürge zu, dorthin, wo hinter dem Stromberge in tiefem Bergkessel das Kloster Heisterbach in düstern Mauern graute.

Der hochgelahrte heilige Mönch Cäsarius von Heisterbach, durch dessen Schüler einen uns auch die Geschichte Adolphs aufbehalten blieb, sagt hinsichtlich der von uns jetzt oft bestaunten Geistesumwandlung eines Ritters jener Zeit: „Die besonderen Ursachen, weshalb ein Ritter dem Kloster zueilt, sind diese zehn Stücke:

Die Anhörung der Wunder, die den Orden verherrlicht, eigene Bußfertigkeit, Worte vom Himmel, Erscheinung eines Heiligen, liebevolle Ermahnungen der Muttergottes, Krankheit, Schmach, Schaam, Gefangenschaft und Vision der Hölle." — Etwas dem Letzteren Aehnliches hatte auch jetzt Adolphs Weg entschieden. Denn als er durch den Speerstoß des Gegners in Betäubung lag, däucht' es ihm, als ob der gefällte Ritter von einer Menge schwarzer Gesellen überfallen und zur Hölle geschleppt worden wäre. Dorthin folgte ihm sein Blick tief durch die Mitte der Erde in die grausige Kluft der Verdammniß. Er sah, wie der Gegner den brennenden Schwefelpfuhl hinabgestoßen wurde, sah die scheußliche Freude von Tausenden höllischer Quälgeister und erkannte unter den Legionen Gepeinigter viele seiner ehemaligen Freunde. Dort sah er alle die Ritter, die bei Turnier und Fehden umgekommen waren, Alle, die dem Steigreif bis an ihr unbußfertiges Ende gehuldigt. Als er aber sich wegwandte von dem unerträglichen Anblicke der Hölle, da schauete er mit flüchtigem Blicke hoch droben in den Saal der Seligen. Da saß in seiner Herrlichkeit auf seinem Wolkenthrone, die Füße auf die Kugel des Weltalls gestützt, das Scepter der Allmacht in seiner Rechten, Gottvater unter dreifacher Papstkrone; zu seiner Rechten Gottsohn, das Kreuz statt des Scepters haltend, über ihnen der Geist, die heilige Taube; rechts neben dem Sohne knieete dessen glorreiche Mutter, für einen bekehrten Sünder flehend. Unter diesen durch leichten Gewölkboden geschieden rechts die Seraphim und andere Erzengel und Engel von Geburt, links die Apostel und Evangelisten; allein von dem Himmelsglanze geblendet sank tiefer des Hellsehenden Blick auf den Boden des Saales, wo die Seligen sich ihres Lohnes erfreueten und durch zwiefaches Wolkenfachwerk aufschaueten, Alle verklärt in himmlischer Freude, allein unter ihnen weder Panzer, noch Helm oder Waffen, nur einige Harnische mit dem Zeichen der Kreuzfahrer bezeichnet, fast Alle in Gewändern heiliger Mönchsorden oder mit Inful und Bischofsstäben und durch die eben geöffnete Thüre

wurden die Himmelsleiter hinauf nur Glatzen und Kapuzen sichtbar.

Dies war das Gesicht des edlen Ritters Adolph von Wiehl, als ihn die Knechte empor hoben und er aus seiner Betäubung erwachte. Der Verdammniß, die er so lebhaft vor Augen gehabt, zu entfliehen, eilte er dem Kloster zu und schon pochte er ungestüm an das Thor des stillen Gotteshauses zu Heisterbach, als der Pförtner ihn nach seinem Begehren fragte. „Rasch! (entgegnete er) laßt mich ein, auf daß ich ein Mönch werde und an mich nehme den heiligen Orden, der zur Seligkeit führet!" — Der gute Pater Ostiarius bedeutete ihn, daß man mit Harnisch und Sporn nicht in's Habit komme und daß dazu ein bußfertiges Leben mit Entsagung alles Irdischen gehöre. Darüber aber kam der Abt Hermann herzu, und als dieser des Ritters Gesinnen und dessen Gesicht von ihm selber erfahren hatte, nahm er ihn in's Kloster auf. Adolph schenkte sein Roß zum Dienste des Pfluges und auf den Altar des heiligen Bernhard legte er nieder Helm, Harnisch und Waffen, zum Zeichen, daß er aufgehört habe mit weltlichen Dingen zu streiten und forthin dem Himmel einzig dienen wolle. Er trat in den Orden ein und wurde der frömmste Bruder des Klosters. In Allem that er es den Uebrigen zuvor und der Ruf seiner Gottseligkeit erscholl rings umher. Als aber seine Freunde und ehemaligen Waffengenossen seinen Eintritt ins Kloster erfuhren, da zogen sie reichgeschmückt und mit reisigem Zeuge heran. Sie wollten ihn bereden, den Orden zu verlassen und boten Alles auf, ihn wieder zurück in die Welt zu nehmen, malten ihm alle Freuden da draußen mit den herrlichsten Farben vor und boten ihm reiche Geschenke an, wenn er mit ihnen ziehen wollte. Adolph schilderte ihnen dagegen die ewige Verdammniß und erzählte ihnen, was ihm begegnet, als er auf dem Ritte gen Boppart den fremden Ritter gefällt hatte. Da verlachten die Freunde seine Vision als einen albernen Traum und tadelten die unbequemen Einrichtungen des klösterlichen Lebens. Besonders aber hoben sie hervor, wie die Mönche von den Flöhen und anderem ekelhaften Ungeziefer, in der wollenen Kleidung, die nie

gewechselt und damals selbst bei der Ausbesserung nicht abgelegt werden durfte, bei Nacht und Tage unsäglich gequält würden. Doch der gottselige Adolph widerlegte auf's Kräftigste ihre blinden Weltansichten und sagte unter Anderm: „O Schmach über den tapfern christlichen Ritter, der da nicht banget in teuflischem Schlachtfelde dem ehernen Stachel des Todes zu begegnen und im Kampfe für den Heiland die kleinen Insekten fürchtet! Wahrlich, sag' ich Euch, krabbelte auch das gesammte, euch ekelhafte Ungeziefer aller Mönche der Welt an meinem Leibe, so sollt' es mich doch aus dem Orden nicht heraus beißen, mit Freuden wollt' ich es hegen in meiner Kutte, denn so erlangt man die himmlischen Wonnen. *) So sprach er in heiligem Eifer und ermahnte sie ernstlich, das eitle Treiben der Welt zu verlassen, er beschwor sie, mit ihm das Kloster zu theilen, denn sonst würden sie in Kurzem zu denen gelangen, die er in dem schrecklichen Schwefelpfuhle als seine ehemaligen Freunde erkannt hatte. Doch so wenig sie vermochten, ihn den geweiheten Hallen zu entfremden, so wenig gelang es ihm, die eitlen Ritter den Ergötzlichkeiten der Welt abzuwenden zur heiligen Betrachtung. Sie verließen ihn mit Spott, er aber betete für sie und nicht lange darnach kam die Nachricht, daß Alle, wie er vorhergesagt hatte, bei Fehden und Turnieren unbußfertig umgekommen seien.

Adolph von Wiehl aber diente noch als frommer Greis eifrigst dem Himmel, und als er sein Haupt zur ewigen Ruhe neigte, da umflogen nicht Raben und Geier (die höllischen Geister, welche, wie Cäsarius ironisch sagt, des verruchten Raubritters Seele zu den höllischen Freuden abzuholen kommen) sein Sterbelager, sondern holde Himmelsengel flogen mit der Friedenspalme sichtbarlich herab und trugen unter entzückenden Ge-

---

*) O! fortem militem, qui in bello diaboli non timuit gladios in militia Christi timere debet pediculos! Aufferrent tibi nunc pediculi regnum coelorum. Crede mihi, et hoc pro certo scias, quia si essent omnes pediculi omnium monachorum in meo corpore, non me de ordine morderent! etc. Caes. H. l. IV. c. 48.

fängen die Seele des Gottergebenen hinan, dort wo er die Mutter der Reinheit zu des Heilands Rechten für ihn den Sünder hatte flehend geschaut und wo sie dem Bekehrten jetzt huldreich entgegen lächelte. Auch Wunder verherrlichten ihn noch im Grabe und bezeigten des Himmels Wohlgefallen an seinem Wandel, der noch viele Jahre hindurch den Mönchen zu Heisterbach als Muster der Nachfolge aufgestellt wurde von ihrem ehrwürdigen Abte.

Der spukende Eber.

(Ein bergisches Volksmährchen aus dem vorletzten Jahrhunderte.)

Es sagt ein altes allbekanntes Sprüchwort: „Mit Latein kommt man durch die ganze Welt!“ gerade als ob in dem Lateinverstehen die größtmögliche Geistesgewandtheit versteckt liege. Doch mit dem Latein alleine ist's nicht abgethan, und wenn Jemand noch ein halb Dutzend Sprachen dazu verstände, so möchte er dennoch wohl mit all diesem Sprachballaste von einem gesunden Mutterwitze aus dem Sattel gehoben werden.

So war auch ein Herr Pfarrer im Bergischen ein tüchtiger Lateiner, aber sein Küster war ein feiner, pfiffiger Schalk. Die Pfründe des Pfarrherrn, der dazu auch ein Dechant, war sehr einträglich und dies besonders in dem guten Fruchtjahre **Anno** — es mögen jetzt gerade 200 Jahre sein — brachte der Zehnte so viel ein, daß Scheune und Fruchtboden all den reichen Segen zu fassen nicht vermochten. Als der Pfarrherr deshalb in nicht geringer Verlegenheit war, trat ihn der Küster an und machte ihn aufmerksam, daß über dem Kirchengewölbe

ein großer unbenutzter Raum sich zum Fruchtaufschütten eigne. Der Herr Dechant meinte, weil der Zehnte zur Kirche gehörig und eine durch die Bibel begründete Abgabe, so könne dabei von einer Entheiligung der Kirche keine Rede sein und Niemand ein Aergerniß daran nehmen und ließ aufschütten, so viel da war. Doch der Küster holte sich tagtäglich beim Läuten der Morgen- und Abendglocke davon den Sackzehnten und setzte diesen Diebstahl unbemerkt so lange fort, bis sein Prinzipal auf's Gewölbe kam und den Verlust bemerkte. Der gute Pfarrherr eiferte sich unsäglich über diesen Kirchenraub, wie er's nannte, und weil er den Küster als alleinigen Verwahrer der Kirchenschlüssel in Verdacht nahm, so schalt er ihn einen ungetreuen Dieb. Der Küster aber hatte von seinem Pfarrherrn viele fromme Redensarten gelernt, er spielte den Gerechten, rief die Muttergottes sammt allen Heiligen zu Zeugen seiner Unschuld herauf und gab vor: daß ein gespenstiges Ungethüm oft auf dem Kirchensöller wüthe und unbezweifelt auch diesen Schaden verursache, wohl aus keinem anderen Grunde, als zur Strafe der Entweihung des Gotteshauses, das der Herr Dechant zu einem Fruchtspeicher benutzt habe; er behauptete, dieses Gespenst fast bei jedesmaligem Läuten der Morgenglocke rumoren gehört zu haben und versprach, sobald es sich wieder vernehmen lasse, den Herrn Dechanten zu selbsteigener Augenscheinnahme herbei zu rufen. Der Herr Dechant, obwohl er unterweilen ungläubig mit dem Kopfe wackelte und seiner Gewohnheit nach mit den Lippen schnalzte, vermochte das Gegentheil nicht zu beweisen und wollte wenigstens abwarten, was der Küster ihm zeigen werde. — Dieser aber war in nicht geringer Verlegenheit, wie er bei der leichtfertigen Betheurung bestehen möchte. Er sann, und fand bald, was er suchte.

Ein Nachbar Geizhals hielt ein großes Eberschwein von schwarzer Kothfarbe und scheußlichem Aussehen, das durch die Hagerkeit dieses Thieres noch erhöht wurde. Sein eigner Herr gab ihm Nichts zu fressen, es mußte seine Nahrung selber zu erwerben suchen und lief nun durch's ganze Dorf umher zu rauben und zu

wühlen, überall verhaßt, gehetzt, verjagt und verwünscht. Daher lernte es, von Fleisch und Fett unbeläſtigt, dem ſchnellſten Hunde zuvor laufen, lernte klettern gleich einer Katze, und bald waren ſogar die Söller nicht mehr ſicher vor ſeinen Räubereien, weil es die Stiegen hinauf lief wie auf ebenem Wege. Das ſcheußliche Ausſehen aber wurde an Scheußlichkeit noch übertroffen von einem wüſten Grunzen, das aus dem hohlen ausgehungerten Leibe furchterregend hervorſcholl, ſo daß ſchon Mancher bei Nacht dadurch erſchreckt wurde. Dies ſollte auch dem Herrn Dechanten gelten und den Küſter aus der Klemme ziehen. — Nachdem dieſer erſt noch eine Maſſe Getraide fortgeſchleppt, ſo viel er zu tragen vermochte, köderte er die ausgehungerte Freßmaſchine mit einer vorgehaltenen Rübe, lockte das Scheuſal noch vor Morgendämmerung über Kirchroſter und Kirchentreppe herauf und ſchloß es auf dem Fruchtboden ein, wo es ſich in Roggen und Weizen hineinwühlte und hineinfraß wie eine Raupe. Dann lief er zum Pfarrhauſe mit der Anzeige, daß das Ungethüm jetzo auf friſcher That zu ertappen. Um aber den Herrn Dechanten noch ängſtlicher zu ſtimmen, theilte er ihm die Vermuthung mit, daß er das Geſpenſt für die verlorene Seele eines jüngſt verſtorbenen Gottverächters halte, dem der Pfarrer keine Seelenmeſſe habe nachleſen wollen, und der dieſes pflichtwidrigen Verſagens halber vom Satan die Macht erhalten habe, den Seelſorger an dem eben nicht kirchlichen in der Kirche aufgeſchütteten Gute zu ſchädigen.

Es war nämlich einige Tage zuvor ein Mann aus der Gemeinde begraben worden, der Sonntags die Kirche nicht einmal anſah, geſchweige noch ihre heiligen fünf Gebote hielt, der an Nichts glaubte und verſtockt und verblendet ſogar ſich geäußert haben ſoll: „es gäbe keine Auferſtehung, wo der Baum falle, dort bleibe er liegen, und ſo ſei es auch mit dem todten Menſchen rein zu Ende.“ — Alle Bekehrungsverſuche des Pfarrherrn waren an dem verlorenen Sünder geſcheitert, was jenen nicht wenig erbittert, und als der Gauch nun todt war und ſeine Anverwandten die Seelenmeſſen des Fegfeuers halber beſtellten, da wollte der Geiſtliche ſie nicht leſen und

sagte: bei dem, der doch an keine Auferstehung geglaubt habe, sei dies ganz vergeblich, und man dürfe keine Perlen vor die Säue werfen. — Zwar bat einer von den Leidtragenden: „der Pfarrherr möchte das dargebotene Seelengeld doch verdienen, und wenn der Verstorbene durchaus nicht auferstehen wolle, so könnte er ja doch auch dann noch immer liegen bleiben, so lange ihm gefällig.“ Drauf aber hatte der Herr Dechant voll heiligen Eifers nicht eingehen wollen und hatte das Sprüchwort wegen der Säue wiederholt, weshalb der Küster äußerte, der todte Spatz könne wohl ihm zur Strafe in eine Sau verwandelt, jetzo die Frucht auf dem Kirchenspeicher auffspeisen, denn da droben habe er ein entsetzliches Schnaufen vernommen, gleichwie von einer Sau. — Ueber diese Auslegung des Küsters gerieth der Herr Dechant in nicht geringe Verlegenheit. Die beim Exorcismus aufgeschlagene römische Agende, die Stola und ein großes Kreuz, noch größere Angst aber nahm er mit und folgte dem Küster in die Kirche, wo dieser den Weihkessel nebst Zubehör faßte und dann dem Fruchtboden zueilte. Also mit heiligen Dingen zum Kampf mit dem Aergsten gerüstet, horchten beide an der Thüre und vernahmen ein Geräusch wie von gierig geschäftigen Zähnen, dazwischen Schnaufen und Brummen. „Schließ auf und weihe!“ sprach der Pfarrherr, in der Sorge um sein Getraide aller anderen Angst vergessend, und der Küster öffnete die Thür und weihete, während der wohlbeleibte Dechant mit weitausgespreizten Beinen mitten auf der Schwelle stehen bleibend und so den Ausgang mit Unbedacht versperrend, das „**Vade immunde Spiritus!**“ zu mehreren Malen wiederholte. Sobald aber der Küster mit dem Weihwedel, wie's Brauch ist, schlenkerte, so fuhr das Eberschwein, das die Gebärde des Werfens unter dieser Bewegung verstand, erschrocken auf und schnurrte zur Belustigung des Küsters zwischen den Getreidehaufen umher. Doch als dieser immer heftiger weihend auf das Ungethüm eindrang, lief es den Rückweg suchend zwischen die aus Vorsicht weit ausgespreizten Beine des Pfarrherrn, der jetzo der Agende vergaß und dem Küster ängstlich zurief: er solle weihen so viel er

zu weihen vermöge! Da schleuderte der unlateinische Küster das messingene Weihbecken nach dem geschreckten Thiere. Dieß riß den Dechanten rücklings nieder, schleppte ihn noch einige Schritte Rücken auf Rücken mit, ward dann des schwerfälligen Reiters ledig und kollerte mit furchtbarem Getöse die Treppe hinunter. Der Wurf mit dem Weihbecken aber hatte den Pfarrherrn selber getroffen und ihm eine Rippe entzwei geschmettert. Da fing der Küster seine Schalkheit, die für seinen guten Herrn so schlimm ausschlug, zu bereuen an und laut jammerte er über die Verletzung, das eigene Ungestüm verwünschend. Doch der Pfarrherr tröstete ihn und pries sich glücklich, in der Meinung, daß er lieber mit einer zerbrochenen Rippe so bösem Handel entkomme, als daß er vom Teufel ganz geholet werde.

Alt-Bernsau an der Agger.

(Eine Volkssage aus dem zwölften Jahrhunderte.)

Es gibt keine lustigere Zeit im Jahre, als die des Pfingstfestes: dann mischet sich alle Frische des Frühlinges mit der Fülle des Sommers; Rosen und Nachtigallen, Wiesenblumen und Amseln sind dann von den Gewittern noch nicht fortgescheuchet, nicht verdorben; die Tage sind lang und hell genug, Alles weit umher zu betrachten, sich recht lange zu freuen, und die kurze milde Ruhenacht rollt ihren Schleier nur deshalb herab, um am Morgen Alles noch verschönet wieder erscheinen zu lassen. Wer wohl mag sich dieser Tage erinnern, ohne dabei an das schönste Angebinde, an die herzinnige Freude, die sie ihm brachten, dankbar zu gedenken. Aber wie viele Millionen lebensfreudiger Menschen auch eine heit're Mai-

sonne begrüßten, so sah sie dort nie ein glücklicheres Paar, wie damals, als sie im Jahre 1170 über Bensberg aufging und Graf Engelbert vom Berge an der Hand seiner Gemalinn, der schönen Girita von Geldern, von drei fröhlichen Kindern umspielet, den Waldhang zur Sülze hinab lustwandelte. Herrliche Ritterthaten, Treue und Biederkeit hatten den Grafen berühmt und geehrt gemacht im ganzen Reiche; er hatte die Achtung und Liebe seines Kaisers, des großen Friedrichs **Barbarossa** erworben, und sein Land blühete im Frieden, während er fern die unruhigen Vasallen der deutschen Krone besiegen half. Doch süßere Freuden als auf den Bahnen des Ruhmes genoß der Graf in stillerem Kreise, und wie er jetzo der Liebe seiner Gattinn und der blühenden Kleinen gedachte, da mochte er in der Fülle seines Glückes wohl vergessen, daß er ein Sterblicher sei, dessen Blindheit den Fall aus der höchsten Freude in die tiefste Trauer, selbst in der größten Nähe, nicht vorzuschauen vermag.

Während die beiden Söhne des Grafen, Adolph und Engelbert, den bunten Schmetterlingen nachhüpften, suchte das fünfjährige Töchterlein Jutta eben die schneeweißen Maiglöckchen, sie zu würzigem Strauße zu winden. Siehe, da kam eine zottige Bärinn hinter dem Gesträuche hervor gesprungen. Kaum hatten die bestürzten Eltern die Gefahr ihres Kindes gewahret, als dies auch schon von dem rauhen Ungeheuer ergriffen und in eiligem Laufe davon getragen wurde. Das ängstliche Hülfegeschrei des Kindes verhallete bald in der Ferne; der nacheilende Vater verlor die Spur des Raubthieres; er sah die Gattinn bewußtlos hingesunken und trug sie vor den weinenden Söhnlein hinauf in die Burg. — Da saß der treue Burgvogt Rüdiger auf mit seinen treuen Knechten und sprengte, die schnöbernden Rüden vorauf, hinab in den Wald.

Zur Angst erwachte Girita und fiel vor dem Bilde Mariens, der allliebenden Mutter, flehend nieder. Glaube, Angst, Vertrauen, Schmerz und Verzweiflung kämpften in ihrem Busen — da riß sie das Jesuskind herab aus den Armen des Marienbildes und rief: „Bist

du die liebende Mutter, so fühle, wie es thut, ein Kind zu missen; fühlst du Erbarmen, so gib mir das meinige wieder! das deinige erhältst du nicht, bis du mir meine Jutta wieder gibst!" — So sprach Girita im Wahnsinne ihres Schmerzes und hielt das Bild des Jesusknaben fest umklammert, — da scholl ein heftiger Donnerschlag, und sie zweifelte nun nicht mehr an der Gewährung der Bitte, an der Rettung ihres Kindes.

Wenige Stunden darauf kam der Burgvogt Rüdiger mit freudigem Zuruf eingeritten, die kleine Jutta gesund und blühend auf dem Arme. Wunder war, was er verkündigte. Er hatte die Spur des Raubthieres aufgefunden und dieselbe die Agger hinauf verfolget. Dort hatte er auf der todthingestreckten Bärinn das Kind schlafend gefunden, und dies ihm beim Erwachen erzählt: es habe ihm geträumt, es sei von der Bärinn zerrissen worden und todt gewesen, allein die Muttergottes habe es wieder erwecket. Wirklich sah man auch an seinem zarten Halse röthliche Narben, als ob sich dort scharfe Zähne tief eingegraben hätten; allein Alles war geheilt und das Kind wieder so gesund, wie vorher. Da wurde das Walten der Gebenedeiten offenbar! Auf der Mutter verzweiflungsvolles, aber doch vertrauendes Gebet hatte der Donner die Bärinn erschlagen und die Gebenedeite das schon zerfleischte Kind wieder geheilt. Da priesen die Eltern und Alle, welche das Wunder vernahmen, die Güte der Gebenedeiten und das Kind wuchs heran und ward eine herrliche Jungfrau. Doch deren Herz wendete sich zu ewigen Dingen, sie brachte der himmlischen Mutter ihr Leben in Demuth und Keuschheit dar und starb als Aebtissinn des Frauenstifts zu Essen im Rufe der Heiligkeit. — An dem Orte aber, wo Burgvogt Rüdiger die kleine Jutta wiedergefunden hatte, auf einem blühenden Wiesenplane an der Agger, ließ der Graf Engelbert eine Kapelle bauen, und nicht fern davon zur Sicherung der Gegend eine Burg auf festem Felshügel. Diese Burg gab er Rüdigern zum Lehen und nannte sie zur Erinnerung an den abenteuerlichen Vorfall die Bärenau, welcher Name noch heute an den Ruinen des Schlosses haftet, und welchen auch Rüdiger und

seine Nachkommen noch lange trugen, bis ihr Geschlecht ausstarb und die Edlen von Roll und die von Wilkrath zu dem Besitze der Bärenau gelangten. —

Längst sind die gefährlichen Raubthiere aus diesen Gegenden vertilgt, und es weiß uns jetzt kaum noch Jemand zu sagen, wo der Name Bärenau (Bernsau) herstamme. Darum möge denn gegenwärtige Kunde, die uns der Lebensbeschreiber von Jutta's Bruder Engelbert im Jahre 1208 aufzeichnete, diesen Aufschluß ertheilen und zugleich ein Beleg sein zu dem Glauben jener fernen Zeit an abenteuerliche Wunder, die, wenn sie jetzt auch Mancher bezweifeln sollte, in ihrer eigenthümlichen Naivität doch Aufzeichnung verdienen. Wahrheit daraus zu schöpfen ist leicht dem Zeitkundigen.

Der Jagdstreit zu Diependahl.

(Eine charakteristische Scene aus dem freiadeligen Junkerleben zu Anfang des 18. Jahrhunderts.)

Die Jagd, als eine Gerechtigkeit, auch auf dem Eigenthume Anderer Thiere zu tödten und ihre Leichname sich zuzueignen, eine der seltsamsten und wunderlichsten Einrichtungen des Abendlandes, ist dem Gottlob nun verschollenen Lehenwesen lediglich entsprossen. Die Jagd ist alt und reicht, als Nahrungsquelle, sowie als Wegräumung schädlicher Thiere bis in die Urzeit der Menschen, als dieselben noch keine feste Wohnsitze hatten. Da durfte ein Jeder, wo er nur wollte, dem Wildpret nachlaufen und dasselbe fällen. Als es aber feste Wohnplätze für Menschen, und Grundeigenthum gab, da war des Eigenthümers Alles, was auf dem Boden wuchs und sich davon ernährte. Juden, Griechen und Römer

hatten dies einzig vernünftige Jagdgesetz und so auch die Deutschen nach Carl dem Großen. Die Salischen, Ripuarischen und die Westgothischen Gesetze sowie später Friedrich I. Verordnungen, der Sachsenspiegel, der Schwabenspiegel und das Schlesische Landrecht erlaubten sowohl dem Bettler auf seiner Hufe Landes eine Sau, einen Bären oder ein Kaninchen zu erlegen, als auch der Gemeinde binnen ihrem Weichbild und dem Fürsten in seinen weitläufigen Bannforsten. Jagen war aber die Lust des Adels und sein Zeitvertreib. Es bildete sich nach dem dreizehnten Jahrhunderte die Ansicht, daß die Jagd so edel sei, daß Unadelige sie durch Ausübung schändeten. Man entriß in den folgenden beiden Jahrhunderten allen Unadeligen das Recht zu jagen. Man zählte das Wildpret nach römischem Rechte zu den herrenlosen Sachen und dann nach einer Voraussetzung des deutschen Rechtes zog der Landesherr die Jagd als ein Hoheitsrecht an sich und gab sie theilweise an adelige Vasallen zu Lehen.

Nun gab es eine Menge theils lächerlicher, theils schauderhafter Jagdgesetze, Pechwolken einer finsteren Zeit. Nur der Adel durfte jagen, der unadelige Gutsbesitzer, der doch das Wildpret ernährte, durfte es weder zu seinem Nutzen tödten, noch aufschrecken zum Nutzen seiner Felder. Während die Gesetze dem Hausherrn erlaubten, den nächtlich eindringenden Dieb zu erschießen, durfte er das Wild, das ihm das Getreide (oft mehr wie Hausrath) raubte, nicht schädigen. Der Genius der Menschheit weinte. Doch damit nicht genug. Die sinnreichsten Todesstrafen, oft zur Belustigung der rohen Jagdherren, trafen den Wildfrevler. Selbst der, welcher ein Wild auf eigenem Acker aufscheuchte, wurde härter gestraft, als ein Mörder. Rechtslehrer des vorigen Jahrhunderts, noch Karpzow, Kramer, Estor und Consorten vertheidigen die Todes-, und sonstigen Luststrafen der Wilddiebe mit einer Saftigkeit, als ob sie gegen Brudermörder oder Landesverräther redeten, ja als ob das Wohl des Reiches und die Volkskraft hauptsächlich in Hasen und Säuen gefußt hätte. Statt, wie früher, das Wild zum Nutzen des Ackerbaues und zur allgemeinen Sicherheit

zu vertilgen (der einzige vernünftige Zweck der Jagd) war man nur auf Vermehrung dieses schädlichen Groß-ungeziefers bedacht, damit man desto baß seiner adeligen Mordlust und Hundelust fröhnen könne. Das Wild wurde gehegt und im Winter fuhr man ihm Fourage zu in den Wald, ganz Deutschland wurde eine Menagerie. Uebrigens preiswürdige Fürsten setzten ihr Land dadurch in Noth; die Saaten des armen Ackermannes, von welchen alle Staatslasten zu bestreiten, wurden erst vom Wilde abgeweidet und dann von ungethümem Hatzschwarme mit Rossen und Hunden verheert. Der Bauer selber, als Jagdfröhner, mußte seine eigene Erndte zerstören helfen. Das raubte ihm Zeit und Möglichkeit zum Broderwerbe, Thatkraft und Arbeitslust erstarben, wie ein Verzweifelter im Schiffbruche schauete er in ein Meer von Dürftigkeit, und erst als Wildfrevler, dann als Räuber versank er in einen Abgrund von Verbrechen und Lastern. Solche waren die deutschen Jagdgesetze, die zu Anfang des vorigen Jahrhunderts zu ihrer höchsten Ausbildung gelangten. Schon hundert Jahre früher sagt ein deutscher Dichter von seinem Landesherrn:

„Derselbig führt zwar keine Pracht,
Bleibt bei der gewöhnlichen Tracht,
Aber seine unterthane Leut
Waren seiner wenig erfreut;
Er höret nit ihr Wort und Klagen,
Wartet sein Waidwerk und Jagen,
Fing Kaninchen, Hasen und Reh
Und sonst viel anderes Wildpret meh,
Als wär er umb ein großes Geld
Für einen Jägermeister bestellt,
Oder mit Nebukadnezar
Verdammt zu der Bestien Schaar
Und nit gesetzet zum Landesherren
Seine Leut zu regieren mit Ehren,
Zu befödern Gesetz und Recht,
Zu schützen den Herrn und den Knecht!“

Also trieben es die Fürsten, und der niedere Adel äffte ihnen im Kleinen nach, und sogar Bischöfe, Weltgeistliche, Weiber und Mönche fröhnten der Jagdlust wie Unsinnige. Besonders die adeligen Domherren und Pfründeverzehrer waren leibhaftige Nimrode und von ihren schellenbehangenen Falken und Hunden vermochten sie sich selbst in der Kirche nicht zu trennen. Im Chor saßen die Falken (das Federspiel) neben ihnen und auf ihren Schultern und sie spielten mit den Schellen aus Langerweile im Gottesdienste; die Hunde des Junkers heulten in den Gesang der Gemeinde, es war ein großer Unfug, von dem ein damaliger Dichter sagt:

„Man darf nit fragen, wer sie sein,
Bei denen die Hund' in der Kirche schrei'n,
So man Meß hält, predigt und singt,
Oder bei dem der Habbicht schwingt,
Und thut sein Schellen also erklingen,
Daß man nit beten kann, noch singen.
Was soll man von den Thumbherrn sagen,
Die in den Chor ihr Vögel tragen
Und meinen es sollt schaden neut,
Weil sie sind geboren Edelleut.
So steht dem Adel gar viel zu
Dran er billiglicher denn Andre thu.
Doch die Natur gibt Jedem ein,
Narrheit will mit verborgen sein."

Die Territorialherren, sagt ein Schriftsteller des sechszehnten Jahrhunderts, legen den Klöstern und Weltgeistlichen die Verpflichtung ob, ihre Hunde und Falken zu ernähren und machen die geistlichen Herren zu ihren Hundejungen. Ein deutscher Bischof aber hielt so viele Jagdhunde, daß er sie in Schaaren theilte und ihnen Ober- und Unterbefehlshaber gab. Manchem Fürsten kosteten Jagdapparate mehr als alle Verwendungen für das Landeswohl.

Der Landjunker lebte und dachte nur in Jagd und Jagdlust. Mit Verachtung aller wahren wissenschaftlichen Bildung, die solchen edlen Waldmenschen zu niedrig und blos bürgerlicher Canalje zusagend, trieb er sein

Waidwerk nach eigenen Jagdregeln, die sich vom Aufsuchen des Wildprets bis auf das Abhäuten und Auswaiden desselben erstreckte. Die Schriftsprache war nicht edel genug, die hochadelige Jagdkunst zu bezeichnen, es mußte noch eine eigene Kunstsprache erfunden werden, die sich noch bis jetzt mit all ihren Barbarismen bei vielen Busch- und Thiermenschen forterbte und den Namen Waidmannssprache führt, sowie es auch eine damals entstandene Gauner-, Schinder-, Handwerksburschen- und Studentensprache gibt. Nicht genug! Bei jedem Sprunge des Wildes mußte der ausgebildete Edelmann ein Kernsprüchlein zu sagen wissen. Unsinniger gibt es nichts, es gibt keine größere Chikane auf Menschenverstand und Sprache als diese Jagdverslein, von denen man noch Foliobände voll findet und mit denen ehemals die hochadeligen Köpfe gefüllt waren. Auch hiervon eine kleine Probe:

„Und so der Hirsch dann fleucht, so ruft der Jäger-Jüngling:

„„Jun — Jun — Junch! hetze d' Hund her, Jungen zu Alten,
Edelfrauen und Herren laßt Gott walten;
Hetze further Schirm und Schall
Juch! Juch! die guten Hund all!““

Nun blas't der Hatzjäger in's Horn und hält mit dem Jägerjüngling folgenden Dialogum:

A. Hochda! ho! denn! denn! do! Gesell,
Gott uns ein Edelwildlust bescheren wöll.
B. Da lauft der Edelhirsch, Jägerwehr,
Gut Hund, gut Gesell lauf hieher.
A. Da lauft er noch Jagerei, sicherlich
Es ist ein Edelhirsch, das weiß ich.
B. Da lauft er widerloß wanks und schwanks,
Seiner Mutter Sohn uns heut undanks.
A. Da fleucht der Edelhirsch über den Haag,
Daß Gott meines schönen Buhlen heut pflag.
B. Da fleucht der Edelhirsch über Straß und Herd,
Das hat Gott heut manchem Edelhirsch gewehrt.

A. Da lauft der Edelhirsch, Wasser und Grund,
Mich freut meines Bulen rother Mund.
B. Da lauft er waldwärts, Wasser und Grieß,
Wie gern der Edelhirsch heut geneß wer ihn ließ.
A. Da lauft der Edelhirsch, Berg und Thal,
Gott grüß meinen schönen Bulen überall.
B. Da lauft der Edelhirsch, Wasser und Bruck,
Das thut er sammt Widerloß und Ruck.
A. Da lauft der Edelhirsch, Führer und Hund,
Das ist heut allen Geylen ungesund.
B. Da lauft der Edelhirsch über die Haide
Liebhunden zur Lust und ihme zu Leide.
A. Da lauft der Edelhirsch über die Stroße,
Ich wollt, ich läg mein'm schön Buhlen im Schooße.
B. Da fleucht der Edelhirsch durch den Thau,
Wie gern ich meinen schönen Buhlen anschau.
A. Da lauft der Edelhirsch über die Zeit,
Gott grüß mein schön Buhlen im schneeweißen Kleid.
U. s. w.

So hatte der Adel die Courtoisie von den Turnieren auch in die Jagd übertragen, und wie man früher der Minne zu Lieb einen Speer brach, so that man jetzt zum Ergötzen der holdseligen eine Sau oder ein Hirschkalb ab.

Wie früher die jungen Edelleute zur Heeresfolge und zur Ausbildung in ritterlicher Uebung als Edelknappen an die Fürstenhöfe zogen, so sah man sie jetzo (im 16., 17. und 18. Jahrhunderte) dort das Waidwerk regelrecht erlernen, und dort stiegen die Adepten dieser edlen Geheimnisse vom Hundejungen bis zum vollkommenen Jagdjunker und Jägermeister empor. Es ist besonders ergötzlich zu vernehmen, wie die Edelknaben oft Bekanntschaft machten mit der Hetzpeitsche des Oberjägers, wenn sie fehlgeschossen, einen Jagdspruch zu sagen vergessen oder sonst einen Verstoß gegen die Jagdregeln gemacht hatten, und endlich ein fertiger (fermer) Waidgesell zu werden und als solcher auch vom Handwerk kunstgerecht zu plaudern, war ein so hoher Gipfel aller junkerlichen Vollkommenheiten, daß man sich solche hündische Erniedrigung unter Hunden willig gefallen ließ, während man alle

wahre Geistesbildung für pöbelhaft hielt.*) Hatte nun ein solcher Junker seine Jagd-Stage an irgend einem Hofe glorreich vollendet, so machte er erst seine sogenannte Junkerreise nach Wien oder Paris, oder gar nach Italien und zog dann heim auf seine freiadeligen Güter, dort sein edles Waidwerk mit Stolz und Selbstgefallen zum Schaden seiner armen Bauern und zum Untergange seines eigenen Hauswesens zu üben.**) Des Ovid Methamorphose des Aktäon (sagt Hans Sachs) war eine Prophezeihung für den deutschen Strauch- und Jagdjunker, der selber zum Thier geworden, von seinen eigenen Hunden und seinem Federspiel (Falken) recht im eigentlichen Sinne des Wortes aufgefressen wurde.

Weil aber die Jagd für so hoch, hehr und heilig gehalten wurde und jeder Edelmann von ächter Art so eifersüchtig war auf die Erlegung eines Stückes Wildpret, so kam es, daß häufige Jagd-Streitigkeiten vorfielen, nicht allein mit Bürgerlichen und Ackersleuten, die das ihnen zum Schaden gehende Wildpret verletzt oder getödtet hatten,***) sondern auch mit edlen Jagdnachbaren. Wildfolge, Koppel- und Vor-Jagd,†) sowie auch nicht genugsam bestimmte Jagdgränze gaben hier des Streites Anlaß, und selten sind Schlägereien so blutig, selten Processe so erbittert geführt worden, als um ein lumpiges Stück Jagd oder um ein erlegtes unschuldiges Häslein. An jedem Bergischen Amtsgerichte lagen Haufen von Jagdproceßakten und die Düsseldorfer Hofkammer, das

---

*) Der Edelknabe mochte unter der Hetzpeitsche des Oberjägers nicht selten Jammerslaute wimmern und daher das plattbergische Wort junkern für wimmern, welches junkern auch einen Grad von Fäulniß bedeutet, in welchem Junker das Wildpret zu speisen pflegten.

**) Um Oekonomie kümmerte sich der Adelige nicht, Jagd und Vogelfang ließ ihm keine Zeit. Seine von ihm so genannten Bauernlümmel, Baurenrekel, oder das Bauernvieh besorgte die Bewirthschaftung.

***) Nicht einmal mit oben zugespitzten Pfählen durften die Felder umwehrt sein, damit sich das Wild daran nicht verletze.

†) Ein dem jus primae noctis ähnliches Institut.

Reichskammergericht in Wetzlar mußten bei jeder Generation aufräumen, sonst wäre keine Registratur groß genug gewesen, alle die Aktenstöße zu fassen. Viele Adelfamilien sind um so läppischer Dinge willen verarmt und mancher derartige Proceß war von Urgroßeltervater auf den Ururenkel vererbt und noch lag seine Entscheidung in unabsehbarer Ferne.

Ein solcher Rechtsstreit um eine Koppeljagd, welcher den Rittersitzen Grünscheid und Diependahl anklebte, war aus dem 16. in das 18. Jahrhundert hinübergegangen und noch war die Jagd-Befugniß beider Theile nicht gehörig begränzt. Das Haus Grünscheid lag bekanntlich in der untern Gemeinde Burscheid, nahe dem Murrbache, auf einem mäßig hohen Hügel zwischen überragenden Waldrücken; Diependahl, in dem Kirchspiel Leichlingen, an demselben Bache eine Viertelstunde abwärts in tiefem Wiesenthale von Wassergraben umgeben. Zu Grünscheid wohnten seit der Mitte des 16. Jahrhunderts die Edlen von Driesch, die von der längst zerstörten Burg Driesch in Steinbüchel abstammten. Ein Sprosse dieses Edelgeschlechtes, Johann Friedrich, wanderte im Jahre 1749 nach Nordamerika aus und mit Franz von Driesch zu Cleff in Dabringhausen erlosch diese ehemals reiche, aber später durch Jagdprocesse gänzlich verarmte alte bergische Adelfamilie. — Auf dem Hause Diependahl wohnten seit 1580 die von Burg Katterbach in Paffrath stammenden Edlen von Katterbach, früher mächtige reiche Herren, die außerdem Rheindorf, Bornheim und Leichlingen besaßen, sich im Kriege auszeichneten und sehr ehrenwerthe Aemter bekleideten. Durch Processe, Raufereien, Jagd und tollen Aufwand war aber ihr Wohlstand so heruntergekommen, daß sie das einzige schuldbelastete Diependahl behielten; doch ihr Cavalierstolz erlosch erst mit ihrem gänzlichen Aussterben und Streitsucht und Rauferei hatten sich bis zum letzten Sprossen vererbt.

Zu Anfang des 18. Jahrhunderts besaß Diependahl der Edle Franz Gerhard von Katterbach, gleich seinen Vorgängern übel berüchtigt wegen seiner Jagd-Raufereien mit seinen adeligen Nachbaren zu Forst,

Ophofen, Nesselrode, Hohenscheidt, Herrscheidt, Landscheidt, Roitzinghofen und Steinbüchel. Zu Grünscheid aber hauſete damals der Freiherr Johann Heinrich von Driesch. — An einem frühen Herbstmorgen, Tags vor Allerheiligen im Jahre 1737, ließ der gestrenge Herr Johann Heinrich von Driesch sein Jagdhorn auf dem sogenannten Mühlenberge, westwärts von der Grünscheider Mühle dem Murrbache entlang erschallen. Der Freiherr hatte früher an dem Hessischen Hofe*) das edle Waidwerk gar wohl erlernet und war nicht nur der beste Fährtkundige und sicherste Schütze, sondern auch der trefflichste Waldhornist der ganzen Gegend, in welcher sich die Bewunderung für diese seltenen Fertigkeiten des Freiherrn in vielen Sagen noch bis heute erhalten hat. Jetzt aber, als der Junker in Gesellschaft seines Sohnes Johann Friedrich, eines blühenden Jünglings von zwanzig Jahren, mit Hund und Feuerrohr den Mühlenberg zur Morgenjagd empor gestiegen war, mochte er wohl dem Katterbacher zum Hohne seine ganze Kunstfertigkeit im Hornblasen entwickeln und sich mit Fleiß dort droben recht bemerkbar machen, denn seit dem Jahre 1720 nahm der Raufbold Katterbach nebst anderen lange streitigen Jagdtheilen auch das Jagdgerechtsam auf dem Mühlenberge für sich allein in Anspruch. Die Sache war zeither an den Gerichten anhängig gewesen und der Diependahler hatte noch im vorigen Jahre den Berg mit großem Geräusche bejagt. Jetzt galt es bei Eröffnung der Jagd das alte Recht darzuthun und wenigstens den Besitz zu ergreifen, ehe die Gegenpartei zuvorkam, die bis dahin verreiset und erst seit einigen Tagen heimgekehrt war. Drum schallte nach damaliger Jagdsitte das Horn so früh und hell. Da blieben die fern vorübergehenden Leute lauschend stehen und, die drunten in der Wiese mit dem Spätgrummet beschäftigt waren, horchten, auf ihre Rechen gestützt und riefen einander fröhlich zu.

---

*) Der Freiherr Franz Gerhard von Katterbach hatte in seiner Jugend in Baiern seine Jagdschule und eine Reise nach Italien gemacht, die ihm 1100 Thaler kostete.

„Hört ihr den Grünscheider, unsre Herbstnachtigall wieder im Allerheiligensommer? Da wird sich der lange Diependahler ärgern, wenn er den Schall vernimmt, denn sein Horn klingt dagegen wie eine rostige Gießkanne, mit der man einem armen Burschen das Thier jagt. Der Neidhart möchte jedesmal vor Aerger platzen, wenn er unsern guten Junker blasen hört." — „Ja wahrlich (entgegnete ein Anderer), der Junker Hans Heinrich bläs't, als wollte er die Hofkammer zu Düsseldorf aus ihrem Schlafe wecken, daß sie ihm zu seinem Rechte verhelfe gegen den ungefügen Nachbarn. Der Holofernes macht es doch wahrlich zu arg mit seinem Umgreifen, und hangt mit aller Welt in Hader. Denen zu Roitzinghoven hat er gestern auch die armen Hündlein todtgeschossen, dem alten ledernen Caspar das Gewehr abgenommen und dem jungen Franz die Nase plattgeschlagen mit dem Kolben. Der ungeschlachte Holofernes und Ahitophel hat keinen Respekt und kein menschlich Gefühl im Leibe!" — „Rede mir von keinem Menschengefühl bei so einem Rangen (nahm jetzt ein Weibsbild das Wort); es sei Gott geklagt: die Jagdherren denken und treiben Nichts, als daß sie unseres lieben Herrgotts unschuldige Geschöpfe todt machen; das Morden ist ihre Seligkeit und je länger sie ein armes Geschöpf bei der Hatz quälen können, je mehr sie uns armen Leuten verderben können, desto grösser ist ihre Lust. Sie sind gewohnt nur mit der Hatzpeitsche ihre Zärtlichkeit auszudrücken, wild wie die Wölfe. Der Pfarrer hat es ihnen vergangenen Sonntag in der Predigt auch noch einmal tüchtig eingetränkt; aber der Diependahler sitzt auf dem Vogelheerd, wenn er Gottes Wort anhören sollte. Mir bangt, unser Junker ruft ihn mit seinem Blasen noch zu früh auf den Mühlenberg, denn er will den allein bejagen; es setzt gewiß noch Händel da droben." — „Da mag der Diependahler schlecht wegkommen" — rief ein Anderer: „der Hans Heinrich ist umsonst nicht so lange Lehrjunker gewesen in Hessen und ist herum gequält worden, daß sich eine Christenseele billig darüber erbarmen muß; er hat mir oft im Vertrauen erzählt, daß er für jeden Fehlschuß mit der Hundspeitsche traktirt wurde, und weil ihm dies Gericht so übel

aufstieß, hat er sich dermaßen angegriffen, daß er dem Diependahler ein Knöpfchen von der goldbordirten Weste schießt, wenn's darauf ankommt, geschweige denn seinen Hund verfehlt." — „Ja! es ist den Junkern angeboren" — fiel der Erste wieder ein: „ich möchte ihnen auf dreihundert Schritte nicht herhalten, nicht einmal dem Junker Fritzchen, sie sind mit dem Schießen und Reiten fertig, wie die kleinen Entchen mit dem Schwimmen. Doch sieh! da kommt der Diependahler mit seinem Rangen herauf, gerade auf den Mühlenberg zu. Der lange Eisenfresser sieht so grimmig aus wie ein gespießter Dachs, und sieh! auch dem Jungen ist der Kamm geschwollen wie einem Hahn, der Knoblauch und Essig gefrühstückt. Das wird nicht glatt ablaufen droben. — „Hab ich Dir's nicht gesagt? (raunte der Zweite) er bläs't sich den Teufel auf den Hals; nun mag er sehen, wie er ihn wieder hinwegbläs't. Es waren von jeher gewaltige Raufer die Katterbache Alle, Alle Leute wie die Eichbäume und mit der Faust so schnell wie mit dem Maule!" —

So sprachen die Leutchen drunten in der Wiese, da waren beide Katterbache, Vater und Sohn, in dem Walde des Mühlenberges verschwunden. — Während der junge von Driesch dort den beiden spürenden Hunden nachging, blies der Vater gar lustig fort, in froher Erwartung baldiger Beute, denn damals war die Grünscheider Jagd nicht so wildarm wie heute, und es gab damals mehr Rehe dort als jetzt Hasen und Eichhörnchen. Da fiel dicht neben dem Horniſten ein Schuß. In der Meinung, seinem Sohne sei eben ein Wildpret angelaufen, eilte von Driesch auf den Knall zu, aber zu seiner größten Entrüstung gewahrte er den jungen Katterbach, der eben mit einem zweiten Schusse seinen (des Driescher) Lieblingshund niederstreckte; der andere Bracke wälzte sich schon, von dem alten Katterbache getroffen, heulend im Todeskrampfe heran. Ohne nur einen Laut von Mißbilligung zu vergeuden, erhob von Driesch mit der Linken das Horn, seinen Sohn herbeizurufen, mit der Rechten spannte er das Rohr und schon wälzte sich der eine Bracke des von Katterbach wim-

mernd im Blute. Dem herbei eilenden Sohn die Flinte entreißend fällte er auch den zweiten. Da sprang ihn der riesenlange Freiherr Franz Gerhard von Katterbach an: „Ihr habt es heut früh auf edles Wildpret abgesehen, das soll Euch theuer zu stehen kommen" — brüllte er, seinen Gewehrkolben schwingend.

Zum großen Glück waren alle Flinten leer (damals bediente man sich der Doppelläufe noch nicht so häufig wie jetzt), und die Herren trugen gerade keine Jagdmesser. Der wackere Grünscheider, des Anblicks unerschreckt, kehrte gleichfalls seine Flinte um und schien bereit, jede Art von Begegnung zu erwiedern. „Ihr habt angefangen und seid dazu im Unrecht, entgegnete er; Ihr hättet das Gericht die Sache sollen ausmachen lassen; da Ihr hier blos auf Koppeljagd ansprechen könnt, so steht Euch kein Recht zu auf meine Bracken!" — „Die Flinten abgelegt, Wilddiebe seid Ihr, Strauchdiebe, keine Cavaliere; Ihr habt meine Hunde zusammen geschossen (wiederholte er, alles Andere überhörend), das geht Dir und deinem Jungen an den Hals, so wahr ich ein Edelmann bin und Ehr im Leibe habe!" — „Hättest Du die," rief von Driesch heftiger werdend, „so würdest Du uns hier nicht überfallen wie ein Buschklepper; Dir und deinen Hunden ist Recht geschehen, die Bestien waren den Schroot kaum werth, sie waren des Stricks nicht werth, an dem man sie ersäufte und die meinigen kannst Du mir damit nicht bezahlen. Die That soll Dir so wenig Ehre bringen, als jener Stich mit dem Waidmesser, mit dem Du dem Nesselroder Jäger den Garaus gabst. Bisher habe ich den Vorfall verschwiegen, aber ich will's nicht länger, und da magst Du denn sehen, wie Du Dir daraus hilfst!" — Diese Worte übten auf den zornsprühenden Katterbach eine wunderbare Wirkung; er ließ die noch immer drohend erhobene Kolbe sinken und schien in düsteres Nachsinnen zu verfallen; während von Driesch ihm eine Menge wenig erbaulicher Dinge vorhielt, und besonders sein Unrecht bei gegenwärtigem Vorfalle darthat. Des jungen von Driesch Besorgniß um den bedrohten Vater und seine friedensvermittelnde Dazwischenkunft schien ganz überflüssig zu sein. In dem Blute der Hunde und in

einem Strome von Verwünschungen, von Schimpfworten schien der sprühende Zorn der Gegner abgewaschen. Schon verwünschte der Diependahler seine eigene Hitze, nannte den Driesch seinen ehrenfesten Vetter und die Versöhnung schien nicht fern. Doch während die beiden Freiherrnsöhne sich ein Weniges von der Stelle entfernt hatten, um bei einem im Dickicht heulenden, verwundeten Hunde nachzusehen, und der von Driesch auf die vor ihm liegende Leiche seines Lieblingshundes gar traurig herab sah, ergriff der Diependahler diese Gelegenheit unedler Rache und schmetterte den in trübes Sinnen Verlorenen rücklings mit dem Gewehrkolben nieder. Mit dumpfem Gestöhn krachte der am Haupt Getroffene zusammen und lag für todt. Doch sein Sohn hatte die verrätherische Unthat gewahret und seine Rache begann an dem jungen Katterbach. Schnell sein Gewehr umwendend, traf er ihn an die Stirne, daß er in die Ginstern fiel, so lang er gewachsen war, und hämmerte nun auf alle Glieder herab, in seiner Wuth kein Maß kennend. Der alte Katterbach eilte dem weherufenden Sohne zu Hülfe; es gelang ihm, denselben so lange zu decken, bis er aufspringen und entfliehen konnte; aber vor dem zornrasenden Jünglinge, der seinen Vater erschlagen vermeinte, vermochte der Riese bei all seiner Kraft und Raufergewandtheit nicht Stand zu halten. Voll blauer Male, blutend und zerquetscht von schnellen Kolbenstreichen, floh er dem entsprungenen Sohne nach, von Steinwürfen und Verwünschungen verfolgt. So floh einst vor dem jungen David das grimmige Edom und Amalek. Doch der ruhmwürdige Sieger gedachte seines Vaters. Er fand ihn im Blute liegend, schwach athmend, und kaum eines Wortes mächtig. Der gewaltige wohlberechnete Schlag mit dem umgekehrten Gewehre hatte ihn betäubt, der Stein des Schlosses hatte bis auf den Schädel geschnitten und die Hahnschraube den Schädelknochen selbst verletzt. Auf des Jungherrn Hülferuf eilten einige Leute aus der nahen Mühle herzu und nun wurde der Schwerverwundete nach Hause getragen.

Lange mußte von Driesch das Bett hüten. Ein heftiges Wundfieber vermehrte die Schwachheit und die

gewaltige Hirnerschütterung enthielt ihm sein Bewußtsein. Da waren denn die nachbarlichen Zungen geschäftig. Bald zweifelte man an der Wiedergenesung, bald hieß er schon todt, und weil alle diese Gerüchte auch an den Diependahler kamen, so fing diesem in Ernst zu bangen an. Sollte der Verwundete sterben, so mußte er, um der Strafe des Mörders zu entkommen, auf eine Zeitlang landflüchtig werden und darum stand er beständig auf der Lauer und auf dem Sprunge. Man brauchte damals nur bis über den Rhein zu flüchten, um wegen solcher Dinge gesichert zu sein. Da ihm aber viel an der Sache liegen mußte, so scheuete er nicht Mühe und Gefahr, selber zuzuschauen und schlich deshalb an jedem Abend um die Fenster des von Driesch, zu erlauschen, wie es dort aussehe. — Das Haus Grünscheid war mit keinen Graben umwehrt, so daß er bei dunklem Herbstabend unbemerkt und bequem bis an die mit äußerem Eisengitter bewehrten Fenster des Erdgeschosses zu gelangen vermochte. Weil dies aber wiederholt geschah, so hatte ihn das Gesinde gewahrt und dem jungen von Driesch diese günstige Gelegenheit, dem Späher Eins zu versetzen, zugeraunet. Friedrich von Driesch ergriff dies mit dem größten Eifer, und kaum brach die Nacht herein, so stellte er sich unfern dem Wohnstubenfenster draußen hinter ein Bienenhaus auf die Lauer. Ein sogenannter Zingbaum, ein gewaltiger Christoffelstab, an welchem man die schweren Wasserkübel selbander vom Brunnen zu tragen pflegte, war seine Waffe, die mit seinem Zorn gegen den Diependahler im Verhältniß stand. — Er mochte ungefähr eine halbe Stunde so auf seinem Wachtposten gewesen sein, als er leise Schritte hörte und gegen das erhellte Fenster sich eiue hohe Gestalt bewegen sah, die nur dem Katterbach angehören konnte. Leise schlich er nach mit immer hochgeschwungener schlagfertiger Keule. Da sieht er, wie der verhaßte Lauscher bis zum Fenster heranschleicht und zum Horchen seinen Kopf bis an die Ohren durch die engen scharfeckigen Eisenstübe durchzwängt. Dies konnte er recht gut gewahren, weil er gegen das Licht der Wohnstube sah; dem Katterbach aber, von diesem Lichte verwöhnt, lag vom Hause abwärts

undurchdringliches Dunkel. Da hatte der junge von Driesch Zeit genug, sich zum allerwirksamsten Schlage vortheilhaft aufzustellen, und nun schwingt er seine Keule in weitausgeholtem Kreise über den Nacken des Feindes, daß dessen Kopf und Hals durch den gewaltigen Stoß, nicht ohne Quetschung, bis an die breiten Schultern durch die engen Eisenstangen an die Fensterscheiben fährt. Da saß der Wolf in der Grube. Sich ganz durchzuzwängen in die Wohnstube war unmöglich und eben so wenig gelang es, sich den Engpaß zurück zu erringen, welchen er eben mit Hülfe des Schlages gekommen. Betäubung, Schaam, Zorn, Verlegenheit, Schmerz, Rache, Hast und Furcht ließen den eingeklemmten Freiherrn nicht zur ruhigbesonnenen Anwendung der Mittel gelangen, die ihn wohl aus der Falle hätten ziehen können. Seine sträubenden Bewegungen waren alle ungeeignet, ihn los zu machen, und während er zähneknirschend, stöhnend und ächzend mit Macht zerrte und zappelte gleich einem Hecht am Angel, gleich einem Habicht im Drathkäfige, so schädigte er nur sein Haupt. Bald würgte er sich am Halse, bald quetsche er sich die Nase, bald schund er sich das Kinn, bald klemmte er den Hinterkopf, bald die Kinnbacken an den scharfen Kanten der Eisenstäbe, und während dessen flog die Keule des ergrimmten Jünglings in schnellen Schwingungen auf die zappelnden Glieder da draußen; innen aber öffnete sich das Scheibenfenster und sprühete Guß auf Guß von unangenehmen Flüssigkeiten in das schweiß- und bluttriefende, verzerrte und jammernde Antlitz. Hohngelächter und Verwünschungen ringsum, Schmerzgestöhn, Mühekeuchen, Laute des Grolls, verworrene Bitten und unterbrochene Flüche mischten sich zu einem Chaos, der von dem Hundegeklaffe nicht einmal übertönt wurde.

So tobte es um einen Wolf, der lange die Gegend geschreckt und nun in dem Halseisen des Jägers zappelnd von den langerbitterten Hirten umringt wird, die eine Lust darein setzen, ihn mit Hohn und Mißhandlungen zu überhäufen. Da hört er alle seine Verbrechen ausrufen und ein Jeglicher will seine Rache sättigen an dem Mörder, der alle vernichten möchte in ohnmächtigem Grimme,

aber sich von den festen Eisenstangen, die den Gebrauch seiner Waffen hindern, vergeblich loszuwinden sucht. Lange zappelte so der Katterbacher in der entsetzlichsten Leibes- und Seelenfolter. Es war eine Scene zum Lachen und zum Bejammern. Da rief der alte von Driesch, der von seinem Lager im Zimmer Alles mit ansah: man solle dem eingepferchten Judas eine Glatze scheeren und die Ohren ein wenig stutzen, damit er von Allen den Schimpf ärndte, den er verdiene.

Diese Drohung, mit welcher es vielleicht nicht einmal Ernst war, rief in dem Aermsten alle Kräfte zum Losringen an. Mit beiden kräftigen Armen gegen das Gitter, mit den Knieen gegen die Fensterböschung gestemmt, spannte er alle Sehnen an, zog und zerrte nach vielem Drehen und Wenden schmerzverachtend den Kopf zwischen den Eisenstangen heraus, rücklings über die Erde kollernd. Kinn, Kinnbacken, Backenknochen, Nacken, Nase, Hals und Ohren hatte er sich jämmerlich geschunden; sein Rücken und alle Glieder waren von dem jungen Driesch und dem Hausgesinde mit Prügeln und Peitschen schrecklich zerbläuet und zerfetzt worden. Da war dem Uebelzugerichteten die Eile nicht zu verdenken, mit der er sich aus der unangenehmen Gesellschaft zu entfernen suchte. Allein sein gewaltiges Zappeln und die Mißhandlungen hatten ihn dergestalt an Kräften herunter gebracht, daß er einem höchst lästigen Geleite, den Peitschenhieben und Würfen erst fern im Dunkeln zu entkommen vermochte. — Das war eine königliche Genugthuung für den verwundeten Hans Heinrich von Driesch und wahrscheinlich hat solches zu seiner Wiedergenesung Vieles beigetragen, wenigstens verließ er bald darauf das Lager und erholte sich so an Kräften, daß er bald wieder umher gehen und das edle Waidwerk pflegen konnte. Der zerbläute halbgeschundene Katterbach mußte noch lange das Haus hüten, denn Schaam hielt ihn vor den Augen Anderer zurück. Doch wie sehr er auch für seine dem von Driesch bewiesene Tücke gezüchtiget war, so begnügte sich des Letzteren Racheluft doch so wenig damit, daß er auf dem Schwure: den bösen Nachbarn todtzuschießen, beharrete

und sich durch keine Vorstellungen seines Sohnes davon abreden ließ.

An einem hellen Mondscheinabende, als er sich mit seinem Sohne in der Wohnstube allein befand, und die Rede war von dem tückischen Katterbach, da übermannte ihn der Zorn gewaltig, er riß seine scharfgeladene Büchse von der Wand, gebot seinem Sohne, ihm zu folgen und schritt in schweigsamem Zorne dem Murrbache entlang, dem Hause Diependahl zu.

Dem Sohne ahnete wohl, was der Vater vorhabe und er beschwor ihn, sich durch keine Blutthat in namenloses Unglück zu stürzen. „Schweig!" sagte der Vater: „ist dir bange, so gehe heim und verstecke dich am Heerd; ich aber werde dem bösen Nachbarn thun, was er mir zudachte, ich werde ihm das Licht ausblasen, so wahr ich ein Edelmann bin und zu Gott hoffe!" — Jemanden das Licht ausblasen aber ist bekanntlich ein alter ganz gewöhnlicher Ausdruck für Todtschießen. Daß der Vater von dem, was er einmal geschworen hatte, nicht abzubringen sei, wußte der Sohn nur allzu gut, und schritt in bangem Schweigen hinter ihm die wohlbekannten Stege. So waren beide bis an die tiefen Wassergraben des Hauses Diependahl gekommen; sie bemerkten Licht in der Wohnstube, und da das Fenster keine Holzladen hatte, sahen sie die ganze freiherrliche Familie zum Abendessen um den Tisch versammelt, auf dessen Mitte, wie gebräuchlich, eine große Wachskerze die Gruppirung beleuchtete. Da nahm der alte von Driesch seine Büchse von der Schulter und zielte auf den Burgherrn drinnen, aber der Sohn fiel ihm in den Arm und beschwor ihn nochmals, sich und seine Familie durch eine vorsätzliche Mordthat nicht in's Unglück zu stürzen. — „Meinen Schwur muß ich halten als Cavalier," sagte der Bater nach einigem Nachsinnen: „ich habe geschworen, ihm das Licht auszublasen und vergeblich will ich nicht hierher gekommen sein. Sieh dort die Kerze, die will ich auf's Korn nehmen, der ganzen Sippschaft will ich das Licht ausblasen und dennoch kein Tröpflein Blutes vergießen. Es ist ein Meisterstück diesseits und jenseits der Tafel zwischen den Köpfen durchzukom-

men; das mag ihm wurmen!“ Zitternd trat der Sohn zurück, während der Vater erst links und rechts trat, um der Kugel eine freie Richtung zu suchen. Endlich schlug er an, zielte und drückte los. Hier draußen Knall und Blitz, dort im Zimmer Schrei und Dunkelheit waren Eins. Dicht unter dem Flämmchen hatte die Kugel die Kerze zerschmettert und war dann hart an dem Ohre des Katterbach vorbei in die Wand gepfiffen. Das mag da schön durcheinander gepurzelt sein an dem freiherrlichen Tische. Der Burgherr war wohl nicht lange zweifelhaft, aus wessen Rohr die tödtliche Hummel gesummt. Selbiges Abends sah man kein Licht mehr in dem Gemache und anderes Tages kam der Schreiner und fertigte recht derbe mit Eisenplatten beschlagene Fensterladen, die man keines Abends zu schließen vergaß. Das Gerede aber von dem Abenteuer im Fenstergitter und dem Lichtausblasen, dem größten Meisterschusse, von welchem man je im Bergischen gehört hatte, war bald in Aller Munde, zum höchsten Lobe des alten von Driesch, zu Schmach und Hohn aber dem tückischen händelsüchtigen Diependahler. Jener hatte sich vollkommene Genugthuung verschafft, dieser aber, der gewaltige Goliath, fürchtete fortan, sich an dem Gegner zu reiben und beschränkte sich darauf, seinen Unmuth als ein rechter Bramarbas im Poltronieren auszulassen.

Doch wie der Ruf des Diependahlers durch jene Vorfälle gelitten hatte, so trug die Schädelverletzung des von Driesch traurige Folgen. Kaum war die Wunde vernarbt, so stellte sich ein oft sehr heftiger Kopfschmerz ein, und als der Freiherr im Herbste des folgenden Jahres in's Märkische gereiset war, seine Schwester, dortige Aebtissinn, zu besuchen, so verschlimmerte sich sein Zustand dermaßen, daß er auf's Krankenlager sank. An den Folgen jenes Jagdabenteuers starb er, gerade ein Jahr nach der Verletzung, am 29. September 1738, 53 Jahre alt. Seine Leiche wurde in die Heimath gebracht und in der Familiengruft, in der Kirche zu Burscheid (er gehörte zur lutherischen Confession) beigesetzt, wo noch jetzt über dem Grünscheider Kirchensitze an der Wand das Wappen mit der Umschrift:

Der hochwohlgeborene Freiherr Herr Johannes Henricus Carolus von Driesch, Herr zu Grünscheid, aetatis 53, den 29. Sept. 1738.

zu sehen ist.

Der Freiherr Franz Gerhard von Katterbach starb in einem Alter von 92 Jahren am 22. November 1775. Zum Beweise obiger Bemerkung, daß auch noch die letzten Sprößlinge von Katterbach gleiche Streitlust beseelte, mögen zur gleichzeitigen Charakteristik des damaligen Landjunkerlebens folgende Thatsachen hier Platz finden.

Der Freiherr Franz Gerhard hatte sechs Kinder. Die älteste Tochter Charlotte wurde Aebtissinn im Kloster Königsdorf, wo sie in hohem Alter verschied. Der älteste Sohn Andreas Philipp, churpfälzischer Hofrath und dessen Schwester Maria Anna Josina bewohnten bis zu ihrem Ende die väterliche Burg. Ein zweiter Sohn Heinrich, ein sehr schöner Mann, starb als churpfälzischer Lieutenant noch vor seinem adelstolzen Vater, der ihn (1740) wegen einer Liebschaft mit einer Bauerdirne zu Kuckenberg, die ein Kind von ihm erwarb und die er zuletzt zu heirathen gedachte, todt schießen wollte. Der Vater drückte los auf den Sohn, aber das Gewehr war vernünftiger und versagte. — Der dritte Sohn, Franz Carl, erst churpfälzischer Lieutenant, nachher durch Heirath Herr zu Beek, Barlo, Wedan 2c., wohnte im Jülich'schen, jenseit des Rheines. Susanna, das jüngste Kind, ein bildschönes Mädchen starb unvermählt im zwanzigsten Jahre ihres Alters. Der Pastor Christian Birkenbusch zu Lützenkirchen, der bei ihrem Begräbnisse die Leichenrede hielt, begann dieselbe mit dem Ausrufe: „O du Tod! Du Knochen-Tod, welcher du die schöne Juffer (Fräulein) zum Diependahl mit deiner kalten Sense nieder mähetest, würdest du nicht besser die alte triefäugige Käsundbrods-Tring *) genommen haben, die doch keinen Menschen mehr froh macht und

---

*) Tring, plattdeutsch für Katharina, Käsundbrod eine Ortschaft bei Lützenkirchen.

die lange genug über schlechte Zeiten geschmäht und gekeift hat!" --

Der Hofrath Andreas Philipp, der Letzte von Katterbach zu Diependahl, war ganz das Ebenbild seines Vaters Franz Gerhard. Ein baumstarker großer Mann, im Hause schmutzig und dürftig in Allem, draußen aber voll Cavalieranstand in rothem goldbordirtem Rocke stolzte er einher, und wehe dem Bauern, der die Mütze nicht sogleich vor ihm abnahm: ein derber Faustschlag schmetterte den armen Schelmen sammt seiner Mütze zu Boden. Das nannte er gebührenden Respekt erhalten unter dem Bauernvieh, unter den Bauernflegeln, für die er auch die sonderbarsten Einzel-Spitznamen ersann. Geheirathet war er nie in seinem Säculumsleben, hielt aber große robuste Mägde, mit denen er vertraut lebte. Schlimm berathen war der Nachbar, der ihn zu beleidigen das Unglück hatte. Nach Vieh und Menschen schlug und schoß er und den Bauern insbesondere verdarb er das Getraide durch Hunde, die er zusammengekoppelt hindurch jagte. Niemand wagte es, sich zu rächen.*) Der Hofrath war ein eifriges Mitglied der Schützengesellschaft zu Lützenkirchen und ließ in den Jahren 1772 und 1784 das Vogelschießen mit 24 Musikanten zu Diependahl halten. Unter freiem Himmel wurde dort geschmauset, gebechert und getanzt. Die benachbarten Kirchspiele waren dort vereint. Doch aus Witzhelden waren Wenige bei dem Feste und der Hofrath ließ verlauten, daß er es den Witzheldern gedenken werde. Als nun die Jagd aufging, so zog er großen Jägerschwarm an sich und trat den Bedroheten Getraide und Gemüse nieder, schoß ihnen Hunde und Katzen todt. —

Zu Neukirchen hatte früher auch ein Vogelschießen bestanden, das der Hofrath wieder in Gang bringen wollte, das der Prediger und die Gemeinde aber wegen der dabei gewöhnlichen Ausschweifungen unterdrückt hiel-

---

*) Da es so noch im 18. Jahrhunderte stand, wie mochten erst im Mittelalter die Bauern behandelt werden.

ten. Katterbach procedirte (1750—1754) unter allerlei Vorwänden mit der Gemeinde um den silbernen Vogel und verlor den Proceß, worauf er die Schöffen nach der Reihe durchprügeln ließ und dies Geschäft zum Theil auch in eigener Person übte. Dem Prediger zu Neukirchen, der den Vogel in Verwahr hatte, wurde in diesem Streithandel (1752) Nachts durch's Haus geschossen und schreckliche Drohbriefe ihm auf die Thür angeschlagen.

Ein Schäfer zu Haswinkel, ein höchst spaßhafter Gesell, hatte es im Hornblasen so weit gebracht, daß er die Jagdsignale der Diependahler täuschend nachzumachen vermochte. Damit irrete er Hunde und Jäger und war schlau genug, sich von den aufgebrachten von Katterbach nicht erwischen zu lassen. Als einst (1752) die drei adeligen Brüder sämmtlich zu Diependahl waren, hörten sie den Hirten droben blasen; sie eilten mit ihrer streitbaren Schwester Josina hinauf, umzingelten den Necker und gedachten ihn derb abzuprügeln. Doch der pfiffige Schalk bemerkte das Anrücken und durchbrach die feindliche Linie auf dem schwächsten Punkte. Er rannte nämlich die edle Amazone Josina zu Boden und lockte der Heerde, die im Trabe über die betäubte, übel zugerichtete Jungfrau ihm nach trollte. So entwischte er glücklich, verließ aber, der Freiherren Rache fürchtend, die Gegend und suchte neuen Dienst fern genug.

Fräulein Maria Anna Josina ehelichte in dreiundfünfzigjährigem Alter (7. Febr. 1773) den Freiherrn Friedrich Joseph von Nagell. Schon in den Flitterwochen prügelten sich die Eheleute, und weil der männliche Hofrath seiner Schwester beistand, so wurde deren Gemahl bald aus dem Hause geprügelt. Die Gatten sahen sich darauf nicht wieder. Als der Herr von Nagell aber gestorben, verehelichte die Wittwe sich (4. Febr. 1787) mit dem Kanzlei-Advokaten Ferdinand Ignaz von Woringen aus Elberfeld, damals wohnhaft zu Bruchhausen in Lützenkirchen. Dieser von Woringen verbesserte die bisher vernachlässigte Bewirthschaftung des Rittergutes, er war überhaupt ein vernünftiger Mann, und kam deshalb mit seinem Schwager in Händel, welcher der mittelalterlichen Meinung war, daß die

Obsorge für Landwirthschaft einem Adeligen Schande bringe. Weil Woringens Stammbaum auch nicht so alt war als der Katterbachische und der Advokat es für thöricht hielt, seinen Adel erneuern zu lassen; so wurde er von dem Hofrathe schon deshalb sehr schnöde behandelt. Anfangs hielten die Gatten zusammen, nachher aber schlugen beide Geschwister auf den Woringen los, der sich aber nicht so leicht vertreiben ließ wie der Freiherr von Nagell, und dem Hofrathe manche Niederlage beibrachte. Zu seinem Glücke war die gnädige Frau zu Zeiten gichtlahm und er war bedeutend jünger und flinker als der Hofrath, hatte auch den Jäger auf seiner Seite, der den altersteifen Riesen manchmal niederrannte.

In dieser Noth wandte Andreas Philipp sich an seinen jüngeren Bruder, den erwähnten Herrn Franz Carl Katterbach zu Beek, auf daß er mit Helfern daher komme und den Eindringling Woringen aus Diependahl vertreibe. Franz Carl, auch selber ein tüchtiger Schläger, warb zu dieser Fehde fünf handfeste Raufbolde an und versprach ihnen sämmtlich eine recht gute Anstellung auf dem väterlichen Schlosse, zu dessen Eroberung sie ihm beistehen sollten. Den Einen versprach er zum Jäger, den Andern zum Pförtner, den Dritten zum Kammerdiener u. s. w. zu machen. — Am 16. April des Jahres 1794 kam er, bald nach dem Mittagessen, vor Diependahl an und die Einnahme begann sofort. Die Thüre stand offen; der Freiherr stellte seine Mannschaft im Vorderhause in Schlachtordnung und trat allein in die Wohnstube, wo von Woringen dicht an der Thüre sein Mittagsschläfchen hielt. Auch der Hofrath schnarchte in einer Ecke des Gemaches und nur die Gnädige Frau hatten Gichtschmerzen wachend erhalten. Der Freiherr Franz Carl trat zu seiner Schwester mit den Worten: „Guten Tag **ma soeur**, jetzt bin ich da!“ — Die Thüre, die sich nach innen öffnete und die er nicht wieder verschlossen hatte, hielt den Kanzlei-Advokaten vor ihm verborgen, welcher jetzt, sich die Augen reibend, an dem Gruße den Raufhelden erkannte, von dem ihm der Schwager drohend vorhergesagt hatte. Rasch war der Flinke zur Thüre hinaus und an den fünf Raufern

vorbei aus dem Hause. In der unscheinbaren Kleidung ward er von diesen nicht als der Hausherr erkannt, dem ihre Reise gegolten. Die Gnädige schrie, ihre Brüder tobten, der Flüchtling aber war gerettet.

Während nun der Hofrath und seine Schwester den Angekommenen ein Mahl bereiteten und hinaus sandten, daß Bier für dieselbe geholet werde, wollte sich der zum Halfmann entschlüpfte Hausherr zum Richter nach Schlebuschrath aufmachen und bei demselben Schutz nachsuchen gegen die frevelhafte Störung. Es fehlten ihm zu solcher Wanderschaft aber Hut und Stock und ein untadelhafter Anzug, denn im Hausrock, Schlafmütze und Pantoffeln war er den Feinden entsprungen. Die ihm nothwendigen Kleidungsstücke aus der von den Gegnern besetzten Burg zu holen, war aber keine leichte Aufgabe; jedoch der ihm treugesinnte Jäger Johann Adolph Schultes und dessen Sohn Wilhelm waren zu diesem Wagestücke bereit. Sie traten kühn hinzu, aber vor der Thür stand Franz Carl von Katterbach, einen Zingbaum in der Hand und fragte nach ihrem Begehren. Kaum hatte dies der Jäger offenbaret, als der Freiherr die Riesenwaffe erhob und ihn zu Boden würde geschlagen haben, wenn der flinke Sohn den Schlag nicht mit seinem guten Mispelstocke aufgefangen, dem Freiherrn die Stange entrungen und ihn selber damit niedergeschmettert hätte. Einem gefällten Eichbaum vergleichbar krachte der am Haupt getroffene Katterbach zusammen und nun prügelten die beiden, Jäger und Sohn, auf die fünf handfesten Raufer los, deren Muth aber durch den Fall ihres Führers schon bedeutend erschüttert war. Drei derselben nahmen augenblicklich die Flucht zur Thüre hinaus, der Vierte flüchtete schwergetroffen auf den Speicher, der Fünfte hielt sich tapfer auf dem Estrich. Der Hofrath und die gnädige Frau, beide der Klopffechterei kundig, kamen auch herzu, ihren todt vermeinten Bruder, der noch immer athemlos zu Boden lag, zu rächen. Doch der Erstere fiel nach einigen Stockhieben des Jägers im ersten Anlaufe fluchend darnieder und die gichtlahme Gnädige, die ihre Krücke vergebens als Waffe schwang, wurde von den Raufenden umgestoßen. Endlich stürzte

auch der letzte Raufheld und er wurde mit dem auf den Speicher Geflüchteten zum Gefangenen gemacht. Da riß er sich tapfer wiederum los und entsprang. In der Nachbarschaft wurde Lärm und vom Hölzersthal herauf liefen viele Leute zum Beistande des wohlgelittenen Kanzlei-Advokaten herzu. Sie trafen auf die vier flüchtigen fremden Raufer, und weil diese nicht Stand hielten, warfen sie nach denselben, wobei Einer ein Auge verlor. Der stieß ein entsetzliches Geschrei aus. Auch der Hofrath und die Gnädige, die beide auf dem Estrich zappelten, machten einen großen Mordlärm. Es war ein furchtbares Zetergeschrei, ein Fluchen und Toben, das die ganze Nachbarschaft herbei lockte.

Da trat der besonnene Woringen herzu: seine Gattinn und der Hofrath wurden in die Lehnstühle, der hart verletzte Schwager Franz Carl aber ins Bette gebracht und die Sieger verzehrten das Mahl und tranken das Bier, das für ihre Feinde bereits aufgetischt war. Franz Carl von Katterbach mußte im Hause des Halfmannes sechs Wochen lang das Bette hüten unter ärztlicher Behandlung. Da verstummten seine gewohnten Prahlworte. —

Der Kanzlei-Advokat aber brachte den Vorfall vor Gericht und das Endurtheil der Düsseldorfer Hofkammer vom 13. Juli 1795 lautete unter Anderem:

„Auf Ersehung des Verfolgs und darüber erstatteten Vortrages in Sachen fiskalischen Anwalts gegen den Franz Carl von Katterbach zu Beek und Petern Lungstraß et Consorten ein und anderen Theils ist zu Recht erkannt: daß dem Franz Carl von Katterbach zu Beek wegen auf sich geladenen schweren Verdachtes, daß er am 16. April v. J. bei Betretung des Hauses Diependahl die Absicht gehabt habe, mit Hülfe seines Bruders und mit noch fünf Anderen mit ihm nach Diependahl gekommenen Leuten, seinen Schwager, den Advokaten von Woringen von diesem Hause eigenmächtig zu vertreiben, und wegen dem hierauf gefolgten Streit und Schlägerei gegebenen Anlasses und gemachten Anfang die hierbei erhaltenen und sich zugezogenen Wunden und ausgestandenen Schmerzen, zum Theil der Strafe anzurechnen,

benebens aber noch mit einer Brüchten von sechs Reichsthaler. Der ältere Katterbach aber von der Beschuldigung einiger Theilnahme an diesem Streit frei zu sprechen ꝛc. . . . den Franz Carl von Katterbach nebst den sich selbst zugezogenen Kurkosten in alle übrige Kosten auf 26 Rthlr. 14 Stbr. gemäßigte Untersuchungs- und in ¾ der Beurtheilungs- und Kanzleikosten ꝛc. verurtheilen ꝛc. ꝛc. Auch solle der Franz Carl von Katterbach noch zur Zeit bei der mittelst der gedachten Verordnung vom 28. April und 19. December v. J. geschehenen Untersagung des Zutritts auf das Haus Diependahl belassen sein u. s. w.

So war denn der Hausherr im Besitze gesichert, jedoch kein Frieden im Hause. Der Kanzlei-Advokat wurde seiner Frau und seinem Schwager immer mehr verhaßt. Jede gute Bewirthschaftungseinrichtung, die er traf, wurde getadelt; es verging kein Tag ohne Zank, keine Woche ohne Prügelei. Der Kanzlei-Advokat aber behielt immer das Wort und die Macht. Da verband sich der alte Hofrath enger mit seinem Halfmanne und dessen fünf ungerathenen Söhnen. Die verworfenen Menschen versprachen dem Hofrath, ihn von seinem lästigen Schwager zu befreien. Am 25. März 1798, an einem Sonntage, wollte der Letztere in Begleitung eines Knechtes nach Lützenkirchen in die Hochmesse gehen, als er des Morgens gegen 9 Uhr unfern Diependahl in einem Walde zwischen Hölzersthal und Romberg von den fünf auflauernden Söhnen des Halfmannes überfallen wurde. Die beiden jüngeren Brüder hielten den Knecht durch ihre vorgehaltenen Flinten beschwichtigt und gebannt, während die drei älteren von Woringen mit Prügeln zu Boden schlugen. Dessen entsetzliche Mißhandlung endigte mit dem Versuche, ihm die Augen auszustechen. Erst als er sich todt stellte, verließen ihn die Mörder — um in der Kirche zu Lützenkirchen die Messe zu hören. — Als die Mordgesellen sich entfernt hatten, rief der Knecht Hülfe aus dem nahen Hölzersthal herbei, um den todtwunden Herren nach Hause zu bringen. Dort starb er unter unsäglichen Schmerzen zwei Tage darauf, am 27. März. Die Mörder waren sogleich bekannt; die drei

älteren Brüder wurden landflüchtig, das Gericht vermochte nur der beiden Jüngeren habhaft zu werden. Der Eine davon starb im Gefängnisse, der Andere alterte darin und kam wieder in die Heimath, wo er bis vor einigen Jahren als Ackerer lebte.

Die gnädige Frau erfreuete sich ihres Wittwenstandes nur bis ins folgende Jahr; sie starb am 7. Januar 1799. Mit dem Hofrathe Andreas Philipp erlosch am 12. März 1802 das Geschlecht derer von Katterbach, das schon im Jahre 1222 in der Landesgeschichte und zwar ruhmwürdig auftrit. Sein Bruder Franz Carl hatte eine Tochter hinterlassen, die ihrem Gemahl, dem Freiherrn Joseph von Zandt das nun sehr verringerte und verschuldete Rittergut Diependahl zubrachte. Dieser verkaufte es schon im Jahre 1803 an die Wittwe des Kaufmannes Brögelmann zu Ratingen; ein Nachkomme derselben aber (1823) an Heinrich Leopold Oligschläger, Kaufmann zu Paris, der das Rittergut noch jetzt zum Sommeraufenthalte besitzt. Die alte Burg wurde im Jahre 1806 abgebrochen und der Platz, wo sie gestanden, in einen Garten verwandelt. Vergeblich sucht man in dem gewerbreicheren und mehr bevölkerten Theile des Bergischen Ruinen der Vorzeit, denn das rege Leben gönnt ihnen keinen Platz, und selbst das alte Steinmaterial wird zur Nothdurft der Gegenwart verwendet. Im engen Wiesenthale steht von dem ehemaligen Rittersitze jetzt nur noch das Haus des Halfmannes.

Der Pfarrer Johann von Leunenschloß zu Solingen.

(Ein Beitrag zur bergischen Reformationsgeschichte.)

Unter allen Männern, die in Solingen heilbringend gewirkt haben, hat Keiner mehr Dankbarkeit seiner Stadtgenossen auf alle Zeit verdient, als der Prediger Johannes von Leunenschloß. Sein rastloses Wirken, seine Unerschrockenheit bei allen Gefahren seiner Stellung und die Lauterkeit seines Strebens, das nur nach Licht und Wahrheit rang, hatten ihm auch bei seinen Feinden Achtung erworben. Solingen aber wird den Namen seines ersten reformirten Predigers, der ihm sein ganzes Leben widmete, nur mit Liebe und Ehrfurcht nennen.

Solingen war nicht unter den bergischen Städten, wo die Reformation zuerst Wurzel faßte; denn das Kloster Altenberg, welches bekanntlich die Pfarrerstelle der Stadt zu vergeben und durch seine dortigen Güter starke Hand hatte, wußte den aufsprießenden Keim einer kirchlichen Neuerung lange zu ersticken. *) Dem Kloster war sehr daran gelegen, eine ihm so gefährliche neue Kirchenordnung nicht aufkommen zu lassen, und es sorgte für Prediger, welche die durch Luther und andere Reformatoren ausgebreiteten Lehren und Auslegungen verketzerten. Gegen das Ende des 16. Jahrhunderts aber wurde das Verlangen der Solinger Gemeine nach einer Verbesserung des Gottesdienstes und Reinigung der Lehre so groß, daß die Pastore Gerlach Katerbach und Johann Rolandseck, Mönche aus Altenberg, mit Bewilligung des Abtes Winand Duzmann, dem Wunsche des Volkes nachgaben, das Abendmahl in beiderlei Gestalten austheilten und das mehrmals unterlassene Meßopfer mit Predigten und Gebet ersetzten. Als aber der

---

*) Nähere Nachrichten darüber im 1. Hefte zweiten Bandes des gegenwärtigen Werkes unter der Abtreihe von Altenberg.

Convent von Altenberg, ungehalten über die Fortschritte der Kirchenreform, mehr papistisch gesinnte Geistliche nach Solingen sandte und diese Alles wieder in's alte Geleise zu bringen versuchten, da wandte sich die Gemeinde von ihnen ab, besuchte den römischen Gottesdienst nicht und ging nach Wald, Gräfrath, Kronenberg, Mettmann und noch anderen Orten, dem evangelischen Gottesdienste beizuwohnen. Auch wurde nach dem Beispiele der bereits reformirten Gemeinen ein Consistorium in Solingen gebildet, das der bergischen Synode beitrat, und der Heidelberger Katechismus wurde überall eifrig verbreitet. Da begann das Kloster in Furcht, die Gemeine zu verlieren, nachgiebig zu werden, und Abt Anstel, ein sehr friedliebender Mann, gab dem bisherigen Pastor von Reuserath, Adolph Erkrath, der evangelisch lehrte und gegen das römische Cölibat eine Frau mit fünf ehelichen Kindern hatte, (1589) die Collation der Solinger Pfarrei, nnd Erkrath, obwohl im Gewande eines römischen Priesters, lehrte nach dem Heidelberger Katechismus. Als ihm aber die Gemeinde einen schwarzen Talar verehrte und Erkrath jetzt im Gewande eines reformirten Predigers erschien, so verbot ihm das Kloster, um des Gewandes willen, die bisherige Lehrart, und die Stadt, die der römischen Lehre abhold war, erklärte bei seinem Weggehen (1611) die Pfarreigüter für ihr Eigenthum. Dies gab Zerwürfnisse, welche aber ein Vergleich mit dem friedfertigen Anstel (24. Juli 1613) dahin beilegte, daß die Gemeinde gegen Entrichtung von 300 Gulden im Besitze des Pfarreigutes blieb. Da berief die Gemeine Solingen im Jahre 1614 den reformirten Prediger zu Heinsberg bei Aachen, Herrn Johannes von Leunenschloß an ihre Kirche. Dieser Mann stammte aus einer adeligen Familie aus Frankreich, die wegen ihres Glaubens mit den Hugenotten nach Deutschland ausgewandert war, und ihren französischen Namen mit einem ähnlichklingenden deutschen vertauscht hatte.

Johannes ab Leunenschloß war im Jahre 1583 zu Sornborn bei Elberfeld geboren, wo sein Vater Caspar von Leunenschloß als Prediger stand, hatte sich

schon frühe dem Predigeramte gewidmet und stand in dem Rufe eines tugendhaften und hochgelehrten Mannes. Markgraf Ernst von Brandenburg, der Statthalter von Berg, war ihm gar hold gesinnt, und auf dessen Empfehlung erging an ihn der heimathliche Ruf. Am 13. Juli 1614 hielt er in Solingen seine Antrittsrede mit vielem Beifalle und trat in den unbestrittenen Besitz des Pfarreigutes, das die Abtei Altenberg nach obigem Vertrage der Stadt überlassen hatte. Doch weil der lutherische Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm von Neuburg, um in dem cleve-jülich-bergischen Erbfolgestreite die Hülfe der Oestreicher und Spanier zu erlangen, am 15. Mai 1614 in der großen Kirche zu Düsseldorf öffentlich zum römischen Glaubensbekenntnisse zurück getreten war, so vergaß das Kloster Altenberg seines Vertrages mit der Gemeinde Solingen, forderte unter neuburgischem Schutze Kirche und Pfarreigut zurück und übertrug die Pfarrstelle einem Meßpriester, Johannes Campen mit Namen. Doch blieben die Reformirten einstweilen im Besitze der Kirche und der Meßpriester hielt auf dem Rathhause seinen Gottesdienst, dem nur die neuburgische Einquartirung, aber kein Solinger Bürger beiwohnte, denn die Lehre im Munde des Predigers Leunenschloß fand bei allen Solingern eine solche Aufnahme, daß sie nie einer andern begehrten und fest verharrten bei der reformirten Agende. Dies brachte der Stadt vielen Druck von der katholischen Regierung; die neuburgischen Truppen übten großen Muthwillen und zwangen die Reformirten sogar, den Meßpriester zu unterhalten. Dazu kam eine große Sterblichkeit, so daß im Jahre 1615 über 1800 Menschen aus der Gemeinde verblichen, wobei der Pfarrer Leunenschloß unermüdlich war in der Tröstung der Sterbenden und Aufmunterung der Gemeinde. Wie sich nun auch der gelehrte Abt Peter Rodekirchen bemühete, den Reformirten die Pfründe zu entreißen und obgleich der Pfalzgraf die Collation für den Meßpriester Campen mit Gewalt in Vollzug zu bringen erklärte, so wußte sich Leunenschloß dennoch durch brandenburgischen Schutz im Besitze zu erhalten.

Nach vielen Mißhelligkeiten endlich gelang es Campen in Verbindung mit dem Jesuitenpater Wilhelm **de Bois** im Januar 1626 in die Kirche zu dringen, und dort wurde im Schutze neuburgischer Dragoner das Jahr hindurch Messe gelesen, bis am 27. November die Truppen der Generalstaaten Solingen einnahmen und die Neuenburger sammt den Mönchen daraus vertrieben. Dies entrüstete die Neuenburger gegen die Stadtbeamten, weil diese den Campen nicht geschützt hatten und schatzten die Stadt nachher auf 4125 Reichsthaler. Dazu verloren die Reformirten (1627) den Besitz der Kirche wieder und der Jesuit Wilhelm **de Bois** wurde vom Pfalzgrafen in die Pfründe eingesetzt. Leunenschloß mußte seinen Gottesdienst auf dem Rathhause celebriren; aber auch hier blieb er nicht ungestört, denn der Frühmesser Johannes Haltermund aus Altenberg, der sich dem Jesuiten **de Bois** zugesellet hatte, ein sehr verwildeter streitsüchtiger Mensch, drang am 1. April 1628 mit einigen Spießgesellen in das Rathhaus und zertrümmerte dort, mit einer Axt bewaffnet, Kanzel und Kirchenbänke. Den Gehülfen des Leunenschloß, den Prediger Schwarz beschimpfte Haltermund sogar auf dem Kirchwege und warf mit einem Steine nach ihm. Doch mußte Haltermund noch im Herbste desselben Jahres, der Folgen seines ärgerlichen Lebenswandels wegen, Reißaus nehmen und wurde durch den Altenberger Mönch Johannes Unverdorben ersetzt. Bald darauf, im Februar 1629, drang dieser Unverdorben, der die Reformirten zu verderben sann, mit dem Jesuiten **de Bois** und einem Haufen neuburgischer Dragoner in die Wohnung des Pfarrers Leunenschloß und gebot ihm und dem Prediger Schwartz, innerhalb drei Wochen das Land zu räumen. Der Pfalzgraf hatte allen evangelischen Schul- und Kirchendienst auf's Strengste untersagt; kein Protestant sollte bürgerliche Aemter bekleiden, keiner ein bürgerliches Gewerbe ausüben. Alle Leute, die den evangelischen Predigten beiwohnten, wurden gestraft, der Rückschritt zur Römischen Kirche wurde geboten und theilweise erzwungen; jedoch alles Wüthen des Pfalzgrafen und alle Bemühungen der Jesuiten hatten nicht den beabsich-

tigten Erfolg. Zwar wurde der Prediger Schwartz durch die landesherrlichen Edicte aus Solingen geschreckt; allein der wackere Leunenschloß blieb unter seiner theuren Gemeinde und predigte in Privathäusern vor wie nach, bis am 14. December 1629 die Generalstaaten Solingen wieder gewannen und den Reformirten den Besitz der Kirche wieder verschafften. Doch als die holländischen und brandenburgischen Truppen abgezogen waren, begannen (1631) die Verfolgungen auf's Neue. Der Meßpriester Johann Unverdorben nahm die Kirche wieder ein, dem Prediger Leunenschloß wurden bei Strafe von 200 Goldgülden die Amtsverrichtungen untersagt und wer von reformirten Priestern taufen, begraben oder trauen ließ, mußte eine Geldbuße von einem halben Reichsthaler an den Meßpriester entrichten. Sogar die römischen Feiertage zu halten und bei den Processionen zu erscheinen wurden die Reformirten gezwungen, und das Kloster Altenberg forderte wegen entzogener Renten eine Entschädigung von 2800 Reichsthaler. Dazu wurde der Gottesdienst auf dem Rathhaus mehrmals gestört; der Wüthrich Haltermund zerschlug dort in dem Ausbruche seines Fanatismus nochmals die Kirchenbänke; der Prediger Leunenschloß wurde von neuburgischen Soldaten mißhandelt und ihm mehrmal der öffentliche Gottesdienst bei Todesstrafe untersagt; allein da ihm keine Kirche geöffnet war, versammelte er die Gemeinde auf den Höfen vor der Stadt und ermahnte zur Standhaftigkeit. Als ein Haufen Oestreicher Solingen, nach tapferer Gegenwehr der Bürger, eingenommen hatte und dort mordete und plünderte, mußte Leunenschloß sich auf einige Zeit auf das Haus Nesselrath flüchten; aber bald darauf predigte er wieder auf dem Rathhause und sogar in der Kirche, an welchen letzteren heiligen Ort die neuburgischen Dragoner während der Predigt kamen und auf Anstiften der fanatischen Mönche die Gemeinde durch Rauch von angezündeten Strohbündeln und Lumpen vertrieben. Solchem Hohne und solchen Gewaltstreichen folgten Mißhandlungen aller Art. Unverdorben wurde wiederum durch bewaffnete Macht in seine Pfründe eingesetzt und Leunenschloß, von Gefahr und Drohung

ungeschreckt, setzte seinen Gottesdienst abwechselnd auf dem Rathhause und in Privatwohnungen fort.

Am 27. Juni 1644 starb Johann Unverdorben in seiner Abtei Altenberg und Leunenschloß nahm darauf von der Kirche wiederum Besitz; aber diese wurde ihm am 7. December durch den Amtmann verschlossen und er hielt nun den ganzen Winter hindurch trotz Kälte, Schnee und Regen seine Predigten vor der verschlossenen Kirchthüre unter freiem Himmel. Das Volk beharrte in größter Standhaftigkeit bei all diesem Ungemach und scheute weder Gefahr, noch Unbequemlichkeit im Besuche des Gottesdienstes. Von römischer Seite war weder ein Priester da, der Messe las, noch ein Bürger, der darnach Verlangen trug, und drum glaubten die Solinger die Kirche für ihren Gebrauch eigenmächtig öffnen zu dürfen. Dies geschah am 11. Juli 1645 und die Reformirten hielten ihren feierlichen Gottesdienst mit Freuden. Als aber am Sonntage darauf (18. Juli) die Gemeinde eben den ersten Gesang beendigt hatte und der Pastor Leunenschloß die Kanzel besteigen wollte, traten ihm zwei neuburgische Heiducken in den Weg und verboten, ihm ihr Mordgewehr vorhaltend, die Kanzel. Trotz dieser Drohung wäre der unerschrockene Mann hinan gestiegen, aber er wurde noch von den ersten Stufen am Gewande zurück gezerrt und der fürstliche Abgeordnete, der Amtmann von Zweiffel, ersuchte ihn auf freundliche Weise: dem landesherrlichen Befehle zu gehorsamen und wenigstens für diesmal nicht zu predigen. So unterblieb denn an diesem Tage die Predigt. Um Mitternacht aber drangen neuburgische Soldaten in des Herrn Predigers Haus und führten Leunenschloß auf den Markt, in der Absicht, ihn dort zu erschießen. Leunenschloß tröstete die weinende Frau und seine jammernden Kinder mit den getreuen Worten, daß ihm ohne den Willen Gottes kein Haar seines Hauptes gekränkt werden würde. Da erhielt die fanasche Rotte einen Befehl, den Prediger nach Düsseldorf zu bringen, und Johannes von Leunenschloß wurde jetzt gleich einem niedern Verbrecher unter Gespött und Mißhandlung fortgeführt. Doch als die Eskorte nach Hilden gelangte, kam gerade die Herzoginn von der

Burg aus, wo sie übernachtet hatte, in vierspännigem Wagen desselben Weges daher gefahren. Der edle Anstand des Gefangenen fiel ihr auf, sie fragte nach seiner Missethat, und als sie erfuhr, daß er der Prediger von Solingen sei, der um seines Glaubens willen diese Schmach erleide, so wurde sie von tiefem Mitleiden gerührt, sie befahl ihm, in den Wagen neben sie nieder zu sitzen und unterhielt sich mit ihm über religiöse Gegenstände, bis sie in Düsseldorf ankamen. Als Leunenschloß dort vor seinen Landesherrn trat, und dieser ihn anfuhr, weßhalb er wider alle Befehle sich unterstanden habe, die reformirte Lehre in Solingen zu predigen, da antwortete er mit edlem Muthe: daß er dies dem Herrn schuldig gewesen sei, der ihn zum Hirten dieser Gemeinde angeordnet habe, und daß er Gewalt und Todesgefahr nicht fürchte auf dem Wege seines Amtes. Bald entspann sich eine lebhafte Unterhaltung und der Fürst, der in dem verachteten Prediger jetzt den edelsten, wackersten Mann erkannte, bot ihm Güter und Ehrenstellen, sogar den Grafenstand für sich und seine Erben an, wenn er zum Katholicismus zurückkehre und Staatsämter bekleiden wollte. Doch als Leunenschloß dies Anerbieten mit dem schönsten Heldenmuthe und der edelsten Begeisterung für seinen Stand von sich wies und der großmüthige Fürst, von der lauteren Gesinnung des Gottesmannes ergriffen, in ihn drang, doch nur eine Bitte an ihn zu richten, die er auf Fürstenwort erfüllen wolle, so erbat Leunenschloß nichts, als: daß seine Nachkommen in die Gewerkschaft der Solinger Schwertfeger möchten aufgenommen werden. *) Da überreichte der Herzog ihm mit eigenen Händen das erbetene Document und entließ ihn auf die ehrenvollste Weise mit der Erlaubniß, seines Amtes zu Solingen in Frieden und ungefährdet warten zu dürfen. Dies war der schönste Lohn der Treue, die beste Vergütung für Schmach und Verfolgung. Die Reformirten blieben forthin ruhig im Besitze der Kirche (den Katholischen wurde das Rathhaus zuerkannt), ihr

*) Diese Urkunde ist noch in Solingen vorhanden.

Gottesdienst wurde nicht mehr gestört und die wilden Kriegerschwärme brauseten an Solingen vorüber, ohne es wieder zu verletzen, bis (1648) der westphälische Frieden freie Religionsübung gestattete. Bis dahin hatte die Stadt diesen Vortheil nächst Gott ihrem braven Prediger zu verdanken.

Leunenschloß blieb der treue Lehrer seiner Gemeinde, die ihm mit inniger Liebe anhing. Sein hohes Alter ließ ihn in dem Eifer für sein Amt nicht erkalten, bis er am 21. Mai 1656 in der Kirchenkammer im Predigerornate zu einer bessern Heimath, zum Lohne seines mühevollen Strebens, in vollem Vertrauen auf Den, der ihn vor wüthenden Feinden nicht hatte zu Schanden werden lassen, sanft hinüberschlief. Zwei und vierzig Jahre hatte er seiner Gemeinde in einer äußerst stürmischen Zeit unter den mißlichsten Verhältnissen das Wort des Herrn getreu bewahret und mit dem Muthe eines Märtyrers der ersten christlichen Zeit allen Verfolgungen getrotzet. Bei allen Widerwärtigkeiten, in Freud' und Leid war er sich immer gleich geblieben. Selbst seinen Feinden, die ihn mit fanatischer Wuth verfolgten, wußte er solche Achtung abzugewinnen, daß sie in heiliger Scheu vor dem Gottesmanne, welche auch auf den Rohesten eine unwiderstehliche Gewalt übt, allen Spott verstummen ließ, und da, als er von roher Kriegerrotte gefangen fortgeschleppt wurde, und vor den durch Vorurtheil gegen ihn bestochenen Gewaltrichtern erwarben ihm seine Sanftmuth und sein ernstes gesetztes Betragen, das von Menschenfurcht und von blinder Sectenwuth gleich entfernt blieb, selbst unter den Verfolgern Freunde, die sich seiner annahmen, ihn dem Gespötte der Rohheit entrissen und sich für seine Befreiung verwandten. Im festen Vertrauen auf Gottes Schutz und die Lauterkeit seiner Sache scheuete er sich nie, die Wahrheit zu verkünden, und diese übte auf seinen beredten Lippen eine solche Macht, daß selbst der Kapuzinervater Gerhard, der mit einem tüchtigen Disputirgenossen aus seinem Kloster in Cöln nach Soligen gekommen war, den berühmten Prediger Johannes Leunenschloß aus dem Schlamme seiner calvinistischen Thorheit (wie er's nannte) zu eignem

Ruhm und zu größerer Verherrlichung seines Ordens hervorzuheben, mit allem Stolze seiner Gelehrtheit beschämt vor dem unbefangenen schlichten Solinger Prediger stand. Der Kapuziner trug in seiner dunkeln Kutte ein biederes deutsches Herz: beim Abschiede drückte er die Hand des jüngst verachteten Ketzers; er schied als dessen Freund und lud ihn freundlich ein, ihn in seinem Kloster als Gast zu besuchen. Nicht so bieder bewiesen sich die Jesuiten, die in herzoglichem Schutze und von Amtswegen den Reformirten nach gewohnter Weise viel Böses ersannen, und besonders der Wüstling Haltermund, das Rüstzeug der Mönche von Altenberg, verfolgte den ehrwürdigen, menschenfreundlichen Leunenschloß mit aller blutgierigen Wuth einer fanatischen Bestie, bis dieser Haltermund endlich im Zuchthause den verdienten Lohn seiner Frevel und Schandthaten ärndtete.

Leunenschloß starb den schönsten Tod. Da er eben im Begriffe war, die Kanzel zu besteigen, erhob ihn Gott zu dem höchsten Sitze. Er nahm die freudige Hoffnung mit, daß die Verfolgungen um des Glaubens willen nun ein Ende haben würden und daß fürder unangefochten bleibe, was er in großer Mühsal so lange treu gehegt und bewahret hatte. Sein Sohn Abraham Leunenschloß folgte ihm in dem Solinger Predigeramte.

Dieser kam mit seinem Amtsgenossen Koch und dann mit der Gemeinde in unselige Zerwürfnisse und seine heftige Gemüthsart wurde dahin gelenkt, daß er gegen große Versprechungen der katholischen Regierung zur römischen Confession übertrat. Drum machte man ihn zum Richter nnd Amtmanne und begünstigte auch seine Nachkommen auf alle Weise. Seine Verwandten aber blieben bei der reformirten Gemeinde und machten als achtungswerthe Bürger von der Schwertfegerconcession Gebrauch, die ihnen Fürstengunst verliehen hatte. Bei diesem Uebertritte ist bemerkenswerth, daß der herzogliche Beichtvater, der Jesuitenpater Wilhelm, vor welchem Abraham von Leunenschloß sein Glaubensbekenntniß ablegte, bald darauf in Berlin zur reformirten Kirche übertrat, wie auch der als ächtkatholischer Schriftsteller bekannte Jesuit

Ray gethan hatte, der den lutherischen Pfalzgrafen von Neuburg zum Katholicismus bekehrt hatte.

Der Wärewolf.

(Eine Sage aus dem 12. Jahrhunderte.)

Herr Bernhard von Isegarten,*) der von seiner ritterlichen Industrie Schnappumme (der Umsichschnapper) genannt wurde, hatte auch seine spaßhaften neckischen Tage. So hatte er eines Morgens einen Bären, deren es damals noch viele in Deutschland gab, in der Nähe seiner Burg erlegt, und da er gerade einen Geistlichen, der als höchst einfältig und äußerst ängstlich bekannt war, vorbei gehen sah, so streifte er die Haut des zottigen Thieres ab, hüllte sich darein und lauerte also vermummt dem Geistlichen bei dessen Rückkehr auf. Brüllend und mit Tatzen und Rachen drohend sprang er aus dem Dickicht hervor, zum Schrecken des Wanderers. Dieser bemerkte die Täuschung nicht, er zog sein Messer, das er im Gürtel zu tragen pflegte, hervor und stieß nach dem zottigen Ungeheuer. Ritter Bernhard von Isegarten, im Nacken tödtlich verwundet, sank mit dem Rufe „Jesus Maria, seid mir gnädig!“ nieder auf den Weg. Da nahm der Geistliche, der einen entlarvten Wärewolf vor sich zu sehen vermeinte, die Flucht, die Knechte und Freunde des Ritters aber, die in der Nähe im Verstecke gelauert hatten, um sich an der Angst und Verlegenheit des Pfaffen zu weiden, diese kamen herzu und fanden den Ritter

*) Isegarten (Isingart) bei Waldbröl im Oberbergischen. Die Sache wurde uns auch zu Anfang des 13. Jahrhunderts aufgezeichnet.

im Blute liegen. Sie zogen eine Leiche aus der Bärenhaut hervor.

Dies wurde kund umher, und der Geistliche verlor durch Gewissensbisse über den unvorbedachten Todschlag seinen Verstand. Daß aber den Ritter die Hand der Vergeltung geschlagen hatte, wurde offenbar, nachdem man ihn zur Erde bestattet. Seiner Frevel mit Fehden und Raub waren viele gewesen und in Sünden war er dahin gefahren. Darum sah man ihn bald darnach in Gestalt des Zottelbären bei Nacht und Tage als Spuk umwandeln, und die ganze Gegend war bald im Schrecken vor dem Wärewolf zu Isegarten, von dessen mitternächtigem Erscheinen noch in jüngeren Tagen bisweilen ein Gerede ergeht, und wovon es heißt, daß er umwandeln werde bis an's Ende aller Tage.

Die Schlangenhecke und der Compthur von Droste.

(Eine Begebenheit aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts, nach der Tradition aufgeschrieben.

Schlangenhecke — eine Hecke (Hag, Hegge, Heckerei, Brutort) für Schlangen — furchtbarer Name! Er erinnert an die Zeit der altgermanischen Wildniß, wo Drachen, Molche und anderes giftiges Ungeziefer die Menschen schreckte. Gott sei Dank! Diese Schreckniße sind verschwunden, aber auf der Stelle, die jenen furchtbaren Namen führt, scheint noch ein Fluch zu haften. Rings üppige Fülle, reiches Fruchtfeld, mastige Wiese, schattiger Buchenwald und hoch darüber hinaus ragende Eichenkronen; hier aber ödes Grauen, unfruchtbarer Flugsand, spärliches Ginstergesträuch und kahle Haide; auf letzterer

Male und Sagen alter Heidenzeit, mit Fabeln durchmischte Andeutungen zur ältesten Geschichte. Die wellenförmige unbebaute Haide, rings umrandet von Waldungen, Fruchtfeldern und Gehöften, birgt in ihren maulwurfhügelartigen Hühnengräbern die Urnen und die Asche der alten Römer und Germanen; friedlich ruhen hier im zweiten Jahrtausend zusammen die Reste derer, die sich im Leben mit todbringendem Hasse angefeindet. Rund umher sind die Spuren alter Lagerverschanzungen noch sichtbar und ein Gewirre von Sagen ergänzt, was die Zeit am Boden verwischt hat. Viele Dinge, die den fernsten Tagen angehören, wurden neben den Urnen ausgegraben, viele Namen der umliegenden Orte künden von nicht minderem Alter. Selbst der Name Schlangenhecke wurde von Alterthümlern romanisirt. So wie ein namhafter Gelehrter den Namen des cölnischen Neuen Marktes von Naumachien abzuleiten bemüht war und wie nach ihm die von ihren Heiligthümern Santen (Xanten) genannte Stadt durch trojanische Auswanderer von dem Flusse Xantos geheißen sein sollte, so mußte ihm auch der Name Schlangenhecke von **serpentum hecatomba**, von Schlangenopfern herrühren. Freilich ist dem stubengelehrten Alterthümler, der eine Kutte für eine Venus*) ansieht, der Name die Hauptsache, und hat er denn einmal den Xanthos, so folgt die Auswanderung der Trojaner von selber, denn dazu hat er den Homer gelesen, den er, wie Fenelon die Odyssee, ohne Mühe weiter spinnt — und auch obige Veraltung der Schlangenhecke ist ganz folgerecht, denn Schlangen heißen zu Latein **serpentes** und aus Hek=atombe kann das Wort Hecke ja eben leicht entstanden sein, nachdem die Zeit ein Atom und ein Be weggewischt, wozu denn das Müller'sche Werk über die Ursprache der vortrefflichste Schlüssel bleiben wird. Doch ob wirklich jener Ortsname von Schlangenopfern sich herschreibe, ob er eine Schlangenheckung bedeute, oder aber, was mir mit andern ungelehrten Menschen am wahrscheinlichsten, eine Hecke (ein Gestrüppe)

*) Verwechselung des Wortes Pfaffe mit Papha.

bezeichnete, in welchem Schlangen sich aufzuhalten pflegten, solche hochgelahrte spitzfindige Streitigkeiten, die aus der Urzeit hervorzulangen heutigen Tages gar zu viele Liebhaberei herrscht, will ich zum Heile meiner Leser, die mit Solchem doch ohnehin genug gelangweilt werden, übergehen und den Ursprung des Namens der Schlangenhecke hintenansetzend blos von der Entstehung der dortigen Wohnung und des Anbaues künden, soviel ich vermag.

In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts vom Jahre 1715 bis 1752 wohnte auf dem Deutschordenshause Morsbruch der Freiherr von Droste-Vischering, Ordensritter und Compthur der Ballei Coblenz, ein recht deutscher, aufrichtiger aber heftiger Herr, seiner Ritterlichkeit gemäß ein eifriger Verehrer der Jagd und seinem geistlichen Orden zufolge ein Schirmer der Mönche und der Andachten, hier im Einzelnen auch der eifrigste Förderer der Jeselin-Wallfahrt. Unter seiner Kompthurschaft fiel es einem Remscheider Kaufmanne ein, das unterhalb Schlebuschrath auf des Herrn von Melzenbach Gründen befindliche Gefälle des Dhünbaches zu einem Stahlhammer zu benutzen. Alle Fischereiberechtigten und sonstige Interessenten, auch der Herr Kompthur zu Morsbruch, der in seiner Gutmüthigkeit Niemanden Etwas abzuschlagen vermochte, wovon er in seiner Kurzsichtigkeit keinen Nachtheil voraussah, gaben hierzu ihren Consens, der Landesherr in Düsseldorf ertheilte die Concession, und die Anlage gedieh mitten im dichtesten Walde. Kaum aber begann der Hammer zu toben — da bebte ringsum die Erde in ungewohnter Erschütterung, der düstere lautlose Wald wiederhallte Tag und Nacht von dem donnerähnlichen Gepolter. Aengstlich flatterten die Vögel umher, das aufgeschreckte Wild floh aus einem Dickicht in das andere und setzte fern hinüber, wohin das Getöse nicht zu dringen vermochte. Die Waldförster und Jäger des Kompthurs statteten demselben den betrübenden Bericht ab, daß alle Hirsche und Rehe ihre Gehege verlassen hätten und in die Nachbarjagden geflüchtet seien. Dies griff dem freiadeligen Herrn Kompthur in seine

Seele, denn ein damaliger Cavalier und auch der Ordensritter kannte keine größere irdische Glückseligkeit als die Jagd, und Güter und Staaten sogar glaubte man mit allem Wohle bedacht, wenn dort der Wildstand nur recht stark war. Der um den Eisenhammer liegende Wald-Distrikt aber, der sogenannte Burgbusch und das Eisholz, hatte den vorzüglichsten Bestand von Edelwild und war der Stolz und die Wonne des Besitzers.

Zornig sprengte der Kompthur daher zu dem Eisenhammer und gebot den Schmieden Einhalt in ihrem die Jagd gefährdenden Gewerke. Doch der Hammermeister berief sich auf die geflogenen Verträge, auf die landesherrliche Concession und fuhr fort mit dem unleidlichen Getöse. Da jagte der Ordensherr hin nach Düsseldorf, machte die Sache anhängig an der herzoglichen Hofkammer und beantragte den Abbruch des Eisenhammers. Die herzoglich-churfürstlichen Räthe, überzeugt, daß Adelige vor Bürgerlichen immer Recht hatten, versprachen das Verfahren zu beschleunigen; doch kaum hatte der Gerichtsbote den Hammerbesitzer vorgeladen, als dieser sich mit vollen Händen auf den Weg nach Düsseldorf begab und vorab das Recht erhielt, bis zum ausgemachten Rechtsstreite mit seinen Arbeiten fortzufahren. Der ehrenfeste Kompthur aber, wie er sich selber nannte, „ein alter Haudegen“, dachte bei sich selber: Was soll ich länger zaudern und den Schneckengang des Gerichtes abwarten, bis das edle Wild die fetten Weiden an der Dhün vergessen hat; ich bin der Jagdeigenthümer, und mir kommt es zu, die ungethüme Scheuchklapper verstummen zu machen! — So dachte, so sprach er, berief seine Jäger und Knechte zusammen, bot die Jagdfrohnleute auf und zog mit ihnen hinab an den Eisenhammer, in hellem drohendem Haufen. Die rußigen schwarzen Schmiedegesellen vermochten gegen diese Uebermacht Nichts, sie wurden aus ihrem Klapperwerke hinausgetrieben und der Eisenhammer vor ihren Augen abgebrochen, die Dämme durchgraben, die Wasserräder zerhauen und die Blasbälge in die Feueresse geworfen. Von wildem Schwarme umjauchzet schaute der Kompthur selbst vergnügt und voll

Stolzes auf den Greuel der Verwüstung, wie Held Marius einst auf die Trümmer von Karthago.

Diese Freude des wackern Haudegen aber blieb nicht lange unverkümmert. Der Herr von Melzenbach und der Remscheider Hammerherr eilten gen Düsseldorf an die Hofkammer und klagten gegen Selbsthülfe und gegen Störung des Eigenthumes. Das Gesetz spricht hart gegen solche Frevel. Dies fügten die Herren Hofkammerräthe dem Herrn Kompthur zu wissen und riethen ihm, sich um jedes Opfer mit den Klägern zu vergleichen, weil sonst schwere Ahndung zu verhängen. Es war schwierig, dies dem heftigen starrsinnigen Kompthur begreiflich zu machen. Doch dann kroch er zu Kreuze, er unterhandelte mit den Beeinträchtigten und vereinigte sich mit denselben dahin, daß gegen Entrichtung einer bedeutenden Geldsumme der Eisenhammer nimmer wieder aufgebaut werden sollte, daß der Kompthur aber aus dem Material der zertrümmerten Gebäude in der Nähe der Fixheide an dem Wege, der von Opladen nach Schlebusch führt, in der Mitte zwischen beiden Ortschaften, an der Schlangenhecke, für die Beeinträchtigten ein geräumiges Meierhaus mit Stallungen und Scheune auf seine Kosten aufführen lasse. Da entstand also aus der Sühne über den zertrümmerten Stahlhammer und aus dem Baumaterial desselben die Schlangenhecke, die, zwar jetzo dem Verfalle nahe und den Fluch, der auf der Stelle zu lasten scheint, theilend, bisher ein Denkmal blieb von des Kompthurs ungestümer Selbsthülfe und von der Buße desselben.

Doch auch viele andere Händel, deren Kunde sich im Munde der Landleute forterbet, brachten dem guten bärenbeißigen von Droste manchen Verdruß. Hatte ihn irgend ein Landmann beleidigt und lachte dessen Getreide recht segenreich und vielversprechend im Gefilde, dann jagte er mit Rossen und Hunden in wildem Hetzschwarme hindurch und darauf mußte der ungestüme Herr, wenn er's nicht zu noch nachtheiligerer Klage kommen ließ, gewöhnlich großen Schadenersatz zahlen. Solcher Fälle

erzählt man noch viele. Die heftigsten Zerwürfnisse aber hatte er mit seinem Nachbarn, dem alten Johann Heimbach, Pastor zu Schlebuschrath. Dieser, eben so heftigen Gemüthes wie der Ordensritter, wurde bald nach vielen Reibungen dessen unversöhnlicher Feind, und war, als ein eben so gelehrter als kluger Mann, gerade gemacht, ihm die Spitze zu bieten. Er nahm sich der Bauern an, die über die Anmaßungen des Kompthurs klagten und, der Rechte kundig, half er ihren Proceß siegreich ausfechten, oder wies sie vor die rechte Schmiede. Da that der Eine Nichts, was der Andere nicht lächerlich zu machen oder zu stören sann. Der Herr von Droste war ein großer Freund von Wallfahrten, Ablaßgängen und sonstigen Andachten. Dazu bot ihm die Verehrung des Ortsheiligen Jesulinus, des Wetter- und Augenpatrons, nahe Gelegenheit. Er ordnete dort die achttägige Heiligenfahrt im Monat August auf das Sorgfältigste, gab große Summen zur Verherrlichung des religiösen Volksfestes, sorgte für reichere Abläße und Gnaden, berief eine Menge Mönche und Geistliche zur Feier, ließ die Wunder des Waldheiligen, sowie die Wunderkraft seiner von ihm sagengemäß geschaffenen heiligen Quelle durch die ganze Christenheit verkünden und ging sogar damit um, den erst beatificirten Jesulinus förmlich canonisiren und zum vollständigen Heiligen ernennen zu lassen. Der Kompthur aber vermochte Nichts zu beginnen, was der Pastor Johannes Heimbach nicht anfeindete, und deshalb predigte Letzterer nicht nur öffentlich gegen das Jesulinfest, das er als ein heidnisches Bachanal darzustellen suchte, sondern er bewies Schwarz auf Weiß, daß es mit der ganzen Legende eine unstichhaltige Erfindung und eine Fabel sei. Er gab zwar zu, daß es einen Einsiedler Jesulin oder Gezelin gegeben, daß dieser aber in der Nähe von Luxenburg von Gras und Wald-Wurzeln gelebt habe und nie herunter gekommen sei bis zur Dhün, also auch das Brünnlein nicht habe erwecken können, welches daher nicht durch ihn, sondern durch Gottes Allmacht erschaffen sei, und nicht eines nie gewesenen Heiligen Kraft, sondern, wie jeder Brunnen und jeder

Quell, die Allmacht Gottes beweise. — Obwohl das gläubige Landvolk aus angeborner und gewohnter Wundersucht und die fromme Mönchschaft um ihres eigenen Vortheils willen hieran einen Anstoß nahmen und sich das Wallfahrtgelüste keineswegs verleiden ließen, so schadeten des aufgeklärten Pastors vernünftige Reden bei Vernünftigen dem Feste dennoch viel, der Herr von Droste folgte deshalb einem grimmen Zorn und ließ es nicht, dem Johannes Heimbach, wo er nur vermochte, auf seine Weise Eins zu versetzen.

Der Herr Pastor hatte eine große Lust an der Fischerei, er war ein eben so leidenschaftlicher Fischer als der Ordensritter ein Jäger war. Darüber spöttelte und schimpfte der Herr von Droste gewaltig und suchte seinen Pastor deswegen recht lächerlich zu machen. Doch der wackere von Heimbach nannte den von Droste dagegen einen eingefleischten Nimrod und rauhen Esau, welche beide in der heiligen Schrift als Jäger in eben keinem angenehmen Geruche stehen, und er bewies ferner aus dem neuen Testamente und aus dem Beispiele der Jünger Christi, daß das Fischfangen viel gottgefälliger sei als das Jagen; ja, daß Ersteres als des heiligen Petrus und anderer Jünger Gewerbe sogar für Christen nachahmungswürdig und einem Priester Gottes wohlanständig sei. — Nun aber hatten die Leute zu Schlebuschrath von Alters her eine Fischereigerechtigkeit sowohl in der Dhün, als in dem Rodderbache ausgeübt, und der Pastor machte sich dies zu Nutze, was aber der Kompthur, der diese Fischerei ausschließlich als Morsbruch zuständig behauptete, bestritt. So hatte der Pastor in der Laichzeit, im Herbste, wann das Laub von den Bäumen fällt, einmal Forellenreusen in den Bach gelegt. Der Herr von Droste aber kam mit seinen Knechten und ließ die Reusen zerstören, und als der Pfarrherr neue hinlegen und bewachen ließ, da kam es zur Rauferei, wobei der Kompthur, der gewaltige Haudegen den Sieg davon trug. Anders aber der darüber eingeleitete Proceß, den Heimbach gewann. Weil Letzterer aber dem Kompthur auch gern einmal nach dessen Weise zu Leibe gehen mochte und dies ihm mit

heimischen Kräften unausführbar war, so bewarb er sich besonders um die Gunst der Studenten in Cöln, deren viele ihn, den gastfreien Mann, häufig besuchten. Und diese machten denn den Ordensritter durch Schmähllieder und Anekdoten lächerlich. Ja es zogen einmal über hundert Studenten herüber gen Morsbruch, belagerten den von Droste förmlich in seiner hohen viereckigen Burg, warfen ihm die Fensterscheiben ein und sangen und schimpften, ihm zum großen Verdrusse. Der Kompthur, ein gewaltiger Poltron und nur, wo die Uebermacht auf seiner Seite war, frisch angreifend, mußte dies Alles, ohne Rache nehmen zu können, anhören, bis der muthwillige übermüthige Schwarm jubelnd und mit Siegestrophäen geschmückt in die heilige Stadt heimzog.

Durch mancherlei Rechtshändel brachte Heimbach seinem Gegner fortwährend manche empfindliche Schlappe bei. Lebenslang feindeten sie sich an und der Kompthur äußerte selber: „wenn der Pastor Heimbach seine freiherrliche Macht und Mittel besäße, so wäre er gezwungen, von Haus und Hof davon zu laufen.“ — Solche Gewalt übte geistige Ueberlegenheit auch schon damals, wo rohe Kraft viel mehr galt, als jetzt und vorliegende wenige Thatsachen mögen ein Beitrag sein zu einem Sittengemälde des vorigen Jahrhunderts und zeigen, wie Versittlichung langsam nach vielen Kämpfen erst sicheren Fuß zu fassen vermochte.

Der Heiligen-Lästerer.

(Eine Legende vom Jahre 1082.)

Anno der Zweite, Erzbischof zu Cöln und Stifter der Abtei Siegburg, war als ein kraftvoller Herrscher und äußerst strenger Richter bekannt, geachtet und gefürchtet. Der Klerus, dessen Macht er erhob, pries ihn

und versetzte ihn unter die Zahl der Heiligen. Cöln sah in ihm nur einen kalten Tyrannen, der die Mauern der heiligen Stadt blos aus unersättlicher Herrschsucht mit Bürgerblut bespritzt hatte, und der Adel nannte seine harten Strafen Grausamkeit. Besonders das Augenausstechen, womit Erzbischof Anno damals für geringe gehaltene Verbrechen und besonders persönliche Feinde bestrafte, wandte trotz der Rohheit der Zeit, die ähnlichen Strafen duldete, viele Herzen von ihm und gab Anlaß zur Lästerung; allein vierhundert und dreißig Wunder, die Anno nach Abt Zöllner theils im Leben, theils noch im Grabe verrichtete, führten 150 Jahre nach seinem Tode die Heiligsprechung herbei. Eines dieser Wunder, nach einer Urkunde hier niedergelegt, möge den Geist und die Sitten jener fernen Zeit bekunden helfen.

Zur Zeit des Kaisers Heinrichs V., als man schrieb das Jahr des Herrn 1082, war über die Genossenschaft des heiligen Benedict zu Siegburg ein gar frommer Mann zum Abte gesetzt, der sich Regenhart nannte und mit dem Bischof Anno, der seine letzten Lebenstage auf Siegburg zubrachte, gar vertraut gewesen war. Zu dieser Zeit, als alle Welt über die vielen Wunder des glorreichen Erzbischofs mit Staunen erfüllt war, lebte zu Dollendorf ein Richter, Arnold geheißen, der, ein Verehrer des höchstseligen Anno, dessen strenger Gerechtigkeitspflege nacheiferte und sich auch durch viele andere christliche Tugenden rühmlichst ausgezeichnet haben soll. — Vor diesem Arnold brachte der Abt Regenhart eine Klage an gegen einen Edlen Fulbert mit Namen, auf daß derselbe angehalten werde, eine Rente zu entrichten, die er dem Kloster zu zahlen verweigert hatte. Der Richter fand die Schuld begründet uud verurtheilte den Edlen zur Zahlung; allein dieser beschwerte sich über ungerechten Richterspruch; er sagte, daß bei den Menschen keine Gerechtigkeit wohne und daß es eine Schande sei, den Namen Gottes zu so schnödem Richterspruche zu mißbrauchen; ja er vergaß sich in seinem Zorne so sehr, daß er ausrief: daß Gott, wenn er gerecht sein wolle, ein solches Urtheil nicht dulden dürfe. Darob erschrak der gottselige Arnold, stellte dem Verurtheilten die Straf-

barkeit seiner Lästerung vor, zeigte, wie der Bischof Anno in ähnlichen Dingen zum Vortheile des Klosters ein gleiches Urtheil gefällt habe und vermahnte Fulberten, den Zorn des heil. Anno, der durch Gott so große Dinge erwirkt habe, nicht zu reizen. Allein der heftige Mann fuhr in seinem Zorne fort zu schmähen, spottete über die Strafe der Blendung, die Anno verhängt, nannte ihn einen Tyrannen und den Glauben an seine Wunder eine Thorheit. Der Richter Arnold ermahnte zum Widerrufe und zur Buße; jedoch Fulbert rief: „Nie werde ich den Anno als einen Heiligen verehren, und vermag er etwas, so mag er es an mir beweisen.“ — Darauf stieg er auf sein Roß und wollte fortreiten, allein die Strafe für die Lästerung des Heiligen ereilte ihn. Eine unsichtbare Hand traf ihn in sein Antlitz mit so heftigem Schlage, daß seine Augen zerplatzten und er plötzlich blind ward. Dazu wurde das Roß scheu, warf ihn ab und schleppte ihn an dem Steigbügel, so daß er gar übel zugerichtet wurde. Mit Mühe holte man ihn ein und befreite ihn aus dem Steigriemen — da wälzte er sich am Boden und schrie und heulte vor Schmerz, so daß Alle, die um ihn waren, über ihn erstaunten. Aber der gottselige Arnold trat zu ihm, hob ihn von der Erde und sprach: „Der Heilige, den du gelästert, hat dich heimgesucht, damit er ein Zeichen seiner Glorie gebe, er wird dir jedoch auch wiederum helfen, so du ihn reumüthig um Verzeihung anflehest und seine Heiligkeit anerkennest!“ —

Da widerrief Fulbert jene Lästerungen, bekannte die Kraft Anno's, ihm durch Wunder die Augen wieder zu geben, flehete ihn darum an und bezeigte sich als einen Büßenden. Arnold und die übrigen Anwesenden schlossen ihre Fürbitte an, und siehe! sie wurden erhört! Die Schmerzen des Unglücklichen ließen nach und es wuchsen ihm neue Augen hervor, schöner und heller noch, als die verlorenen gewesen waren. Da wurde Gott unter Thränen des Dankes gepriesen und der wiedergenesene Fulbert wallfahrtete als ein Büßender zum Grabe Anno's auf den Siegberg, gelobte dort nicht allein seine Schuld zu bezahlen, sondern schenkte dem Kloster den

größten Theil seiner Habe. Abt Reginhart aber, der von diesem Ereignisse besonders gerührt wurde, sandte den Fulbert und seine Begleiter nach Cöln, wo eben Anno's Nachfolger, der Erzbischof Hildolph, ein Provinzial-Concil zusammen berufen hatte, und gebot ihnen, dort diese Thatsache durch ihre Aussage zu bewahrheiten. Da wurden auch an den Richter Arnold Abgeordnete gesandt, welche seine Aussage niederschrieben, und vor denen er die Begebenheit, so wie sie oben erzählt ist, eidlich bekräftigte.

Da konnte Niemand mehr an der Wahrheit des Vorgefallenen zweifeln, Hildolph lobte Gott, daß er seinen Vorfahren also verherrlichet habe und ließ dieses Wunder, wie viele Hundert andere, die Anno gewirkt hatte, dem Papste berichten, der denn auch nicht ermangelte, die Heiligsprechung zu veranlassen.

Das Fräulein von Rosenau.

(Eine Volkssage aus der Zeit der Kreuzzüge.)

Das Siebengebürge, einst der Schauplatz ritterlichen Treibens, des Ruhmes und der Liebe hebt die stummen Zeugen vielbesungener längstverschollener Thaten, die morschen Trümmer seiner Ritterburgen, noch jetzt auf manchem Fels- und Waldrücken hoch empor. An ihnen haften die romantischen Sagen, deren Kunde den Reiz der lieblichen Landschaft erhöhet. So die Sage von der Rosenau, einem hohen Felsenberge, der in der Mitte dieser Bergrunde eine herrliche Aussicht auf die Gebirgsgestalten ringsumher und, über den Fuß des nachbarlichen Stromberges, auch auf den Rhein und seine Blüthenebene gewährt. Die spärlichen Trümmer einer Warte und mit Gesträuch überwachsene Schutthaufen sind die

kläglichen Ueberbleibsel des ehemaligen Ritterschlosses Rosenau. Dort wohnte vor ungefähr fünfhundert Jahren der Ritter Amalbert von Rosenau, ein reicher Mann und tapferer Ritter, dazu biedern Herzens und ein Freund der Geistlichkeit, den der Convent des nachbarlichen Klosters Heisterbach zum Schirmherrn erkoren. Mit einer liebenswürdigen Gattinn lebte er im Schooße des Ueberflusses und des häuslichen Glückes. Nur Eines drückte die Herzen der Gatten — ihre schon zehnjährige Ehe nämlich war kinderlos geblieben. Darüber versanken die guten Leute je länger desto tiefer in Traurigkeit, weil sie fortan jene Hoffnung aufzugeben anfingen. Einsam erschien ihnen die sonst so fröhliche Burg, wo das Gemüth des Einen nur an des Anderen Kummer Nahrung fand, und wollten sie sich draußen bei ihren Schloßnachbaren Zerstreuung suchen, so erinnerte sie dort der Segen von deren Nachkommenschaft an den eigenen Mangel und sie fühlten ihr Leidwesen desto herber. Darum lebten sie abgeschlossen und in sich gekehrt auf der einsamen Burg Rosenau und suchten in Gebet und Religionsübungen ihrer Traurigkeit zu vergessen. Dadurch kamen sie mit dem Abte und den Mönchen zu Heisterbach in immer vertrauteres Verhältniß und dort wurde von den frommen Gottesmännern gegen reiche Spenden täglich Messe gelesen, täglich gebetet und psalmirt, auf daß Gott die Wünsche des edlen Ehepaares erhören und sie mit Erben segnen möchte. Doch Jahre vergingen und der Segen blieb ferne. Da riethen die frommen Mönche dem Ritter Amalbert, sich dem Kreuzzuge, den König Ludwig **IX.** von Frankreich im Jahre 1249 rüstete, anzuschließen, indem er durch ein solches gottgefälliges Werk die Erhörung des Himmels am sichersten erlangen werde. Weissagende Träume und Gesichte erschlossen Amalbert's Herz zu neuen Hoffnungen und die Gattinn trieb ihn noch dringender zu dem frommen Werke. Dies that wohl nicht einmal Noth, den edlen Ritter zu jener Fahrt zu bestimmen; denn sein Leben, seine Reichthümer verloren ihren Werth, wenn ihm nicht in aufsprossenden Erben die Jugend neu erblühen und die Bürde des nahenden Alters erleichtern, wenn nach seinem Tode sein Namen, sein

Stand nicht auch hier über irdische Güter gebieten sollte. Er rüstete sich zu dem gottgefälligen Kriegszuge auf's Beste, die frommen Mönche weiheten seine Waffen, statteten ihn mit Reliquien gegen Teufelsgewalt und Heidenmacht auf's Reichlichste aus und empfingen dagegen von dem Ritter und seiner Hausfrau die Verschreibung, daß seine Burg und alle seine ausgedehnten Besitzungen dem Kloster auf ewige Zeiten zugehören sollten, wenn er nicht wiederkehre und ohne Erben bleibe.

Mit seinen Knappen verließ Ritter Amalbert die väterliche Burg und ritt gegen Lyon zu den reisigen Schaaren des frommen Frankenkönigs. Das Gebet seiner frommen Gemahlinn begleitete ihn über Meer nach Aegypten, wo die christliche Tapferkeit anfangs über den wilden Muth der Moslim triumphirte. Doch das Kriegsglück wandte sich bald den Ungläubigen zu. Schlacht auf Schlacht wurde verloren und der Christenkönig sammt seinem ganzen Heere gerieth in die Gefangenschaft des Sultans von Aegypten. Der fromme Ritter Amalbert von Rosenau schmachtete in Banden. — Während dessen aber betete die Gattinn daheim für glückliche Rückkehr und die frommen Mönche, der erwähnten Verschreibung erfreut, wurden immer heimischer in der benachbarten Burg, die sie, nachdem sie das Schicksal von Ludwig's Unternehmung vernommnen hatten, schon als ihr Eigenthum zu betrachten anfingen. Jedoch weder die Zuversicht der frommen Mönche, noch des Ritters gläubige Hoffnung gingen in ihrem ganzen Umfange in Erfüllung. Nach sechsjähriger Gefangenschaft erhielt Letzterer durch das Lösegeld des französischen Königs die Freiheit wieder und kehrte heim. O Wunder! nach seiner jahrelangen Entfernung war der erflehete Segen über die Gemahlinn gekommen, sie hatte ihm eine Tochter geboren, aber die Geburt derselben hatte der frommen Mutter das Leben gekostet. Gleich nach dem Begräbnisse seiner Gattinn kam der Ritter an und fand das Burggesinde in tiefer Trauer, die guten Mönche aber im Besitze seiner Güter.

Der Anblick der kleinen Erbinn, des kaum sechs Tage alten Töchterleins milderten des Ritters tiefen Gram über den Verlust seiner geliebten Gemahlinn. Er empfing

das Wunderkind als ein Geschenk des Himmels, als den Lohn für die gottergeben angetretene Kreuzfahrt, von welcher ihm dies Glück prophezeiht war. In der Frömmigkeit seines einfältigen Gemüthes und von den frommen Mönchen in seinem Wunderglauben auf's Höchste bestärkt, beschlich ihn nimmer der Argwohn eines betrogenen Gatten. Die Mönche aber, die hinsichtlich jener Verschreibung sich zu voreilig bewiesen, mußten jetzt zu bösem Spiel eine gute Miene machen und des Ritters Güter räumen, erhielten aber die Bestätigung jener Schenkung für den Fall, daß die kleine Erbinn unvermählt sterben sollte. So war denn vorab die Sache zur allseitigen Zufriedenheit ausgeglichen.

Das Schmerzenkind war Rosa getauft worden, nicht ohne Bedeutung für ihren Familiennamen von Rosenau, deren letzter Sprößling die Jungfrau war. Der gute Vater versäumte Nichts, was zu ihrer Pflege und Ausbildung gereichen konnte, sie war sein Theuerstes auf der ganzen Erde und deshalb bewachte er sie wie seinen Augenstern. Ihre Kinderspiele erheiterten die sonst düstern Tage des Alters; sie mußte immer um ihn sein, und weil er hinfort ein fast einsiedlerisches Leben führte und nimmer über seinen Burgbann hinaus kam, so lernte Fräulein Rosa keinen Menschen kennen als ihren Vater, das Burggesinde und die Mönche zu Heisterbach, wohin sie jeden Tag mit ihrem Vater zur Kirche ging. Diese freuten sich über die Einsamkeit der Burgherrschaft zu Rosenau und hofften, das Fräulein werde sich nimmer vermählen, auf daß die Schenkung des Ritters Amalbert für das Kloster verwirklichet werde. Sie suchten in die fromme Brust der harmlosen Jungfrau die nach ihrer Meinung dort schlummernde Liebe zum klösterlichen Leben zu erwecken und ließen es sich auch sehr angelegen sein, den Vater zu bereden, daß er seine Tochter, dies wundersame Geschenk des Himmels, als eine Nonne dem Herrn darbringe zu ihrem und zu eigenem Heile. Jedoch, ging auch der gutmüthige Ritter auf die Vorstellungen der Gottesmänner ein, so wollte doch Fräulein Rosa sich nimmer von ihrem Vater trennen, dessen Pflege und Erheiterung all ihr Sinnen und ihr eifrigstes Bestreben

schien. Mit heimlichem Bangen sahen die weltentsagenden Mönche das Kind zu der schönsten Maid empor wachsen. Ihrer Schönheit gleich war keine Edeltochter im Lande zu finden und alle Bilder, welche Kunst des Malers sichtbar und andächtige Einbildungskraft innen im Herzen von der heiligen Jungfrau geschaffen hatten, wurden von Rosa's Anmuth umstrahlt. Deshalb fürchteten die frommen Mönche nicht ohne Grund, daß solche sündhafte Reize auch bei aller Abgeschiedenheit und Einsamkeit des Gebirgs ihren Verehrer finden würden, der um die Jungfrau werben und die Schenkung vernichten könnte. — Sowie das bescheiden duftende Veilchen in tiefster Verborgenheit aufgefunden wird, so findet Liebe den Weg zum jugendlichen lauteren Herzen. Auch der auf düsterer Burg einsam von allem Geräusche der Welt entfernt wohnenden Rittertochter geht in den Liedern und Sagen, die sie vom Munde der Amme und des Burggesindes eifrigst erlauscht, das Zauberreich der Minne auf, und Fräulein Rosa schauete sehnsüchtig hinein, gleichwie sie von ihren düstern Bergen hinab blickte auf den schmalen Streifen des sonnigen lieblichen Rheinthales, das ihren Augen die Berge nicht ganz zu verhüllen vermochten. War ihr auch der Minnewerthe noch nie begegnet, so träumte sie sein Bild nach der Sage und der Wald, den sie auf dem Kirchwege durchschritt, däuchte ihr ein verzaubertes Schloß, wo der Athem ihres Paladins wehte, den sie vielleicht in unscheinlicher Pflanzen- oder Thiergestalt schon gesehen hatte, und den ein Talisman von der Zauberverwandlung erlösen und ihr zuführen sollte.

Da hatte einmal ein junger Ritter Balduin von Elz an der Mosel, der mit dem Abte zu Heisterbach nahe verwandt war, diesen besucht und feierte, wie damals bei Adeligen bräuchlich, das Osterfest in dem Kloster. Er sah das Fräulein in der Klosterkirche seine Andacht verrichten, und gleich beim ersten Anblicke ward er zu Rosa in Liebe befangen. Die ganze Mette hindurch vermochte er kein Auge von dem holden Wesen abzuwenden und sobald man den Gottesdienst beschlossen, war es sein angelegentlichstes Geschäft, Namen und Wohnort der Minniglichen zu erfragen. Die Hast, mit welcher er dies

that, verrieth den Mönchen sein Herz, und er vernahm zwar, was er wünschte, hörte aber auch zu großem Leidwesen, daß die holde Jungfrau sich schon einen Bräutigam erlesen habe, nämlich den himmlischen, und, allem weltlichen Treiben abhold, als Nonne in ein Kloster eintreten werde. Damit war des Ritters aufkeimende Liebe keineswegs erstickt; es drängte ihn vielmehr, das Fräulein von Angesicht näher zu sehen und sich mit ihr zu unterreden, trotz den von den heiligen Männern absichtlich hingeworfenen allgemeinen Abmahnungen, sich einer Braut des Himmels mit irdischen Gedanken zu nähern. Sobald er erfahren hatte, wo die Burg Rosenau gelegen, rüstete er sich zur Jagd, durchschweifte einen Theil der Gebirgswaldung und ließ sich als des Weges verirrt beim Burgherrn anmelden. Dieser erfreute sich in seiner Einsamkeit des ritterlichen Gastes, der ihn mit den Neuigkeiten im Reiche unterhielt, wogegen er Gelegenheit hatte, von längstbesungenen Ritterthaten und von den Drangsalen der Kreuzfahrer zu erzählen. Doch mehr als die Redseligkeit und die Gastfreundschaft des biederen Greises ergötzte den Jüngling Rosa's Gegenwart, die neben ihrem Vater sitzend an einer kunstreichen Stickerei arbeitete, und in ihrem holdseligen Anblicke versunken, ging ihm manches Wort jener Erzählungen verloren. Der Jungfrau Blicke, die sich bisweilen nur flüchtig zu dem blühenden Jünglinge hinüber stahlen, hafteten dann unabläßig auf der Arbeit, aber dennoch ruheten ihre Hände oft, und es schien, als ob sie vor jedem Nadelstiche lange Ueberlegung bedürfe, obwohl ihr früher solche Dinge gar hurtig von Handen gegangen. — Die Abenddämmerung brach schon herein, ehe Balduin von der gastlichen Burg schien, um im Kloster alle Freude wieder zu träumen, die er den schönsten Tag seines Lebens hindurch genossen. Er hatte dem Ritter versprochen, ihn am künftigen Tage wieder zu besuchen, und langsam in Gedanken der Liebe schlich ihm die schlaflose Nacht dahin. Rosa mochte seiner nicht minder gedacht haben, jedoch als er am anderen Tage wieder vor ihr erschien, da war sie noch verschämter und karger an Worten. Mehrere Tage setzte der Ritter Balduin so seine Besuche auf Ro-

senau fort, und fand bei Vater und Tochter immer herzlichere Aufnahme, doch seinen Oheim, den Abt, verdroß dieser Umgang sehr, und obwohl Balduin von diesen Umwegen Nichts erzählt hatte, so wußten die Heisterbacher doch Alles genau, was auf der ihnen verschriebenen Burg vorgefallen und der Ritter von Elz fiel daher bei den Mönchen tief in Ungnade. Durch unfreundliche Begegnung suchte man ihn zu entfernen und gab ihm zu verstehen, daß man seiner überdrüssig. Da verließ Balduin, den Grund dieser Begegnung erkennend, mit seinem getreuen Knappen das Kloster, allein von der Nähe der Geliebten vermochte er sich nicht zu trennen. Er ritt in eine benachbarte Herberge in dem Dorfe Winter ein und stieg am Morgen über die Berge, um die schöne Rosa auf ihrem Kirchwege zu sehen. Dies that er mehrere Tage nach einander und harrete immer auf die Stunde, wann sie des gewohnten Weges kam, und zwar jetzt in Begleitung ihrer Amme, weil der Vater durch Gebrechlichkeit des Alters gehindert war, sie zu begleiten. Oft wollte Balduin aus seinem Verstecke hervortreten, allein er fürchtete, vor der frommen Jungfrau als Lügner zu erscheinen, weil er bei seinem neulichen Abschiede auf Rosenau vorgegeben, daß ihn Geschäfte in seine Heimath drängten. Darum wollte er die Geliebte noch einige Tage unbeachtet schauen und dann keck vor ihren Vater treten. Die Mönche mochten ein Solches wohl ahnen und deshalb sehr besorgt sein um die Verschreibung.

Mehrere Tage hatte der Ritter von Elz in seiner Zurückgezogenheit zugebracht, und eben wartete er im Gebüsche versteckt die Zurückkunft der Jungfrau ab, die er mit trunkenen Blicken bis zur Klosterpforte begleitet hatte, als ihn sein Knappe aufmerksam machte auf zwei verkappte Reiter, die er dicht an dem Wege, der nach Rosenau führte, sich in das Gebüsch verstecken sah. Er ahnete sogleich nichts Gutes von dieser seltsamen Erscheinung und war besorgt um die Geliebte. Er trug, wie es damalige Zeit nothwendig machte, vollständige Rüstung und Waffen, sein Roß stand abwärts im Gebüsche verborgen, und er fürchtete den Kampf nicht. Es däucht ihm, er sei berufen, die Jungfrau aus den Händen listi-

ger Entführer zu retten. Er eilte mit seinem Knechte zu den Rossen und sie zogen dieselben fort auf schmalen steilen Pfaden hart an den Weg ganz in die Nähe der verkappten Reisigen, an eine Stelle, wo man den Weg gegen das Kloster hin zu überschauen vermochte, immer zum Vorsprengen und zum Kampfe bereit. Da hörte er ein Pfeifen oben von dem Vorsprunge des Waldberges, um die Biegung des Weges hervor trat Rosa mit der alten Dienerinn, die sie begleitete, im Gespräche begriffen. Das Pfeifen schien den lauernden Reisigen gegolten zu haben, denn sogleich sprangen sie in den Sattel und sprengten davon. Rasch folgte ihnen Balduin mit gezogenem Schwerte. Da vernahm er den Angstschrei des Fräuleins von Rosenau und ihrer Begleiterinn. Beide hielten sich fest umklammert und die verkappten Männer, bemüht, die Jungfrau loszureißen und davon zu führen, bemerkten den verfolgenden Ritter nicht, bis sein Schwertschlag sie zur Vertheidigung zwang. Sie mußten den Raub verlassen und zur eigenen Rettung die Flucht nehmen. Balduin hob die erschreckte Jungfrau auf sein gutes Roß und brachte sie im Fluge in die Arme ihres Vaters, der von Danksagungen gegen den wackern Ritter überströmte. Mit Freude bemerkte er das zwischen den jungen Leuten entsponnene Minneverhältniß, und als Ritter Balduin dem Vater sein Herz offenbarte und um die Hand der Tochter anhielt, da ergriff dieser die Gelegenheit, die wackere Rettung zu lohnen. So war denn auf Burg Rosenau die Freude eingekehrt. Die Hochzeit wurde besprochen und bereitet und der Ritter entfernte sich zur Heimath, um mit glänzendem Gefolge am bestimmten Tage wieder zu erscheinen. Um das Kloster und seinen Oheim, den Abt, der ihm von dem Fräulein abgerathen, kümmerte Balduin sich weiter nicht; doch den frommen Mönchen blieb Nichts verborgen, was zu Rosenau vorgegangen war. Schon Tags nach Rosa's Rettung aus den Händen der Buschklepper erschien der Abt mit Glückwünschen darüber bei dem alten Amalbert, und weil er sah, daß es durch Beredung nicht gelingen werde, die nahe Vermählung seines Neffen mit Fräulein Rosa zu hintertreiben, so gab er sich den Schein, als freue ihn

diese Verbindung, was denn Amalberten das Herz sehr erleichterte und sein ganzes Vertrauen abgewann.

Der Vorabend der Vermählung war gekommen und der Bräutigam mit üblichem Gefolge auf Rosenau eingeritten, Alles war zum morgigen Feste bereitet, aber Rosa wurde vermißt. Sie war hinabgegangen, in einer Kapelle auf dem Wege zum Kloster ihre Andacht zu verrichten und war nicht wieder zurückgekehrt. Es wurde Nacht und wieder Morgen, Alle suchten sie, Alle riefen rings umher ihren Namen, allein sie antwortete nicht und kam nicht wieder. Da wurde die Freude auf Rosenau in Trauer verwandelt und in Leidwesen verging der zur Hochzeit bestimmte Tag. Der frühere Ueberfall ließ vermuthen, daß die Jungfrau gewaltsam entführt sei, allein man fragte, man suchte vergeblich nach der Spur der Verbrecher; Wochen, Monate vergingen und keine Kunde, keine entfernte Spur lohnte die Mühe der Nachforschung. Der Ritter von Elz, der sich hinfort nicht mehr von der Gegend, in der die Geliebte geathmet, zu trennen vermochte, übernahm die Pflege des alten Amalbert, den er als seinen Vater liebte. Der Greis aber überlebte den Verlust seiner Tochter nicht lange, der Gram drückte ihn in's Grab hinab, und nachdem Balduin ihm die letzte Ehre erwiesen hatte, verließ er die Rosenau und übergab sie sammt allen Gütern, des Ritters letztem Willen gemäß, dem Convente des Klosters Heisterbach.

Ungefähr vier Jahre mochten nach Rosa's Verschwinden verflossen sein, da erschien Ritter Balduin mit seinem getreuen Knappen wiederum in dem Kloster Heisterbach. Die Hoffnung, seine Geliebte wiederzufinden, hatte ihn durch viele Länder geführt und fesselte ihn jetzo wieder an das Siebengebürge. Die Stellen, wo er ehedem mit Rosa gelustwandelt, besuchte er noch oftmals und dann betete er in der Klosterkirche für ihre Wiederkehr. Dort legte er auch sein Rittergeschmeide nieder und beschloß in den Orden zu treten.

Schon mehrere Monate war Balduin von Elz im Noviziate und sein getreuer Knappe war als Converse

in des Klosters Dienste. Beide hielt feste Treue an das stille Thal gefesselt und der Ritter konnte auch in dem heiligen Mönchgewande seiner Liebe nicht vergessen. Da raunte ihm eines Morgens sein ehemaliger Knappe sonderbare Mähre zu. Dieser erzählte, daß er mit einem Geschäfte, das ihm außerhalb der Klostermauern aufgetragen, erst nach der Complet fertig geworden sei und ein furchtbares Gewitter ihn noch fern dem Kloster unter Dach getrieben habe, so daß er erst gegen Mitternacht vor den äußersten Ringmauern angekommen. Dort habe er sich ermüdet niedergesetzt, in die schöne Mondscheinlandschaft hinausgeschaut und Manches bedacht und betrachtet, als er, durch die Ankunft eines heranschleichenden Paters aufmerksam gemacht, sich in den Schatten der Mauer versteckt und jenen aus Neugier belauscht habe. Der Pater habe darauf den Thurm an der Ringmauer geöffnet und sei mit einer Leuchte und einem Tragkorbe hinabgestiegen. Tief innen habe er eine klagende Weiberstimme vernommen, auch nachdem der Pater mit Korb und Laterne wieder fortgeschlichen sei. Dies Alles sei ihm höchst verdächtig vorgekommen. Er habe in dem Pater den Kellner, den sonderlichen Vertrauten des Abtes, zu wohl erkannt, als daß er diese Erscheinung für ein Gespenst halte, und er wolle es wohl auf seine Seele nehmen, zu behaupten, daß Fräulein Rosa, die Langgesuchte, dort in tiefem Thurmverließe schmachte, denn ihre Stimme glaube er erkannt zu haben. — Dies fiel dem Ritter jetzo wie Eis und dann wie Flammen auf die Seele. Er hätte das Novizenkleid vom Leibe gerissen im Zorn und den Abt großer Frevel angeklagt, wenn ihn der besonnene Converse nicht beschwichtigt und ihm zum Besten gerathen hätte, nämlich zur List, denn dadurch nur vermochte er in seiner Lage für die Gefangene etwas zu thun. Der Ritter verstellte sich so gut es anging und der getreue Knecht suchte, was dem Novizen unmöglich war, auch anderen Tages Gelegenheit, sich zu verspäten und um Mitternacht am Thurme zu horchen. Wiederum beredete er sich darauf mit dem Ritter, und als er darauf wieder zur Arbeit außerhalb des Klosters gesandt ward, kehrte er nicht zurück. Einige Wochen nachher,

da donnerten Roßhufe um Mitternacht um das Kloster; Mordgeschrei und das Krachen der niedergestürmten Thüren weckten den ängstlich jammernden Convent. Nur den Novizen Balduin von Elz schreckte der Fehdelärm nicht. Bald befand er sich unter den verkappten Reisigen gleich diesen in Rüstung und Waffen. Allein diese waren keine Frevler, die in das Heiligthum der Kirche drangen, um geweihte Gefäße zu rauben. Dem Thurme an der Ringmauer nur galten ihre Mauerbrecher; seine Thüren krachten in die Gewölbe hinab und dies Krachen kündete der schuldlos Gefangenen die Stunde ihrer Befreiung an.

Balduin fand seine Rosa in tiefem Verließe eingeschlossen, aber kaum erkannte er sie wieder, so hatte der Kerker sie entstellt. Die Wonne des Wiederfindens und der Jungfrau Bitte wandten gerechte Rache von dem Kloster und seinen Bewohnern. Im Fluge trabte der jauchzende Zug an den Rhein und hinüber ging's bis zu Balduins heimathlicher Burg, wo die Gerettete in Licht und Liebe sich bald wieder zu ihrer früheren Blüthe erholte. Sie lebte mit Balduin durch Priestersegen zum schönsten Bunde vereint freudenreiche Tage hinfort, und war das Geschlecht derer von Rosenau mit ihr auch erloschen, so gab sie dem Hause von Elz wackere neue Sprossen. Sie erzählte noch oft in mancher traulichen Stunde von der Einsamkeit ihres finstern Kerkers, von den Qualen der Lebendigbegrabenen, und wie ihre treue Liebe dennoch dies Verließ dem Nonnenschleier vorgezogen und wie in dem Glauben an Rettung durch Balduin ein oft wiederholter Traum sie bestärkt habe. Der Ritter von Elz rügte die frevelvolle Erbschleicherei der Mönche nicht. Mochte er dies aus heiliger Scheue vor dem Convente, mochte er es aus Rücksichten für den Abt, seinen Oheim, oder weil er selber als ein abtrünniger Novize der Excommunication blos stand, verschwiegen haben — genug, er trat nimmer als Kläger auf und überließ jenen die Früchte ihrer Frevel. — Im Besitze der Mönche zerfielen die Mauern von Rosenau in kurzer Zeit. Wenige Spuren der ehemaligen Burg sind jetzt dort sichtbar; doch

die Sage von der letzten Erbtochter dieses Hauses gehet noch von Mund zu Munde und wird auch die letzten Trümmer der Feste überdauern.

Der Jäger mit der langen Nase.

(Begebenheit aus dem Schlusse des 17. Jahrhunderts.)

Auch der gute Herzog und Churfürst Johann Wilhelm zu Düsseldorf, unserer Urgroßväter eltern braver Landesvater, traute seinen eigenen klaren Augen viel mehr als dem schmeichelnden Geschwätze seiner Hofleute. Und wenn diese in ihren Berichten überströmten von des Volkes Glück, Zufriedenheit, Wonne, Friede, Freude, Gunst und Liebe, so däuchte ihm dies in seinem prachtvollen lustigen Schlosse nicht anders als das gute Wetter im Kalender, das nur auf dem Papiere steht und das man behaglich abliest unter Dach hinter warmem Ofen, während es draußen stürmt und schneestöbert. Aber Er wußte ein Mittel, der Sache auf kürzestem sicherstem Wege auf den Grund zu kommen. Oft als Jäger, oft als Handelsmann oder Bauer verkleidet verließ er in niedrigem Gewande die Pracht und Herrlichkeit seines Pallastes und wanderte meilenfern zu Fuße umher, redete mit Gewerbleuten auf Märkten und Landstraßen, trat zu den Landleuten in ihren Hütten und an dem Pflug auf den Feldern, stellte sich als Ihresgleichen, erwarb durch Freundlichkeit ihr Vertrauen und erfuhr auf diese Weise, was er wollte: ob die Zufriedenheit also ringsum begründet und ob das Volk ihn so liebe, wie Höflinge ihm vorgeschmeichelt; ob die Gesetze, die er gegeben, auch in Allem gehandhabt würden; ob jeder seiner Pflicht getreu bleibe; wo Mißstände ihm bisher verborgen geblieben und wie denselben

abzuhelfen sei. Da konnten ihn die schmeichelnden Berichte nicht irre leiten und unredliche Beamten fürchteten sich, das Recht auch der geringsten Unterthanen zu kränken, denn mancher Schurke wurde von ihm also entlarvt. Aber auch zu seinem Ergötzen und zur Erholung stieg er oft aus dem steifen hochfürstlichen Hofleben zur Unterhaltung mit dem schlichten biedern Landmanne herab und lachte und scherzte, er freuete sich herzlich mit ihm und belebte das starre Hofleben aus jenen Kreisen, die er liebgewonnen und drinnen oft wohl recht gemüthliche Späße vollführt wurden. Solches adelte ihn wenigstens mehr als die Jagd, welcher damals alle Fürsten fröhnten. Seine beiden Ehen gaben ihm keine Erben; doch er pflegte zu sagen: „er habe eine große Familie, denn alle seine Unterthanen seien seine Kinder.“ Und wirklich liebte er sie Alle wie ein guter Vater. Viel weiß man sich noch jetzo ringsum davon zu erzählen. Am bekanntesten ist wohl die Geschichte von dem Jäger mit der langen Nase.

Als einst der gute Herzog in der Kleidung eines Waidmannes frühmorgens schon fern der Stadt in der Nähe von Ratingen umher wanderte, sah er einen Landmann, der, mit der Roggenärndte beschäftigt, sich eben zu einem Morgenbrode auf die Garben niederließ, um so zugleich sich zu sättigen und von der anstrengenden Früharbeit auszuraften. Unter Seufzern verzehrte der Mann sein karges Mahl und schien den sich ihm nähernden Herzog nicht zu bemerken, bis dieser ihn freundlich anredete. „Guten Morgen, lieber Landsmann!“ — „Großen Dank, Jägersmann!“ — „Schon so frühe an der Arbeit?“ — „Ei! man muß wohl, will man sich ehrlich durchschlagen. Unsereiner kommt Sommers aus dem Schweiße nimmer hinaus, will er's im Winter leidlich warm haben. S' ist leider schlechte Zeit und wird je länger, desto schlimmer!“

So brachte denn ein Wort das andere und der Herzog wußte das Gespräch so zu lenken, daß es bald auf die damalige Regierung, auf die Steuern, den Hof und den Herzog kam. Mit all diesem drückte das Bäuerlein seine Zufriedenheit aus, und wie auch der verkappte

Jäger bemüht war, dem Herzoge eins anzuhängen; so pries doch der Landmann seinen Landesherrn hoch und gab alles beklagenswerthe Unglück der Herzoginn Anna Louise und ihrer Jagdlust Schuld. „Unser Herzog", sagte er unter Anderem: „ist ein Mann nach dem Herzen Gottes, Steuern und Schatz fordert er freilich, aber das muß ja sein, damit das Ganze bestehen kann und die Abgaben sind so hoch nicht, wenn auch freilich die großen Herren uns armen Bauern dabei mehr tragen helfen sollten; aber da seht Ihr selbst die breiten Bahnen durch das Korn, Alles niedergetreten wie zerdroschen. Davon soll ich nun die Abgaben bezahlen und da rutscht und rutscht die Rutsch-Anne, die unbarmherzige Herzoginn mit ihrer wilden Jagd, daß man froh sein kann, wenn sie uns die Hälfte der Erndte ganz läßt, die vom Wildfraße verschont blieb. Die hoffärthige Rutsch-Anne hat Nichts von dem guten Herzen des Landesherrn, der es gern besser machte, wenn er nur Alles wüßte, aber da auch er oft hinter's Licht geführt wird, so ist es ihm nicht zu verübeln." — Der Jäger half dem Bauer weidlich losziehen über die Herzoginn, er brachte ihn immer wieder darauf und hatte seine Freude an dem Namen Rutsch-Anne, denn damit gedachte er seine hochfürstliche Gemahlinn aufzuziehen. Er tröstete den Bauer und nachdem er sich nach dessen häuslichen Verhältnissen, nach Namen und Wohnung erkundigt hatte, empfahl er sich in dessen Freundschaft und ging des Weges weiter.

Als am andern Morgen die Churfürstinn sich wiederum zur Jagd rüsten wollte, da rief ihr Gemahl den sonderbaren Gruß: „Ei! guten Morgen, Rutsch-Anne! geht's schon wieder zum Rutschen? Glück auf! Rutsch-Anne!" Als die Herzoginn den Gemahl um Erklärung des sonderbaren Namens fragte, erzählte er ihr, daß sie bei dem Landvolke insgemein unter diesem Namen bekannt sei und berief sich auf den Bauer, mit dem er als Jäger gestern ins Gespräch gekommen. Sogleich wurde ein Eilbote an den Mann abgefertigt, und dieser nach Hofe beschieden. Der Landmann ward ganz betäubt von der Pracht des Saales, in welchem er vor

seinen Herrscher geführt wurde, mehr aber stutzte er bei der hohen Ehre des freundlichen Empfanges.

„Nun, mein Freund (hub der Herzog an), wie heißt die Churfürstinn denn bei Euch, wenn Ihr so unter Euch Landleuten seid?" — Der arme Mann, der den gestrigen Jäger in dem Fürsten nicht wieder erkannte, konnte noch sogleich nicht zur Sprache kommen und wurde nicht wenig bestürzt, als ihn der Herzog fragte: ob er seine Gemahlinn denn nicht gestern noch die Rutsch-Anne geheißen habe? — denn er wähnte sich von dem Jäger verrathen und fürchtete um dieses Wortes willen harte Züchtigung. Das Bäuerlein aber hatte auch so seine Pfiffe und dachte: was er unter vier Augen gesagt, das habe noch keinen vollständigen Zeugenbeweis und einem Jäger brauche man eben nicht mehr zu glauben, als auch einem Bauersmanne. Dies machte ihm Muth und er platzte nun heraus und über den Jäger her: „Ei! (sprach er) das hat Euch gewiß der Jäger mit der langen Nase angebunden, der gestern bei mir am Kornschneiden plauderte. Der ist ein garstiger Verräther, ein erbärmlicher Schuft und Verläumder, denn selbst gegen Euch, Herr Churfürst, hat er die ärgsten Dinge mir vorgelogen und nun lügt er Euch vor: ich habe gesagt, die Herzoginn sei eine Rutsch . . . ! Das hätt' ich auch gleich ahnen sollen, daß der langnasige Bursche uns beide also hintergehen würde, ich würde ihm" —

Nun lachte der Herzog und lachte die junge neckische lebensfreudige Herzoginn, als der Bauer mit geballeter Faust zornig in die Luft hinein drohete, und die Fürstinn zog ihren Gemahl auf, denn war sie auch die Rutsch-Anne, so war er der langnasige Jäger und wirklich war der Herzog Johann Wilhelm mit einem gewaltigen Riechgehäuse versehen, wie aus dem Gußbilde auf dem Marktplatze zu Düsseldorf noch anschaulich ist. Wurde aber der Bauer jetzo betroffen durch die Neckerei und das Gelächter des Fürstenpaares, so fiel er in Todesängste, als er vernahm, daß der von ihm also gelästerte Jäger Johann Wilhelm, sein Landesherr selber gewesen, denn dieser erschien gleich darauf in der gestrigen Verkleidung vor ihm. Da fiel dem armen Manne gänz-

lich der Muth und er dachte an nichts Geringeres, als an Gefängniß und Stockhiebe, denn die Herzoginn war bekannt als hoffärtig und ohne Nachsicht. — Doch der gute Churfürst nahm den Bauer bei Seite, beschenkte ihn reichlich und versprach ihm mehr und gänzliche Straflosigkeit, wenn er vor seiner Gemahlinn eben so reden würde, wie er gestern vor dem Waidmanne gethan.

Da erhielt des Landmanns Zunge große Geläufigkeit und die Fürstinn hörte Manches, worüber sie zu lachen nicht Muth hatte und dem sie zu widersprechen nicht vermochte. Der Herzog redete ihr unter vier Augen noch ernster zu und sie schonte fortan bei ihrer Jagdlust der Getreide, ließ auch von den früheren Beschädigungen soviel ihr kundbar wurde und ihr möglich war, vergüten.

Die Franziskaner = Rente.

(Eine Begebenheit aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts)

Es ist ein Meierhof im Bergischen, der zahlt noch jetzo unter anderen Grundlasten auch den Preis zweier feisten Schweine alljährlich an die Domainenkasse. Von einem Kloster kam diese Rente an die Domaine. Wie aber, ist gar schnurrig zu hören. Es ist fast kein betagter Ackersmann im Lande, der die Mähr nicht zu erzählen weiß.

Auf besagtem Meierhof, im Norden unserer Heimath, gar einsam gelegen, kehrte vor mehr als hundert Jahren ein feister Franziskaner ein, der sich auf dem sogenannten Termine, d. h. auf der Bettelfahrt befand. Es war Spätherbst, die Tage kurz, schlüpferig die Wege und das Wetter schlecht. Der Pater bat um Nachtherberge, die einem Bekutteten von frommen christ-katholi-

schen Bauersleuten nie verweigert wurde. Der Pater war müde, er suchte zeitig das Nachtlager, das ihm in einer Kammer oberhalb der Wohnstube bereitet war. Frühmorgens, noch mehrere Stunden vor dem Tagen, weckte ihn ein Pochen an der Hausthüre und ein rauher Ruf um Einlaß draußen. Der Hausherr stand auf, er öffnete und kam mit dem Ankömmling in die Wohnstube. Der Pater konnte jedes Wort vernehmen, was dort geredet wurde, obschon man absichtlich leise sprach, um den Gast nicht zu wecken.

„Welcher von den feisten Gesellen soll nun zuerst in's Messer, Gevatter Steffen?“ fragte die rauhe Stimme des Angekommenen. „Ich denke (entgegnete die dem Pater wohlbekannte Stimme des Ackerwirths), ich denke, wir nehmen den Franziskaner zuerst beim Ohr, der ist der fett'ste Kerl, und wird sich am meisten sperren, das ist der beste Braten; den Andern können wir noch eine Weile laufen lassen bis Christag oder gen Lichtmeß. „Also dem Franziskaner soll's gelten“ — hub die barsche fremde Stimme wieder an: „Das ist eine Freude, so einen feisten Burschen abzuthun“ — „Ei! sprecht doch leise (fiel der Hausherr ein), der Pater Pankrazius schläft gerade über uns, sprecht doch leise, sonst könnt' uns der arme Herr noch wach d'rüber werden!“ — Nun flüsterten sie leise drunten, der Pater konnte Nichts mehr verstehen von dem, was sie sagten, aber er hatte genug, er hatte schon zuviel gehört, um ruhig dabei im Bette verbleiben zu können. Er hatte deutlich verstanden, daß man ihn umbringen, ihn förmlich abschlachten wollte, er hörte schon das Messer schleifen auf der Treppe und in seiner Todesangst rief er alle Heiligen um Rettung an. Noch glaubt' er, daß heimliche Flucht ihn retten könne. Leise öffnete er die Thüre der Schlafkammer und tappte im Finstern umher, bis er an eine durch einen Wirbel verschlossene Thüre gelangte. Er öffnete dieselbe, kroch und tappte durch den kalten Raum umher und gewahrte bald, daß er sich auf dem Laubschober befinde oberhalb des Schweinestalles. Hier gedachte er, sich in das dürre Laub einzuscharren und bis zum Anbruche des Tages zu verbergen. Doch als er beschäftigt war, sich dort

in Spreu zu vergraben, brach ein dünner Sparren des Bodens unter seinem Körpergewichte und der gute Pater stürzte hinab in den Saustall zwischen die beiden aufgeschreckten grunzenden Rüsselthiere.

Die geringe Höhe des Laubbodens und der tiefe Schweinemist beschirmten den Pater vor Beschädigung; doch Todesangst und Sturz hatten ihn so betäubt, daß er keine weitere Flucht zu wagen fähig und sich, Gebete murmelnd in eine Ecke kauerte und hinter die größte Sau verbarg. Beruhiget waren seine borstigen Stallgenossen, da hörte er des Meiers Stimme seinem Knechte zurufen: „Er solle den Franziskaner hervorholen, es sei zum Abschlachten höchste Zeit!“ Der Pater dachte: jetzt gehen sie auf die Kammer und finden das Nest leer und dann durchsuchen sie das ganze Haus — aber, o Schrecken! der Mordknecht kam gerade auf den Saustall zu, schob den Riegel zurück und rief: „Heraus, heraus, du dicker Franziskaner! du hast dich lange genug gemastet, jetzt sollst du unter's Messer!“ — „Erbarmen! habt ein christlich Erbarmen!“ — rief der vor Schrecken schon halbtodte Pater: laßt mich leben! laßt mich leben! — Der Meiersknecht fast noch mehr erschreckt, als selbst der Pater, fiel rücklings über die Schwelle des Stalles zurück, warf dann zu seinem Schutze die Thüre wieder zu und eilte zu seinem Herrn und dem Schlächter, ihnen zu verkünden, daß beide Säue im Stalle behext seien, daß sie reden könnten, und um ihr Leben flehen. Der Meier und der Metzger lachten über die Dummheit des Burschen, sie keiften derb mit ihm und wiederholten ihren Auftrag. Er aber beharrete bei seiner Meldung und schwur, sich lieber todtschlagen zu lassen, als zu dem Satansvieh zurückkehren zu wollen. Da gingen denn die Beiden auch zum Stalle hinab und der Metzger trat vor die Thüre und rief: „Nun, du dicker Franziskaner, du wirst dich doch wohl vor mir nicht sperren wie ein Heide!“ Gegrunze und Flehen um Gnade und Barmherzigkeit, wie eben der Knecht vernommen, waren die Antwort. Mit Eiseskälte überlief es den Schlächter, sowie den Meier und sie standen vor dem Stalle und hielten Rath darüber, was jetzo zu thun sei. Die Beherung des Viehes schien

beiden außer Zweifel und sie fanden für das Beste, den Pater zu wecken, daß er komme und die beiden Säue exorzire. Sie gingen in's Haus.

Der Pater aber, der ihr Gespräch aufmerksam angehört hatte, bemerkte jetzt das Gewirre seines Mißverständnisses. Was er von dem Abschlachten des Franziskaners raunen gehört hatte, betraf nicht ihn, sondern den feistesten seiner Stallgenossen, dem man eben dieser seiner Eigenschaft wegen den Namen beigelegt hatte. So hat bei den Landleuten jedes Stück Vieh seinen Eigennamen, und nicht allein die gewöhnlichen Kalenderheiligen, die Blumen des Feldes, die Farben u. s. w. müssen dazu ihre Benennung herleihen, sondern sogar Orden und Würden. So hört man nicht nur von Franziskanern, sondern sogar von Pastoren und Dechanten unter dem Stallvieh, je nachdem der gute Landmann in seiner Eigenthümlichkeit irgend einen Grund zu irgend einer Gleichstellung fand. Wie er jetzo noch eine Milchkuh z. B. Maiblume, oder Nachtigall nennet, konnte er damals wohl viel sinniger und analogischer ein Thier, das blos fraß und soff, im Cölibat lebte und Nichts that als Grunzen und sich Masten, einen Franziskaner heißen.

Doch der gute Pater Pankrazius, als er des Mißverständnisses inne geworden, athmete wieder freier auf, er schüttelte die Laubstreue, den Mist seiner borstigen Genossen von sich und trat aus dem Stalle hervor, sich, den Gesuchten, bemerklich und den Exorcisten zu machen. Nach einmaliger Ueberlesung der Schweine hörte man kein menschliches Wort mehr von ihnen, sie grunzten und schnurrten fort und fort. Der Pater eröffnete dem Meier, daß er nun ohne Gefahr den Franziskaner schlachten könne; allein der ängstliche Mann wollte sich an behextem Viehe weder vergreifen, noch dies zu seinem Nutzen verkaufen, er wollte gar Nichts mit demselben zu schaffen haben, es wurde ihm zu lang, bis er's aus dem Stalle hatte. — Da war der Pater des Vortheils seines Klosters bedacht, er erhielt seine beiden Stallgenossen zum Geschenke und des Meiers Knecht half ihm obendrein die feisten Gesellen dem Convente zutreiben.

Dafür ärndtete der Pater Pankraz unerschöpfliches Lob seines Guardians und seiner Mitmönche. Seine Angst, seine Flucht, sein Mißverständniß vertrauete er nur insgeheim Wenigen an. Diese aber haben es gemein gemacht und der Convent, der Todesangst des Paters eingedenk, forderte anderen Jahres als Sühne hierfür von dem frommen Meier wiederum die jährlich angelobten beiden Schweine. Der Meier behauptete zwar, daß er das verhexte Vieh ohne Wiederholung der Gabe zu versprechen, dem dicken Pankraz überlassen habe. Das Kloster aber behauptete: er habe eine Jahresrente damit stipulirt, die Sache kam zu Proceß, der Meier verlor und mußte fort und fort jährlich zwei Schweine liefern, welche Entrichtung, später in eine Geldrente umgewandelt, noch fortbesteht bis zum heutigen Tage.

Peter Hahn,

der biedere Schmied zu Solingen.

(Ein Beispiel von Heldenmuth und Unterthanentreue aus der Zeit des siebenjährigen Krieges.)

Die merkwürdige weltberühmte Fabrikstadt Solingen liegt auf einer der höchsten Hochflächen im Bergischen. Sie entstand im Schutze eines Ritterschlosses gleiches Namens, das Herr Heinrich von Deffte an den Grafen Gerhard von Berg und Wilhelm und Margaretha von Berg an das Kloster Altenberg (13. December 1363) verkauften. Schon im zehnten christlichen Jahrhunderte stand zu Solingen eine Kirche, und zur Zeit, als das Kloster Altenberg den Edelhof kaufte, waren viele Häuser umher, wo meistens Schwerdschmiede wohnten, die schon Graf Adolph VII., der

Schöpfer unserer bergischen Gewerbthätigkeit (1288) mit Freiheiten bedacht hatte. Von späteren Landesherren (1401, 1472, 1571 ꝛc.) wurden diese Begünstigungen vermehrt und die Größe des Ortes, die Bedeutendheit der Fabriken stieg immer rascher empor. Hugenotten und andere des Glaubens wegen Vertriebene ließen sich später im Schutze der Solinger Privilegien als fleißige kunstfertige Arbeiter nieder. Meistens auf Altenberger Grund, den die Mönche parcellirt theils verkauften, theils in Erbpacht gaben, erhob sich die Stadt, die im dreißigjährigen Kriege noch Wälle und Vertheidigungsmauern hatte. Nach dem westphälischen Frieden stieg der Solinger Gewerbfleiß besonders hoch und Solingen war eine Zeit lang der Hauptort des Bergischen Handels und dabei die bedeutendste Werkstätte für Waffen in ganz Europa. Noch strahlen Solinger Klingen in allen Welttheilen, in allen Zonen. Als ihre Vertheidigungsmauern abgebrochen waren, dehnte die Stadt sich immer weiter aus und dies nicht nach Weise anderer Städte in dichtgeschlossenen Gassen mit ununterbrochen fortlaufenden Häuserreihen, sondern hier und dort auf dem Berge, oder um dessen Fuß stiegen einzelne Häuser und Weiler empor, die Ein Gewerbe mit der Stadt verbindet. Unzählbare ältere und neuere Ortschaften und zerstreuete Häuser, in deren Mitte der alte Hauptort, führen den Sammelnamen Solingen. Der Reisende täuscht sich gewaltig, der dorthin kommt, um eng zusammengedrängte Fabriken zu sehen, wo Hunderte von Armen sich in Einem Raume erheben. Er findet blos einzeln zerstreute Schmiedewerkstätten auf den Bergen und einsame Schleifmühlen an der Wupper, aber alle diese Hunderte von Werkstätten arbeiten mit gleichem Fleiße zu Einem Zwecke, aus einem Hause werden die noch unfertigen Stahlwaaren ins andere hinüber getragen und sie kommen in manche Hand, ehe sie in ihrer Vollendung strahlen. So wird unter einem Dache das Schwert blos noch ausgeschmiedet, unter dem anderen erhält es erst Biegung und Form, dann Blutrinne, dann Rücken und Schärfe und Härte und Politur. Ein Anderer macht das Heft, ein Anderer die Scheide, ein Anderer die Gehänge n. s. w. Jede

Art von Schwertern und anderen Waffen hat dort ihre eigenen Arbeiter, und der Schwertfeger befaßt sich mit Dolch- und Messerklingen so wenig wie der Harnischmacher, der Scheerenmacher nicht mit Messer, und der Gabelschmied ist wieder ein Anderer. — Jetzt ist das Gewerbe einem Jeden offen, früher hielt es schwer in die Zunft aufgenommen zu werden, aber als höchst ehrenvoll galt sie und sogar Adelige bewarben sich um die Schwertfegerconcession.

Kurz vor dem siebenjährigen Kriege wohnte zu Limminghofen, einem aus den vielen gewerbreichen Weilern, die Solingen umgeben, der Gabelschmied Peter Hahn, der Sprosse einer sehr achtbaren Schwertfegerfamilie, die noch in der Nähe von Solingen heimisch. Er war im Jahre 1720 zu Jacobshäuschen geboren. Das Herzogthum Berg befand sich damals unter der friedlich stagnirenden Regierung des churpfälzischen Hauses, als in dem jungen Könige von Preußen Friedrich II. ein Heros auftrat, der, gleich den Helden des alten Griechenlandes, sein Volk zu großen Thaten erweckte. Auch Peter Hahn, ein wackerer, an Leib und Geist kräftiger Jüngling, ein ächter Solinger, fühlte sich zu diesem wahrhaft deutschen Helden hingezogen und er verließ Eltern, Genossen und Heimath, um unter die Siegesfahnen des Einzigen zu treten. Doch that er dies nicht blos um der blutigen Lorbeerkränze theilhaft zu werden, sondern vornehmlich um das gute Recht, für sein Vaterland und den rechtmäßigen Landesregenten.

Der Mannsstamm des bergischen Fürstenhauses war kurz vor dem dreißigjährigen Kriege (25. März 1609) mit Johann Wilhelm dem Unsinnigen ausgestorben und das Haus Preußen (Brandenburg), als die ältere weibliche Linie, war nach des Landes und des Reiches Rechten, sowie durch Hausverträge zur Herrschaft über Jülich, Cleve, Berg, Mark und Ravensberg berufen; allein die damalige Verwirrung aller Angelegenheiten hielt das gute Recht unterdrückt und Brandenburg, von den niedrigsten Verhältnissen gedrängt, war eine einstweilige Theilung der Erbschaft eingegangen, nach welcher es Cleve und Mark erhielt, Jülich und

Berg aber an die jüngere weibliche Linie, an das zu diesem Zwecke zur katholischen Kirche übergetretene Haus Neuburg kam, dessen Ansprüche Oestreich und die Spanier aus Religionshaß förderten. Keineswegs aber hatte Preußen seinen Ansprüchen entsagt, und als mit dem Jahre 1742 die pfalzneuburgische Fürstenlinie erlosch, traten die alten Ansprüche Preußens auf die verwaisesten widerrechtlich vorenthaltenen Lande um so klarer hervor. Obgleich Carl Philipp Theodor von Sulzbach, ein Seitenverwandter des letzten Neuburgischen Sprossen Carl Philipp, die Regierung von Jülich und Berg im Schutze des Reiches antrat, so unterließ es König Friedrich II. doch nicht, seine gerechtesten Ansprüche, auf gründliche Rechtsgutachten gestützt, zu verlautbaren, und was man noch von dem jungen Helden gehört hatte, berechtigte, seiner Sache den glücklichsten Ausgang zu versprechen. Deshalb war es natürlich, daß Viele in Berg den König von Preußen schon damals für ihren einzig rechtmäßigen Landesherrn hielten, und besonders die Herzen der Protestanten, die unter der sonst in Manchem löblichen pfälzischen katholischen Regierung erlittenen schmählichen religiösen Druck nicht vergessen konnten, flogen Friedrichen, von dessen Rechtsgründen überzeugt, freudig entgegen. — Viele bergische Jünglinge, besonders aber aus der Gegend von Solingen und Elberfeld eilten zu dem preußischen Heere und auch der zweiundzwanzigjährige Peter Hahn trat im Jahr 1742 in ein königliches Infanterieregiment ein. Zwölf Jahre hindurch begleitete Hahn den Einzigen zu all den preiswürdigen Siegen über die Kriegsmacht von fast ganz Europa und kehrte dann, ein Genosse des Ruhmes, mit ehrenvollem Abschiede, mit ehrenvollen Narben in seine Heimath, nach Solingen, zurück. Bald nach der Heimkehr heirathete er die Tochter des Abraham Kronenberg zu Kotten, Schwester des Abraham Kronenberg, Eigenthümers des Reckhammers zu Kottenhammer und trieb sein Gabelschmiedhandwerk mit dem größten Fleiße. Doch obgleich ihn, als Vater zweier Söhne, die Sorge für sein Hauswesen an die Heimath gebannt hielt, so lebt' er im Geiste doch noch auf den

Feldern des Ruhmes, und die Großthaten, die Leutseligkeit und die Güte seines Königs hatten diesem sein ganzes Herz zugewandt, hatten die treue muthige Seele an den großen Geist gefesselt.

Um diese Zeit begann der dritte Schlesische, der sogenannte siebenjährige Krieg (1756—1763), und ein verderbendrohendes Ungewitter zog sich aus dem ganzen Europa gegen das beneidete Preußen zusammen. Rußland, Schweden, Frankreich und das deutsche Reich schoben gewaltige Streitkräfte gegen Friedrich, den Einzigen. Da kam im Frühjahre 1757 der Prinz Soubise mit seinem übermüthigen Heere nach Rheinland-Westphalen. In Solingen hielten das übelberüchtigte Fischer'sche Freicorps und einige andere französische Truppen Rasttage, und es ist wohl kein Wunder, daß der Veteran Peter Hahn jetzt wieder zu neuer Thatenlust geweckt und um seinen bedrohten König besorgt wurde. Kaum hatte er die Nachricht von dem Einrücken fremder Kriegsleute erhalten, als er Sonntagsrock und Kittel über das Schurzfell warf und in das Gasthaus zum Himmel bei Ascheuer in Solingen eilte, wo er mehrere Franzosen in der Trinkstube fand, bei denen er sich um die Kriegsangelegenheiten erkundigte. Da vernahm er, wie diese Franzmänner, mit Prahlworten nie zu kargen gewohnt, von seinem verehrten Könige gar klein und unziemlich redeten und unter Andern sagten: „Den großen Preußenfritz würden sie bald zu einem kleinen Männlein gemacht haben, Er solle nicht so viel Land behalten, daß er eine Ziege davon ernähren könne." — Da fing der alte Krieger Feuer, gleich nahm er eifrige Partei und suchte die Feldherrntugenden Friedrichs, von denen seines Erachtens des Krieges Ausgang abhing, in ein günstigeres Licht zu stellen. Von Streitworten kam es zu Schlägen. Wie der treue Hahn aus Liebe zu seinem Könige einst des feindlichen Kugelregens nicht geachtet hatte, so brachten ihn jetzo die Fäuste der feindlichen Ueberzahl nicht zum Schweigen. Er schwur hoch und theuer: „auch wenn Friedrich unterliege, so sei bei ihm mehr Ehre zu erlangen, als bei den siegenden Feinden; ein einziger Gedanke des großen Königs sei

mehr werth, als des Prinzen Soubise ganze Kriegskunst sammt der lahmen Reichsarmee und den wilden Russen; jeder wackere Mann, in welchem nur noch ein Funken von Ehrgefühl glühe, könne nicht umhin, dem bedrängten Könige beizustehen; Gott werde mit ihm sein." „Friedrich muß Hülfe haben" rief er in vollem Enthusiasmus, warf das Schurzfell von sich und stürzte aus dem Hause. Auf Mangenberg sahen ihn mehrere Bekannte die Straße so hastig eilen und fragten ihn, wo er hin wolle? „Friedrichen Hülfe bringen" rief er und eilte vorüber. Mit gleichem Ausrufe grüßte er seinen Vetter Witte, der ihm bald darauf begegnete. Hahn erzählte ihm den Vorfall im Gasthause zum Himmel, wie der von den Schelmenfranzosen gehört habe, daß des guten Friedrichs Sache gar schlimm stehe und wie die Prahlhänse schon glaubten, ihn im Sacke zu haben. Drum, sagte er ferner, habe er sich aufgemacht, um zu seinem alten Regimente zu kommen, dem Könige in seiner Noth beizustehen und dessen Feinden die üppige Prahlerei verleiden zu helfen."

„Und Weib und Kind wolltet Ihr verlassen?" fragte Witte erstaunt: „Ihr wollt laufen in Händel, die Euch nichts angehen und die auch ohn' Euch geschlichtet werden, und denkt nicht an Eure Familie, die Ihr zu ernähren verpflichtet seid? Kommt, Gevatter, mit mir nach Hause zurück, denkt der Sache ruhiger nach bis Morgen, und dann wird Euch der Schwindel schon vergangen sein."

„Ich habe mich bedacht, ich kenne meine Pflichten", fiel Hahn dem bedächtigen Nachbar in's Wort: „der große Friedrich ist eigentlich der Herr dieses Landes, ihm hab' ich geschworen zu Wasser und zu Lande getreu zu dienen wie ein ehrlicher Kerl; ein Schurke wär' ich, wollt' ich sagen, daß mich meines Herrn Noth nichts anginge. Dächten Alle so wie Ihr, so wär' er schon verloren, aber was ich vermag, will ich ihm bringen, diese Arme und ein treues Herz. Geht Ihr zu meinem Weibe und sagt Ihr, daß es nicht anders sein kann. Sie hat noch eine schöne Summe Geldes, die ich Ihr erwarb und das wird ausreichen bis ich wieder komme; fall' ich, so hat sie noch einen reichen Bruder, der sie

nicht darben lassen wird. Wer von höheren Pflichten abberufen wird, der mag Weib und Kind mit Zuversicht dem Himmel anbefehlen. Das sagt meinem Weibe und grüßt sie von mir und bringt ihr hier meinen Sonntagsrock, d'raus sie Röcklein machen mag für die Kleinen — ich kann im Kittel bis zum Regimente gelangen und dann gibt mir der König Kost und Kleider." Darauf übergab Hahn seinem Freunde den Rock und eine Reihe Semmel, die er für die Kinder gekauft hatte, gab ihm noch mehrere Aufträge, das Hauswesen betreffend, und eilte in dem Hochgefühle der Pflichterfüllung dem Regimente zu, bei welchem er vor vier Jahren gedient hatte.

Als Hahn bei dem Regimente eingestellt war und mehrere Rekruten aus der Gegend von Solingen ankamen und von ihm und den edlen Beweggründen seiner Dienstnahme erzählten, da ärndtete Hahn ein großes Lob bei seinen Obern, er erhielt von den Offizieren ansehnliche Geschenke und kam bei seinen Kameraden hoch in Achtung. Alles aber, was er geschenkt erhielt und was er von seiner Löhnung zu erübrigen vermochte, sandte er seiner Frau nach Limminghofen. Hahn war ein Muster von Diensttreue; er folgte seinem Könige zu den herrlichsten Siegen und sah Franzosen, Russen, Oestreicher und die Reichsarmee von dem Einzigen hingescheucht. Bald nach der Schlacht bei Torgau (1759) gerieth Hahn in Gefangenschaft der Oestreicher und wurde mit mehreren Kameraden nach Pettau in der Steiermark gesandt, wo er bis zum Friedensschlusse als Kriegsgefangener blieb. Der Friede zu Hubertsburg endigte (15. Februar 1763) den siebenjährigen Krieg, in welchem sich Friedrich als den größten Feldherrn Deutschlands gezeigt hatte. Fortan war der König ein Vater seines Volkes, ein Beglücker seiner Lande. Nur die Noth hatte ihn auf das Schlachtfeld gerufen. Doch die feindlichgesinnten Nachbarn waren von seinen Heldenthaten eingeschüchtert und es wagte Keiner mehr, den alten Löwen zu reizen.

Mit dem schönen Bewußtsein, Treu und Pflicht seinem Könige bewährt zu haben, mit dem erhebenden Gefühle, ein Förderer und Theilnehmer seines Ruhmes zu

sein, eilte Peter Hahn, sobald nach dem Frieden die Gefangenen ausgewechselt wurden, voll Sehnsucht nach den Verlassenen der Heimath zu. Sonderbar, daß ihm auf der Höhe zwischen Solingen und Langenfeld als erster Bekannter derselbe Witte begegnete, dem er vor fünf Jahren auf dem Mangenberg Lebewohl gesagt. Freudig drückten die Nachbaren sich die Hände, und hatte Hahn aus all der mühseligen gefahrvollen Fahrt in seinem grauleinenen Kittel auch nichts Sichtbares mitgebracht als ein durch die lange Gefangenschaft verbleichtes Aussehen und die Vermehrung ehrenvoller Narben, so vermochte Witte doch jetzt, da er der Siege der Königlichen Armee, die ganz Europa in Staunen gesetzt, eingedenk war, nur mit Ehrfurcht und Bewunderung den ruhmvoll wiederkehrenden Nachbarn anzuschauen, und hatte er früher den heldenmüthigen Entschluß des getreuen Veteranen thöricht gescholten, so mochte er ihn jetzo wohl beneiden, denn das getreue Bergische Land ernährt Niemanden, der nicht ein solches Pflichtgefühl zu würdigen weiß.

War Witte's Freude groß, den Vetter und Nachbarn wohlbehalten wieder zu sehen, so war noch größer die Freude des Wiedergekehrten, als er von ihm vernahm, daß Weib und Kind sich wohl befanden und es ihnen an Nichts gefehlt habe. Fortan lebte er als ein wackerer Familienvater und starb, geachtet von Allen, die ihn kannten, in einem Alter von mehr als siebenzig Jahren, deren siebenzehn er seinem Könige gewidmet hatte. Sieben Söhne, der Segen seiner glücklichen Ehe, haben uns aus seinem Munde die Erzählung seiner Abenteuer erhalten und schon auf ihre Kinder und Enkel vererbt. Unzählige Anekdotenbücher bekunden des großen Königs Herablassung und Freundlichkeit selbst gegen gemeine Soldaten, wodurch er ihre Herzen gewann. Auch Hahn war von dem Könige oft auf Schildwache und Feldposten freundlich angeredet worden. Das war ihm mehr als reicher Geldgewinn, ihm, dem ächten Solinger. Wohl wird seinen Landsleuten von denen, die sie verkennen und nicht zu behandeln wissen, Hartnäckigkeit und sogar Streitsucht vorgeworfen; allein mit Unrecht. Das flammende

Ehrgefühl dieser Leute, das Bewußtsein des Werthes ihrer eignen guten, aufopfernden Gesinnung fordert Anerkennung und Freundlichkeit. Wer ihnen liebevoll entgegen tritt, an dem hangen sie mit ganzer Seele und opfern Gut und Blut für ihn; allein wer sie schnöde behandelt, oder ihnen etwas abdringen will, der findet sie fest und unbeugsam, hart wie der Stahl, den sie schmieden. — Nach vielen Stürmen und Kämpfen hat sich endlich das gute Recht bewährt; die widerrechtlich lange vorenthaltene Erbschaft ist an Preußen gekommen: der Bergische sieht in seinem erlauchten Herrscherhause noch die Sprossen seiner frühesten Grafen — eine sonderliche Gnade der Vorsehung, deren sich wohl kein zweites Land zu erfreuen hat. Aber auch die Liebe der Bergischen zu ihrem Landesherrn hat sich nicht minder bis heute erhalten. Wird man Beispiele von aufopferndem Heldenmuthe, von Pflichtgefühl und Unterthanentreue nennen, so wird Solingen gewiß den Namen des Peter Hahn nicht vergessen und manches Land, größer als das Bergische, wird nicht ein solches schönes Beispiel von seinen Söhnen zu rühmen wissen.

Des Amtmanns Spuk auf der Wahner Haide. *)

(Bergische Volkssage aus dem vorletzten Jahrhundert.)

Um Mitternacht am Moore hält Wagen und Gespann,
Dann steiget aus dem Rohre ein langer hagrer Mann,
Die Wangen, die knochichten, bleichen, umwogt von Perückengekraus,
Moornebel zu vergleichen vor tiefem Dunkelgraus.

Dazwischen die Unkenaugen, die matten, so stier, so hohl
Gleich Blasen auf giftigen Laugen — ihr Blick er thut nicht wohl!
Im Rothrock mit goldnen Borten, in der Hand den Tressenhut,
Noch hemmt er mit keifenden Worten der scharrenden Renner Gluth.

Dann springt er in die Karosse, faßt Zügel und Peitsche geschwind,
Ausgreifen, es fliegen die Rosse dahin wie der Wirbelwind.
Es füllt des Wagen Gepolter der Haide nächtlichen Raum,
Ginster und Wachholder rühren Rad und Hufschlag kaum.

Vorüber dem Sumpfe dem faulen, hinüber den wirbelnden Sand,
Durch Sträuche, durch Gräben und Kaulen, vorüber der Waldung Rand.

BIBLIOTHECA
MONACENSIS

*) Wahn, ein Ackerdorf an der Straße nach Siegburg, gab der großen Haide den Namen, welche ostwärts von der Heerstraße bis an die Berge grauet. Von dem nächtlichen Wagengepolter auf der Haide weiß dort Alt und Jung, auch vom ungerechten Amtmann, der von Irrlichtern, den Gespenstern von Kindern, die er frevelnd überfuhr, auf mitternächtlicher Spuckfahrt hingescheuchet wird.

Das Kaninchen von der Achse Getrommel geschreckt in die Höhle flieht,
Die Taucher, der Spatz, der Dommel sie entflattern schreiend dem Ried.

Die Eulen an dem Raine sie flogen mit sausendem Flug,
Das Irrlicht mit flackerndem Scheine es schließet sich an dem Zug.
Viel dunkle wirre Gestalten sie folgen der Kaross',
Sie jagen den Amtmann den Alten, sie scheuchen das flüchtige Roß.

Auf ferner Straße lauschen fremde Wandrer in Nacht,
Sie wähnen, daß Mühlen rauschen, daß fern ein Pochwerk kracht;
Der Landmann schließt Thür und Fenster und betet mit seinem Haus,
Daß ihm nicht nahe der Gespenster nächtlicher wilder Graus.

Er weiß, daß im Grabesgrunde dem Frevler nicht Rast und Ruh,
Die Kinder hören der Kunde vom bösen Amtmann zu.
Das ist keine Fahrt zur Freude — Gott bewahr' uns Alle davor!
Es ist auf der Wahner Haide des todten Amtmanns Rumor.

Gummersbach, gedruckt bei Friedrich Luyken.

11105
Suchner
binderei
4098 Hohenthann

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Zuccalmaglio, Vincenz Jacob <<von>>,

Die Vorzeit der Länder Cleve-Mark, Jülich-Berg und Westphalen

Bd.: 2

Solingen [u.a.] 1839
Bor. 211 g-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10014549-4